



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPAß ER



In wilden Sähen sprenghen die Indianer davon.
(Zu der Erzählung „Fort Gibson“ auf der nächsten Seite.)

FORT GIBSON

Eine Geschichte aus dem Wilden Westen.

Von Adolf Stark.



Heute sind die Indianer Nordamerikas ein harmloses Völkchen, bei dem nur noch die phantastischen Namen, wie „Roter Büffel“ oder „Schleichende Schlange“ erschreckend sind. Sie haben die Ueberlegenheit der weißen Rasse längst eingesehen und mit den „Bleichgesichtern“ Frieden geschlossen. Aber ehe sie zu dieser Ueberzeugung kamen, mußte viel Blut fließen. Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es große Indianeraufstände, die, wenn sie auch von vornherein aussichtslos waren, doch viel Unruhe und Sorge ins Land brachten.

In jener Zeit war es, als sich der Rothhäute wieder einmal große Erregung bemächtigt hatte. Sie hielten geheime Zusammenkünfte ab und blickten die Weißen finster an. Dies war denn auch den Besatzungen der kleinen, vorgeschobenen Forts, die die Grenzschutz gegen die Indianer hielten, nicht entgangen. Major Brown, der Kommandant des Forts Gibson, gab deshalb den Auftrag, daß die Frauen und Kinder den gefährdeten Posten schnellstens verlassen mußten. Es war ein trauriger Abschied. Mütter und Kinder weinten herzzerreißend, obgleich die Männer sie trösteten und ihnen versprachen, sie recht bald wieder heimzuholen. Der Zug, der sich auf schwerfälligen Wagen durch die Einöde und die dichten Wälder bis zur nächsten Bahnstation bewegte,

die viele Meilen entfernt lag, war bunt genug. Allerhand Haus- und Wirtschaftsgerät wurde mit fortgebracht, so daß das Ganze einem Auswanderungszug glich. Oben auf den Wagen saßen die Kinder und hielten ihr liebstes Spielzeug fest umklammert: das eine seine Puppe, das andere einen kleinen Hund; Mary, die Tochter des Kommandanten, hielt einen Käfig mit zwei allerliebsten Täubchen, die ihr der Sergeant, ein leidenschaftlicher Taubenzüchter, vor kurzem geschenkt hatte. Schweren Herzens sahen die Soldaten dem Zuge nach, bis er zwischen den Bäumen verschwand. Dann gingen sie daran, die Befestigungen in Stand zu setzen und alles für einen etwaigen Angriff der Rothhäute vorzubereiten.

Die Lage des kleinen Forts war trotz der Ueberlegenheit der Waffen nicht gefahrlos. Nur 80 Mann bildeten die Besatzung, die unter Umständen mit einem Angriff von Sun-

Freunde, hört!

Ich hatte gehofft, Ihr würdet mir helfen und für den „Fridolin“ neue Anhänger werben. Aber leider war es Essig damit. Auch meine Hoffnung, daß endlich alles billiger werden würde, erfüllte sich nicht. So stimme ich traurig meine Leier an und singe:

Glaubi mir, mein Haupt in Sack und Asche
hüll' ich:
Schon wieder steigen Eier, Butter, Millich,
So daß auch ich, wie ich betrübt gestehn
muß,
Ab heut' den Preis auf Märker 10 erhöh'n
muß.

Es tut mir ja leid; aber alle zur Herstellung des „Fridolin“ notwendigen Dinge — Kohle, Holz, Papier und Farben — sind fast unerschwinglich teuer geworden. Auch wißt Ihr ja, daß selbst unbedruckte Schreibhefte heute über 20 Mark kosten. Was blieb mir also übrig, als meinen Preis wieder zu erhöhen? Darum zum Schluß noch einmal: Werbt! Werbt! Werbt für den „Heiteren Fridolin“! Wenn jeder von Euch nur drei Freunde veranlaßt, den „Heiteren Fridolin“ zu abonnieren, so wär's schon gut, und eine weitere Preiserhöhung wäre überflüssig. Fridolin.

berten, ja Tausenden von Indianern zu rechnen hatte. Noch gefährlicher aber als diese Ueberlegenheit war die Schlantheit der Indianer, die es mit Vorliebe versuchten, die Weißen durch irgendeine Kriegsklist zu überumpeln. Und oft genug war ihnen dies leider schon gelungen.

Diesmal jedoch schien die Erregung sich bald zu legen. Die Häuptlinge kamen klein und waffenlos zu dem Kommandanten und versicherten ihm, daß sie nichts Böses im Schilde führten, und daß die Gerüchte von boshaften Leuten ohne Grund ausgestreut worden seien. Major Brown glaubte den schlauen Rothhäuten, deren Charakter er genau kannte, nicht so ohne weiteres; aber als Wochen vergingen, ohne daß sich etwas Schlimmes ereignete, schlummerte auch sein Argwohn ein, und er glaubte keinen Grund zu haben, den Markttag, der demnächst im Fort abgehalten werden sollte, zu verbieten.

Diese Markttag sind von sehr großer wirtschaftlicher Bedeutung. Die indianischen Jäger und Fallensteller kommen dann an die Handelsplätze, um die kostbaren Felle gegen allerlei Gebrauchsgegenstände umzutauschen. Für wenige Stunden wird dann das stille Fort zum lebhaften Handelsplatz. Und kaum einer, der sich im strengen Winter in seinen warmen Pelz hüllt, denkt wohl daran,

welchen weiten Weg dieses Kleidungsstück gemacht hat, ehe es in seinen Besitz kam.

Natürlich wurden auch diesmal die militärischen Vorsichtsmaßregeln am Markttag erhöht, aber das Mißtrauen war so weit geschwunden, daß nicht einmal der Major stutzig wurde, als die einzige Verbindung mit der Außenwelt, der Telegraph, plötzlich versagte. Solche Störungen kamen öfters vor.

Der Morgen des Markttag dämmerte herauf. Der diensthabende Sergeant erhob sich, um nach dem Rechten zu sehen. Als er auf den Hof trat, saß dort eine Taube und pickte die Körner auf. Das überraschte ihn, denn er hatte seine Lieblinge für diesen Tag eingeschlossen, weil er mit Recht fürchtete, daß sie abgefangen oder weggeschossen werden könnten. Woher kam diese Taube? Er schlich näher, da plötzlich riß er die Augen weit auf. Er erkannte das Tier, das er der kleinen Mary geschenkt hatte; und wahrhaftig, um den Hals trug das Täubchen an einem Seidensaden eine Federspule, das übliche Behältnis für Briefe der Taubenpost.

Einige Minuten später hatte er den Kommandanten geweckt. Erschüttert lasen beide die wenigen Zeilen: „Ein Ueberläufer hat heute gemeldet, daß die Rothhäute am Markttag Fort Gibson überfallen wollen. Der Telegraph ist unterbrochen. Hilfe ist abgegangen,



Fort Gibson.

Es war ein trauriger Zug, der Fort Gibson verließ, um die Frauen und die Kinder der Besatzung in Sicherheit zu bringen.

heftentlich kommt sie nicht zu spät. Ich mache einen Versuch mit der Taubenpost. Marys opfert gern ihren Liebling, um Papa zu retten. Gott sei Euch gnädig. Anna Brown.“

Zwei Stunden nach Tagesanbruch stand ein dichter Haufen von pelzbeladenen Rothäuten, des Einlasses harrend, vor dem Tore der Festung, angeblich um ihre Waren dort auszulegen. Die Pferde hatten sie angepflöck. Als nun statt der breiten Torflügel nur das schmale Pfortchen geöffnet wurde, drängten sie, wenn auch murrend, voran der Häuptling, in das Innere. Raun waren sie drinnen, so fiel hinter ihnen das Fallgitter zu, und gleichzeitig starren sie erschrocken in die Flintenläufe, die ihnen schußbereit entgegenblinkten. Unter den Pelzbällen

fand man Pistolen, Gewehre und Messer verstreut; ein schweres Vergehen, denn es war streng verboten, das Fort mit Waffen zu betreten. Die Gefangenen wurden gefesselt und abgeführt. Gleichzeitig krachte als Warnung und Drohung ein Schuß aus einer der Kanonen über die Köpfe jener, die in einiger Entfernung lauerten und nun in wilden Sätzen davonsprengten.

Wie das bei Naturvölkern immer der Fall ist, brach der Mut der Indianer sofort zusammen, als sie sich entdeckt sahen. Widerstandslos ließ sich der Häuptling als Geißel abführen. Als bald darauf die angekündigte Verstärkung eintraf, war alle Gefahr für Fort Gibson vorüber. Marys Taube hatte der Besatzung das Leben gerettet.



Schon im Jahre 1913 hat ein besonders kühner englischer Filmphotograph das Wagnis unternommen, in den Vesuv hineinzuklettern, um dort Filmaufnahmen zu machen. Da er fürchten mußte, daß der Plan wegen seiner Gefährlichkeit verboten würde, begab er sich heimlich mit seiner kinematographischen Ausrüstung zum Vesuv. Dort spannte er Seile über den Eingang und ließ sich mit dem Aufnahmekasten in den Abgrund. Als er 10 Meter hinuntergekommen war, mußte er sich vor den starken Schwefeldämpfen, die ihm fast den Atem raubten, in Sicherheit bringen. Schließlich jedoch drang er 300 Meter weiter in die Tiefe. Die unerträgliche Hitze und die große Gefahr, von herabstürzenden Steinmassen erschlagen und in den Höllenrachen gerissen zu werden, zwangen ihn nach vierstündigem Aufenthalt, wieder den Rückzug anzutreten. Die Ausstrahlungen der Glut waren so hell, daß er ohne Tageslicht gute Aufnahmen herstellen konnte. Der Film wurde später in der ganzen Welt vorgeführt. Er enthielt eine Anzahl interessanter Bilder aus dem Innern des feuerspeienden Berges.

Bald darauf folgte ein amerikanischer Kinophotograph, der eigens für diese Aufnahmen nach Europa gekommen war, dem Beispiel des verwegenen Engländers. Er spannte ebenfalls ein großes Seil über einen kleinen Seitenteil des Kraters, brachte eine fahrbare Rolle mit einem Seil an und befestigte sich mit seinem Gurte an dieser „Erfindung“. Dann kurbelte er stundenlang, in freier Luft schwebend, um alles, was sich ihm da unten zeigte, kinematographisch festzuhalten.

Einen anderen Amerikaner ließ der Ruhm nicht schlafen. Auch er wollte im Vesuv filmen. Er schrieb ein Kinodrama, besorgte sich einen kleinen Flugapparat, flog mit der Maschine über den Vesuv und begann mit großer Geschicklichkeit, gerade über dem Krater seine Kreise ziehend, zu filmen. Plötzlich gingen die Tragflächen des Apparates Feuer; minutenlang schwebte er und sein todesmutiger Begleiter in Lebensgefahr, bis der Kinoproduzent die Maschine, die schon lichterloh brannte, endlich in Sicherheit brachte. Sein Begleiter und er hatten wohl Verletzungen davongetragen, aber sie waren trotzdem glück-



Mit dem Kurbelkasten im Besuv.

Ein kühner Film-Operateur, der über der Krateröffnung, an einem Seil hängend, stundenlang kurbelte.

lich, denn die Aufnahmen für ihr Drama waren infolge dieses unerwarteten Zwischenfalles noch besonders interessant geworden. Der Film mit diesen Besuv-Photographien aus dem Flugzeug soll diesen Winter in New York zum ersten Male vorgeführt werden.

Diese große Ruhmestat ließ die Filmoperateure nicht ruhen, und die Folge war,

daß sich von verschiedenen Seiten Leute fanden, die den Besuv im Innern kinematographisch aufnehmen wollten. Sie haben aber alle die Rechnung ohne den Wirt gemacht: denn die italienische Regierung achtet jetzt strenger denn je auf die Photographen, die sich in der Gegend um den Besuv zeigen.

E. J.



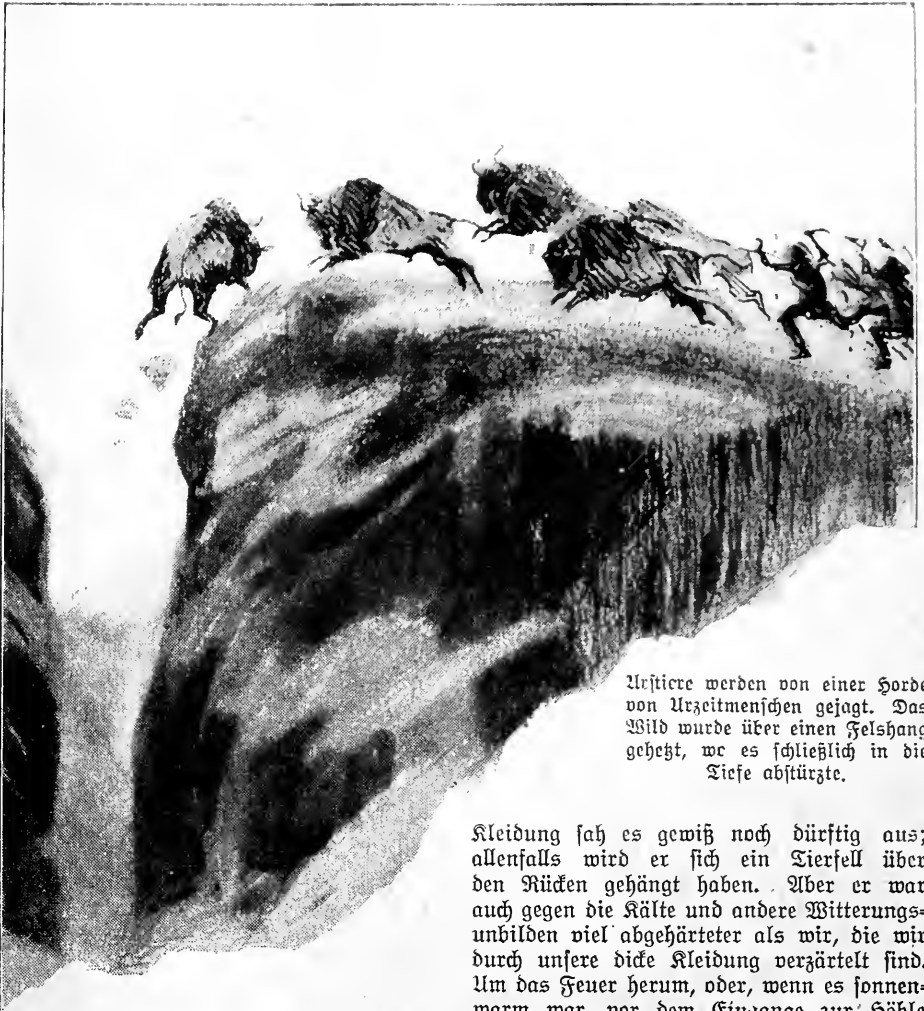
Aus dem Leben der Urzeit-Menschheit.

Es gab einmal eine Zeit, da war das ganze Nord- und Mitteleuropa ein riesiges Eis- und Gletscherfeld; kühl und leer, nichts als Eis und Schnee. Dann wieder gab es eine Zeit, in der es in unsern Gegenden viel wärmer war als heute: das Eis schmolz, die Gletscher tauten und wichen immer weiter nach Norden zurück. Mehrmals haben so „Eiszeit“ und „Zwischeneiszeit“ einander abgelöst, bis zu Beginn der „geologischen“ (d. h. erdgeschichtlichen) Gegenwart — und das liegt rund 12 000 Jahre zurück — die Gletscher für immer nordwärts wichen. Woher wir das wissen? Nun, die Erde hat uns in ihrem Schoße Zeugen mancherlei Art bewahrt, die uns von diesen Kämpfen berichten: versteinerte Pflanzen und Tierknochen von wesentlich anderen Formen als die heutigen. Mancher Forscher, bewaffnet mit Spaten und Hacke, hat durch Ausgrabungen der Erde das wichtigste Geheimnis entrisen: den Eiszeitmenschen. Als man ihn das erste Mal sah — im sogenannten Neandertale, unweit Düsseldorf, im Jahre 1856 —, da erschien dieser Mensch, dieser „Neandertaler“, wie wir ihn jetzt nennen, auch den Wissenschaftlern so absonderlich, daß sie an ihm mäkelten, ihn nicht als Menschen und Ahnen des heutigen gelten lassen wollten, einen durch schwere Krankheiten entstellten Menschen in ihm sehen zu müssen glaubten. Inzwischen hat die Erde uns noch manchen andern feinesgleichen herausgegeben, und heute wissen wir, daß vor 100 000 Jahren diese „Neandertalraffe“ ganz Europa in verstreuten Herden bewohnt hat. Wir können uns auch nach

den Skelettresten ein ungefähres Bild von ihrem Aussehen machen und dieses Bild durch die Deutung zahlreicher Funde ihrer Kultur zu einem Gemälde ergänzen, das uns einen Ueberblick über das Leben des Menschen vor 100 000 Jahren gibt. Zunächst also: wie sah der Mensch damals aus? Er war von derbem, plumpem Körperbau und ziemlich klein; will man sich Wuchs und Körpergliederung vorstellen, so denkt man am besten etwa an die heutigen Eskimos. Er hatte nur kurze, leicht gebogene Beine, dafür aber einen verhältnismäßig langen Rumpf. Dieser Rumpf trug einen gedrungeneren Hals, und darauf saß ein maffig-eckiger, gleichsam lang nach hinten ausgezogener Kopf. Die Knie leicht gebeugt, den nur wenig gewölbten Fuß vornehmlich mit dem äußeren Rande aufsetzend, hielt der Neandertaler vermutlich Kumpf und Haupt, etwas vornübergeneigt, wie schleichend. Das Gesicht war sehr merkwürdig: über runden, aus den Höhlen quellenden Augen erhob sich, fast wie das aufgeschlagene Visier eines Ritterhelms zu schauen, ein derber Wall voll dichter Augenbrauen, hinter dem die Stirn gewissermaßen jäh nach hinten fiel, anstatt in schöner Wölbung nach vorn zu streben. Der Nasenrücken war eingedrückt, die Nase breitflügelig, und ihre Rüstern saßen nach vorn. Darunter sprang dann wieder, wie eine tierische Schnauze mit mächtigem Gebiß und dünnen Lippen, der Mund vor; ein Kinn aber fehlte. Gewiß: eine Schönheit war solch Neandertaler bestimmt nicht — er hatte entschieden etwas Tierisches noch, etwas von einem großen



Wie ein Neandertal-Mensch vor 100 000 Jahren aus einem Feuersteinstück ein? Waffe herstellte.



Urtiere werden von einer Horde von Urzeitmenschen gejagt. Das Bild wurde über einen Felschhang gehebt, wo es schließlich in die Tiefe abstürzte.

Affen. Aber er war doch geistig schon weit über das Tier hinausgeschritten; das und alles, was wir von seinem Leben wissen, erfuhren wir durch jene Funde.

Zur Wohnung wählte sich der Mensch damals einen Felschlupf, eine Höhle, so wie das noch heute zahlreiche Wilde, z. B. die Buschmänner in Südafrika, tun. Der Neandertaler ging hierbei schon recht klug zu Werke. Er hat immer nur solche Höhlen gewählt, deren Eingänge den rauhen Winden nicht ausgesetzt waren. Oft genug hat er wahrscheinlich erst den Höhlenbären oder die Höhlenhyäne daraus vertreiben müssen, und dann unterhielt er nachts darin ein Feuer, um die Tiere zurückzuschrecken. Mit seiner

Kleidung sah es gewiß noch dürrig aus; allenfalls wird er sich ein Tierfell über den Rücken gehängt haben. Aber er war auch gegen die Kälte und andere Witterungsunbilden viel abgehärteter als wir, die wir durch unsere dicke Kleidung verzärtelt sind. Um das Feuer herum, oder, wenn es sonnenwarm war, vor dem Eingange zur Höhle hockte er auf der Erde, zumeist damit beschäftigt, aus Feuersteinstücken, von denen er Ecken und Kanten abschlug, Waffen herzustellen. Sein Hauptwerkzeug war ein handgroßer, spitzmandelförmiger Keil aus Feuerstein, gleichzeitig Waffe zum Kampfe mit seinesgleichen oder für die Jagd. Auch als Säge zum Fällen von Baumstämmen, Schneiden von Ästen, Zerkleinern von Holz und dergleichen benutzte er ihn. Pfeil und Bogen besaß er noch nicht. Es wird ihm daher nicht allzu leicht gewesen sein, den Elefanten, den Höhlenbären, das Nashorn und den Urstier zu jagen. Vermutlich haben sich jedesmal ganze Herden von
(Fortsetzung auf Seite 10.)

DIE ERFINDUNGEN DES I

VI. Der Vater



Besuch, freundschaftlich verbunden,
Hat sich bei Pechmann eingefunden.
Der Herr Professor lädt zum Sitzen
Und küßt der Dame Fingerspitzen.



Man ist natürlich sehr gespannt,
Was Pechmann wiederum erfand;
Und fühlt beglückt sich und geehrt,
Daß er persönlich es erklärt.



Diemeil man sich am Tee erquicket,
Frikz leiße auf ein Knöpfchen drückte;
Er drückte ganz begeistert drauf . . .
Der Unheilstisch nahm seinen Lauf.



Er lief . . . Doch nicht durch — „Geisterhand“ —
Der Herr Papa ward überrannt.
Herr Pechmann aber denkt: Manu!?
Und Frikzchen sieht entgeistert zu.

PROFESSORS PECHMANN

Teetisch.



Herr Pechmann, der ein schlauer Kopf,
Drückt ganz vergnügt auf einen Knopf;
Da rollt ein Teetisch mit Gebräus,
Von „Geisterhand“ gelenkt, vors Haus.



Das war ein Teetisch wunderbar,
Der voll von schönstem Plunder war;
Und von dem Teetisch, reich belegt,
War man äs-thetisch angeregt.



Er lief 'nem Herrn just vor den Bauch;
Der Teetisch raft, — Herr Pechmann auch.
Sollt' ihn sein Mechanismus foppen?
Umsonst versucht er ihn zu stoppen.



Da naht schon jene arme Seele
Und springt Herrn Pechmann an die Kehle.
Das Ende hieß, wie stets: „Nu blech man!
Bald folgt die Rechnung, lieber Pechmann!“

Jägern zusammengetan, und das Wild dann so lange geheht, bis es sich über einen Felsabhang zu Tode stürzte. Das Fleisch der Beute wurde einfach auf das Feuer gelegt und so gebraten; zu kochen verstand der Neandertaler nicht, denn er hatte die Töpferei noch nicht erfunden, besaß also keine Kochtöpfe. Aus gewissen Anzeichen müssen wir schließen, daß man damals auch den fremden Menschen wie Jagdwild betrachtete, d. h. ihn erschlagen und verspeist hat, so wie das die Wilden im „Robinson“ machen. Das alles verrät noch eine tiefe Kulturstufe und

große Roheit. Und doch, dieser Mensch vor 100 000 Jahren hatte schon eine Religion. Er glaubte an ein Fortleben im Jenseits, denn er gab seinen Toten Wasser und Nahrung mit in das Grab, wie es noch heute in Amerika bei vielen Indianerstämmen Brauch ist. So hat die Neandertalrasse Jahrezehntausende in Europa gehaust und gelebt, bis plötzlich aus Asien eine neue, höher stehende Menschheit einwanderte und die Neandertaler vernichtete oder in sich aufnahm.

Dr. Adolf Heilborn.

Wie merke ich mir...



In meinen früheren Hefen zeigte ich Euch unter dieser Rubrik wie Ihr Euch wissenswerte Dinge leicht merken könnt. Inzwischen haben mir meine Leser wieder einige recht gute Vorschläge eingeschickt, die ich Euch hier mitteilen will.

Zunächst ein bißchen Sternkunde! Wollt Ihr Euch die Zeichen des Tierkreises merken? Gern! — Nicht wahr? Aber es ist nicht so leicht. Gestern abend habt Ihr sie vielleicht noch genau gewußt, und heute morgen... die weggeblasen. Ihr habt keinen Schimmer mehr davon. Da will ich Euch einen Satz verraten, in dem alle Sternbilder des Tierkreises enthalten sind. Wenn Ihr Euch den vorfragt, fallen sie Euch gleich wieder ein.

Er lautet:

„Wie Still Zwischen dem Krebs und dem Löwen die Jungfrau war, da schoß der Schütz vom Steilen Wall die Fische.“

Und nun wißt Ihr gewiß sofort, wie die zwölf Sternbilder heißen. Denn die meisten Wörter meiner Zauberformel deuten mit ihren ersten Buchstaben auf das betreffende

Sternbild hin, nämlich: Wie auf — Widder, Still auf — Stier, Zwischen auf — Zwillinge u. s. f. Die übrigen Sternbilder lauten: Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische.

Jetzt etwas anderes:

Mancher von Euch kann sicher nicht behalten, ob man bei einem Schiff das Vorderteil Bug oder Heck nennt. Da muß er sich nur vorstellen, daß das „Heck“ mit H anfängt, ebenso wie das Wort „hinten“.

Der dritte Kniff interessiert hauptsächlich meine musikalischen Leser. Doch auch alle meine anderen Freunde möchten sicher gern wissen, wie man sich die vier Saiten einer Geige merkt. Man sagt nur den einfachen, wenn auch nicht sehr freundlichen Satz: „Geh, Du Alter Esel“ und wird nie mehr vergessen, daß die vier Saiten G, D, A, E heißen.

Zum Schluß will ich Euch noch verraten, wie man die Namen der neun Musen im Kopf behält. Ihr braucht Euch bloß das Wort „Puttkamer“ zu merken und könnt nunmehr die Musen, vorausgesetzt, daß Ihr sie Euch erst einmal richtig eingepägt habt, nicht wieder vergessen. Denn das Wort enthält die Anfangsbuchstaben der Musen; nur das „R“ gilt einmal allein für „Rlio“, und einmal mit dem nächstfolgenden „a“ für „Rallope“; ebenso gilt das „E“ einmal allein für „Euterpe“ und einmal mit dem nachfolgenden „x“ für „Erato“.

Die Namen der übrigen Musen lauten:

Polhymnia
Urania
Terpsichore
Thaleia
Melpomene

Wer noch derartige Gedächtniskniffe kennt, teile sie mir mit! Dankel Otto.



Mudungo erzählt Geschichten

Endlos war den Trägern der Marsch durch den Urwald erschienen. Selbst die Geschwägigsten waren schließlich verstummt; kaum, daß der oder jener an den Vordermann im Flüsterton eine Frage stellte oder dem Hintermann Antwort gab. Nun war mit jäh sinkendem Tag eine Lichtung erreicht, wo man rasten wollte. Rasch waren die Lasten abgesetzt, die Zelte aufgeschlagen und ein Feuer entzündet. Die Schwarzen lagerten sich im Kreise, räkelten sich und ließen sich's wohl sein. Plötzlich rief einer nach Mudungo, und bald schallte es von allen Seiten: „Wo ist Mudungo, der Fabelerzähler!? — Er, der voller Schnurren steckt und unermülich im Possenreißer ist.“

Mudungo ließ sich nicht lange nötigen. Langsam kam er aus einer Ecke angeschlendert, hockte am Feuer nieder und rief: „Was soll ich erzählen?“ — Der eine wollte die Geschichte vom Hunde und der Schildkröte nochmals hören, der zweite die von dem Löwen und dem Schakal, der dritte diese

Schnurre, der vierte jene, und es gab ein Durcheinander, daß die Sprechenden kaum noch ihr eigenes Wort verstanden. Da sprang Mudungo auf, streckte wie beschwörend die Arme aus, schüttelte die Fäuste und schrie durch den Lärm: „Wenn Ihr nicht Frieden gebt, bin ich stumm!“ Da wurden die um das Feuer Kauernden allmählich stiller; Mudungo fuhr mit der gespreizten Rechten wie bannend durch den weißlichen Qualm, der von dem frisch ausgeworfenen Brennholze emporstieg, und zeigte lachend die Zähne: „Ich will Euch etwas Neues erzählen“, und dann begann er, während alles aufhorchte und lautlos lauschte, die „Geschichte vom Krug und dem Wasser“ . . .

„Der Krug und das Wasser“, hub er an, „zankten einmal miteinander. Der Krug sprach zum Wasser: „Du bist überflüssig, denn Du hast keinen Wert.“ Da sagte das Wasser: „Im Gegenteil: Du bist wertlos, denn was wärst Du ohne mich? Die Menschen kaufen Dich nicht um deinetwillen, sondern nur, da-

mit ich in Dir bewahrt werde.“ Da ergrimmte der Krug, lief zum Richter und verklagte das Wasser. Als die beiden vor Gericht erschienen, ließ sich der Richter den ganzen Hergang erzählen. Dann nahm er den mit Wasser gefüllten Krug in die Hand, hob ihn hoch und — hastenigesehn — ließ er ihn fallen, daß der Krug in tausend Scherben sprang und das Wasser, bittere Tränen vergießend, im Erdboden versickerte. Wimmernd erkannten die beiden mit ersterbender



Der Fuchs blieb in einiger Entfernung vor seinem Hause stehen und rief: „Guten Tag, Haus!“

Stimme, wie wichtig ihr Streit gewesen, und daß eins ohne das andre nicht leben kann. Wir sind eben alle aufeinander angewiesen.“

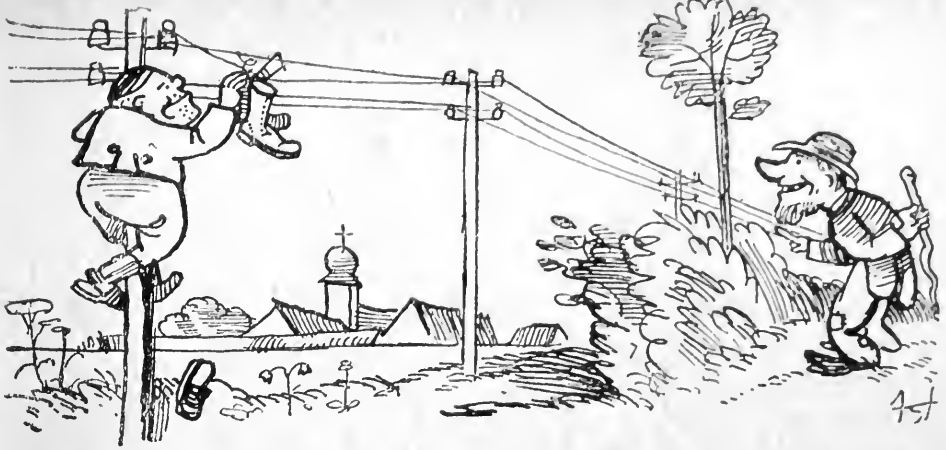
Mudungo schwieg und sah erwartungsvoll auf seine Zuhörer. Aber die rührten sich nicht. Auf einmal rief der dicke Ewane: „Aha, Aha, das nennst Du eine Geschichte? Das war ja schal wie alte Pombe (Hirsebier). Wenn Du nichts Besseres weißt, laß künftig Dein Erzählen!“ „Wie? Ich kann nicht erzählen?“ fuhr Mudungo, in seinem Ehrgefühl gekränkt, in die Höhe. „Das will ich Euch gleich beweisen.“ Dann trat er ein paar Schritte vom Feuer zurück und begann: „Reinigt Eure Ohren, Ihr Dickschädel und sperret sie auf! Jetzt geht es los. — Der Fuchs hatte den Löwen schon oft genarrt. Da beschloß der Löwe, den Spötter zu töten. Er erkundigte

sich, wo der Fuchs wohne, aber niemand konnte es ihm sagen. Wie der Fuchs davon erfuhr, sprach er zu seinem Weibe: „Laß uns lieber umziehen!“ Und sie zogen in ein anderes Haus. Aber das half dem Fuchs nichts, denn diesmal erfuhr es der Löwe. Und einmal, als die beiden auf der Jagd waren, verbarg sich der Löwe in der Wohnung des Fuchses, um ihn, wenn er heimkam, zu fangen. Wie nun der Fuchs heimkehrte, sah er die Fußspuren des Löwen vor seinem

Hause. Da sandte er seine Frau fort, blieb in einiger Entfernung stehen und rief: „Guten Tag, Haus; guten Tag, Haus!“ Er erhielt aber keine Antwort. Da rief er noch lauter: „Was ist denn das?! Wenn ich sonst heimkomme und mein Haus begrüße, antwortet es mir doch. Wahrscheinlich schweigst du, damit ich heute nicht eintrete.“ Da ließ sich der Löwe überlisten und antwortete: „Guten Tag, Fuchs!“ Da lachte der Fuchs und sprach: „Haha, Löwe, dacht' ich's doch, daß du drin wärst, um mich zu fressen! Hast du je gehört, daß ein Haus reden kann?!“ Und damit lief er davon. Der Löwe aber schämte sich und ließ den Fuchs hinsort in Ruhe. Aus!“

„Aha, aha,“ riefen und lachten die Götter und klatschten in die Hände, „das war gut erzählt! Noch eine Geschichte!“ Aber Mudungo war schon verschwunden. Dr. E. A.





Die telegraphierten Stiefel

Es ist schon viele, viele Jahre her. Da lebte irgendwo ein Bäuerlein, das weit und breit die dicksten Kartoffeln hatte, und Ihr wißt ja, daß man sagt: „Der dümmste Bauer hat die dicksten Kartoffeln.“ Das stimmte auch bei unserem Freunde. Nicht so aber bei seinem Sohn Gottfried. Das war ein Schlankopf! Schließlich war es auch kein Wunder, da er in der Stadt studierte. Er lebte, wie es früher so viele junge Studenten taten, lustig und sorglos in den Tag hinein, aß und trank gut und war immer voller Schnurren. Eines Tages trat die Notwendigkeit an ihn heran, sich neue Stiefel zu kaufen, da die alten mittlerweile so schlecht geworden waren, daß sie ihn bald von den Füßen fielen. Darum schrieb er an seinen Vater, er möge ihm auf dem schnellsten Wege neue Stiefel schicken. Der gute Bauer kaufte also ein paar wunderschöne Touristenstiefel, die recht lange halten, und überlegte sich dann, wie er sie seinem Jungen am schnellsten zustellen könnte. Da fiel ihm der Telegraph ein, von dem er schon viel gehört hatte. Er band also einen Zettel an die Stiefel mit der Adresse seines Sohnes, ging dann auf die Landstraße und hing das Paar Schuhe über einen Telegraphendraht, in der Meinung, daß sie nun schnell an seinen Sohn gelangen würden. Dann ging er nach Hause.

Nun war aber ein Wanderbursch in der Nähe gewesen, der den Alten beobachtet hatte. Der ging schnell hin, nahm die neuen Stiefel und hing dafür seine alten hin.

Dann schrieb er auf die andere Seite des Zettels, auf dem die Adresse von dem Bauernsohne stand, ein paar Worte, legte das Papier in die alten Stiefel und machte sich aus dem Staube.

Als am andern Tage das Bäuerlein an der Stelle vorbeikam, wo die Stiefel hingen, ging es schnell hin, nahm sie ab und las den Zettel, auf dem die Worte standen: Dankend erhalten! Dann schüttelte er den Kopf und sagte zufrieden lächelnd: „Der Telegraph ist doch eine schöne Erfindung; jetzt hat mir der Junge sogar seine alten Stiefel mitsamt dem Dank zurücktelegraphiert! Feine Sache das!“ W. Sch.





Brasilianisches Gürteltier.
Ein Gürteltier, dessen Panzerschale den Indianern als Körbchen oder als Sprachrohr dient.

Das Gürteltier

In den Zuckerwarenhandlungen sieht man manchmal merkwürdige, wie Schuppenpanzer anzuschauende Körbchen. Das sind Panzer von Gürteltieren. Die südamerikanischen Indianer verwenden sie schon seit langem als Korb oder Schale. Einst lebten riesenhafte Gürteltiere auf der Erde: man hat Panzer ausgegraben, die fast drei Meter lang sind. Heute sind die Gürteltiere kleine, nächtlich lebende Gesellen, die sehr scheu sind und sich bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr mit Hilfe ihrer starken Krallen augenblicklich in die Erde zu graben verstehen. Trotz ihres schweren Panzers sind sie sehr behende. Die Tiere werden sehr fett, und da ihr Fleisch gut schmecken soll, wird ihnen von den Indianern eifrig nachgestellt. Aus den gepanzerten Schwänzen der größeren Arten machen sich die Wilden übrigens auch — Sprachrohre.

Dr. H.

Aus Onkel Toldi's Witzkiste



Neulich öffnet sich die Tür der Redaktionsstube und herein tritt mit tiefbekümmertem Miene Professor Pechmann. „Nanu,“ sage ich, „was ist denn mit Dir los? War Deine letzte Rechnung so

hoch, oder hast Du Dir Dein Schienbein angestoßen?“ — „Ach nein,“ erwiderte Pro-

fessor Pechmann, und ein Seufzer erfüllte den Raum, daß der Tintenfaßdeckel von selbst zuklappte, „ach nein, des gerade nicht. Aber denke Dir, was ich für ein ausgefuchter Pech-Mann bin. Da lasse ich mir nach langer Ueberlegung neue Besuchskarten drucken; der Drucker irrt sich und setzt — da lies selbst!“ Ich nahm die Karte. Wirklich stand da klar und deutlich:

Professor Pechmann

„Mir fehlt mein „e“, was sang' ich nur an, mir fehlt mein „e!“ — „Das ist ja unglaublich!“ rief ich bestürzt aus, „da geht es Dir ja genau so wie mir.“ Und ich zeigte ihm mein neues Schild das ich mir vom Maler hatte malen lassen. Da stand:

—→ Zu Onkel Told

„Mir hat man mein „i“ genommen.“ Traurig blickten wir uns an. Plötzlich kam mir ein glänzender Gedanke. Ich stürzte aus dem Zimmer und — nach fünf Minuten war ich wieder da. Ich hatte die beiden Ausreifer. Denkt Euch, Professor Pechmanns „e“ und mein „i“ hatten sich zusammengetan, um als „Ei“ 20 Mark zu verdienen. Zum Glück hatte ich den Schwindel rechtzeitig gemerkt. Schnell teilten wir das Ei, um es uns, wie man so sagt, einzuverleiben, und kamen dadurch wieder zu unserm verlorenen „e“ und „i“.

Onkel Toldi.

Rätsel-Ecke

Ergänzungsaufgabe.

ans — ma — or — phon — rei — spo
te — to.

Zu suchen sind vier dreisilbige Wörter, die eine gemeinsame Mittelsilbe haben und deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind. Hat man die richtigen vier Wörter gefunden, so kann man dieselben so ordnen, daß die Anfangsbuchstaben ein Getränk ergeben.

Faulpelz.

„Musik ist schön,“ spricht Elschen klein,
„Nur dürst' das Wort mit „n“ nicht sein;
Das find' ich sehr das Wort mit „l“
Und hab' mit „r“ es immer schnell.“

Vorsicht!

Bist Du „h“, kommt's leicht zum Krachen
Bist Du „w“, dann kann ich lachen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — u — as — bat — licht — brei — cha —
 di — er — erbs — la — he — i —
 bu — ker — kro — na — ne — ner —
 — pez — plu — re — ri — roll — sehr —
 se — tra — u

sind elf Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Wahlspruch des heiteren Fridolin ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Vogel. 2. Mittagsgericht. 3. Mädchenname. 4. Turngerät. 5. Hansteil. 6. Sportgerät. 7. Turnkünstler. 8. biblischen Namen. 9. Fittmännlein. 10. Ureinwohner Amerikas. 11. Körperteil.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 24.

Silbenrätsel.

Wilhelm Busch. Hans Sudebein.
 1. Walfisch. 2. Influenza. 3. Lebkuchen.
 4. Fokuspokus. 5. Elisabeth. 6. Landau.
 7. Mameluck. 8. Bauchwelle. 9. Urlaub.
 10. Zandale. 11. Cyanfäsi. 12. Panteln.

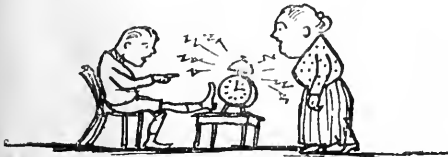
Seltzam.

Die Stimme.

Kleine Ursache, große Wirkung: Kram, Krain; Kamm, Kamin.

Geographie und Naturkunde: Po, Made, Pomade.

Fridolins Lachkabinett



„Was machst Du denn da, Fritz?“

„Mein Bein ist eingeschlafen, und nun will ich es aufwecken.“

*

Mädchen ist unartig gewesen und wird aus dem Zimmer geschickt, als der Pudding auf den Tisch kommt. Nach einer Weile geht die Mutter zu Mädchen und fraat ihn:

„Nun, willst Du jetzt wieder artig sein?“

„Ja,“ schluchzt der Junge, „aber da muß ich erst sehen, wieviel Pudding übrig geblieben ist!“

*

„Mama,“ fragte die kleine Elisabeth, „wohin geht denn das Feuer, wenn es ausgeht?“



Vater: „Max, wenn Du jetzt nicht mit Deiner ewigen Fragererei aufhörst, verhaue ich Dich auf der Stelle.“

Max: „Auf welcher Stelle, Papa?“

Ein Dieb leugnate hartnädig. „Aber,“ sagte der Richter, „hier stehen 6 Personen, die es gesehen haben, wie Sie die Börse Ihrem Nachbarn aus der Tasche zogen.“

„Sechs Zeugen? Wenn's weiter nichts ist. Wetten wir, Herr Gerichtshof, ich kann Ihnen mehr als sechsmalshunderttausend Personen bringen, die es nicht gesehen haben!“

*



„Komm doch rein ins Wasser!“

„Ich kann nicht, ich habe doch eine neue Badehoose an!“

*

„Großmutter, siehst Du mit Deiner Brille immer viel mehr?“

„Ja, mein Kleines.“

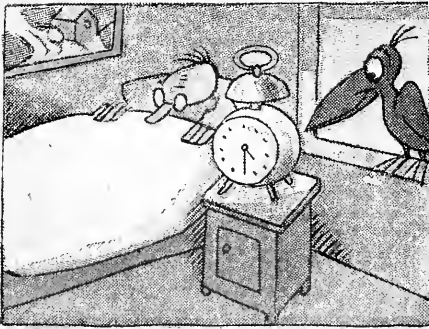
„Ach, dann setze sie doch ab, wenn Du mir Honig aufschmierst, es ist nämlich immer viel weniger als Du denkst.“

*

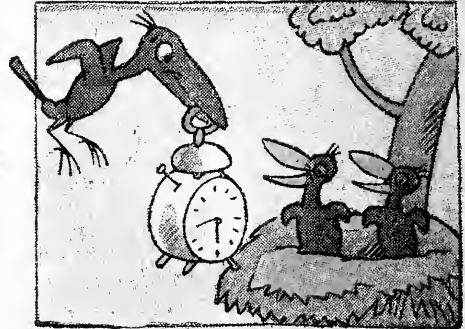
Herr: „Als Sie mir den Hund verkauften, sagten Sie, er wäre gut gegen Ratten. Nun rührt der Käter keine Ratte an?“

Händler: „Na also — ist er doch gut gegen sie!“

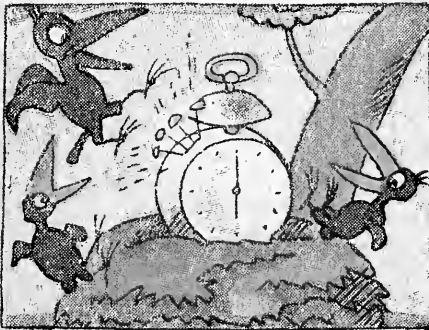
Kleine Uhr-Sachen, große Wirkungen



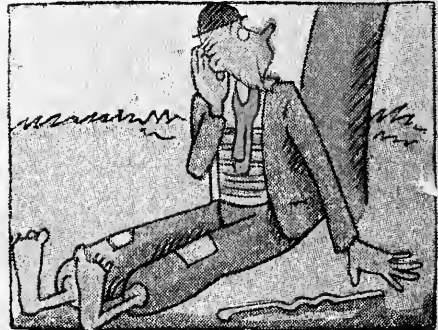
Der Lehrer Schlumps pflegt hier der Ruh'.
Die Weckeruhr, die tickt dazu.



Ein Rabe doch verschleppt ins Nest sie,
Weil weder niet- noch nageltest sie.



Da plötzlich gibt es ein Gebimmel
Zum großen Schreck der Rabenlüttelel.



Davon erwacht ein Strolch, ein Feder:
„Gängt hier der Himmel voller Wecker?“




Inzwischen schläft in seiner Kiste
Herr Schlumps, der längst zur Schule müßte.



So wird ein Unglücksrabe oft
Zum Glück der Knaben unverhofft.

Für die Redaktion verantwortlich: Artur Loksch, Berlin; für Deutschösterreich: Norbert Freuder, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68.
Copyright 1922 by Ullstein A. G., Berlin.

Der heitere Fridolin



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Eine Droschke in China,

die nur ein Rad hat.

(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite „Chinesische Sitten“.)

CHINESISCHE SITTEN



Einer der Vorbogen, die über die Hauptstraßen von Peking gespannt sind.

China, das „himmlische Reich der blumigen Mitte“, wie die Chinesen ihr Reich nennen, dünkt uns das Land der Absonderlichkeiten; die Chinesen, so urteilte einmal ein europäischer Reisender, scheinen es darauf angelegt zu haben, in allem und jedem das Gegenteil von unseren Ideen, Meinungen und Sitten zu pflegen. Nur ein paar lustige Vergleiche will ich hier aufzählen. Wir setzen den Titel eines Buches auf das Titelblatt und auf den Buchrücken; der Chineser setzt ihn auf die letzte Seite und auf den unteren Schnitt, den wir kaum jemals anschauen. Die Anmerkungen setzen wir als „Fußnoten“ an den unteren Rand der Seite; er stellt sie als „Kopfnoten“ an den oberen Rand. Wir schreiben und lesen von links nach rechts, die Chinesen von oben nach unten, von rechts nach links, von hinten nach vorn. Unsere Damen pflegen nicht ohne Hut auszugehen; in China ist es ungeschicklich, auf der

Straße einen Hut zu tragen. Wir nehmen vor Fremden den Hut ab, der Chineser behält ihn aus Ehrerbietung auf. Bei uns gehen die Männer in Beinkleidern und die Frauen in Röcken, in China muß der Mann über den Beinkleidern den Frauenvrock tragen und immer einen Fächer bei sich haben. Wir schütteln guten Freunden beim Gruße die Hand, der Chineser schüttelt die eigene oder legt die geballten Fäuste aneinander. Der Chineser bezahlt seinen Arzt nur, solange er gesund ist, wir bezahlen ihn für die Behandlung der Krankheit. Uns ist es gerade nicht immer angenehm, an die Zahl unserer Jahre erinnert zu werden; die Chinesen aber fragen immer zuerst: „Wie alt bist Du?“ Ans Sterben will man nun schon gar nicht erinnert werden. Anders der Chineser; der kennt keine

größere Sorge, als sich bei Zeiten mit einem schönen Sarge zu versehen, und gute Kinder schenken ihren Eltern einen Sarg zum Geburtstag. Eine Sache für sich sind die chinesischen Speisen. Da gibt es unter anderem: getöchte Haifischflossen mit Meeralgengerichte, geröstete

Seidentraupenpuppen, Schwabennester und präparierte Hühnereier, d. h. Eier, die man in die Erde gräbt und mit Asche bedeckt; dann läßt man sie längere Zeit einen Gärungsprozeß durchmachen. Ueber diesen sonderbaren Geschmack der Chinesen, gegorene Eier zu essen, empfinden wir Ekel; aber die Chinesen sind der Meinung, daß wir mit unserer Vorliebe für Käse, der ja auch nichts anderes als in Fäulnis



Ein Hofwürdenträger des Kaisers von China mit dem Jagdfalken des Herrschers.



Chinesische Sitten.

In China wird das Neujahrsfest mit großem Prunk gefeiert. Den Höhepunkt bildet jedesmal der Umzug des heiligen Drachens.

übergegangene Milch darstellt, hierzu keinen Grund haben.

Als besondere Delikatesse gelten in China junge Hunde und Kästchen, die an hohen Festtagen, so an dem mit großem Prunk veranstalteten Neujahrsfest, in Massen verzehrt werden. — Guten Appetit!

Arme essen sogar Mäuse und Ratten, am liebsten aber Frösche.

Alle diese Dinge werden auf den größeren Märkten feilgehalten, und die vorsorgliche Hausfrau eilt oft von weither herbei, um ihre Einkäufe zu besorgen. Hat sie einen längeren Weg zurückzulegen, so bedient sie sich meist eines absonderlichen Gefährts, wie es unser Bild zeigt. Es ist ein einrädriger Karren, der ein aus Latten bestehendes Holzgestell trägt. Das drolligste an diesem in China allgemein beliebten, von einem Kuli geschobenen Reisegefährts ist das in der Mitte des Lattengestells zu befestigende Segel, das man jetzt, damit der Wind, sobald er stark genug ist, den Karren treiben hilft.

Bemerkenswert ist, daß unsere mittelalterliche Sitte, Verbrecher an den Pranger zu stellen, in China noch heute besteht. Unser

Bild zeigt zwei solcher Burschen, deren Köpfe zur Strafe für ihr Vergehen durch ein Brett gesteckt wurden. Mittelalterlich mutet auch die in China noch heute gepflegte Jagd mit Falken an.

Dr. A. Heilborn.



Zum Pranger verurteilte Verbrecher, die je nach der Schwere ihres Vergehens längere oder kürzere Zeit einen hölzernen „Kragen“ umgelegt bekommen.



Eine seltsame Farm

Ein Erlebnis, nacherzählt von Moriz Müller.

Meine Tante hat eine Tasche aus Krokodilleder, auf die sie nicht wenig stolz ist.

„Die Tasche sieht hübsch aus,“ sagte einmal Onkel Stefan, ihr Mann. „Aber sooft ich sie ansehe, kann ich ein leichtes Gruseln nicht unterdrücken. Denn sie erinnert mich immer an eine der schrecklichsten Nächte meines Lebens. Höre zu:“

Ich war 17 Jahre alt, als eines Tages meine Eltern einen Brief von Onkel Georg erhielten, der vor etwa 30 Jahren nach Arizona ausgewandert war, wo er in Leonville eine Farm errichtet hatte. In dem Briefe bat er meine Eltern, mich zu ihm zu schicken. Das nötige Geld für die Ueberfahrt lag dabei.

Ihr könnt Euch denken, daß ich damals vor Freude jubelte. Die Reise übers große Wasser nach Amerika — das Farmerleben im äußersten Westen — all der Reiz des Unbekannten lockte mich gewaltig.

So schiffte ich mich denn mit Einwilligung meiner Eltern in Bremen auf dem Dampfer „Hera“ ein und gelangte richtig bis New York. Von dort brachte mich die Pazifik-Bahn direkt nach Arizona. Es war eine rasende Fahrt.

Nach zwei Tagen kam ich an meinem Ziele an. Es war bereits Abend geworden, und ich konnte mich eines sonderbaren Gefühls, allein im Dunkel einer fremden Stadt zu sein, nicht erwehren.

Mein Onkel hatte wohl den Zug verpaßt, und so stand ich mit meinem kleinen Koffer hilflos und ungeschlüssig vor dem Bahnhof.

„Halloh, Junge!“ rief der Stationsbeamte. „Mach, daß Du weiterkommst. Wohin willst Du denn übrigens?“

„Zu meinem Onkel Georg Müller, der hier bei Leonville eine Farm besitzt.“

„Ah, dem alten Dutchman, dem Eidechsen-Onkel? Schlimm, daß er Dir kein Pferd zur Station geschickt hat. Na, zur Not kannst Du den Weg auch zu Fuß machen. In sechs Stunden, schätze ich, kannst Du dort sein.“

Er erklärte mir kurz den Weg, und so machte ich mich mit meinem Koffer auf. Die

Nacht war ziemlich dunkel; nur schwer konnte ich den schmalen Pfad durch den Urwald erkennen.

Endlich, nach etwa vier Stunden, glaubte ich die Umrisse einer Siedlung, deren Hütten aus Baumstämmen zusammengefügt waren, zu sehen. Aber in diesem Augenblick verschwand der Mond hinter einer großen Wolke, und in der dichten Finsternis tastete ich mich mühsam an den Staketen weiter. Plötzlich drohte mein Fuß im Sumpfboden zu versinken.

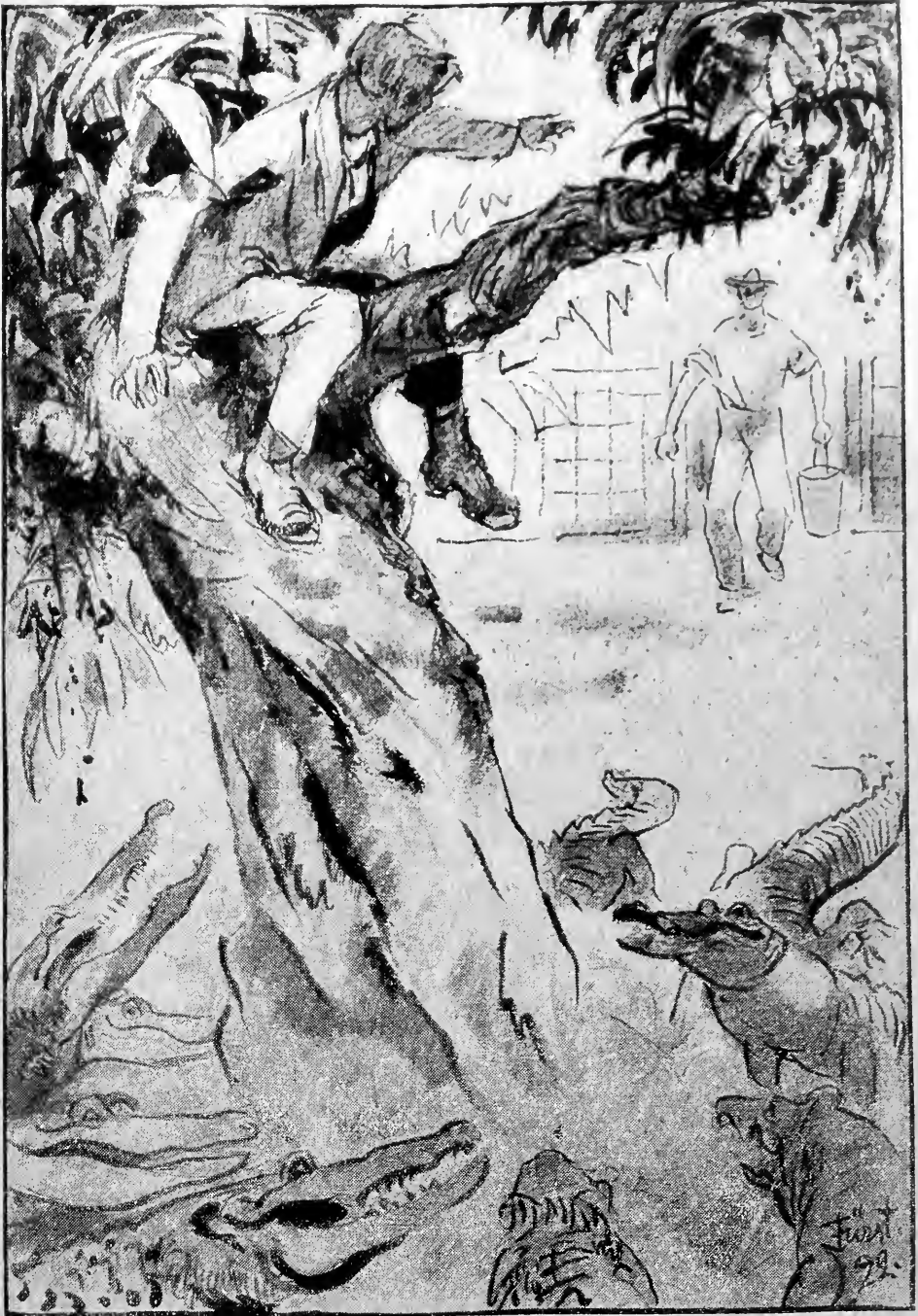
Ich ging nun ein wenig zurück, suchte aber vergebens einen Eingang, durch den ich zur Farm hätte gelangen können. Zu müde und erschöpft, um im Dunkeln noch länger suchen zu können, warf ich kurz entschlossen meinen Koffer über den Zaun und kletterte ihm nach.

Anfangs ging alles gut. Ich fand einen Weg, auf dem ich mich in der Finsternis vorwärts tastete.

Da stieß mein Fuß an etwas Hartes, Glattes. Ich versuchte, das Hindernis beiseite zu schieben, doch leistete das Ding Widerstand und gleichzeitig spürte ich an meinem Bein einen heißen Hauch. Blitzschnell fuhr ich mit der Hand hinunter, und was ich ansaßte, war hart, kalt, glatt, aber ohne Zweifel lebendig. Ich machte einen Sprung nach vorwärts, aber schon fühlte ich etwas Schafes an meiner Wade, und als ich unwillkürlich das Bein wegzog, spürte ich, wie ein Stück meiner Hose sich losriß.

In diesem Augenblick brach erlösend der Mond wieder durch die Wolken. Ich sah mich um. Entsetzt wollte ich schreien, aber jeder Laut blieb mir im Halse stecken.

Vor mir, quer über dem Wege, lag, grünlich-grau im Mondlicht glänzend, ein Krokodil mit aufgesperstem Kachen, mit den kleinen Augen mich böse anblinzeln. Und hinter mir kroch langsam eine zweite der gewaltigen Eidechsen auf mich zu. In dem Sumpfe zwischen den Bäumen wurde es lebendig. Zehn, zwanzig dieser Tiere hoben langsam ihre Köpfe aus dem Sumpf.



Eine seltsame Farm.

Endlich am Morgen kam ein Mann, der mich aus meiner wenig beneidenswerten Lage befreite.

Zuerst glaubte ich einen wüsten Traum zu träumen, dann aber eilte ich, so schnell mich die Beine tragen konnten, fort und kletterte den nächsten Magnolienbaum hinauf. Für den Augenblick war ich in Sicherheit.

Es war eine furchtbare Nacht. Einige der riesigen Eidechsen lagerten sich um den Baum und starrten unbeweglich zu mir hinauf. Scheinbar warteten sie geduldig auf die unentrinnbare Beute. Eine von ihnen machte den Versuch, mir nachzuklettern, fiel aber schwerfällig ins Gras zurück.

Mit Ungeduld ersehnte ich den Morgen. Endlich wurde es langsam hell. Da hörte ich einige helle, gleichmäßige Pfiffe und sah mit Erstaunen, wie die schläfrigen Bestien plötzlich Leben bekamen und dem Klange nachkrochen.

Auf dem Wege erschien ein älterer Mann, mit einem großen Gefäß in der Hand, der zu meinem Erstaunen furchtlos mitten zwischen die Krokodile trat.

„Onkel Georg!“ schrie ich von meinem Baum herunter. Ich hatte ihn an der Ähnlichkeit mit meinem Vater sofort erkannt.

„Nanu!“ rief der Eidechsen-Onkel — jetzt verstand ich das Wort des Bahnwärters — „wer ist denn das da oben?“

„Dein Nefse Stefan!“

Jetzt war die Ueberraschung auf seiner Seite. Er holte mich vom Baum herunter und brachte mich vor allem ins Bett, wo ich mich rasch von dem ausgeftodenen Schrecken erholte.

Der Onkel hatte nicht geschrieben, daß er Alligatoren züchtete, deren Häute er verkaufte. Jahrelang habe ich dann noch bei ihm und den Krokodilen gehaust, die mir damals einen solchen Schrecken eingejagt hatten.

Die Tasche aber, die die Tante trägt,“ schloß Onkel Stefan seine Erzählung, „ist aus der Haut jener Eidechse gemacht, die mir damals die Hofen zerriß. Die hab' ich mir in jener Nacht redlich verdient.“



Von dem großen niederländischen Maler Franz Hals gibt es eine hübsche, wenig bekannte Geschichte. Eines Tages besuchte ihn der junge van

Dyck, der, fünfzehn Jahre jünger als Franz Hals, damals zweiundzwanzig Jahre alt war und bereits als Maler Hervorragendes geleistet hatte. Der junge und der ältere Meister kannten einander nicht. Van Dyck machte sich nun den Scherz, seinen Namen nicht zu nennen, sondern sich als reichen Fremden anzumelden, der sich von Franz Hals malen lassen wollte. Nur habe er wenig Zeit, könne sich höchstens ein paar Stunden aufhalten, da er weiterreisen müsse. Hals machte sich mit dem ihm eigenen Ungestüm an die Arbeit und vollendete sie in weniger als der vorgeschriebenen Frist. Der Fremde drückte seine Befriedigung über das wohlgelungene Bild aus, war aber über die Schnelligkeit, mit der es

vollendet worden war, nicht weiter erstaunt. Er meinte nur lächelnd: „Das Malen ist doch eine leichtere Kunst, als ich dachte. Ich hätte Lust zu sehen, was ich davon kann, wenn wir die Rollen tauschen.“ Franz Hals setzte sich also als Modell auf den Stuhl, auf dem eben noch der Fremde gesessen hatte. Er bemerkte gleich, daß der Unbekannte mit Pinsel und Palette gut umzugehen verstand, und zerbrach sich vergebens den Kopf, wer es sein könnte. Aber als dann das zweite Porträt in noch kürzerer Zeit als das erste vollendet war, da stürzte er auf seinen Gast zu, schloß ihn ungestüm in seine Arme und rief: „Der Mann, der das kann, muß entweder van Dyck sein oder der Teufel!“

Dr. A. S.



Van Dyck verriet dem Meister Franz Hals mit keinem Wort, daß er gleichfalls Maler sei, und ließ sich von ihm malen.

Rettung aus Schiffsnot


Von Dr. Albert
Neuburger.

Kanonenschüsse, sowie die schrillen Töne der Schiffs sirenen, die weithin über das Meer hallen. Die mit drahtlosen telegraphischen Einrichtungen ausgerüsteten Schiffe senden außerdem ununterbrochen die Buchstaben S O S in die Ferne, die von allen drahtlosen Stationen auf anderen Schiffen sowohl wie an den Küsten, aufgenommen werden. Es sind dies die An-

sangs- buchstaben des Satzes „Safe-
our Souls“ d. h. „Rettet unsere
Seelen“. Die in der gan-
zen Welt allgemein gültige
Schiffssprache ist ja bekant- lich
das Englische. Sobald eines dieser

Signale an der Küste wahrgenommen wird, benachrichtigt man die nächste Rettungsstation. Dann beginnt dort ein lebhaftes Treiben. Alarmsignale tönen durch das einsame Fischerdorf. Die stürmerprobten Männer eilen nach der Station, nach dem Häuschen auf der hohen Düne. Schwere Ackergäule, oft von der Feldarbeit weggeholt, galoppieren heran. Die Türen der Station öffnen sich, die Pferde werden vor den Wagen gespannt, auf dem das große Rettungsboot liegt. Sie ziehen ihn hinab ins Meer und so weit wie möglich in die Brandung hinein. Unterdessen hat die Bemannung ihre Schwimmwesten angelegt, die den ganzen Oberkörper umschließen. Sie bestehen aus breiten Leinwandgürteln, an deren Außenseite große Stücke Kork befestigt sind. Andere Gürtel sind schlauchartig und mit

(Fortsetzung auf Seite 19.)



Nicht die hohe See ist es, die die meisten Gefahren für die Schiffe birgt, sondern die Küste. Darum sind auch die Küsten aller Kulturländer reichlich mit Rettungsstationen ausgestattet. Eine solche Rettungsstation besteht aus einem an geeigneter Stelle — meist auf hoher Düne oder an der Einfahrt zum Hafen — errichteten Häuschen, in dem stets Rettungsboote und Raketenapparate untergebracht sind. Gerät ein Schiff in Not, so gibt es dies durch Signale kund. Bei Tag hißt es das Notsignal, eine viereckige Flagge, mit der zugleich zwei runde Bälle aufgezogen werden, von denen einer über, einer unter der Flagge befestigt ist. Bei Nacht läßt es Raketen und Leuchtkegel steigen. Dazu kommen



Rettung aus Schiffsnot.

Wie ein Schiffbrüchiger mit Hilfe einer Hosenboje von dem bedrohten Schiff an Land befördert wird.

Des forschen Forschers



Es schiffte sich per Dampfer ein.
Der forsche Forscher Zimperlein.
Gelangweilt guckt er länger dann
Sich seinen Fischefänger an.



Dann untersucht mit Kennermiene
Er ganz genau die Schiffsmaschine,
Weil selbst ein hochgelehrter Mann
Noch immer etwas lernen kann.



Dem Schwimmer dünkt es, daß er träumt,
Ob auch das Meer bedenklich schäumt,
Es schaukelt ihn doch lind und sacht,
Ihn und das Netz, das er nemacht.



Das Rätsel löst nunmehr geschwind sich:
Im Fänger da verfang der Wind sich,
Daß er sich wie ein Segel bläht;
Weshalb es schnellstens vorwärts geht.

Zimperlein Robinsonade I.



Wobei es aber doch nicht angeht,
Daß gar zu nahe man herangeht;
Wenn solche Pfeife zischt und speit,
Dann fliegt man gleich wer weiß wie weit.



Herr Zimperlein flog über Bord
Und ist schon weit vom Schiffe fort.
Statt auf des Dampfers festen Planken
Sieht man ihn auf den Wellen schwanken.



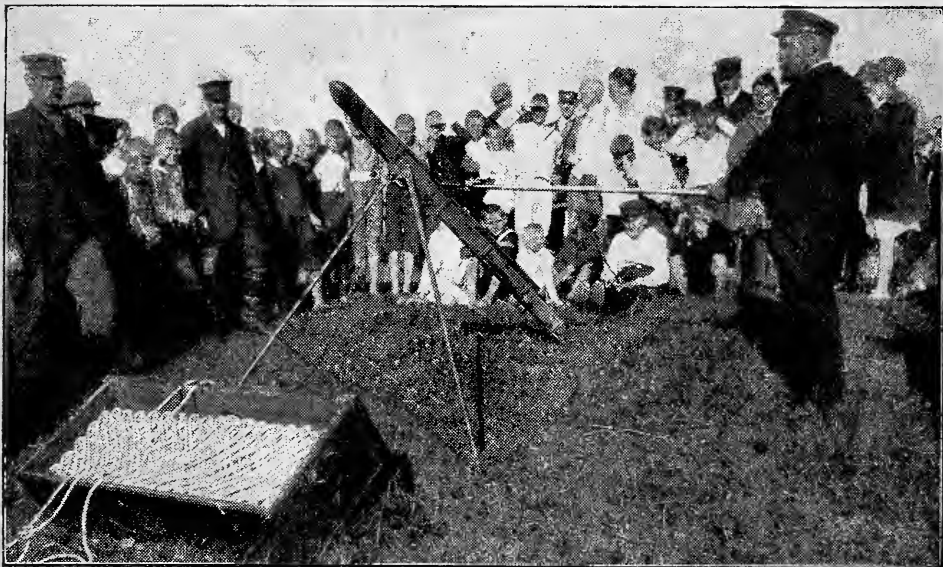
Nicht fürchtet er mehr zu ertrinken,
Schon sieht er fern ein Eiland winken.
Er treibt als wie im sich'ren Rahn,
Die Rettung sieht er deutlich nah'n.



Ein herrlich Eiland, meerumbrandet,
Das ist die Stelle, wo er landet.
Nun ist er frei von allem Kummer.
Das Weit're folgt in nächster Nummer.

dem überaus leichten Mark der Sonnenblume gefüllt. Ihre Schwimmfähigkeit ist so groß, daß sie einen schweren Mann im Wasser tragen können. Der Wagen, auf dem das Rettungsboot liegt, wird mittels einer besonderen Vorrichtung nach hinten gekippt, so daß das Boot ins Wasser gleitet. Schon vorher hat die Mannschaft darin Platz genommen und die Riemen, d. h. die Ruder, ergriffen. Und nun versucht man mit dem schweren Boote bis an das gefährdete Schiff heranzurudern, um seine Fahrgäste und Mannschaften zu retten. Nicht immer gelingt dies kühne Wagnis, und schon so mancher brave Seemann hat seine Nächstenliebe mit dem Tode bezahlt. Oft ist es auch nicht möglich, das Rettungsboot auszusetzen. An steilen Küsten und bei starker Brandung liegt die Gefahr vor, daß es zerschellt. In solchen Fällen bringt man den Raketenapparat zur Anwendung. Durch Signale, die bei Tage mit Hilfe von Flaggen, bei Nacht mit roten Laternen gegeben werden, wird die Mannschaft benachrichtigt, daß man im Begriffe steht, unter Verwendung einer Rakete eine lange Leine nach dem Schiff zu schießen, so daß zwischen diesem und dem Lande eine Verbindung hergestellt wird. Die Leine liegt in einem Kasten und ist derartig aufgewickelt, daß sie sich leicht entfaltet. Ihr vorderes Ende ist mit der

Rakete verbunden. Mittels eines besonderen Apparates wird die Rakete nach dem Schiff geschossen, und zwar so, daß sie darüber hinwegfliegt. Dann legt sich die Leine über das Deck, sie wird ergriffen und am Mast oder einer sonstigen geeigneten Stelle festgemacht. Das andere Ende ist am Lande befestigt. Damit ist nun zunächst einmal eine Verbindung zwischen dem Schiff und der Küste geschaffen. Man zieht sodann mit Hilfe der Leine ein starkes, schweres Tau, das sogenannte „Rettungstau“, hinüber, das wiederum an beiden Enden gut befestigt wird. Wenn das geschehen ist, folgt ein weiteres Tau, das „Jolltau“, an dem die sogenannte „Hosenboje“ hängt. Diese Hosenboje gleicht, wie schon ihr Name sagt, einem Paar sehr weiter Hosen, in die der Schiffbrüchige hineinsteigt. Mit Hilfe der genannten Tawe wird nun eine Art von Schwebbahn zwischen Schiff und Land hergestellt, wobei die Hosenboje als Wagen dient. Sie wird von der am Lande befindlichen Rettungsmannschaft immer hin- und hergezogen. Jedesmal bringt sie einen Schiffbrüchigen mit ans Land, von wo sie leer nach dem Schiffe zurückkehrt, um den nächsten aufzunehmen. So rettet man zunächst die Kinder, dann die Frauen, hierauf die Männer, schließlich die Mannschaft. Als letzter verläßt der Kapitän das sinkende Schiff.



Rettung aus Schiffsnot.

Ein Raketenapparat. In dem Kasten die aufgewickelte Leine, die an Bord des Schiffes geschossen wird.



Mimikry, das sonderbare Naturspiel der Tierwelt. Eine Heuschreckenart, deren Form von der eines Blattes nicht zu unterscheiden ist.

Es ist ein merkwürdiges Wort, dieses englische „mimicry“. Wörtlich übersetzt bedeutet es soviel wie „Vossenerweiser“. Der Zoologe S. W. Bates hat es in die Naturgeschichte eingeführt und versteht darunter einen höchst merkwürdigen Naturvorgang, den wir in den folgenden Zeilen behandeln wollen. Mimikry ist für mancherlei Lebewesen, zumal aus dem Reiche der Insekten, ein wichtiges Schutzmittel im Kampfe ums Dasein. Es besteht darin, daß das schutzbedürftige Tier von der Natur die Fähigkeit erhielt, irgendeinen vor Nachstellungen gesicherten Gegenstand in Farbe und Gestalt im Augenblick der Gefahr nachahmen zu können. So gibt es Insekten, die einem Blatt, einem Nestchen oder einem Stück Baumrinde so täuschend ähnlich sehen, daß es erst der schärfsten Prüfung durch das geübte Auge bedarf, um das Insekt von den übrigen Blättern oder Nestchen zu unterscheiden. Ein sehr bekanntes Beispiel dafür ist das „Wandelnde Blatt“, eine in Süd-Indien, besonders aber auf Ceylon heimische Blattheuuschrecke. Alles an diesem Insekt gleicht frischen, saftgrünen Blättern: die Flügel wie der Leib, und selbst ein Teil der Beine bilden in Form und Farbe größere oder kleinere Blätter mit ihren Längs- und Querrippen nach. Die sogenannten Stabheu-

Mimikry

Von Dr. Ernst Hbt.

ders gut ihre Flügellosigkeit und die eigenartige, starre Streckung des knotigen Körpers, zumal diese Tiere die seltsame Gewohnheit haben, die Beine ungleichmäßig von sich zu strecken. Eine auf Borneo lebende Art erscheint sogar wie von wucherndem Moose über und über bezogen. Diese in den Tropen anzutreffenden Stabheuuschreckenarten werden oft fußlang und fingerdick. Bekannt ist, daß auch manche unserer Spannerraupe durch eine eigentümliche, starre Ruhestellung in ganz ähnlicher Weise abgestorbene Zweigtüchchen täuschend echt nachahmen. Eine richtige Kriegslist hat man bei den Pfauenaugen-Schmetterlingen beobachtet können. Sie haben „Augenflecken“ auf ihren Flügeln. Diese Augen halten sie verborgen, um sie in der Gefahr dem Bersolger entgegenzureden und diesen durch den überraschenden Anblick einzuschüchtern. Man nennt diese Art von Mimikry: Schreckfärbung.

Das schönste Beispiel von Mimikry der Insekten bieten aber gewisse in Süd-Asien und Südamerika heimische

Großschmetterlinge. Auf ihrer Oberseite sind sie oft ganz grellbunt gemustert; die Unterseite ihrer Flügel aber ahmt bis zum Verwechseln getreu ein vergilbtes Blatt nach. Da sehen wir den Blattstiel und die Blattrippen, an den Rändern von Raupen ausge-



Eine Spannerraupe, die im Augenblick der Gefahr einen Zweig nachahmt.

Blattes Böcher, wie sie manche Raupen zu erzeugen pflegen, hier und dort Flecken, die von Schimmel- oder Fäulnispilzen herzurühren scheinen; Kopf und Fühler birgt der Schmetterling bei dieser Schutzstellung zwischen den aneinandergelegten Flügeln — kurzum, die Tarnung ist eine vollständige. Wallace, der zuerst diese merkwürdigen Blattschmetterlinge eingehender schilderte, erzählt uns, wie er häufig einen solchen, sich gleichsam vor seinen Augen in ein Blatt verwandelnden Schmetterling durchaus nicht habe finden können, obwohl er die Stelle, wo der Falter verschwunden war, fest im Auge behielt. Plötzlich flog dann der Schmetterling genau an dem Orte wieder auf, den der suchende Naturforscher so lange angestarrt hatte. Natürlich gibt es auch in der gemäßigten Zone, das heißt hier bei uns, zahlreiche Insekten, die solche „Verstellung“ üben. Man denke nur an gewisse Nachtschmetterlinge und Motten, die namentlich in

der Farbe und Zeichnung der Oberseite ihrer Flügel Baumrinde, altes Holzwerk oder flechtenbewachsene Steine nachahmen. Die Raupen des Baumspanners, die auf Eichen, Buchen, Linden und anderen Bäumen leben, sind, wenn sie jene, bereits erwähnte, eigentümlich gestreckte Haltung annehmen, von einem dünnen Nestchen kaum zu unterscheiden. Erst wenn man solch „trockenes Zweigchen“ berührt, erkennt man, daß man ein lebendes Tier vor sich hat.

Woher kommt nun diese seltsame Erscheinung? Man hat sie mit jener naturwissenschaftlichen Lehre zu erklären versucht, die besagt, daß von allen Lebewesen nur diejenigen am Leben bleiben, die am zweckmäßigsten für den Kampf ums Dasein ausgerüstet sind. Also diejenigen, die am schwersten von ihren Feinden entdeckt und vernichtet werden können; in unserem Falle wären es alle jene Tiere, die von der Natur durch Farbe und Gestalt den sichersten Schutz verliehen bekamen.



Brüder Palettschek

Altböhmische Sagen aus Prag.

Nacherzählt von Mathilde Weil.

merkwürdige Sagen und ganz abenteuerliche Stücke von dem kleinen Hofnarren, von denen ich hier zwei zum Besten geben will:

Meister Palettschek und der Dieb.

Der kleine Ritter von Klenowsky hatte stets einiges Geld in seiner Gürteltasche, denn der König schenkte ihm jeden Sonntag fünfzehn Groschen.

Dies Geld verteilte Bruder Palettschek immer an arme Leute, die viele Kinder und wenig Brot hatten.

Um recht vielen Armen helfen zu können, unternahm der kleine Hofnarr oft tagelange Wanderungen. So ging er an einem Sonntagabend wieder weit ins Böhmerland hinein, um seine guten Groschen zu verteilen. Nachdem der Däumling eine Stunde gewandert war, brach die Nacht jäh herein, und er suchte in einer Herberge am Wege Unterschlupf. In der finsternen, rauchgeschwärzten Schenkstube lag schon ein wegmüder Stolz, der, als er das schöne schellenbesetzte, rote Tuchwams des

Am Hofe des Böhmenkönigs Georg von Podiebrad lebte ein winziger Hofnarr, der Johann, Ritter von Klenowsky hieß. Die immer lustigen Hofdamen der Königin gaben dem Kleinen wegen seiner pudrigen Gestalt den Beinamen „Bruder Palettschek“, was in deutscher Sprache soviel wie „Bruder Däumling“ heißt.

Der kleine Hofnarr in seinem roten, schellenbesetzten Wams war aber einer der klügsten und gelehrtesten Männer weit und breit, und König Georg schätzte den klugen Rat des Kleinen außerordentlich. So winzig Bruder Palettschek auch war, so war doch seine Weisheit riesengroß. Alte Chroniken berichten

Kleinen sah, sofort beschloß, ihm seine lederne Gürteltasche zu rauben.

Die Wirtin richtete auch für den Kleinen eine Ruhesstätte in der Stube her; bald lagen die beiden auf ihren Lagern, konnten aber nicht einschlafen. Nach Mitternacht stand Bruder Paletschek endlich auf, trat vor den Strolch hin, schüttete den ganzen Inhalt seiner Gürteltasche auf den Tisch und teilte ihn in zwei Häuflein, dazu sprach er: „Lieber Bruder Dieb, ich weiß, daß Du nicht schlafen kannst, weil Du mir meine Gürteltasche rauben willst! Und ich kann gleichfalls nicht schlafen, weil ich Angst um meine Tasche habe. So quälen wir uns beide! Sieh hier die zwei Häuflein von meinen guten fünfzehn Groschen, jedes Häuflein ist zu sieben und einem halben Groschen; das eine Häuflein ist für Dich — das andere für meine armen Bettelkinder. Nun laß uns Frieden machen und in Ruhe schlafen!“

Der Dieb war es zufrieden, nahm, was ihm gutwillig geboten wurde, und legte sich schlafen. Bruder Paletschek tat ebenso.

Bruder Paletschek und die Pagen.

Eines Freitags setzte sich Paletschek, der kleine Hofnarr des Böhmenkönigs Georg von Podiebrad, an den Tisch der jungen, lustigen Pagen und bemerkte mit Verdruß, daß man den Jünglingen nur schlechte, kleine Weißfische vorsetzte. Paletschek nahm einen der kleinen Fische von der Schüssel, hielt ihn an sein Ohr und fragte ihn: „Liebes Fischlein — kannst Du mir nichts von meinem Oheim erzählen?“

Die Frage wiederholte Paletschek zwei- und dreimal; da mußten die Pagen hell auf-lachen, so daß der König aufmerksam wurde und fragen ließ, was es denn gäbe.

Der Hofmarschall berichtete: „Gnädigster König, Bruder Paletschek sitzt an dem Tische



Bruder Paletschek teilte sein Geld in zwei Häuflein und gab eines dem Dieb.

Deiner Pagen und spricht mit einem Fisch.“ Da ließ der König ihn rufen und sagte: „Paletschek, was treibst Du für Poffen?“ Der kleine Hofnarr antwortete: „Bruder König, das will ich Dir gern sagen. Ein Oheim von mir ertrank in der Moldau, und da fragte ich die Fischlein, ob sie nichts von ihm wüßten!“ Da lachte der König und fragte: „Na, und was antworteten die Fische?“

Paletschek erwiderte: „Sie sagten, sie seien noch viel zu jung und zu klein, um schon alles gesehen zu haben, — sie meinten aber, ich soll die großen Fische fragen, die auf Deine Tafel kommen!“

König Georg wußte sofort, was Bruder Paletschek meinte, und ließ, zur hellen Freude der Pagen, dem Kleinen Hofnarren eine Schüssel mit großen Fischen reichen. So hatte Paletschek es durchgesetzt, daß die Pagen mit köstlichen Karpfen bewirtet wurden.



Paletschek stellte drei Fragen an den kleinen Fisch. Darüber mußten die Pagen laut lachen.

Brief unseres lieben Freundes Benjamin Pampe.

Lieber Friedolin! ich noch nicht im Uferwald.
 Was ich da wollte, was ich übermüht doll. Kommt
 mir ein Indjafur und jagt mich. Ganz gesund.
 Er spricht nicht weiter weiß daß ich ihn nicht
 fassen kann. Er muß mich zwischen meine Fingern.
 Ich auch. Er unterhalten mich und ganz gut.
 Und die Indjafur gehen mich so zusammen. Der Kommt
 mich zu ein Stück. Mir zuseh und auß und gehen
 und Wasser. Da guckst ein Indjafur. Der Ind-
 jagt mich noch ganz dem Indjafur sondern ein
 Bleinogel. Und er spricht: blutlich als er mich an-
 schaut. Denn du bist ja auch ein Indjafur!
 Der sollte sich freuen daß er mich
 dinsten was er mich in mit mich
 so braun noch wie ich weil er sich
 so lange mich mich hat was er
 können, gehen mich in. Und
 für heute muß ich mich.
 Mit einem Indjafur dein Benjamin P.



Rätsel-Ecke

Begreiflich.

Trug er als „tier“ die schwere „te“,
 Tat oft gar mancher „I“ ihm weh.

Ruhelos.

Es lacht, doch hörst Du nicht sein Lachen,
 Es klopft, doch niemand ruft Herein,
 Es bricht, doch hörst Du es nicht krachen,
 Es schlägt und hüpfet, hat weder Arm
 noch Bein.

Vielseitig.

Du findest mich vor eil, ich, rag,
 Vor rab, doch nimmermehr bei Tag,
 Und beinah' hätt' ich es vergessen:
 Du findest mich auch noch vorm Essen.

Zauberei.

Ich bin der Zauberkünstler Klaus,
 Ich stell ein Haus an's andre Haus,
 Bedeckte sie mit meinem Tuch,
 Dann spreche ich den Zauberspruch:
 Fokus Fokus Filiaz,
 Fokus Fokus Kindirag!
 Das Tuch hinweg, ich wußt' es ja,
 Ihr staunt — ein Hund steht vor Euch da.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — an — ban — chen — ei — da — dam
 — di — ding — do — do — dorff — ei —
 ei — garn — gau — glo — hu — ir — kom
 — kutsk — lan — lei — lo — li — ma —
 man — me — nat — ne — ne — niz — pee
 — pud — re — ri — se — spi — te — te —
 tro — u — um — un' — ur — za

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein vollständiges Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Musikinstrument; 2. Stadt in Sibirien; 3. mexikanische Hafenstadt; 4. ehemalige schlesische Festung; 5. Schwiegerjohn; 6. Brettspiel; 7. europäischer Staat; 8. Fels am Rhein; 9. Behälter; 10. Reiter; 11. Stadt am Mittelmeer; 12. Schulheft; 13. Gemüse; 14. süße Speise; 15. Papstname (von acht Päpsten); 16. Südfrucht; 17. Interpunktions-Zeichen; 18. deutscher Dichter.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 1:

Eißenrätsel.

Seiter auch in ernster Zeit.

1. Habicht, 2. Erbsenbrot, 3. Irene, 4. Trapez,
5. Erber, 6. Kollschuhe, 7. Akrobat, 8. Urias,
9. Chaplin, 10. Indianer, 11. Raß.

Ergänzungs-Aufgabe:

1. Malerei, 2. Orleans, 3. Spoleto, 4. Telephon. Das Getränk: Koffi.

Faulpelz: üben, übel, über.

Vorsicht: hixig, wikig.

Fridolins Lachkabinett



„Vater, war Napoleon auch so dick wie Du?“

„Warum denn?“

„Na, er war doch ein „Dick“tator!“

*

Lehrer: „Wer schlug die Harse, als Rom brannte?“

Paul: „Hektor.“

Lehrer: „Falsch! Denk' mal nach!...“

Paul: „Hero.“

Lehrer: „Nun ist's richtig!“

Paul: „Ich wußte doch — ein Hundename war es!“

*



„Mutti, ich habe ein Pferd gesehen, das trug Stiefel.“

„Das ist doch nicht möglich, mein Kind!“

„Doch, Mutti, es saß ein Reiter drauf, der hatte Stiefel an.“

*

Karlchen: „Weißt Du, Mutter, ich möchte gern ein Wilder sein.“

Mutter: „Aber warum denn, Kind?“

Karlchen: „Da brauch' ich mich nicht zu waschen und nicht anzuziehen!“

Die kleine Irma steht nachdenklich vor einem Bilde, das einen Adler darstellt, der ein Eichhörnchen mit in die Höhe nimmt. Die Unterschrift heißt: „Ein Drama in den Lüften.“ Nachdem die Kleine die Schrift mühsam entziffert hat, sagt sie zu ihrer Mutter: „Mutti, das Drama sieht beinahe aus wie ein Eichhörnchen.“

*



„Sehen Sie mal, Fräulein, die Schwester von der Kleinen hat Ferien und die Kleine nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil sie noch gar nicht in die Schule geht!“

*

Fritzchen hat wieder einmal in der Naturgeschichte stunde geschlafen. Plötzlich hört er den Lehrer:

„Also, Fritz — was tun wir mit dem Walfisch?“

„Wir essen ihn!“

„So—o—o— und was machen wir denn da mit den Gräten?“

„Die legen wir auf den Tellerrand!“

*

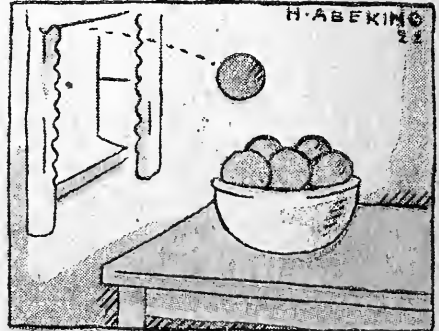
„Nanu, was bringst Du denn da?“

„Eine Schildkröte. Ich habe gehört, daß Schildkröten tausend Jahre alt werden, und nun will ich mal sehen, ob's wahr ist.“

Der Schlagball.



Fritz gibt dem Ball paar kräft'ge Schläge;
Der Ball geht seine eig'nen Wege.



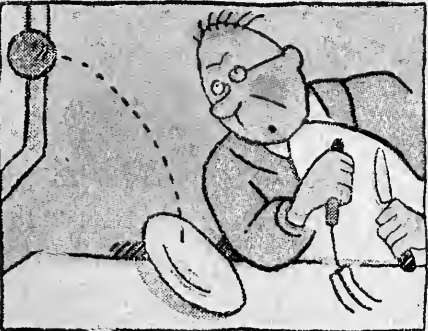
Er bricht sich zu den Kloßen Bahn;
Er leidet wohl an Größenwahn?



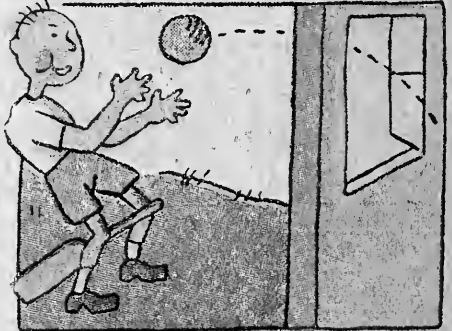
Nun holt die Köchin ahnungslos
Die Schüssel mit dem Leder-„Kloß“.



Herrn Pröpke wässert schon der Schnabel,
Und gierig zückt er seine Gabel.



Der „Kloß“ doch wehrt sich seiner Haut
Und schnellst zurück. Herrn Pröpke graut.



Doch Fritz schaut überfellig drein:
„Wie treu kann doch solch Schlagball sein!“

Für die Redaktion verantwortlich: Artur Lokesch, Berlin; für Deutschösterreich: Norbert Freuder, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. —

Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68.

Copyright 1922 by Ullstein A. G., Berlin.

Der heitere Fridolin



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Hans riß seine Hand aus dem Beutel. Eine Schlange hatte sich um sein Gelenk gewunden.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Das größte Geheimnis“.)

DAS GRÖßTE GEHEIMNIS

Von Bri

de Ralf.

Hans Feldens Vater war als Beamter nach Indien versetzt worden. Sowie er in den Dienst ging, eilte Hans in die Hütte seines Freundes Moko. Diesem alten Inder brachte der Knabe oftmals die Ueberreste seiner Mahlzeiten, schenkte ihm alte Kleider und kaufte ihm von seinem Taschengelde zuweilen Leckerbissen, die sich der Alte aus eigenen Mitteln nicht gönnte.

„Kleiner Mann,“ sagte bei solchem Anlasse Moko mit feierlich erhobener Hand, „ich werde Dich eines Tages fürstlich belohnen, ich werde Dir das größte Geheimnis der Welt anvertrauen.“

Aber jedesmal, wenn Hans kam und glaubte, nun würde ihm das größte Geheimnis der Welt enthüllt werden, wurde er ent-

täuscht. Moko erzählte dem Knaben Geschichten aus seiner Heimat. Er wurde nicht müde, die Pracht der Urwälder zu schildern, die sich jenseits des Flusses unabsehbar ausbreiteten.

„In den Dschungeln,“ so erzählte der alte Inder, „lauert der Tod in den schrecklichsten Gestalten. Im Dickicht verborgen, jeden Augenblick sprungbereit, lauert der türkische Tiger. In dem Flusse droht Dir das falsche Krokodil. Aber unendlich schauriger, in seiner entsetzlichsten Gestalt zeigt sich Dir der Tod, wenn er Dir als Schlange naht. Fliehe das Kraut und die Gräser, denn unter ihnen nistet die Schlange; meide die Bäume, denn hinter ihnen züngelt die Schlange; scheue das

Wasser, denn in ihm lauert drohend die Schlange. Allem kannst Du entgehen, dem Tiger, dem Puma, dem Krokodil: der Schlange, die Deinen Weg kreuzt, bist Du hilflos ausgeliefert. . .“

Vor Angst bebend, unterbrach dann Hans seinen Freund und erinnerte ihn an sein Versprechen. Aber ausweichend antwortete Moko: „Du bist noch zu jung. Du bist noch nicht kräftig genug. Deine Stunde hat noch nicht geschlagen.“

Monate vergingen. Des Knaben Vater wurde in die Heimat zurückberufen. Hans eilte zu Moko, um ihm seine Abreise anzukündigen. Er war nicht zu Hause.

„Der alte Prahlhans hat sich aus dem Staube gemacht,“ dachte Hans, „um sein Ver-

sprechen nicht halten zu müssen. Wo bleibt nun wohl meine Belohnung, das größte Geheimnis der Welt?“

Nochmals versuchte der Knabe den Inder zu treffen. Und ging wie gewöhnlich am nächsten Morgen in Mokos Hütte. Da lag er, beschaulich schlafend, in seiner Hängematte.

„Komm her, Kleiner Mann, ich will nicht, daß Du mich verläßt, ohne eine Erinnerung an Deinen Freund Moko mitzunehmen. Du weißt, was ich Dir versprochen habe! Ich habe die ganze Nacht die Wälder durchstreift, um mein Wort zu halten.“

Hans wußte sich vor Freude kaum zu fassen. Sein Herz drohte ihm still zu stehen.

„Was ist es, Moko?



„Kleiner Mann, ich werde Dir eines Tages das größte Geheimnis der Welt anvertrauen.“

Sag' rasch, ist es das Geheimnis, wie man sich stets gesund erhält, oder wie man Gold macht, oder . . . ?“

Moto ließ sich durch seine stürmischen Bitten nicht aus der Ruhe bringen. Er war überzeugt, daß sein Geschenk alle Erwartungen des Knaben übertreffen würde, deshalb antwortete er lächelnd:

„Du wirst gleich sehen, kleiner Mann. Hinter Dir, an der Wand, hängt ein Lederbeutel; greife hinein, greife tief hinein!“

Hans wandte sich um und griff nach dem großen Beutel, den er hastig öffnete. Tabak, Flaschen, Bänder, Flintenlugeln, immer tiefer wühlten seine Hände, um den Schatz zu finden. Plötzlich riß er seine Hand mit einem entsetzlichen Schrei heraus und sprang zurück. Eine feuchte, kalte Masse hatte sich um sein Gelenk gewunden, — eine Schlange. Vergebens versuchte er sie abzuschütteln, immer fester wand sie sich um seinen Arm; dann hob sie ihren Kopf in die Höhe, und ehe er es hindern konnte, grub sie ihre Zähne tief in seine Hand. Der Knabe war halb ohnmächtig vor Furcht und Schmerz. Ihm war es, als ob das Blut in seinen Adern zu Eis gerann.

Ruhig auf dem Erdboden hockend, hatte Moto die Szene beobachtet. „Wie furchtsam Du bist,“ meinte er geringschätzig lächelnd; „gutwillig hättest Du Dich nie beißen lassen; es war also richtig von mir, daß ich eine List gebrauchte.“

Langsam erhob er sich, ergriff ein

bis zum Rande volles Gefäß und setzte es ihm an den Mund.

„Da trink, kleiner Mann. Dann kann Dir das Gift nicht mehr schaden.“

Gierig leerte der Angeredete den Krug. Die Schlange war inzwischen zu Boden gegliitten, wo Moto sie mit einem wohlgezielten Fußtritt tötete.

„Moto hat Dir jetzt hundertfach Deine Wohlthaten vergolten, kleiner Mann. Ich habe Dich belohnt, wie Dich kein König belohnen kann und habe Dir das größte Geheimnis offenbart: Du bist jetzt gegen jeden Schlangengiß geseit.“

Fiebernd eilte Hans nach Hause, ohne ein Sterbenswörtchen von dem zu verraten, was er erlebt hatte. Bald aber beruhigte sich sein aufgeregtes Blut, und als er mit seinen Eltern in die Heimat zurückkehrte, war die grauenvolle Erinnerung an jenes furchtbare Erlebnis bald vergessen.

Erst nach Jahren, als Hans wieder nach Indien kam, tauchte jenes schredliche Bild wieder vor ihm auf. Denn oft noch wurde er von Schlangen gebissen, aber keine konnte ihm mit ihrem Gift gefährlich werden. So hatte

Motos „größtes Geheimnis“ ihm mehr als einmal das Leben gerettet.



M. PATHE

„Da trink, kleiner Mann,“ sagte der Inder zu Hans, „dann kann Dir das Gift nicht mehr schaden.“

Wie man heute ein untergegangenes Schiff hebt.

Die Hebung der „Lusitania“.

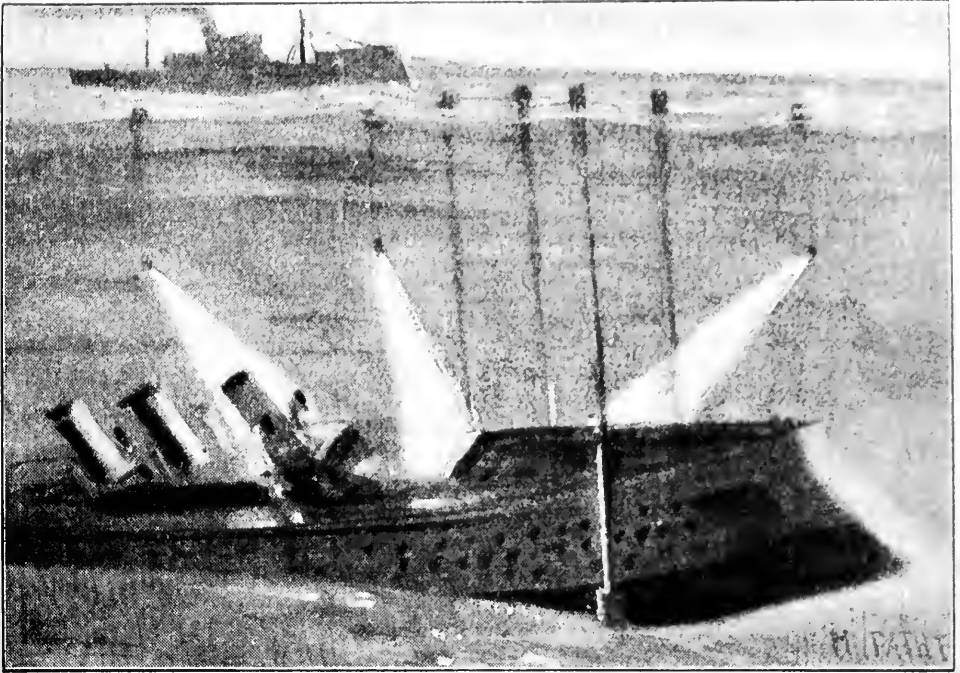
Im Mai 1915 versank auf offener See die „Lusitania“, eines der größten Schiffe, die jemals gebaut worden sind. Beträchtliche Schätze sind mit ihr in die Tiefe des Meeres hinabgesunken; Werte in der Höhe von sechs Millionen Dollar in Gold. Sofort nach Beendigung des Krieges tauchte in Amerika der Gedanke auf, das Riesenschiff samt seinem kostbaren Inhalt wieder an die Oberfläche des Meeres emporzuholen. Es wurde eine Gesellschaft gegründet, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, diesen Plan auszuführen. Es gibt noch andere iewerartige Gesellschaften, die es sich zur Aufgabe machen, alte Chroniken zu durchstöbern, um zu ermitteln, wo Schiffe mit kostbaren Ladungen untergegangen sind. Eine von ihnen ist z. B. eben dabei, die vor mehr als dreihundert Jahren gesunkene spanische Fregatte „Duque de Florencia“ zu heben; dies ist das Schatzschiff der 1588 durch einen Sturm vernichteten spanischen „Armada“, jener gewaltigen Flotte, die gegen England segelte, um seine Macht zu vernichten. Während aber die „Duque de Florencia“ an einer ziemlich seichten Stelle liegt, sank die „Lusitania“ 120 Meter tief hinab. Die mit der gewöhnlichen Ausrüstung ausgestatteten Taucher können jedoch nicht tiefer als bis auf 90 Meter tauchen. Die Taucherarbeit gestaltet sich in jedem Falle wegen des beträchtlichen Druckes, den die große Wassermenge auf den Körper des Tauchers ausübt, sehr schwierig. Da man in

allgemeiner annimmt, daß die Grenze der Arbeitsmöglichkeit bei etwa 60 Metern unter der Wasseroberfläche liegt, so bleiben bei der „Lusitania“ noch 60 Meter, die überwunden werden müssen.

Hier bietet sich nun dem Geiste der Erfinder reiche Anregung. Die verschiedensten Vorschläge sind gemacht worden, und die amerikanische Gesellschaft will sie sämtlich, soweit sie überhaupt ausführbar erscheinen, versuchen, in der Hoffnung, daß schließlich der eine oder der andere Vorschlag zum Ziele führen wird. Zunächst handelt es sich darum, Mittel und Wege zu finden, um überhaupt an das Wrack heranzukommen. Der menschliche Körper hält den starken Wasserdruck nicht aus. Wie kann man ihn nun gegen diesen Druck schützen? Zwei Vorschläge sind zu diesem Zwecke gemacht worden. Der erste spricht davon, den Taucher anstatt in eine gewöhnliche, aus wasserdichtem Stoff bestehende Taucherkleidung, in eine Art Ritterrüstung zu rücken, die aus starkem Metallblech hergestellt ist. Diese Rüstung umgibt den Körper vollkommen, so daß er nichts vom Druck des Wassers verspürt. Der Helm ist mit Gucklöchern versehen, Arme und Beine sind mit Gelenken ausgestattet. Am Rücken befindet sich in einer Stahlflasche ein Vorrat von flüssigem Sauerstoff, der dazu dient, die Atmung zu unterhalten. Der Sauerstoff strömt durch Ventile ins Innere der Rüstung. Der zweite Vor-

Metall-Rüstung, die der Taucher in der Tiefe vor dem großen Wasserdruck schützt; am Rücken eine Stahlflasche mit Sauerstoff, der ihm das Atmen ermöglicht





Wie man heute ein untergegangenes Schiff hebt.

Durch Scheinwerfer, die ins Meer hinabgelassen werden, wird das Wrack tageshell erleuchtet, so daß die Männer, die sich in den wasserdichten Kästen am Ende der Röhren befinden, arbeiten können, ohne die Kästen zu verlassen, da die Werkzeuge von innen bedient werden.

Der Schlag besteht darin, lange, eiserne Röhre ins Meer hinabzusinken, an denen unten je ein wasserdichter eiserner Kasten angebracht ist. Jedes Rohr ist innen mit einer Leiter versehen, durch die der Taucher hinabsteigt. Er kommt also mit dem Wasser überhaupt nicht in Berührung, sein Körper unterliegt deshalb auch nicht den Wirkungen des Wasserdrucks. Ist er unten im Kasten angelangt, so kann er von hier aus das Wrack erblicken, das durch gleichfalls in die Tiefe versenkte, wasserdicht verschlossene, elektrische Scheinwerfer tageshell erleuchtet ist. Er selbst kann natürlich nicht aus seinem Kasten heraus und etwa hinübersteigen. Aber außen am Kasten sind die verschiedenartigsten Werkzeuge angebracht, die er von innen aus in Bewegung setzen und mit denen er z. B. Löcher in die Schiffswand bohren, sowie allerlei Gegenstände aus dem Innern herausangeln kann usw. Auf diese Weise vermag er auch die verschiedenen Einrichtungen am Schiffsrumpf zu befestigen, die dazu dienen sollen, das Wrack selbst wieder an die Oberfläche des Meeres zu befördern.

Diese Einrichtungen bestehen in der Hauptsache aus Schwimmkörpern der verschiedensten Art. Eine Unmenge von Vorschlägen über die Form und die Art der Befestigung dieser Schwimmkörper sind gemacht worden. Im allgemeinen handelt es sich darum, eiserne Hohlkörper so mit Wasser zu füllen, daß sie vermöge ihrer Schwere zunächst unterfinken. Dann werden sie durch besondere Vorrichtungen mit dem Schiffskörper fest verbunden. Hierauf wird das Wasser aus den Hohlkörpern wieder herausgepumpt und durch Luft ersetzt. Sie steigen dann an die Oberfläche des Wassers empor und nehmen dabei das Schiff mit in die Höhe. Nach einem anderen Vorschlag sollen mehrere Röhren in das Innere des gesunkenen Schiffes geführt werden. Durch diese Röhren will man einen großen Teil des Innenraums mit flüssigem Paraffin füllen, das alles darin befindliche Seewasser verdrängt und dann erstarrt. Auch das Paraffin ist leichter als das Seewasser, so daß das Schiff schließlich, sobald es genügend Paraffin aufgenommen hat, leicht gehoben werden könnte.

Zu dem besonderen Umstand, daß die „Lusitania“ in einer bisher unerreichten Meeres-tiefe liegt, gesellt sich noch eine andere Schwierigkeit. Seitdem das Schiff gesunken ist, sind schon mehrere Jahre vergangen. Nun führen die Flüsse dem Meere bekanntlich ständig Steine, Geröll und zu Staub gewordene Gesteinsteile zu. Diese sinken allmählich auf den Grund des Meeres und bilden hier hohe Schlamm-schichten. Es ist nun anzunehmen, daß auch die „Lusitania“ mit einer dicken, vielleicht mehrere Meter hohen Schicht aus Schlamm bedeckt ist. Ehe man sie hebt oder

an ihr arbeiten kann, wird es also nötig sein, diesen Schlamm zu entfernen. Man will nun in der Weise vorgehen, daß man Maschennetze baut, durch die in der Tiefe Schaufeln in Bewegung gesetzt werden, die den Schlamm aufrühren und wegschaufeln. Es sind für diese Schaufeln verschiedene Arten vorgeschlagen worden. Ferner wurde auch erwogen, den Schlamm durch einen kräftigen Luftstrom wegzublasen. Die Gesellschaft wird sich nun zu entscheiden haben, welchem der zahlreichen Vorschläge sie näherzutreten will.

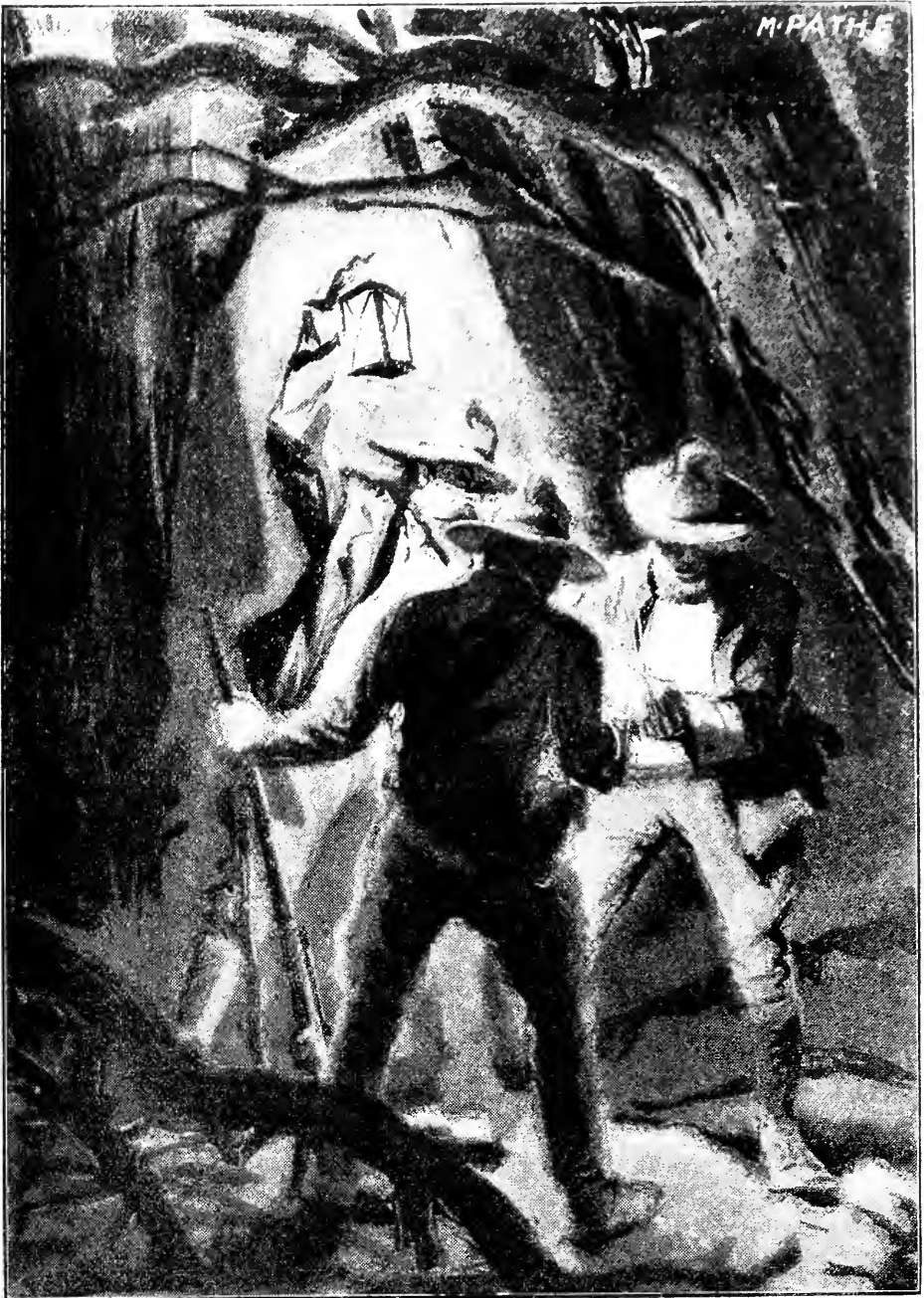
Dr. A. Neuburger.

Der versteinerte Wald

Eine wunderbare Naturerscheinung.

Es sind nicht ganz hundert Jahre her, da kam aus Neu-Mexiko die Kunde von einem zauberhaften, versteinerten Urwalde, wie es ihn auf Erden nicht noch einmal gäbe. Riesenhafte Bäume sollten da liegen, als hätte sie ein Orkan umgeweht; andere, trozig, wie vom Blitz zersplittert, gegen den Himmel ragend; und all das, so erzählten die Indianer, funkle von Edelsteinen: rot, grün und blau. Ueberall in der Nähe wären Schätze aufgespeichert. Große Ameisen gäbe es da; die trügen die Edelsteine in ihre Bauten; man brauche sich nur zu bücken, um diese Kostbarkeiten aufzuheben. Der amerikanische Major Powell und unser Landsmann Balduin Möllhausen brachten dann die erste verlässliche Kunde von dem versteinerten Urwalde Arizonas; und was sie zu berichten wußten, erregte auch in der wissenschaftlichen Welt Staunen. „Als wir die Schlucht des Rio Secco (d. h. trockener Fluß) aufwärts zogen,“ schildert Möllhausen seine Eindrücke, „glaubten wir ein Waldland vor uns zu haben, auf dem zum Zweck der Urbarmachung die Bäume gefällt worden waren. Stämme von jeder Größe lagen unregelmäßig umher. Einzelne davon hatten mehr als 18 m Länge bei entsprechender Stärke und schienen in regelmäßige Blöcke zerschnitten, während nicht weit davon Späne und zerbrochene Aeste zerstreut

umherlagen. Manche Bäume waren hohl, manche wie halbverbrannt und größtenteils von dunkler Farbe, doch so, daß man deutlich die Rinde, die Brandstellen und Risse im Holze, sowie die Jahresringe unterscheiden konnte. An einigen Blöcken zeigten sich die schönsten Mischungen von Achat und rotem Jaspis, andere wieder waren in kleine, buntglänzende Stückchen zerfallen, daß sie, geschliffen und gefaßt, kostbaren Schmuck abgegeben hätten. Andere endlich hatten die Farbe des Holzes noch nicht verloren und sahen verwitterten Balken von Tannenholz so ähnlich, daß man sich förmlich veranlaßt fühlte, sich durch Berührung davon zu überzeugen, daß sie wirklich versteinert waren. Stieß man aber dagegen, so zersplitterten sie in lauter kleine Brettchen, die durchaus verwitterten Spänen ähnlich sahen. Es war nicht ganz leicht, aus diesem gleichsam verzauberten Walde wieder herauszukommen. Wild türmten sich Erd- oder Steinmassen immer aufs neue vor uns auf, oder neue Spalten öffneten sich auf dem Wege. Mit Mühe gelangten wir endlich aus der wilden Schlucht aufs hohe Ufer.“ — Auch die Behauptung der Indianer, daß die Ameisen dort Schätze sammelten, erwies sich als wahr. Die Ameisenhügel, berichtet Möllhausen, bestanden aus lauter kleinen Edelsteinchen, die



Der versteinerte Wald
Im Scheine der Laterne erblickten die Forscher ringsum blizende Steine.
(Fortsetzung auf Seite 10.)

Professor Zimperlein



Es dringt ins Landesinn're ein
Der forsche Forscher Zimperlein
Und trifft ein Löwentier, das brav
Und schnarchend liegt in tiefem Schlaf.



Der Forschungsdrang sogleich sich reat,
Weshalb er einen Nagel schlägt
Dem Schlafenden in seine Pfote,
Nicht ahnend, daß Gefahr ihm drohte.



Dann hat Herr Zimperlein die Wunden
Höchst sorgsam und geschickt verbunden.
Mit etwas Schonung wirds bald besser.
Man ist ja nicht umsonst Professor!



Und als des Löwen Schmerz gestillt,
Hat er — der Löwe — dankeschuldig
Mit seiner Zunge sich betätigt
Und also seinen Dank bestätigt.

als neuer Robinson II.



Bei dem nun folgenden Gebrüll
Hält sich der Attentäter still;
Sucht Deckung hinterm Löwenrücken
Und läßt vorerst sich gar nicht blicken.



Dann tritt er vor und spricht zum Leu'n:
„Ich, Zimperlein, will Dich befrei'n.“
Der Nagel wird beherzt entfernt;
Denn so etwas hat man gelernt.



Da nah'n mit Speer und Schild und Messer
Drei wilde, schwarze Menschenfresser,
Die freu'n sich auf den leckern Bissen;
Doch will der Leu davon nichts wissen.



Er läßt den Forscher auf sich reiten
Und jagt das Pack in alle Weiten.
Denn bei den Tieren, da gedeiht
(Bei Menschen nicht) noch Dankbarkeit.

im Scheine der Laterne vor den überraschten Forschern rot und grün aufblitzten. Die Entdecker brauchten sich nur zu bücken und die Granaten, Rubine und Smaragde aufzuheben. Sie glaubten, im Märchenlande zu sein. Möllhausen sandte später Proben des Holzes nach Berlin zur Untersuchung, und diese ergab, daß es sich um Tannenarten handelte, die vor Jahrtausenden schon durch Kieselmasse verfeinert worden waren. Solche

„Versteinierung“ kommt derart zustande, daß zunächst das Holz von dem Wasser ganz durchdrungen wird. Dann preßt sich in die Poren und Kanälchen Schlamm ein, oder es bilden sich auf chemischem Wege Kieselerde, Kalkspat und andere chemische Verbindungen, bis diese Füllmasse schließlich zu harten Steinfelsen wird, die genau die Form und das Gefüge des Holzes annehmen.

Dr. Ernst Abt.

Merkwürdige Gewohnheiten unserer Haustiere

Von Dr. Lh. Zell.

„Sie folgen ihm, wie die Schafe dem Leitthammel!“ Diesen Ausspruch kann man oft hören; es soll damit ausgedrückt werden, daß manche Menschen ihren Führern aufs Wort folgen, ohne ihre eigene Vernunft zu Rate zu ziehen. Der Ursprung dieser Redensart ist folgender: Wir wissen aus der alltäglichen Erfahrung, daß Schafe ihrem Leitthammel blindlings überallhin folgen. Es ist vorgekommen, daß ein solcher Herdenführer während eines Transports auf dem Schiffe über Bord sprang und dem Besitzer der Schafe den größten Schaden zufügte, weil sämtliche Wolleträger dem Beispiel des Leitthammels folgten und ebenfalls in die Fluten sprangen. Die Gründe dieses Nachahmungstriebes sind zunächst nicht zu erkennen.

Uns Menschen erscheint ein solches Verhalten als Gipfelpunkt der Unvernunft. Wir

halten uns nur deshalb nicht weiter darüber auf, weil wir die Schafe sowie zu den dümmsten Tieren rechnen.

Ich halte unsere Anschauung in Wirklichkeit nicht für berechtigt und habe den Versuch gemacht, die eigenartigen Handlungen der Haustiere aus ihrer früheren Lebensweise als wilde Tiere zu erklären.

Wir Menschen werden ohne Frage durch die Gewohnheiten beherrscht. Zahlreiche Beispiele lassen sich dafür anführen. Jeder weiß, daß wir hinten auf unseren Röcken Knöpfe aufgenäht haben. Welchen Zwecken dienen sie? Früher war es üblich, daß Herren der Gesellschaft zu Pferde flogen, wobei es sehr bequem war, die Rockschöße hinten anzuknöpfen. Natürlich mußte die Jacke zu diesem Zwecke hinten Knopflöcher haben. Obwohl kaum noch ein Zehntel der Herren heute noch reitet, sind die Knöpfe geblieben, die ganz zwecklos geworden sind.

Noch das Tier ist noch abhängiger von der Gewohnheit als wir Menschen. Da es ursprünglich keine Haustiere gab, sondern nur wild lebende Tiere, so müssen wir notgedrungen zum Verständnis unserer Haustiere auf die Lebensweise ihrer wilden Vorfahren zurückgreifen.

Allerdings streiten wir uns bei manchen Haustieren, so z. B. bei dem Hunde, um seine Abstammung. Aber das ist in unserem Falle ganz ohne Einfluß. Denn mag man über die Abstammung noch so sehr im Zwei-



Seltene Gewohnheiten unserer Haustiere: Wenn der Leitthammel über Bord springt, folgt ihm die ganze Herde nach.



Seltene Gewohnheiten unserer Haustiere.

Pferde, die eben erst mit großer Mühe aus dem brennenden Stall gerettet worden sind, stürmen immer wieder in das Feuer hinein.

sel sein, so herrscht doch Einigkeit darüber, daß die sog. Kaniden, d. h. zu deutsch: die „Hundeartigen“, wie Wölfe, Schakale, Wildhunde usw. unzweifelhaft Verwandte unseres Haushundes sind. Wir haben es also nur nötig, uns mit deren Lebensweise zu beschäftigen.

Wie erklärt sich nun von diesem Gesichtspunkte aus das anscheinend so unsinnige Verhalten der Hauschafe? Höchst einfach. Alle Wildschafe haben die Gewohnheit, bei eiliger Flucht sich genau nach dem Vordermann zu richten. Darin handeln sie sehr weise. Denn wollte jedes Schaf seinen eigenen Weg gehen, so träte es bald auf eine abbröckelnde Felsante, bald stürzte es in ein verdecktes Loch. Der Weg jedoch, den der Führer gegangen ist, ist ganz sicher.

Auch die klugen Meerkatzen handeln auf der Flucht genau so. Die Zweige, die den Leitaffen getragen haben, brechen nicht. Nehmlich ist es bei den Elefanten, die genau den

Fährten des Führers folgen. Sie wissen, daß sie dann nicht durchbrechen. Selbst der Mensch folgt im Gebirge auf gefährlichen Pfaden den Fußstapfen seines Führers.

Das Hauschaf hat also in der Ebene eine Gewohnheit seiner Vorfahren beibehalten, die auf den schmalen Pfaden des Gebirges vortrefflich angebracht war. Genau so liegt es mit dem sogenannten Gänsemarsch unserer Hausgänse. Wir lächeln dorthin, daß sie über eine Ebene hintereinander einhertrotten, obwohl für alle reichlich Platz zum Nebeneinanderlaufen vorhanden ist. Für die Wildgänse, die in Brüchen und Sümpfen heimisch sind, ist der „Gänsemarsch“ die einzig zweckmäßige Fortbewegung. Jede Wildgans müßte sich sonst im Köhricht und Binsengewirr einen eigenen Pfad bahnen, was doch recht umständlich wäre, zumal sie sich der Gefahr eines plötzlichen Ueberfalls durch einen Fuchs oder ein anderes Raubtier aussetzte.

Am unverständlichsten erscheint es uns, daß Hauschafe, die man eben mit der größten Mühe aus dem brennenden Stall gerettet hat, sobald sie freigelassen sind, wieder in das Feuer hineinstürmen wollen. Die Dummheit der Schafe bietet keine genügende Erklärung. Denn auch Pferde handeln genau in der gleichen Weise, und das Pferd gilt als ein recht kluges Tier. Auch hier zeigt sich die riesige Macht der Gewohnheit. Schafe und Pferde sind seit Urzeiten Herdentiere. Gerade in der Stunde der Gefahr wollen Herdentiere zusammenbleiben. Dieser uralte Drang, zur Herde zu eilen, sobald Gefahr droht, behält selbst über gerettete Schafe und Pferde seine

Herrschaft, und sie eilen dorthin, wo sie ihre Kameraden vermuten.

Weil das Pferd ein Herdentier ist, deshalb zieht es lieber im Zweigespann als einzeln. Jedem Reiter ist das „Kleben“ mancher Pferde als sehr unliebsame Erscheinung bekannt. Es will sich von seinen Kameraden nicht trennen, obwohl der Reiter seine ganze Kunst anwendet, um es fortzubringen. Ja, es gibt Pferde, die überhaupt nicht im Stalle allein sein wollen.

Damit wollen wir für heute dieses spannende Kapitel aus dem Leben der Haustiere schließen.

Der König der Aufschneider



Wer kennt nicht die Münchhausen-Geschichten und drolligen Uebertreibungen, die Jung und Alt immer wieder zum Lachen bringen? Die Wenigsten aber wissen, daß der Freiherr von Münchhausen, der König der Aufschneider, keine erdichtete Gestalt ist, sondern wirklich gelebt hat.

„Monsieur, der weltberühmte Baron“, wie sich der Freiherr Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen gern nennen hörte, stammte aus einem alten, freiherrlichen Geschlecht und wurde im Jahre 1720 auf dem Gute Bodenwerder in Hannover geboren. In jungen Jahren stand er als Kavallerieoffizier in russischen Diensten und machte unter dem Grafen Münnich mehrere Feldzüge gegen die Türken mit. Er war ein kühner Reiter und zielsicherer Schütze und zeichnete sich stets durch Kraft und besondere Tapferkeit aus. Als er später dem Soldatenleben ent-

sagte, wurde sein Gut der Treffpunkt aller lustigen Gesellen. In diesem Kreise erzählte der Schlossherr seine Erlebnisse, die er mit unerschöpflicher Phantasie und köstlicher Laune auszuschnüden verstand. Mit der Wahrheit nahm er es dabei nicht sehr genau. Es waren die unglaublichsten Jagd-, Kriegs- und Reise Geschichten, die er mit der ernstesten Miene von der Welt zum besten gab.

Mit schmunzelndem Behagen lautete man Münchhausens wunderlichen Geschichten: z. B. von dem Wolf, der sich in sein Pferd und damit auch in dessen Geschirr hineingefressen und so den Freiherrn in vollem Galopp wider Willen heimgebracht hatte. Am seltsamsten ist wohl sein Jagdabenteuer mit dem Hirsch, dem er, weil er sein Pulverhorn vergessen hatte, eine Ladung Kirschene mitten auf die Stirn geschossen hatte. Als er dem Tiere



Der Hirsch, dem Münchhausen Kirschene auf die Stirn schoß, worauf ihm zwischen dem Geweih ein Kirschbaum wuchs.

dann nach Jahren wieder begegnete, war dem stattlichen Hirsch zwischen dem Geweih



Wie der Wolf das Pferd auftraß und schließ-
so wider Willen in dessen Geschirr vor den
Schlitten gespannt war.

ein prächtiger, mit Früchten bedeckter
Kirschbaum gewachsen. Wohl das be-
kannteste seiner Kriegsabenteuer ist sein
berühmter Flug auf einer Kanonenkugel,
wobei er seine Rückkehr einfach durch
Uberspringen von seiner Kugel auf ein
in entgegengesetzter Richtung aus dem
feindlichen Lager kommendes Geschöß be-
werkstelligte. Viel nacherzählt wird auch
des Schlaubergers Abenteuer mit seinem
Pferde, dem beim Verlassen einer feind-
lichen Festung mit der eisernen Fall-
tür der hintere Teil des Rumpfes abge-
schlagen wurde. Münchhausen — so er-

zählte er selbst — bemerkte das aber erst,
als das Pferd trank und trank und gar
nicht genug bekam, weil das Wasser hin-
ten wieder herauslief.

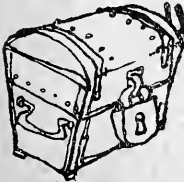
Der deutsche Dichter Bürger hat das
Verdienst, Münchhausens wunderliche
Abenteuer in Deutschland bekannt ge-
macht zu haben, und stets wird man, so
lange der Sinn für echten Humor in
deutschen Gauen
nicht ausgestor-
ben ist, des er-
findungsreichen,
alten Münchhau-
sen, des Königs
der Aufschneider,
gern gedenken.

E. Münz



Wie das halbierte Pferd Wasser trank, das
auf der anderen Seite wieder herauslief.

Aus Onkel Toldis Witzkiste



Eines Tages traf
Onkel Toldi einen Herrn.
Es war ein Amerikaner:
Mister Swindler.

Der erzählte ihm:
„Wissen Sie, Mister Toldi, bei uns in Ame-
rika sind die Aerzte so weit, daß sie einem
das Gehirn herausnehmen — wenn es nicht
mehr viel taugt — und durch ein besseres
ersetzen.“

„Das ist noch gar nichts,“ erwiderte Onkel
Toldi, der sich über die Aufschneideri der des
Amerikaners ärgerte, „hier hat unlängst ein
bekannter Doktor einem Amerikaner die Ohren
abgeschnitten und ganz hinten am Kopfe
wieder angeheft.“

„Manu, warum denn?“

„Damit er künftig den großen Mund
noch weiter aufmachen kann,“ sagte Onkel
Toldi, grüßte und ging.

Einige Tage nach diesem Erlebnis ging
Onkel Toldi ins Theater. Unterwegs traf er
einen Herrn, der ihn ehrerbietig grüßte, ohne
daß Onkel Toldi ihn kannte. Aber als höf-
licher Mann grüßte er wieder. Im Theater
nun traf er noch einmal denselben Herrn
und wieder grüßte dieser tief. Als aber
Onkel Toldi nach der Vorstellung ihm noch-
mals begegnete und von ihm wieder ge-
grüßt wurde, trat er auf ihn zu und sagte:
„Verzeihen Sie, wenn ich Sie anspreche,
aber woher kennen Sie mich eigentlich?“

„Ich kenne Sie ja gar nicht,“ war die
Antwort.

„Ja, aber warum grüßen Sie mich denn?“

Und da kam die verblüffende Antwort:
„Weil ich heute mittag G r i e ß k l ö ß e gegessen
habe!“

*

„Kellner,“ sagte einmal ein Gast, „der
Hummer hat ja bloß eine Schere.“

„Ja, die andere hat er bei einem Kampf
verloren.“

„Dann bringen Sie mir, bitte, den Sieger!“



Naturspiele.

Eine Bergespitze im „Felsengebirge“ („Rocky Mountains“), die die Form eines menschlichen Kopfes hat.

Naturspiele

Freunde! Wer von Euch hat nicht schon einmal im Hindämmern auf eine bemalte Wand gestarrt, und dabei plötzlich seltsame Gebilde aus den bunten Linien sich gestalten sehen? Ein Fleck wurde zu Gesicht, Nase, Mund und Ohren. Dabei habt Ihr Euch sicher Geschichten ausgedacht, in denen Märchengestalten eine große Rolle spielten. Ebenso tun es die Indianer, wenn sie die merkwürdigen Felsbildungen in ihrer Heimat sehen. Die Indianer Nordamerikas haben sogar ihren Götterglauben mit den wildzerklüfteten Granitfelsen des „Felsengebirges“ (englisch: „Rocky Mountains“) zusammengebracht: Böse Geister sollen dort wohnen, die den Eindringling in die Irre führen, ihn verhungern lassen oder ihn durch stürzende Felsblöcke töten. Aber

Ihr braucht gar nicht so weit in die Ferne zu schweifen, auch bei uns hat fast jedes Gebirge seine Sagen, die sich an Felsbildungen knüpfen. Besonders der Harz mit seiner „Roßtrappe“ und dem „Sergentanzplatz“ ist dafür bekannt. Von diesem sollen die Hexen in der Walpurgisnacht auf Besenstielen zum Blocksberg reiten. Bei der „Roßtrappe“ schlug das mit der Prinzessin vor dem Riesen flüchtende Pferd seinen Huf in den Felsen. Ihr alle kennt den „Rübzahl“ aus dem Riesengebirge, die „Lorelei“ am Rhein. Auch diese Sagengestalten verdanken ihre Entstehung den merkwürdigen Felsbildungen, die durch die Phantasie des Volkes mit der Zeit zu belebten Wesen wurden. Und wollt Ihr wissen, wie diese Felsgestalten entstanden? Regen und Wind, Eis und schleifender Sand gaben ihnen jene rätselhaften Gestalten. O n k e l O t t o.

Rätsel-Ecke

Frommer Wunsch.

Er heißt zwar Eins-zwei, doch wär's was
fein's,
Wär' dieser Zwei in der Schule stets eins.

Seltzam.

Wenn er sich hinter „Bücher“ setzt,
Wird als gelehrt er hochgeschätzt;
Doch hinter einem ein'gen „Band“
Vertreibt man ihn mit rauher Hand.

Spottname.

Bist Du sehr furcht'ig, wie nennt man Dich?
Glied eines Ragetiers, Junge, nich?

Verwandlung.

Ein Nährstoff ist es, viel begehrt,
Den leider mancher jetzt entbehrt;
Erhielt ich ihr als Morgentranke,
Sagt' stets ich meinen heißen Dank.
Stehst „du“ am End' statt Silbe drei,
Ersteht gleich wie durch Zauberei
Ein bunter Vogel, der Geschrei
Zum Frühstück liefert, doch kein Ei.

Silberrätsel:

Aus den Silben:

a — bad — chen — da — de — der — di
— di — dies — don — dor — e — e —
en — form — ger — hed — i — in — ja
— kun — le — me — me — ment — na —
na — na — nat — ne — ner — ner — ni
— nie — non — o — pe — ra — rap —

re — ru — se — si — stant — ter — ti —
tur — a — un — vi — vor — wig

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein altes Kinderrätsel ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Was man auf dem Standesamt bekommt. 2. Prophet. 3. Schiffsgerät. 4. Körperteil. 5. Urstoff. 6. Eßbare Wurzel. 7. Deutschen Fluß. 8. Schlange. 9. Brettspiel. 10. Mädchennamen. 11. Ureinwohner Amerikas. 12. Teil des Gesichts. 13. Raubtier. 14. Salatpflanze. 15. Raupe. 16. Pferd. 17. Militärische Kleidung. 18. Unterrichtsgegenstand. 19. Naturerscheinung. 20. Männernamen.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 2.

Silberrätsel.

Mit Geduld und Spude

Fängt man eine Mude.

1. Mandoline; 2. Irkutsk; 3. Tehuantepec;
4. Glogau; 5. Cidam; 6. Dame; 7. Ungarn;
8. Lorelei; 9. Dose; 10. Alan; 11. Nizza;
12. Diarium; 13. Spinat; 14. Pudding;
15. Urban; 16. Citrone; 17. Komma;
18. Eichendorff.

Begreiflich. Musketier, Muskete, Muskel.

Ruhelos. Das Herz.

Vielseitig. Nachteil, Nachtsch, Nachtrag,
Nachtrab, Nachtesfen.

Zauberei. Bau; Bau; Baubau.

Fridolins Lachkabinett

Richter: „Nun seien Sie mal ehrlich! Haben Sie die Tür offen gefunden oder nicht?“
Angeklagter: „Offen gestanden, sie hat offen gestanden.“ — Richter: „Geben Sie doch der Wahrheit die Ehre und sagen Sie: „Zugestanden, sie hat zugestanden.“

*



„Was ist ein Centaurer?“
„Ein Wesen, halb Pferd, halb Mensch, mein Sohn.“

„Sag mal, Vater, wo schläft denn so ein Centaurer — im Bett oder im Stall?“

*

Ein Gendarm trifft einen Mann an verbotener Stelle angelnd:

„Können Sie nicht lesen, daß hier steht: Angeln bei Strafe verboten?“

„Ja!“

„Na, Sie angeln aber doch?“

„Nein!“

„Was heißt das, Sie haben doch 'ne Angelrute in der Hand?“

„Ja!“

„Und an dem Schnurhaken einen Wurm?“

„Ja!“

„Na also, was machen Sie denn sonst, als angeln?“

„Ich lehr' bloß den Wurm schwimmen!“



Zerstreuter Professor: „Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß man nicht von „größerer und kleinerer“ Hälfte reden darf, denn Hälften sind immer gleich. Das kommt aber, weil die größere Hälfte von Ihnen nie zuhört, was ich sage!“

✠

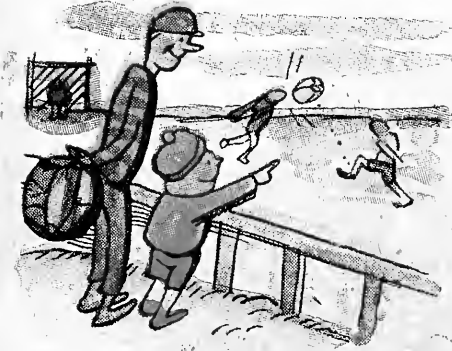
Aus Paulchens Aufsatzhett:
„Das Pferd! Das Pferd heißt darum Pferd, weil man damit 'rumpferd. Unserm Milchmann sein Pferd ist weiß und heißt Fritz. Fritz heißt darum Fritz, weil es so viel frizt. Das Pferd hat eine Haut. Die Haut heißt darum Haut, weil man immer draußhaut.“

*



„Bitte, sehen Sie sich diesen Hund recht genau an, hochgeehrtes Publikum! Das ist etwas ganz Besonderes. Der frizt nämlich nur Gefautes!“ — „Fui, wie ekelhaft! Wer kaut es ihm denn?“ — „Er selbst.“

Die Spielverderber.



Zwei Knaben seh'n in stiller Ruh'
Am Zaun dem Fußballspiele zu.



Doch plötzlich mischen sie sich ein,
Und werfen einen Ball hinein.



Die einen sind nun sehr vergnügt,
Weil sie — so meinen sie — gefügt.

Die andern denken ebenso,
Und sind darob nicht minder froh.



Da kommt die Wahrheit an den Tag,
Und nun vergilt man's, Schlag auf Schlag.



So bleibt die Strafe niemals aus,
„Betreten“ geh'n die zwei nach Haus.

Für die Redaktion verantwortlich: Artur Lokesch, Berlin; für Deutschösterreich: Norbert Freuder
Wien. -- Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt.

Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68.

Copyright 1922 by Ullstein A. G., Berlin.

Der heitere Fridolin

A whimsical illustration of a man with a large, bulbous nose and a hat, riding a large, stylized fish. The fish is depicted with a human-like face and a long, wavy tail. The man is holding the fish's head, and the fish is swimming towards the left.

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Wie Frau Powidls Schliche ans Tageslicht kamen.
(Zu der Erzählung „Reingefallen“ auf der nächsten Seite.)

Reingefallen!



Herr und Frau Powidl wohnten im Sächsischen, an der böhmischen Grenze. Dort hörten sie des öfteren Wunderdinge von Leuten, die durch Grenzschmuggel reich geworden waren. Jedesmal, wenn Herrn Powidl etwas Ähnliches zu Ohren kam, horchte er auf. Er wußte zwar, daß das Schmuggeln verboten war, aber die Sehnsucht nach einer Villa, die er vom ersmuggelten Gelde zu kaufen beabsichtigte, war größer als alle seine Bedenken.

Nach und nach gestaltete sich in ihm ein Plan. Er wollte Tabak unverzollt über die Grenze bringen und drüben mit großem Nutzen verkaufen. Aber wie? Lange überlegte er. Endlich faßte er einen Gedanken, der ihm so glücklich erschien, daß er sofort an die Ausführung ging.

Er ließ sich von seiner Frau Rock, Säcken und Gut aus. Dann besorgte er sich einen Kinderwagen. Damit waren seine Vorbereitungen beendet.

Am nächsten Tage kaufte Herr Powidl Tabak, Zigarren und Zigaretten ein, legte alles sorgfältig in den Kinderwagen, zog sich Rock und Jacke seiner Frau an, setzte sich ihren Hut auf und schob, so als Frau verkleidet, mit seinem Kinderwagen los.

Er wollte an einem vorher ausgekundschasteten Orte, der in der Regel unbewacht war, die Grenze überschreiten. Auf dem Wege dahin mußte er über das Eisenbahngleis, wo eben die Schranke herabgelassen war. Schon seit mehr als zehn Minuten sperrte sie den Weg. Vielleicht war sie gar außer Betrieb. Wer konnte das wissen! Jedenfalls mußte er warten und mit ihm an 100 Leidensgefährten. Keinem war bisher seine Frauenkleidung aufgefallen.

Bald wurde ihm die Zeit zu lang, und so setzte er sich dann etwas abseits auf einen Meilenstein. Andere gesellten sich zu ihm, und in kurzem standen und saßen die Wartenden

in Gruppen da und verkürzten sich die Zeit mit allerhand Schnurren.

Da brauste der Zug heran, und bald darauf inarrte und klorrte die Zugkette in allen ihren Gliedern. Die Schranke strebte langsam zur Höhe, — der Weg war frei.

Jeder der Wartenden stürzte zu seinen Habseligkeiten, die man während der unfreiwilligen Wartezeit beinahe vergessen hatte, und setzte seinen Weg auf der Landstraße fort, die gleich hinter der Schranke sich in drei verschiedenen Richtungen fortsetzte.

Herr Powidl war mit seinem Kinderwagen schon eine gute Weile weitergeschritten, als seine Zigarren plötzlich Leben bekamen und merkwürdig zu plärren begannen.

Was war das? Herr Powidl stutzte und sah näher hin. O Schreck! Er mußte den Kinderwagen vertauscht haben. Denn statt der Zigarren entdeckte er etwas Zappelndes in seinem Wagen: ein schreiendes kleines Kind!

Herr Powidl war entsetzt. Schleunigst machte er kehrt. In seiner Herzenzangst fiel ihm nichts anderes ein, als zum Zollamt zu laufen, so schnell es ihm der ungewohnte Frauenrock erlaubte!

Raum war er dort angelangt, als sich die Tür öffnete und in höchster Aufregung eine



Herr Powidl entdeckte, daß er den Wagen vertauscht hatte, und war entsetzt.

Frau hereinstürzte, die gleichfalls einen Kinderwagen vor sich herschob. Es war Powidls Wagen.

Er nahm ihn glückstrahlend in Empfang, während er der geängstigten Frau den vertauschten Wagen samt schreiendem Inhalt übergab.

Doch Powidls Gesicht sollte nicht allzu lange strahlen, denn den Beamten war seine Kleidung verdächtig vorgekommen. Sie sahen sich ihn und die Ladung seines Wägelchens etwas genauer an, und die Folge war: der gesamte Inhalt wurde beschlagnahmt, und Powidl mußte eine so hohe Geldstrafe bezahlen, daß er seinen Traum von der Billa, die er von dem erschnuggelken Verdienst kaufen wollte, wohl für immer vergessen mußte.

Das ärgerte aber Frau Powidl so sehr, daß sie beschloß, den Schaden so schnell wie möglich wieder gut zu machen und auf eigene Gefahr einen regen Schmuggel zu betreiben.

Sie kaufte Würste ein, wickelte sie sich um ihre Fußgelenke, die von ihrem langen Rocke gänzlich bedeckt waren, und glaubte, die Würste auf diese Weise unbemerkt und unverzollt über die Grenze bringen zu können.

Aber die Hunde des Grenzstädtchens haben feinere Nasen als die Grenzwächter. Sie schnupperten erst ein wenig in der Luft herum, und dann hatten sie bald entdeckt,

woher der Duft kam.

Der Mutigste von ihnen sprang gegen Frau Powidls Fußgelenk, biß zu — und tnacks — ging die ganze Würstlette auf.

Frau Powidl lief, was sie konnte. Die Hunde hinter ihr her. Und bald waren die Würste bis auf den letzten Hautrest verschlungen und verschwunden.

Traurig schlich Frau Powidl mit zerrissem Rock nach Hause. Ihr Rock war hin; aber auch ihr Traum von der Billa.

Manchmal jedoch, wenn Herr Powidl gut gelaunt ist, spricht er von „seiner“ Billa. Die sei aber im Rauch aufgegangen.

Auch Frau Powidl spricht zuweilen von „ihrer“ Billa. Diese sei aber vor die Hunde gegangen.



„Da läuft meine Billa,“ jammerte Frau Powidl.



Werner von Siemens

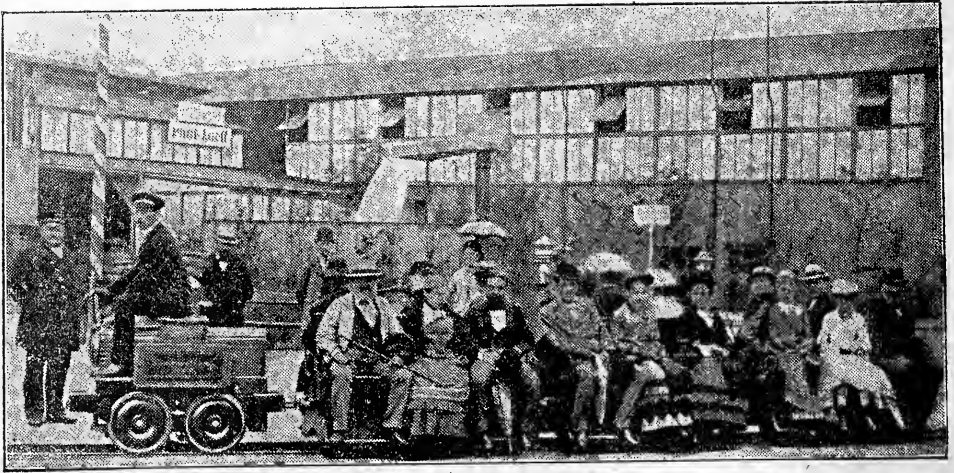
Ein großer deutscher Erfinder und Bahnbrecher der Technik

So und so oft kann man es lesen und hören, daß in Amerika neue Städte gleichsam aus der Erde wachsen. Ist so etwas wirklich nur in Amerika möglich? — Lenkt man die Schritte in die Gegend zwischen Spandau und Berlin, so findet man hier gleichfalls eine ganz neue Stadt, von der vor noch verhältnismäßig kurzer Zeit überhaupt keine Spur vorhanden war. Riesenpaläste sind entstanden, gewaltige Türme und Schornsteine ragen gegen den Himmel; in einem Hafen landen Schiffe; Kirche und Schulen sind vorhanden, Erholungs- und Spielplätze laden zur Benutzung ein. Der Name dieser Stadt aber ist: „Siemensstadt“.

Aus winzig kleinen Anfängen ist sie ent-

standen, aus einer in einem Hinterhause befindlichen kleinen Werkstatte, die vor nunmehr gerade 75 Jahren zwei junge, strebame, aber arme Männer einrichteten. Der eine von ihnen war der Artillerieleutnant Werner Siemens. Seine Eltern waren gestorben, und er hatte für eine Reihe unmündiger Geschwister zu sorgen. Dazu reichte das karge Leutnantsgehalt nicht aus. So suchte er nach einem Nebenverdienst. Schon immer hatten ihn die Wissenschaften angezogen, besonders Mathematik und Physik — vor allem die Elektrizität. Auch chemische Versuche hatte er voll Eifer ausgeführt.

Bald konnte Siemens auf eine Reihe nützlicher Erfindungen zurücksehen. So gelang



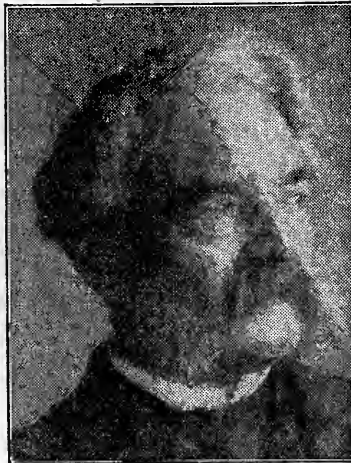
Die erste, von der Firma „Siemens & Halske“ hergestellte elektrische Bahn.

es ihm unter anderem, den Telegraphenapparat — die Telegraphie stand damals, im Jahre 1847 noch in den Anfängen ihrer Entwicklung — zu verbessern. Siemens beschloß, diese verbesserten Telegraphenapparate in größeren Mengen herzustellen und zu verkaufen.

Zur Durchführung dieses Planes brauchte er aber einen geschickten Mechaniker. Nun war ihm bei den Versammlungen der „Physikalischen Gesellschaft“ ein junger Handwerker aufgefallen, der in diesem wissenschaftlichen Kreise, dem die Professoren der Universität angehörten, eine gewiß ungewohnte Erscheinung war. Hinter diesem Handwerker mußte sicher etwas stecken. Siemens machte sich mit ihm bekannt und erfuhr, daß er Georg Halske hieß. Er schlug ihm vor, mit ihm zusammen eine Werkstatt zu eröffnen, in der sie Telegraphenapparate bauen wollten. Damit war Halske wohl einverstanden, aber — beide hatten kein Geld, um die nötigen Einrichtungen zu bezahlen. Glücklicherweise hatte Siemens einen Onkel, der ihnen etwas Geld vorschob.

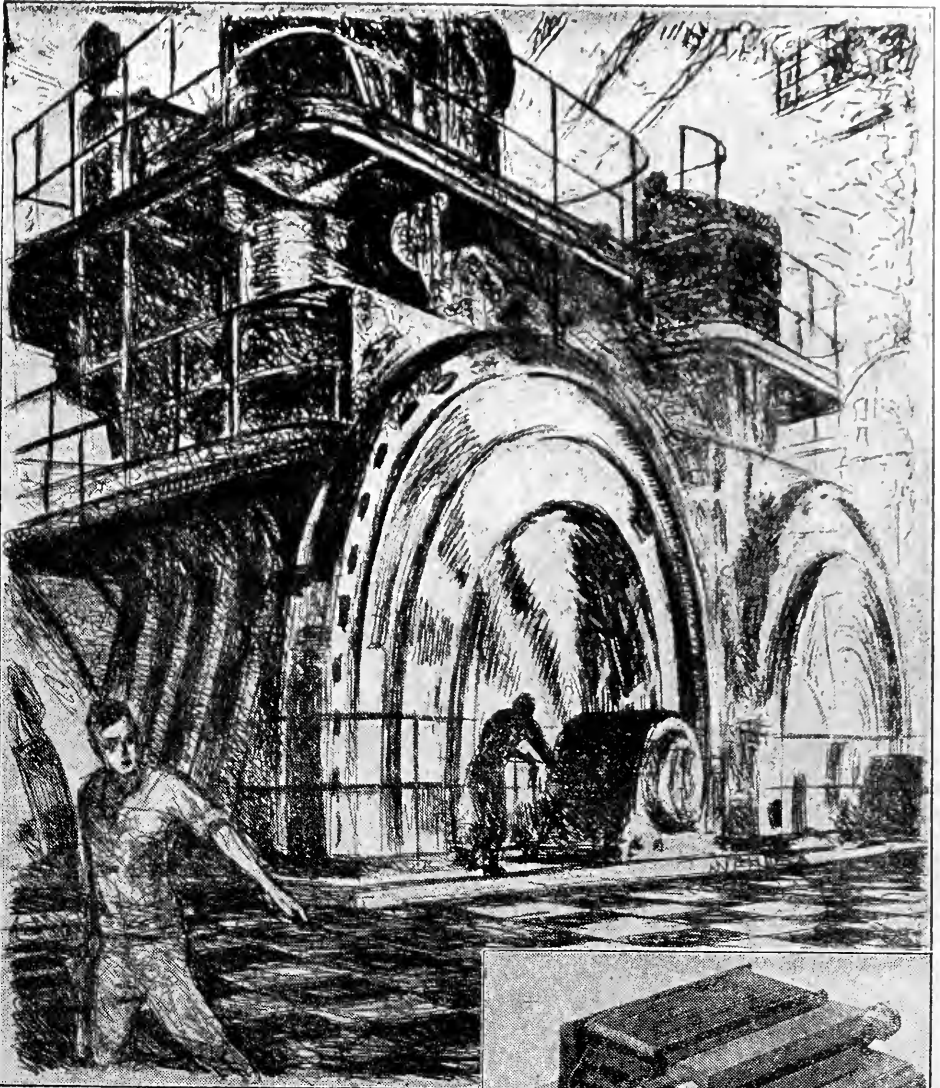
So mieteten sie denn in einem Hinterhaus der

Schöneberger Straße in Berlin eine kleine Wohnung, wo sie ihre Werkstatt eröffneten, und wo sie zugleich schliefen. Es war ein ungleiches Paar, der Leutnant und der Handwerker, aber sie paßten gut zusammen. Beide waren von rastlosem Ehrgeiz und von eisernem Fleiß erfüllt. Von früh bis spät stand Halske in der Werkstatt, und auch Siemens brachte jede freie Minute, die ihm der Dienst übrig ließ, dort zu. Er blieb zunächst, wegen des Gehalts, noch beim Militär; dann kam der Krieg gegen Dänemark. Man übertrug ihm die Verteidigung des Kieler Hafens, den er dadurch schützte, daß er unterseeische Minen anbrachte, die auf elektrischem Wege zur Explosion gebracht werden konnten. Dies waren die ersten elektrischen Minen, die überhaupt hergestellt wurden. Man erkennt auch hieraus, wie der Erfindergeist Werner Siemens' sich in jeder Lage zu helfen wußte. Nach Beendigung des Krieges, im Jahre 1849, nahm er dann seinen Abschied, um sich ganz der jungen Firma zu widmen.



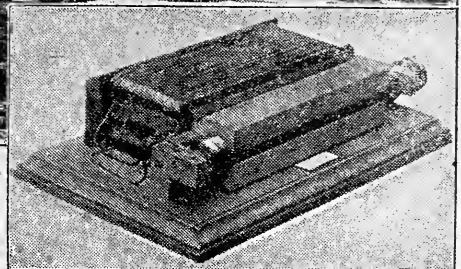
Werner von Siemens, der große Erfinder, der vor 75 Jahren die Weltfirma „Siemens & Halske“ gründete.

Diese nahm nun einen raschen Aufschwung. Erfindung reihte sich an Erfindung. Die Dynamo-



Ein Maschinenaal mit riesige Dynamomaschinen, wie sie heute nach der von Werner von Siemens vorgenommenen Verbesserung aussehen.

maschinen wurden immer vollkommener, und ein Vergleich unserer beiden Bilder läßt den schwierigen Weg, den der Erfinder gehen mußte, ahnen. Die Telegraphenapparate wurden weiter verbessert; dann stellte man Unterseekabel her, die ins Meer versenkt wurden, so daß man auch durch die Wasserwüste des Ozeans hindurch von Erdteil zu Erdteil telegraphieren konnte. Siemens



Die erste kleine Dynamomaschine vor der Verbesserung durch Werner von Siemens.

überwachte das Auslegen dieser Kabel persönlich und erlitt dabei sogar einmal Schiffbruch. Glücklicherweise wurden die Verunglückten, die sich an eine entlegene Küste retten konnten, bald aufgefunden. Man kann

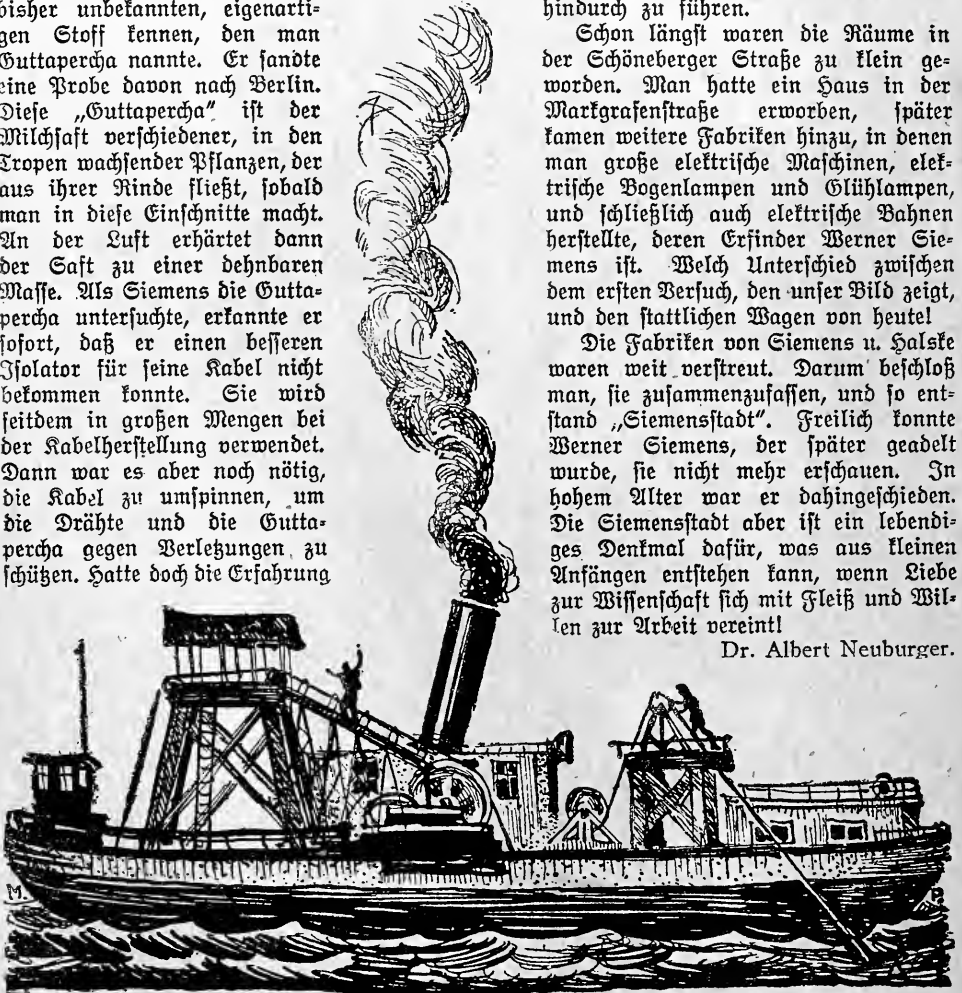
wohl behaupten, daß Werner Siemens der Erfinder des Unterseekabels ist. Ein solches Kabel besteht aus dem Kupferdraht, durch den die Telegramme hindurchgeschickt werden, und der gegen den Einfluß des Meerwassers geschützt werden muß. Außerdem muß er noch mit irgendeinem Stoffe umgeben werden, der verhindert, daß die elektrischen Ströme aus dem Kupferdraht entweichen. Derartige Stoffe nennt man „Isolatoren“. Werner Siemens machte nun die größten Anstrengungen, einen passenden Stoff zu finden. Hierbei kam ihm der Zufall zu Hilfe. Wilhelm Siemens, der Bruder Werners, der sich in England niedergelassen hatte, lernte dort zufälligerweise einen bisher unbekanntem, eigenartigen Stoff kennen, den man Guttapercha nannte. Er sandte eine Probe davon nach Berlin. Diese „Guttapercha“ ist der Milchsaft verschiedener, in den Tropen wachsender Pflanzen, der aus ihrer Rinde fließt, sobald man in diese Einschnitte macht. In der Luft erhärtet dann der Saft zu einer dehnbaren Masse. Als Siemens die Guttapercha untersuchte, erkannte er sofort, daß er einen besseren Isolator für seine Kabel nicht bekommen konnte. Sie wird seitdem in großen Mengen bei der Kabelherstellung verwendet. Dann war es aber noch nötig, die Kabel zu umspinnen, um die Drähte und die Guttapercha gegen Verletzungen zu schützen. Hatte doch die Erfahrung

gelehrt, daß die Meerestiere an der Guttapercha Geschmack finden und sie gern anknabbern. Sind die Kabel aber mit Eisendrähten umspinnen, so werden sich die Tiere vergebens bemühen. Siemens erdachte auch besondere Maschinen zum Umspinnen der Kabel und gab die Einrichtung der Schiffe an, die zum Abrollen und Verlegen der Kabel dienen sollen. Diese Schiffe enthalten große Räume, worin die Kabel gelagert sind, die dann über besonders angeordnete Rollen laufen, wobei sie durch eigens erfundene Bremsen am zu schnellen Ablaufen verhindert werden. Man sieht, wie viele Erfindungen allein nötig waren, bis es gelang, Kabel herzustellen und durch das Meer hindurch zu führen.

Schon längst waren die Räume in der Schöneberger Straße zu klein geworden. Man hatte ein Haus in der Marktgrafenstraße erworben, später kamen weitere Fabriken hinzu, in denen man große elektrische Maschinen, elektrische Bogenlampen und Glühlampen, und schließlich auch elektrische Bahnen herstellte, deren Erfinder Werner Siemens ist. Welch Unterschied zwischen dem ersten Versuch, den unser Bild zeigt, und den stattlichen Wagen von heute!

Die Fabriken von Siemens u. Halske waren weit verstreut. Darum beschloß man, sie zusammenzufassen, und so entstand „Siemensstadt“. Freilich konnte Werner Siemens, der später geblüht wurde, sie nicht mehr erschauen. In hohem Alter war er dahingeshieden. Die Siemensstadt aber ist ein lebendiges Denkmal dafür, was aus kleinen Anfängen entstehen kann, wenn Liebe zur Wissenschaft sich mit Fleiß und Willen zur Arbeit vereint!

Dr. Albert Neuburger.



Eines der Schiffe, die Werner von Siemens mit ihren ganzen Einrichtungen zum Kabellegen erdachte.

Wie einst ein Reicher ein Almosen empfing

Aus dem Leben
des Bankiers Rothschild.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gründete Mayer Anselm Rothschild in Frankfurt am Main ein Bankhaus, dessen Ruf sich bald über die ganze Welt verbreitete; und auch heute noch zählen die Nachkommen des Frankfurter Stammvaters mit zu den reichsten Leuten der Erde.

Als Mayer Anselm im Jahre 1812 starb, hinterließ er fünf Söhne. Sie hatten in verschiedenen Städten der Welt neue Bankhäuser errichtet, und einer von ihnen, James Rothschild, hatte zu seinem Wohnsitz Paris ausgewählt, wo das von ihm gegründete Bankgeschäft noch heute besteht.

Von diesem James Rothschild wird eine Anekdote berichtet, die so recht den guten Charakter der Rothschilds kennzeichnet. Eines Tages wurde Baron James von dem berühmten Maler Eugène Delacroix gebeten, sich von ihm malen zu lassen, und zwar als — Bettler. Es reizte den großen Künstler, diesen Mann, der über für damalige Zeiten fast ungeheure Reichtümer verfügte, gerade als Bettler darzustellen. Baron Rothschild, der für Maler viel übrig hatte, willigte gern ein.

Eines Morgens saß Rothschild, in Lumpen gehüllt, mit demütiger Bettlermiene vor der Staffelei des Künstlers, der gerade eifrig Farben mischte. Da öffnete sich die Tür des Ateliers und herein trat ein junger Mensch. Es war der Lieblings-schüler des Meisters. An seinem Aeußern erkannte man, daß es ihm nicht allzu gut ging. Als er den armen Alten sah, den er für ein-n richtigen Bettler hielt, ging er



rasch auf ihn zu und drückte ihm verstoßen einige kleine Geldstücke in die Hand. Vielleicht selbst sein letztes Geld. Rothschild war wohl verblüfft, verzog aber keine Miene, dankte leise und steckte das Geld ein. Delacroix hatte nichts von alledem bemerkt.

Als sich bald darauf der junge Mann verabschiedete, erkundigte sich der vermeintliche Bettler nach der Adresse seines „Wohltäters“. Sorgfältig notierte er sie, und einige Tage darauf erhielt jener durch einen Diener einen Brief folgenden Inhalts:

„Das bei mir vor kurz in eingezahlte Kapital liegt nebst Zinseszinsen in Gesamthöhe von zehntausend Franks jederzeit in meinem Bureau der Rue Lafitte zu Ihrer Verfügung.

Rothschild.“

Die Ueberraschung des jungen Künstlers war groß, und mit Genugthuung erkannte er, daß jede Wohlthat, und wäre sie noch so klein, ihren reichen Lohn in sich birgt.

W. Sch.



Eines Tages sprach ein Diener bei dem jungen Maler vor und überbrachte einen Brief.

Wie es kam, daß Laatsch



Ohne jegliche Beschwerde
Pumpt man sich zwei edle Pferde;
Der Besitzer gibt sie gern
An so ehrenwerte Herrn.



Schließlich konnt' er auch nicht ahnen,
Was die beiden „Edlen“ planen,
Und daß hinten mit Bedacht
Sie Paketen angebracht.



Als sie hinten Gluten spüren,
Ist kein Halten bei den Tieren,
Und sie rasen wie geheht,
Was nicht in Erstaunen setzt.



Wer von beiden war nun Sieger?
Jeder schilt den Freund: Betrüger!
Wessen Pferd am schnellsten rannte,
Dieserhalb der Streit entbrannte.

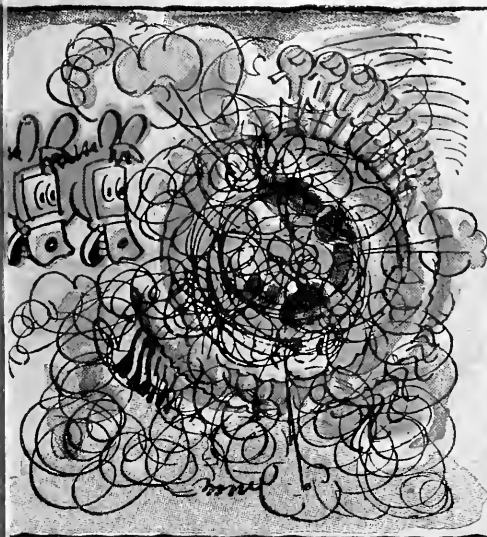
und Bommel sich entzweiten



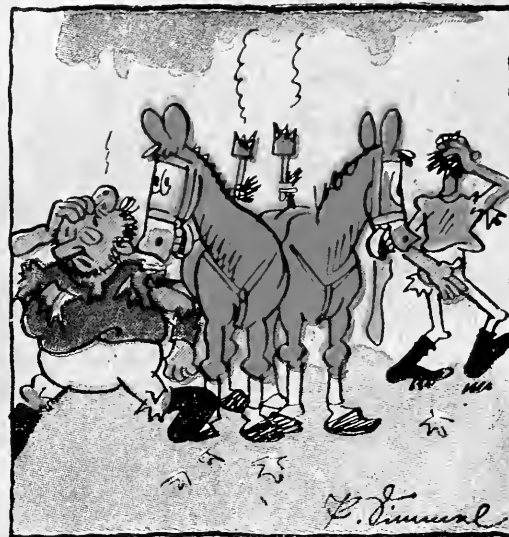
Hoch zu Rosse in der Bahn
Sieht man sie als Jockeys nah'n.
Klasse, wie es scheint, von Rang.
Einer kurz und einer lang.



Wie sie nun zum Starten kimmern,
Fängt es hinten an zu glimmen,
Da das Paar mit eig'ner Hand
Die Rakete feht' in Brand.



Wüßte Watschen, Flüche gellen,
Um die Ohren schallen „Schellen“;
Die zwei Gäule stehen stumm
Mitten drunter drin herum.



Wilder Haß ist zwischen ihnen,
Die sonst unzertrennlich schieren.
Laatsch und Bommel, die „Verkracher“,
Sind nun ärgste Widersacher.



Freunde, neulich war ich bei unserer gemüthlichen Stammtischrunde, die sich jeden Donnerstag abend trifft. Da wurden wieder tolle Sachen erzählt, und ich sagte mir gleich, als ich die Geschichten hörte, das ist etwas für den „Heiteren Fridolin“. Vor allem war da ein Mann, der lange Jahre in Afrika gelebt hatte, und der fragte uns, woher der Löwe seinen Namen hat. „Ihr wißt es nicht?“ sagte er. „Ganz einfach, er löwt eben immer in der Wüste 'rum. Und woher hat der Tiger seinen Namen? Noch einfacher, er löwt auch immer in der Wüste 'rum, und zum Unterschied vom Löw'r nennt man ihn Tiger. Und nun aber die Hyäne! — Warum heißt sie Hyäne? Das ist am allereinfachsten: da ist mal h i e e n e und mal da eene.“ So erzählte er uns, und Ihr könnt Euch wohl denken, daß es da bei uns ein großes Hallo gab. Sehr hübsch war auch die Geschichte vom Klaus. Ihr kennt sie sicher nicht. Also hört: Klaus erscheint eines Tages in seinem Heimatdorfe auf Urlaub aus der Wüste. Im Dorfwirtshaus wird ihm natürlich sehr zugefetzt, seine afrikanischen Erlebnisse zu schildern. Ganz besonders der alte Schäfer will

Jagderlebnisse hören und fragt, ob Klaus schon Löwen gejagt habe. „Aber selbstverständlich,“ meint Klaus, „das ist doch das einfachste von der Welt. Ich geh' zum Unteroffizier und sage ihm: „Ich geh' jetzt auf Jagd.“ „Na schön,“ sagt der Unteroffizier, „dann geh' nur!“ „Ich also Gewehr um, Stiefel an, 'rein in die Wüste. Kommt da ein Löwe. Ich mich hinlegen, zielen, peng! — und der Löwe ist tot; 'rein in den Rucksack und nach Hause!“ — „Ah!“ rief der Schäfer ganz begeistert aus, „hast Du auch Tiger gejagt?“ — „Tigerjagd ist genau dasselbe,“ meint Klaus. „'rein in die Wüste, hinlegen, zielen, peng! Tiger ist tot! 'rein in den Rucksack und nach Hause!“ — „Hm,“ sagt der Schäfer und wiegt bedächtig den Kopf, „auch Elefanten?“ — „Aber gewiß,“ antwortet Klaus. „'rein in die Wüste, hinlegen, zielen, peng . . .“ — „Halt!“ rief da der Schäfer, „totschießen kannst Du ihn noch, aber wenn Du ihn auch in den Rucksack steckst, dann ha' ich Dir eine!“ —

Das ist doch hübsch, nicht wahr? Vielleicht kennt Ihr ähnliche nette Geschichten und sendet sie mir ein! Onkel Toldi.

Das goldene Haus

Eine Erzählung aus Australien von M. Lucca.

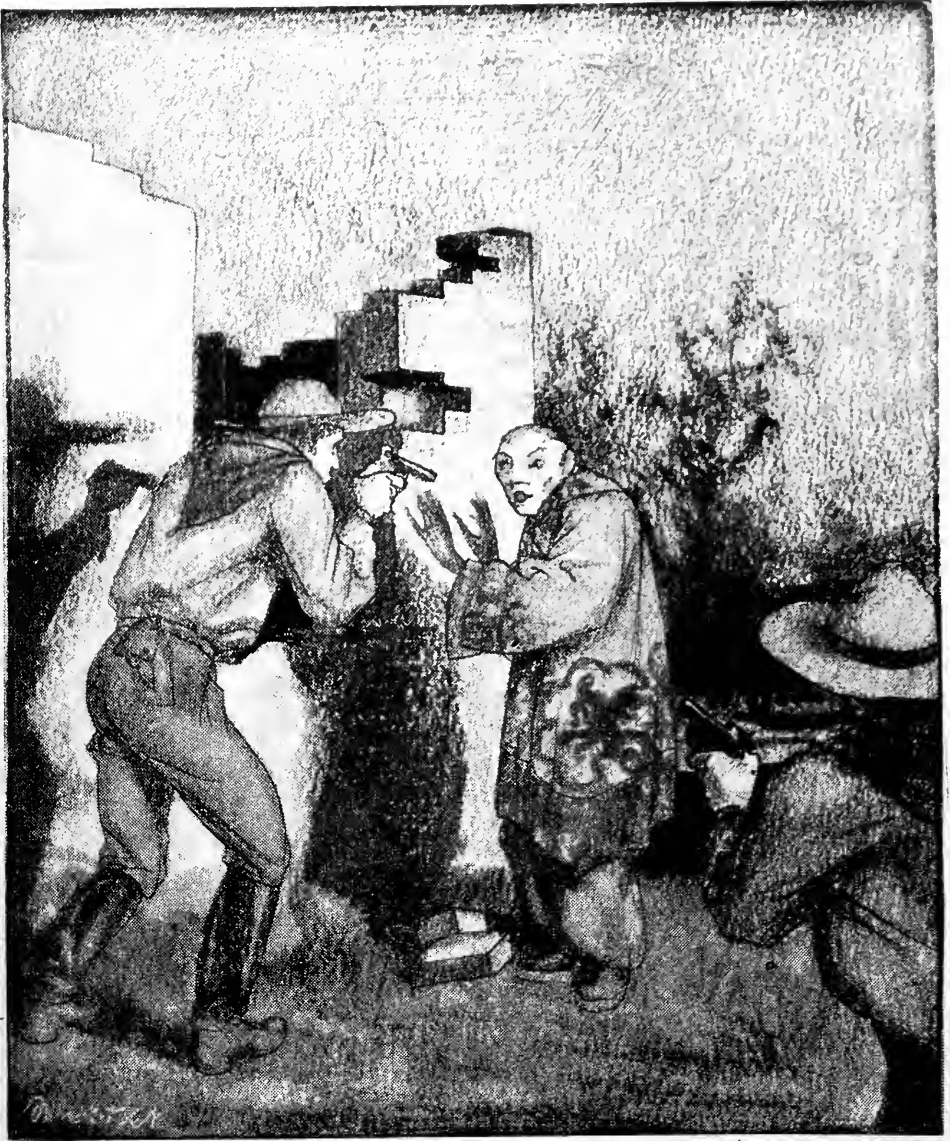
Martin Moser, ein armer, deutscher Handwerker, landete nach vielen Irrfahrten in Australien, wo er ein besseres Auskommen zu finden hoffte als in der Heimat. Er träumte, in Australien als Goldgräber sein Glück zu machen.

Doch hatten zu viele Menschen diesen gleichen Gedanken; die Bergwerfstadt Sandhurst war überfüllt, und vergebens suchte er nach einer Anstellung; ja nicht einmal eine passende Unterkunft war zu finden, wo er dauernd hätte bleiben können. Die Herberge, die ihn aufgenommen hatte, war ebenso

dürftig wie teuer. Traurig kehrte er um. Da riet ihm ein Trapper, der, gleich ihm, zurzeit brotlos war, und der sich in Australien schon viele Jahre aufhielt, das Goldgraben sein zu lassen, das ohnedies keinem Menschen mehr Glück brächte und sich lieber als Handwerker zu versuchen.

„Ich bin ein gelehrter Tischler,“ meinte Martin Moser traurig, — „aber wo soll ich hier Handwerkzeug hernehmen, und wo soll ich, dem es an einem passenden Obdach fehlt, meine Werkstätte aufschlagen?“

„Paß auf!“ erwiderte der andere, „Du



„Halt, Du Schurke!“ schrie der Trapper den Ueberraschten an und stürzte mit erhobener Waffe aus seinem Versteck hervor.

gefällt mir. Weißt Du was, — ich geh' mit Dir zusammen. Ich hab' noch etwas Geld, — dafür wollen wir uns Handwerkzeug kaufen und uns hier in Sandhurst ein kleines Häuschen bauen. Du lehrst mich Dein Handwerk, und wir versuchen auf diese Weise unser Glück. Beschlaß Dir die Sache, morgen reden wir weiter! Gute Nacht!“

Am andern Morgen weckte ihn der Trapper — er hieß Sawyer — sehr zeitig.

Martin Moser erklärte sich mit dessen Vorschlag einverstanden, und so eilten die beiden neuen Freunde in die Stadt, wo sie alles erforderliche Handwerkzeug einkauften. Dann erstanden sie für billiges Geld eine rote Mergelgrube; dort wollten sie sich mit

eigener Hand Ziegel machen, sie an der heißen, australischen Sonne trocknen und sich so ein kleines Haus bauen.

Das Ziegelmachen und Trocknen ging spielend vonstatten, und nach kurzer Frist waren die Grundmauern vollendet; nun schickten die Freunde sich an, die Hausmauern aufzuführen. Doch was war das? Tagtäglich waren aus ihrer so mühsam und kunstvoll aufgeführten Mauer einige Ziegel herausgebrochen, sodaß die andern Ziegel in Gefahr kamen, einzustürzen. Das ging so eine geraume Zeit; aber dann erwachte ihre Wut über den rätselhaften Zerfall. Kurz entschlossen legten sich die beiden, bis an die Zähne bewaffnet, auf die Mauer, um den Räuber ihrer Ziegel auf frischer Tat zu ertappen. Etwas nach Mitternacht — der Vollmond beschien prachtvoll die Landschaft — nahe ein häßlicher, kleiner Chinese mit langem Zopfe und schickte sich an, einen Ziegel aus der frischen Mauer herauszubringen.

„Halt, Du Schurke!“ schrie ihn wutentbrannt der Trapper an und stürzte sich auf den ertappten. Mit donnernder Stimme drohte er ihm, er würde ihn ohne Erbarmen über den Haufen schießen, wenn er nicht sofort gestehen wollte, weshalb er Nacht für Nacht die so mühsam verfertigten Ziegel stehle.

Zitternd stand der Sohn des Himmels vor dem Trapper, und zaubernd kam das Geständnis von seinen Lippen.

Die Ziegel seien, so erklärte der Chinese, aus roter, goldhaltiger Mergelerde gemacht, und jeder Ziegel enthalte ungefähr eine halbe Unze (etwa 15 Gramm) Feingold.

Wer war glücklicher als die beiden Freunde! Lachend ließen sie die Gelbhaut laufen, um am andern Morgen nun selbst ihren Hausbau zu zerstören. Die Ziegel und die Mergelgrube gaben ihnen soviel Gold, daß sie als wohlhabende Männer nach Europa zurückkehren konnten.

Onkel Otto zaubert!



Ich will Euch ein Kunststück lehren, mit dem Ihr als große Rechenkünstler glänzen könnt.

Schreibt mal eine beliebige, möglichst hohe, siebenstellige Zahl auf!
Etwa 7 408 162

Nun schreibt eine zweite darunter, die aber kleiner sein muß, als die erste. Etwa 1 264 321

Jetzt schreibe ich selbst eine scheinbar willkürlich gewählte darunter. In Wirklichkeit ist „meine“ Zahl aber so beschaffen, daß jede Ziffer, zusammen mit der darüberstehenden Ziffer, die Zahl 9 ergibt. Also

Hierauf schreibt nochmals eine beliebige siebenstellige Zahl dar-

unter, die wieder kleiner sein muß, als die letzte. Etwa . . . 4 252 007

Unter diese Zahl setze ich wieder eine scheinbar willkürlich gewählte Zahl. In Wirklichkeit besteht aber diese Zahl aus lauter Ziffern, die zusammen mit den darüberstehenden wieder jedesmal 9 ergeben; also 5 747 992

Jetzt setzt zum letztenmal eine beliebige, aber wieder kleinere Zahl darunter. Etwa 2 874 136

Ich schreibe, nach der bereits bekannten Regel wieder die Ergänzungsziffern zu 9 auf 7 125 833

Und nun — streife ich mit einem Blick die sieben Zahlen und tue, als ob ich sie, im Kopf schnell zusammenrechnen würde, wobei ich gleichzeitig das Ergebnis niederschreibe. Es lautet: 37 408 159.

Ihr staunt darüber und rechnet, zweifelnd, ob ich das Ergebnis so schnell gefunden habe, nach. Es stimmt. Nicht wahr?

Und nun wollt Ihr wissen, wie das zugeht? Setzt vor die erste der obigen Zahlen eine 3 und zieht hinten eine 3 ab!

Naht's nach! Onkel Otto.

Modell-Segelflüge



Die bedeutamen deutschen Rhön-Segelflug-erfolge, die den Beweis für die Möglichkeit mehrstündigen motorlosen Schwebens im aufsteigenden Luft-(Wind-)Strome erbrachten, haben das Ausland, besonders England und Frankreich, zu regem Wettbewerb angeregt, der bereits gute Ergebnisse brachte: so gelang es erst kürzlich dem Franzosen Manengrolle, mit einem Eindeder-Schwebeflug von 3 Stunden 21 Minuten am 21. Oktober d. J. die bisherige Weltbestleistung um 11 Minuten zu übertreffen. Die von der Rhön ausgegangene Anregung belebte in erfreulichster Weise aber auch das sportlich so wertvolle Gebiet des Modell-Gleit- und Segelfluges. Auch hier ist der Schritt vom „fliegenden Motor“ zum „Motorlosen“ gemacht. Während man sich in früheren Jahren mühte, Modellflugzeuge herzustellen, deren Propeller durch die Kraft sich abdrehender, aufgerollter Gummischnüre, ja selbst durch winzige Motoren getrieben wurden, setzt man heute seinen Ehrgeiz darein, die Modelle ohne Motor von einem Hügel aus zu möglichst langem Schweben zu bringen. Auch hier spielt — genau wie bei den großen Apparaten

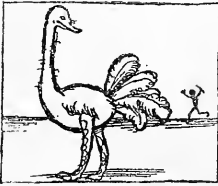
— das geschickte „In-den-Wind-Werfen“ eine ausschlaggebende Rolle. Ein solcher Start ist aber noch sehr unvollkommen und macht das Freikommen vom Boden abhängig von der Geschicklichkeit der Helfer. Dieses Verfahren wird in nicht ferner Zukunft sicherlich überwunden sein, und der motorlose Modellsport dürfte hierbei von größter Bedeutung werden. Ein Vorteil des Modell-Segelfluges gegenüber dem Modell-Motorflug ist, daß er unter Bedingungen arbeitet, die denen des „Erstfluges“ wesentlich mehr gleichen. Außerdem aber entwickelt er die Geschicklichkeit und den Sinn für sauberes, genaues handwerksmäßiges Arbeiten, schärft die Beobachtungsgabe, regt zu richtigem Denken an und schult das Auge und die Sinne im Erkennen der Wind- und Wetterverhältnisse. Dann aber schafft er der Luftfahrt einen vorgebildeten Nachwuchs — und das ist von wesentlichster Bedeutung.



Modell-Segelflüge.

Wie die Modell-Segelflugzeuge in den Wind geworfen werden.

Ein meine Dürrengeißel



1

Der Strauß geht fröhlich hin und her
Und freut sich seiner Federn sehr
Und lacht in sel'ger Ruh'.
Da kommt vorbei ein schwarzer Wicht,
Der Strauß doch denkt: „Ich seh' Dich nicht,
Ich weiß schon, was ich tu.“



2



3

Drauf reißt der schwarze Mann dem
Strauß
Als Kopfschmuck eine Feder aus.
Der Strauß denkt sich: „Nanu?“
Da naht ein Scheich sich dieser Stätt'.
Der Strauß doch denkt: „I seh' Di net.“
Und macht die Augen zu.

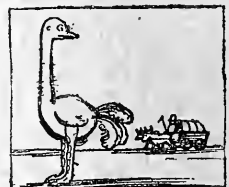


4



5

Doch als er fortging, hatt', o Graus!
Zwei Federn weniger der Strauß,
Da dacht' er: „Spitzbub, Du!“
Er stand betrübt und stumm und dumm,
Da kam ein Individuum,
Das war ein Erzfilou.

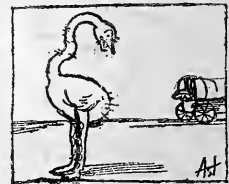


6



7

Der holt die letzten Federn sich.
Der Strauß doch denkt: „Ich seh' Dich nicht.“
Der and're rief: „Juhu!“
So ward der Strauß, welch ein Skandal,
Ganz langsam ritzeratzekahl
Und weinte sehr: „Huhu!“



8

Moral:

Drum mach's nie wie der Vogel Strauß.
Sonst plündert man Dich auch so aus,
Vom Kopfe bis zum Schuh.

Rätsel-Ecke

Größenwahn.

Hätt' ich rechts und links ein Zeichen,
Würd' ich in die Wolken reichen,
Würde stark und mächtig sein,
Eine Krone wäre mein.

Die Vorfilben.

Wer's tut mit „aus“, der will verzichten,
Luft Du's mit „ab“, verweigerst Du,
Luft Du's mit „ein“, so sagst Du zu,
Wer's tut mit „zer“, der will vernichten,
Wer's tut mit „nach“, will sich belehren,
Wer's tut mit „vor“, den muß man hören,
Wer's tut mit „über“, der ist flüchtig,
Wer's tut mit „be“, der gilt für tüchtig.

Wertvoll.

Germaniens Helden tranken
 Es oft in alter Zeit,
 Sie waren sonder Wanken
 Stets süß in Kampf und Streit:
 Das Zweite aber nennet,
 Wobon ein Teil Du bist,
 Das, wie man erst bekennet,
 Unendlich war und ist.
 Die Weiden jetzt verbunden,
 Du brauchst es zweifellos,
 Du brauchst's zu allen Stunden,
 Such' nur im Erdschoß!

Auf der Straße.

Vereinigt, sind es viele,
 Die nehmen sich zum Ziele
 Ein neues Heimatland.
 Gespalten, ist's nur einer,
 Stets wandelt ganz allein er
 Den Stecken in der Hand.

Silberrätsel.

Aus den Silben:

al — bra — chi — e — o — el — ex — gen
 — ham — he — hund — il — is — lat —
 lenz — li — li — lo — loth — mo — nel —
 no — ra — ra — rin — ring — rurg — sa
 — sa — see — tel — tis — tow — tun — zel
 sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und
 Endbuchstaben, beide von oben nach unten
 gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter
 bedeuten:

1. Ein Symbol. 2. Jüd. König. 3. Bibl.
 Volk. 4. Meerestier. 5. Stadt in der Provinz
 Brandenburg. 6. Weibl. Vorname. 7. Kleines
 Raubtier. 8. Spezialarzt. 9. Unterirdischer
 Weg. 10. Maurisches Schloß. 11. Blume.
 12. Ehemalige deutsche Provinz. 13. Titel.
 14. Gemüsepflanze.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 3.**Silberrätsel:**

Borne rund, hinten rund, in der Mitte wie
 ein Pfund.

1. Vorname. 2. Obadja. 3. Ruder.
 4. Miere. 5. Element. 6. Radieschen. 7. Un-
 strut. 8. Ratter. 9. Dame. 10. Hedwig.
 11. Indianer. 12. Nase. 13. Tiger. 14. En-
 dividie. 15. Nonne. 16. Rappe. 17. Uniform.
 18. Naturkunde. 19. Donner. 20. Jfidor.

Frommer Wunsch: Freitag, Tag frei.

Seltam.

Wurm (Bücherwurm, Bandwurm).

Spottname: Hasenfuß.

Verwandluna: Katala, Katadu.

Fridolins Lustkabinett

„Warum münden alle Flüsse in das Meer?“ fragt der Lehrer den kleinen Arthur.

Darauf antwortet dieser: „Damit die Fische auch was Süßes zu naschen haben.“



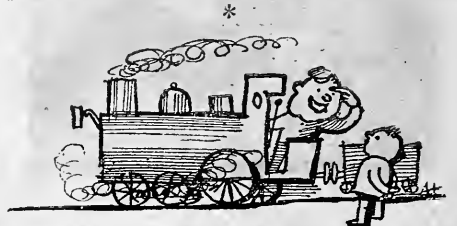
„Meister, ein Herr war da, der wollte Ihnen eine runterhaucn.“

„So, und was hast Du gesagt?“

„Es tut mir leid, daß der Meister nicht da ist.“



Die Mutter ist mit dem Kinderwagen aus dem vierten Stock heruntergekommen und merkt, daß sie die Milchflasche für das Kleine vergessen hat. „Frischen.“ sagt sie, „lauf und hol' die Flasche!“ Frischen will aber nicht. — „Pfiui,“ sagte die Mutter, „wenn Du nicht lieb zu dem kleinen Schwesterchen bist, kriegt es Flügel und fliegt in den Himmel zurück.“ — „Kann sie nicht Flügel kriegen und selber nach ihrer Milchflasche fliegen?“ fragte Frisch.



Die kleine Grete fragt: „Hänschen, sag, wie macht es der Lokomotivführer, daß der Zug nach rückwärts fährt?“

„Er legt die Kohlen verkehrt ein!“ war die Antwort.

Wie mal eine Goldgräberstadt entstand



1. Beim Essen fällt Herr Cyprian
Die gold'ne Plombe aus dem Zahn.



2. Sie fällt zu Boden augenblicks;
Er sucht und sucht und findet nix.



3. Da kommt Herr Flipp daher getrotzt;
Der hatte Glück und fand das Gold.



4. Er dacht', daß hier ein Goldfeld wär',
Und lockt' dadurch viel Menschen her.



5. Sie alle suchten jahrelang,
Nicht ahnend den Zusammenhang.



6. Und ihre Stadt, die wir hier sehn,
Verdankt 'ner Plombe ihr Entstehn.



HALBMONATSSCHRIFT SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Was die Bäuerin im Butterfaß entdeckte.
(Zu der Erzählung: „Die Butterfaßkage“ auf der nächsten Seite.)



Eine unfreundliche Frau
öffnete die Thür.

Die Butterfaßkatze

Ein Jugendstreich Goethes, nacherzählt von Mathilde Weil.

Als der junge Dichter und Feuerkopf Johann Wolfgang v. Goethe nach Weimar übersiedelt war, um am Hofe des jungen Herzogs Karl August von Weimar als dessen guter Freund und Berater zu leben, gingen beide Freunde eines schönen Herbsttages auf die Rebhühnerjagd.

Der junge Herzog hatte nur ein kleines Gefolge mitgenommen, und der Zufall wollte es, daß die Zwei bald dies kleine Gefolge aus den Augen verloren und sich plötzlich allein in einer völlig unbekanntem Gegend befanden.

Lange irrten die beiden Freunde kreuz und quer umher, bis sie endlich an ein Gehöft kamen, das wie verloren am Waldbrand lag.

Die beiden Wanderer klopfen an das verschlossene Hoftor, das nach geraumer Weile eine alte, unfreundliche Frau öffnete.

„Guten Abend, liebe Frau,“ grüßte Goethe höflich, „wir haben uns auf der Jagd verirrt. Könnt Ihr uns nicht ein Glas Milch geben und den nächsten Weg nach Weimar zeigen?“

„Milch hab' ich keine, da ich heut Butter schlage; aber ein Glas Buttermilch können Sie wohl haben! Und den nächsten Weg mag Ihnen dann die Josefa zeigen, wenn sie mit den Ziegen heimkommt!“ Damit schürfte die Alte in das Haus zurück, ohne die beiden aufzufordern, näherzutreten.

„Na, allzu freundlich ist die gute Dame nicht!“ meinte der Herzog lächelnd.

„Ach, was! Geh'n wir ihr einfach nach!“ lachte Goethe und schritt kurz entschlossen, den Herzog beim Arm führend, hinter der Alten her. Ein großer Vorräum nahm sie auf, wo neben dem langen Eichentisch ein großes, fast riesiges Butterfaß stand. Im Ofenwinkel schnurrte behaglich eine kohlschwarze Kage. Die Alte holte zwei Gläser herbei und füllte sie mit der frischen Buttermilch.

Goethe zog dankend einen Taler aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch.

„Das ist zu viel für die Milch!“ knurrte die Alte.

„Gebt das übrige der schönen Josefa, die uns führen soll!“ sagte der Herzog. In diesem Augenblick betrat eine kleine, häßliche Person den Raum.

„Frau, helst mir die Ziegen in 'n Stall stecken!“ sagte die Angekommene.

„Gleich, Josefa, ich komm' schon!“ Die Alte stand vom Butterfaß auf.

„Das ist nun die schöne Josefa!“ lachte Goethe unbändig — „aber wart', der Alten spiel' ich einen Streich für die Unfreundlichkeit gegen ihren Landesherrn!“

„Ach, laß doch, Wölschen, sie weiß ja nicht, wer ich bin!“

„Einerei, sie verdient Strafe! Für Unfreundlichkeit gibt es keine Entschuldigung.“ Dann griff Goethe rasch nach der schlafenden Kage und steckte sie in das Butterfaß.

Als die alte Frau mit Josefa zurückkehrte, verabschiedeten sich der Herzog und Goethe von der Bäuerin, und bald darauf schritten sie hinter der Magd her, die sie rasch und sicher auf einen guten Waldweg brachte.

„Seh'n die Herren, dort geradeaus, da erreichen Sie die Residenz in einer kleinen Stunde.“

„Schönen Dank, Josefa, da ist noch ein Taler für Deine Mühe; Du bist wenigstens nicht so unfreundlich wie Deine Frau!“

„Bergelt's Gott für den Taler! Ach neel Mutter Heimer is nicht so unfreundlich; nur Hofferrn kann's nit leid'n. Sie sagt, sie zertrampeln mit ihren dummen Jagden unsere Felder, und wir müssen uns umsonst abarbeiten. Bergelt's Gott nochmals! Nur immer gradaus, — da können die Herrn nit fehl gehn!“ Und die Magd verabschiedete sich. Ihr roter Rock leuchtete noch eine Weile durch die Büsche, dann war er nicht mehr zu sehen.

Die beiden lachten über die Offenheit des Mädchens und schritten unter fröhlichem Geplauder wacker aus, um das Weimarer

Schloß sobald wie möglich zu erreichen.

Nach einigen Wochen kamen Herzog Karl August und Goethe wieder in die Gegend. Selbstverständlich besuchten sie auch Mutter Heimer wieder.

„Na, Frau Heimer, habt Ihr Eure Nase bald aus dem Butterfaß befreit?“

„Freilich, freilich! Die arme Mieze hat so jämmerlich miaut, daß ich sie gleich entdeckte. Zum Glück aber hat ihr die Geschichte nichts

geschadet und der Butter auch nicht!“

„Sooo? Was habt Ihr denn mit der Butter gemacht?“

„Die hab' ich nach Weimar an den Hof verkauft; — die Hofleute sind nicht heikel; die fressen alles!“ lachte Mutter Heimer.

„Siehst Du, Wölfschen — des nennt man „Vergeltung“, sagte peinlich überrascht der Herzog, und mit gemischten Gefühlen lehrten die beiden in die Hauptstadt zurück.

Der Mann mit der Eisernen Maske

Ein ungelöstes geschichtliches Rätsel

Von Eduard Münz.

In südlichen Gegenden, wo zur Zeit der Fastnacht noch heute auf den Straßen ein tolles Maskentreiben herrscht, übt das Geheimnis, das hinter jeder Maske steckt, auf uns eine merkwürdige Anziehung aus. Auch die Weltgeschichte kennt ein solches Geheimnis. Es ist die rätselhafte Gestalt des „Mannes mit der eisernen Maske“.

Am 18. September 1698 kam der Leiter des französischen Staatsgefängnisses, der

Bastille, Gouverneur St. Mars, mit einigen Vertrauten und einem unbekanntem Gefangenen, der in einer Sänfte mitgeführt wurde, von der Insel Marguerite in Paris an. Der Gefangene, ein Mann von etwa 45 Jahren, trug vor dem Gesicht eine schwarze Maske, die seine Züge vollständig verdeckte.

Es wird berichtet, daß der rätselhafte Mann ein einziges Mal den Versuch machte, das Geheimnis, das über ihm schwebte, zu



In einer Sänfte wurde der „Mann mit der Eisernen Maske“ in die Bastille eingeliefert.

lösen. Das war, als er noch auf der Insel Marguerite gefangen gehalten wurde. Eines Tages, der Gouverneur hatte ihm, wie immer, das Essen selbst gebracht, nahm der Mann mit der Eisernen Maske, der sich unbeobachtet wußte, ein Messer und ritzte in seinen silbernen Teller einige Worte ein. Dann warf er den Teller durch das Fenster. Ein Fischer, der in seinem Boote saß, fing den „Brief“ auf, um ihn schleunigst zum Gouverneur zu tragen.

Als dieser den Teller mit den eingeritzten Schriftzeichen sah, erblickte er und fragte den Ueberbringer, ob er die Inschrift gelesen hätte. Der Fischer antwortete, daß er gar nicht lesen könne.

„Das ist Euer Glück,“ sagte darauf der Gouverneur, „sonst würdet Ihr jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilen.“ —

Um nun zu verhüten, daß der geheimnisvolle Unbekannte nochmals versuchte, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, hatte man die strengsten Maßregeln getroffen.

Er wurde also in die Bastille gebracht, wo ihn ein alter, knurriger Major bediente; kein anderer Mensch durfte mit ihm in nähere Berührung kommen. Seine Wächter trugen scharf geladene Flinten und hatten ausdrücklich Befehl, sofort auf den Gefangenen zu schießen, wenn er es wagen sollte, mit jemandem zu sprechen oder auch nur sein Gesicht zu zeigen.

So brachte der Unbekannte, von aller Welt getrennt, fünf Jahre in unheimlicher Einsamkeit in der Bastille zu und starb am 19. November 1703. Er wurde — wie man allgemein glaubte — unter dem angenommenen Namen eines Herrn von Marchiali auf dem benachbarten Friedhof begraben. Obwohl genaue Angaben über die Beschaffenheit der eisernen Maske vorhanden sind, hat man jetzt einwandfrei festgestellt, daß es sich gar nicht um eine Maske aus Eisen, sondern nur um eine schwarze Samtlarve gehandelt hat.

Wer war aber nun der Mann mit der „Eisernen Maske“? Worin bestand das Verbrechen, das ihm eine so unheimliche, uner-

hörte Bestrafung eingetragen hatte? Gelehrte und Forscher verwandten Jahrzehnte darauf, alle auf den Fall bezüglichen Aktenstücke, Gefängnisregister und Brieffschaften zu durchstöbern, aus vergilbten Papieren die Person des geheimnisvollen Sträflings festzustellen und kamen dabei zu den widersprechendsten Ergebnissen. Kaum glaubte ein gelehrter Herr, zweifelsfrei nachgewiesen zu haben, wer der Mann mit der Eisernen Maske gewesen sei, so kam ein anderer und brachte neue Beweisstücke herbei, die seines Vorgängers Ansichten widerlegten.

Zunächst tauchte die romanhafte, phantastische Erklärung auf, daß der rätselhafte Mann mit der Eisernen Maske ein französischer Königssohn, der Graf von Vermandois, gewesen sei, ein jüngerer Sohn des Königs Ludwig XIV. Selbst der berühmte Philosoph Voltaire unterstützte diese Annahme, die jedoch den Tatsachen widerspricht, und durchaus freie Erfindung ist.

Anderer glaubten in der „Eisernen Maske“ einen älteren Bruder Ludwigs XIV. zu erkennen, den dieser einsperren ließ, um sich wider Recht und Gesetz des Thrones zu bemächtigen.

So verdichtete sich das Geheimnis, das über dem Mann mit der Eisernen Maske schwebte, immer mehr, und die meisten Anhänger, namentlich unter den deutschen Geschichtsforschern, vertraten die Ansicht, der geheimnisvolle Gefangene wäre der Italiener Mattioli, ein Minister des Herzogs von Mantua, gewesen. Franzosenfeindlicher Umtriebe wegen sollten ihn französische Hächer bei einer Fuchsjagd in eine Falle gelockt, festgenommen und nach der Insel Marguerite gebracht haben; doch neuerdings ist der Totenschein des Mattioli aufgefunden worden, der feststellt, daß er während seiner Haft auf der Insel gestorben ist. Damit entfällt auch diese Erklärung.

So ist das geheimnisvolle Dunkel, das den Mann mit der Eisernen Maske umgibt, auch heute noch nicht geklärt. Wer weiß, ob es jemals gelingt, die richtige Lösung des Rätsels zu finden!



Eine morgenländische Stadt im Herzen Deutschlands

Das Bild, das Ihr hier seht, könnte irgendwo in Konstantinopel oder Bagdad oder Kairo aufgenommen sein; in Wirklichkeit ist es eine kleine Stunde von Berlin entfernt entstanden! Wie das zugeht? Als zu Anfang des Krieges viele Mohammedaner in Deutschland gefangen waren, die bei den Franzosen gegen uns gekämpft hatten, baute man ihnen in Wünsdorf bei Berlin, außer einer Reihe

von Wohnstätten, auch eine Moschee. Und bis auf den heutigen Tag wird dort des Freitags (das ist der „Sonntag“ der Mohammedaner) Gottesdienst gehalten. Aber nicht mehr Gefangene, sondern liebe Gäste nehmen an den Feiern teil. Zurzeit wohnen dort neben vielen Erwachsenen ein paar hundert kleine Türkenjungen, die zum Besuch deutscher Schulen auf ein paar Jahre hierher geschickt wurden; außerdem etwa 50 junge Afghanen und 200 Knaben aus Buchara, dem innerasiatischen Lande, das vor dem Kriege russisch war, sich aber jetzt eine gewisse Unabhängigkeit erkämpfte und mit den angrenzenden Islamstaaten, Afgharistan und Persien, Freundschaft hält. Die buchrischen Schüler, die wir in unserem Bilde zeigen, sind erst vor kurzem nach Deutschland gekommen. Sicher werden sie sich später für die ihnen erwiesene Freundlichkeit dankbar zeigen, deutsches Wissen und Können in ihrer Heimat verbreiten und so beiden Ländern dienen.



Eine morgenländische Stadt im Herzen Deutschlands.

Die Schüler verlassen nach einer Andacht die Moschee, die in Wünsdorf bei Berlin für die zahlreichen Mohammedaner errichtet wurde.

Die höchsten Höhen,

in die der Mensch gelangte.

„Viel des Gewaltigen lebt, doch nichts gewaltiger als der Mensch,“ sang einst der griechische Dichter Sophokles, und wahrlich unvergleichlich Gewaltiges und Unvergängliches hat seitdem Menschengestalt und Menschenkraft in hartem, listenreichem Ringen mit der Natur geschaffen. Es hat erstaunlich lange gedauert, ehe der Mensch, der doch so früh schon den Ozean durchquerte, sich an die Ueberwindung der Bergriesen heranwagte. War über die Gipfel hinaus, in das Gebiet der Wolken zu gelangen — dieser Traum konnte erst mit der Erfindung des Luftballons verwirklicht werden. Doch der Kampf um die höchsten Höhen war in jedem Falle gefährlich.



Wie den Besteigern des Everest durch einen auf den Rücken geschnallten Apparat das Atmen in den Höhen ermöglicht wurde.

Als es dem Physiker Gaston Tissandier im Jahre 1875 gelang, mit zwei Begleitern bis zu 8600 Metern aufzusteigen, kam er bewußtlos herab. Seine beiden Begleiter waren tot. Am 31. Juli 1901 stiegen die beiden deutschen Physiker Süring und Berzon bis zu der noch nie erreichten Höhe von 10 800 Metern auf.

Ein aufregender Augenblick war es, als Berzon, hoch in den Wolken, plötzlich entdeckte, daß sein Begleiter ohnmächtig geworden war. Der Schlauch, der ihm den zum Atmen nötigen Sauerstoff zuführte, war ihm entfallen. Im nächsten Augenblick hatte Berzon das Ventil aufgerissen, und der Ballon begann zu sinken. Es war die höchste Zeit; denn auch Berzon verlor bald darauf die Besinnung.

Die von Berzon und Süring erlangte Höhe ist nie wieder erreicht worden. In die Nähe allerdings sind wohl manche Flieger gekommen. Am 1. Januar 1919 erreichte der englische Kapitän Lang in einem Flugzeug eine Höhe von 9300 Metern. Genau so hoch kam etwas später der französische Leutnant Lafals. Im selben Jahr erreichte der bayerische Oberleutnant Diener 9200 Meter.

Diese Erfolge sind zunächst dem ungeahnten Aufschwung der Luftschifffahrt zu danken. Anders steht es mit der Bezwingung der Berggipfel. Aber auch hier gewannen die Versuche erst dann einige Bedeutung, als es in den Jahren 1786 und 1787 dem Führer Balnat und dem Genfer Naturforscher de Saussure gelang, den 4810 Meter hohen Montblanc zu ersteigen. Das war der Anfang unseres heutigen Alpensports. Bald fanden die beiden kühnen Forscher Nachahmer.

Immerhin dauerte es noch ein paar Jahre, ehe die anderen Riesengipfel, so der des Großglockners, des Ortlers, der Jungfrau

und des Finsteraarhorns, bezwungen wurden. Mit jeder neuen Leistung auf diesem Gebiete wuchs auch der Schatz an Kenntnissen in der Technik des Bergbesteigens. Daß der Mensch selbst den Kampf mit der übergewaltigen Hochgebirgsnatur nicht zu scheuen braucht, daß sich auch die höchsten Gipfel der Erde seinem Willen beugen müssen, daß der Energie, Geistes Kühnheit und Ausdauer des Menschen nichts zu widerstehen vermag — diese Erkenntnis war vielleicht das wertvollste Ergebnis solcher Anfänge des Alpinsports.

Schon 1802 nahm Alexander v. Humboldt den Kampf mit dem Chimborazo (sprich: tschimborasso) in Ecuador auf; aber er vermochte den 6310 Mt. hohen Gipfel noch nicht zu erreichen — erst 1880 hat der Engländer Edward Whymper diesen majestätischen Bergriesen bezwungen. Der deutsche Geograph Hans Meyer erklimmte 1889 den östlichen, 5355 Meter hohen

Gipfel des Kilimandscharo in Afrika, der Schweizer Bergführer Zurbriggen 1897 den 6950 Meter hohen Aconcagua in Chile, 1906 erstiegen Amerikaner den Mac Kinley (spr.: mäc kinlee), den höchsten Gipfel Nordamerikas (6240 Meter), und nun bleiben dem Ehrgeiz der Alpinisten als letzte Ziele nur noch die höchsten aller Gipfel der Erde, die Riesenhäupter des Himalaja, jenes erhabenen Schneegebirgswalles zwischen Indus und Brahmaputra; eine Strecke, die länger ist als die von Paris nach Moskau, und erheblich breiter als der Raum zwischen dem Sächsischen Erzgebirge und der Ostsee.

Hier hatten zwei Kühne Norweger, Rubenson und Monrad-Nas, im Jahre 1907 den ersten Versuch der Bezwingung gemacht und die bis dahin höchste Höhe mit 7170 Metern erreicht, — aber weit höher noch ragen



Die höchsten Höhen, in die der Mensch gelangte.

Wie Berjon, der gemeinsam mit Süring bis zu der nie wieder erreichten Höhe von 10 800 Metern aufstieg, entdeckte, daß seinem Begleiter der Luftschlauch entfallen war und er in tiefer Ohnmacht lag. (Fortsetzung auf Seite 10.)

SCHORSCHL'S und SEPP'S W



Der Schorsch und der Sepp schlagen tüchtige Klängen
Bei Würsten und Knödeln . . . Sie werden's schon
zwingen

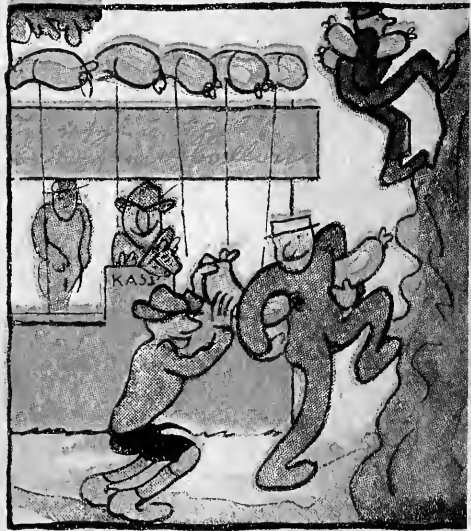
Zumal es ja doch 'ne Beschäftigung ist,
Die trefflich geeignet zur Kräftigung ist.



Was nun mit den Häuten, den leeren, beginnen
Da brauchen die beiden nicht lange zu sinnen.
Sie füllen die Hüllen mit Gas an im Nu
Und binden geschwind jede Haut unten zu.

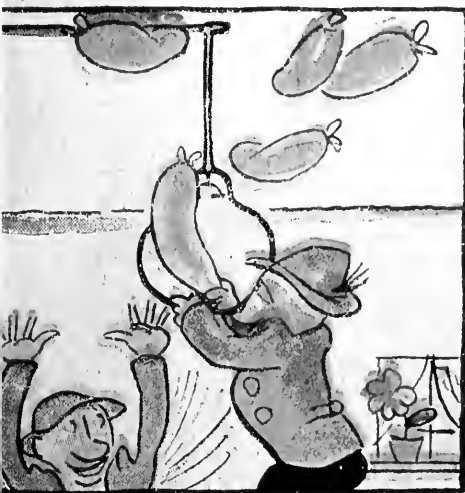


Kaum sieht man ihn wieder zu Boden sich senken,
Durchschießt es die beiden urplötzlich. Sie denken:
„Kann so eine Gaswurst nach oben hinschweben,
Dann kann sie uns auch auf die Berge 'naufheben.“



Fürwahr! Sie erfassen den richt'gen Romang,
Und setzen ganz flink ihre Sache in Gang.
Es kommen viel Leute. — Schon ist es ein Schwarz
Und jeder nimmt gleich eine Wurst unter'n Arm

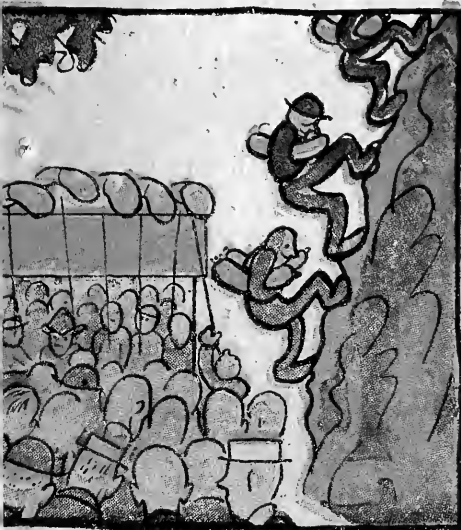
WUNDERLICHE ABENTEUER



Die Gäser, die haben nun mal das Bestreben,
die Dinge zu füllen, zu dehnen, zu heben.
Die Weißwurst wird lustig, die Wurst wird ver-
gnügt,
sie hebt sich zur Decke — wahrhaftig sie fliegt.



Den Seppel, den macht die Erscheinung nicht bange,
Er denkt: „Was die Wurstcht kann, das kann ich
schon lange.“
D'rauf nimmi unter'n Arm ec der: Wil'-ste je eine;
Da lösen vom Boden sich leise die Beine.



Die Steiger, die Kragler, die Hochalpenferge,
die stehn schon bereit in der Früh um halb sechs;
die drängen herzu von der Früh an bis spät,
noch Ich' der Gebirgs-First-Besteig-Apparat!



HAUNICKEL !!

Die Beiden gewinnen viel Geld (nicht zu knapp);
Zum Schluß kauft ein „Mister“ das Ding ihnen ab.
Nun zieh'n in die Welt die auf Laten Erpächten
Und werden uns, was sie erlebten, berichten.



Die höchsten Höhen, in die der Mensch gelangte.
Das von Hauptmann Haller gesteuerte Flugzeug nach der Landung
auf dem höchsten deutschen Berggipfel, der Zugspitze.

der Dhaulagiri (8180 Meter), der Kant-schindschinga (8580 Meter) und endlich als höchster Gipfel der Erde der Everest mit seinen 8839 Metern! Der Eroberung und Bezwingung dieses Gipfels galt eine groß angelegte englische Expedition, die unter Leitung von General Bruce und Finch 1921 und 1922 unter unsäglichem Mühen den fast aussichtslos erscheinenden Versuch unternahm.

Um solche Schwierigkeiten würdigen zu können, muß man wissen, daß die Natur für das Atmen in bedeutenden Luft Höhen eine gewisse Grenze gezogen hat. Gewöhnlich schon in Höhen von 3500 bis 4000 Meter befällt den Menschen die sogenannte „Bergkrankheit“, die durch die Abnahme des Luftdrucks und die dadurch verursachte Verringerung der Sauerstoffzufuhr zur Lunge erzeugt ist. Schwindel- und Angstgefühl sowie Atemnot, Herzklopfen und Bluten aus Nase und Mund, endlich Bewußtlosigkeit sind die Anzeichen dieser Erkrankung, die nicht selten den Tod zur Folge hat. Sie war schon bei der Bezwingung der europäischen Bergriesen vielfach in Erscheinung getreten; andererseits aber wußte man auch, daß es möglich ist, sich allmählich an die Luftdruckänderung zu gewöhnen. Es gibt in Peru und Bolivien Minendörfer, in Tibet buddhistische Klöster, die höher als die genannte Grenze liegen und die gleichwohl dauernd von Menschen bewohnt werden.

Die englische Expedition rüstete sich deshalb mit Sauerstoffatmungsmasken aus und legte in großen Höhen Zeltlager an, in denen sich die Teilnehmer allmählich an das Atmen in der Höhenluft zu gewöhnen vermochten.

Nun vergegenwärtige man sich jedoch einmal, welche körperliche Anstrengung dazu nötig ist, die schweren Sauerstoff-Stehlfaschen über Eis und Schnee in diesen wilden, völlig ungangbaren Gebirgen, deren Täler oft durch sogenannte „Seilbrücken“ überwunden werden mußten, zu den Lagern zu tragen, zumal mit einem Verbrauch von vier Flaschen für jeden Teilnehmer und jeden Kletter-

tag gerechnet wurde! Zu Lastträgern wählte man eingeborene Tibetaner, die erst angelehrt werden mußten. Alle Unbilden der Bitterung brachen über die Kühnen herein: Lawinstürze, Schneenadelstürme usw. Dennoch gelang es im Jahre 1921, die Höhe von 8168, im Jahre darauf die von 8320 Metern zu erklimmen! Aber der Gipfel des Everest ist noch gut 500 Meter höher, und er hat bisher jeder Besteigung getrotzt.

Vor gänzlich neue Möglichkeiten wurde

die Welt gestellt, als es im März dieses Jahres zum erstenmal gelang, auf dem höchsten deutschen Berggipfel, der 3000 Meter hohen Zugspitze, mit einem Flugzeug zu landen. Wohin dieses waghalsige Unternehmen des Hauptmanns Hailer in seiner weiteren Entwicklung noch führen und welche Bedeutung es für die wissenschaftliche Erforschung der höchsten Höhen haben mag, ist in seiner ganzen Tragweite noch nicht zu übersehen.

Dr. Ernst Heil.

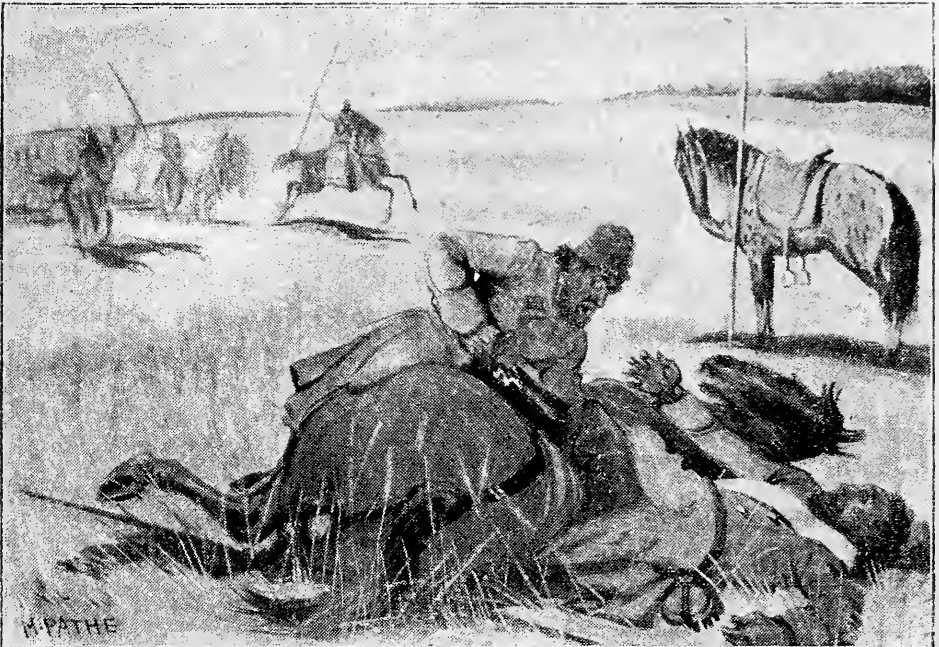
Dankbarkeit

Von Walter Erkenwald.

Die Sonne brannte heiß auf die unendliche Steppe. Nichts regte sich. Alles schien tot. Doch was war das? Dort hinten, ganz in der Ferne, tauchten plötzlich zwei schwarze Punkte auf, die sich mit rasender Geschwindigkeit fortbewegten. Staub wallte auf, und Hufschlag machte den Boden erzittern. Eine Jagd schien es zu sein, eine Verfolgung auf Leben und Tod.

„Wir müssen uns nach rechts halten, Andrew,“ lenkte einer der beiden Reiter, die von einer Horde wilder Kosaken gejagt wurden.

Der mit „Andrew“ Angeredete nickte kurz und riß sein Pferd herum. Im gleichen Augenblick aber stieß er einen Schreckensruf aus. Sein Gaul war fehlgetreten, gestürzt und begrub ihn unter sich.



Der eine der Fliehenden war mit seinem Pferd gestürzt; sofort hielt der andre, die gefährliche Nähe der Verfolger nicht achtend, an, um ihm zu helfen.

„Rette Dich, Boris!“, stöhnte er.

„Nein, niemals. Wenn es sein muß, will ich mit Dir sterben!“

Hochaufgerichtet stand Boris neben seinem Freunde, als die Verfolger heransprengten.

Schnell waren die beiden Männer umzingelt und trotz verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen.

Mit jubelndem Geschrei wurden die beiden Gefangenen in dem Kosakendorf empfangen, und man brachte sie in einer Hütte unter, die — etwas abseits gelegen — schon öfters als Gefängnis gedient hatte.

„Morgen früh werdet Ihr gehentt,“ rief noch einer der Kosaken im Hinausgehen. Dann waren die beiden Gefangenen allein.

Der verwundete Andrew, der sich bei dem Sturz mit dem Pferde den rechten Fuß verrenkt hatte, jammerte leise. In sein schmerzliches Stöhnen klang dumpf der Gesang der Ertrinkenden, die die Gefangennahme der zwei des feindlichen Stammes feierten. Sonst war nichts weiter zu vernehmen.

Da, — plötzlich horchte Boris auf. Was war das für ein fragendes Geräusch? — Da, — wieder, und jetzt hörte er es ganz deutlich. Kein Zweifel, es versuchte jemand das Schloß zu sprengen.

Freude rann ihm durch die Adern, neuer Lebensmut erfaßte ihn.

„Andrew, es naht Rettung!“ — Angestrengt lauschten die beiden und — endlich gab die Tür nach.

In dem Halbdunkel erblickten die beiden Gefesselten einen jungen Menschen, der ihnen Zeichen gab, daß sie sich ruhig verhalten sollten. — Dann fielen die Fesseln. Mühsam richteten die beiden Männer den verwundeten Andrew auf, und kurze Zeit später sprengten drei

Reiter unbemerkt aus dem Kosakendorf fort. „Der Himmel sei mit Euch, Brüder! Ich muß zurück, ehe man meine Abwesenheit bemerkt.“

Gerührt drückten die beiden Männer ihrem Retter die Hand, und Boris fragte mit leise zitternder Stimme:

„Und wem verdanken wir unser Leben?“

„Nennt mich einfach Algei. — Ich tat es aus Dankbarkeit für Euren Stamm, aus dessen Reihen mir einst Rettung aus höchster Gefahr gekommen war. Lebt wohl!“

Der Kosak wandte sein Pferd und sprengte davon. —

Am folgenden Morgen war große Aufregung in dem Kosakendorf, dessen Bewohner die beiden Leute des feindlichen Stammes gefangen hatten. Ihr Entweichen war sofort bemerkt worden, und Algei wurde überführt, sie befreit zu haben. Der Tod war ihm sicher. Das Urteil sollte sogleich vollzogen werden. Ein trauriger Zug bewegte sich zur Richtstätte. Algei, gefesselt, schritt erhobenen Hauptes dahin. Kein Muskel

zuckte in seinem Gesicht, auch dann nicht, als ihm der Strick um den Hals gelegt wurde. Jetzt winkte der Richter, das Seil straffte sich, — in diesem Augenblick gelte der Schreckensruf durch die Menge: „Feuer! — Feuer!“ — Die Steppe brennt!

Entsetzt wandten sich alle zurück und sahen dicke Rauchschwaden, vermischt mit lodernden Flammen, die sich mit fast übernatürlicher Geschwindigkeit auf den Ort zuwälzten. Dabei zerriß lautes, angstvolles Gebrüll die Luft, und im Augenblick wußten alle, was geschehen war. Das Feuer hatte die reichen Rinderherden der Kosaken erreicht, und der unter den Hufen der fliehenden Tiere er-



In dem Halbdunkel erblickten die beiden Gefangenen einen jungen Mann.

zitternde Boden bewies, daß sie sich auf der Flucht vor den Flammen befanden.

Die Beherztesten der Dorfbewohner, die sich nicht mehr um den verurteilten Alexei kümmerten, liefen den fliehenden Herden entgegen, während die übrigen zu ihren Hütten eilten, um zu retten, was noch zu retten war. In wenigen Sekunden war der Richtplatz leer, und der Verurteilte, der gefesselt, den Strick um den Hals unter dem Galgen stand, wußte nicht, wie ihm geschah.

Da erblickte er plötzlich einen Mann, der sich hastig näherte. Es war Boris. Wo war er hergekommen? Doch jetzt war keine Zeit zu fragen. — Schnell und schweigend löste er die Fesseln des Todgeweihten und zog ihn in aller Hast mit sich zu dem nahen Walde,

wo zwei Pferde zur Flucht bereitstanden. In rasendem Ritt ging es fort . . . Erst als sie weit genug waren, begann Boris zu erzählen. Er war, nachdem er seinen verletzten Freund in Sicherheit gebracht hatte, zurückgeritten und hatte sich, um das Schicksal Alexeis besorgt, in der Nähe des Dorfes verborgen.

Mit Schrecken hatte er bemerkt, daß der Ärmste zum Tode verurteilt worden war, und er beschloß, ihn zu retten. Aber wie? Da faßte er den Plan, sobald Alexei auf dem Richtplatz stand, die Steppe in Brand zu setzen, um in der entstehenden Verwirrung den Freund zu befreien. Der Plan gelang. Und so konnte er seinem Lebensretter den verdienten Dank abstaten.



Liebe
Freundel
Wer schlag-
fertig ist, hat
es im Leben

leicht. Ich will Euch darüber eine kleine Geschichte erzählen:

Eines Tages empfing Friedrich der Große einen jungen Rechtsgelehrten, der um eine Anstellung ersuchte.

„Was ist Er denn für ein Landsmann?“
„Berliner.“

Da schüttelte Friedrich den Kopf: „Dann kann ich Ihm nicht helfen; die Berliner taugen nicht viel.“

„Das stimmt,“ sagte der junge Mann, „aber es gibt zwei Ausnahmen.“

„Und die wären?“

„Eure Majestät und ich.“

„So?“ lächelte der große König, „da wird die eine Ausnahme der anderen wohl helfen müssen.“ —

Damit wurde der junge Mann entlassen und bekam seine Anstellung. —

Das war doch hübsch, nicht?

Dabei fällt mir noch eine andere kleine Geschichte ein, die gleichfalls von der Schlagfertigkeit handelt:

Ein reicher Fabrikant trat einst an den berühmten französischen Dichter Scribe mit dem Ansinnen heran, gegen Entgelt seinen Namen mit unter des Dichters neuestes Stück setzen zu dürfen.

„Es scheint mir nicht passend,“ sagte, über diese Zumutung verlezt, der Dichter, „daß ein Pferd und ein Esel zusammengejocht werden.“

Was aber meint Ihr, war die schlagfertige Antwort? —

„Verzeihung, — aber mit welchem Recht nennen Sie mich ein Pferd?“ —

Scribe mag in diesem Augenblick nicht gerade ein geistreiches Gesicht gemacht haben.

Onkel Toldi.





Ein Südfsee-Insulaner, der als Schmuck einen Knochen durch seine Nasenscheidewand gesteckt hat.

Der Ring durch die Nase

Freunde! Manch einer von Euch kennt wohl den alten Berliner Spottvers vom „Ring durch die Nase“ und vom „Kloß am Bein“. Nun, wenn man auch bei uns solchen Ring durch die Nase nicht trägt, in vielen Ländern Indiens ist er noch heute etwas ganz Alltägliches. In Lathun beispielsweise tragen vornehme Frauen einen leichten, aber großen Ring im durchbohrten linken Nasenflügel. Ueber solche „Bornehmheit“ staunt Ihr wohl — wie? Selbst beim Essen legen sie diesen Ring nicht ab. In manchen Gegenden Australiens aber trägt man statt des Ringes einen fingerdicken und handlangen Knochen in der durchbohrten Nasenscheidewand. Dieser Knochen verstopft beide Nasenlöcher so vollkommen, daß der Australier den Mund weit aufsperrn muß, wenn er Atem holen will. Auf den Neuen Hebriden in der Südsee steckt man sich in die durchbohrte Nasenscheidewand eine stark federnde Spirale aus Rohr; dadurch wird die Nasenspitze nach oben gedrängt und verwandelt sich in eine höchst seltsame Himmelfahrtsnase. — Auch der „Kloß am Bein“ ist bei manchen Völkern Mode. Freilich nicht ein hölzerner Kloß, sondern eine solche Menge von Metallringen, daß die damit „geschmückte“ Frau sich kaum zu bewegen vermag. Die Frauen der Herero in Südwestafrika tragen beispielsweise gegen

zehn Pfund Eisenperlen an den Beinen. Es ist daher kein Wunder, daß die so geschmückten Damen sich nur sehr schwer und langsam watschelnd fortbewegen können. Von den Boloki am Kongo berichtet ein Forscher, daß er einmal einer Frau mehr als ein Duzend Messingringe von den Beinen nahm, die zusammen über einen halben Zentner wogen. Als die Frau dieser Last ledig war, verlor sie vollständig das Gleichgewicht, sie schwankte, als ob sie betrunken wäre. — Ueber solche Narrheit lacht Ihr doch wohl. Aber wißt Ihr denn, ob manche unserer Sitten den Wilden nicht genau so lächerlich erscheinen?

Dankel Otto.

Rätsel-Ecke

Schug.

Bist Du im Haus, sitzt das schwanzlose Tier Ganz unbeweglich über Dir.

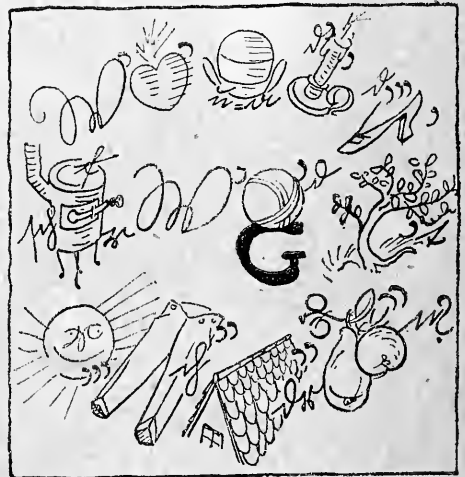
Umgekehrt ist auch gefahren.

Im Wasser leb' ich und bin stumm,
Doch kannst Du nur gekocht mich essen;
Drehst Du mich, lieber Leser, um,
Dann schwimm' ich wieder; doch indessen
Bin ich zu groß für Pfann' und Topf.
Nur eines darfst Du nicht vergessen:
Verdopp'le meinen alten Kopf!

Vertrauen.

Könnst' den Ulan im Bad ich schau'n,
Ich würd' Häuser auf ihn bau'n.

Bilderrätsel:



Verwandlung.

Eine Stadt ist es in Afrika,
 Sey' vor das Wort die Letter „t“,
 So wird's ein Buch von großem Wert,
 Von einem Volke hoch geehrt.
 Nimm einen Laut ihm fort,
 Sogleich siehst Du Getreide dort.

Eisbenmästel.

Aus den Eisben:

a — an — bar — ber — ber — dan — dei
 — den — orb — sel — ga — gul — heim —
 — irr — laud — le — lom — na — nau — ne
 — ner — ni — o — ra — rot — russ —
 — salz — sen — ta — tan — ter — ten —
 tum — zent — zie

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
 und Endbuchstaben, beide von oben nach unten
 gelesen, einen Kompositionen und sein bekann-
 testes Werk ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Weiblichen Vornamen.
2. Eingeweide.
3. Stadt in der Mark.
4. Hülsenfrüchte.

Fridolins Lachkabinett



„Kann mir einer von Euch sagen, wie ein
 Fischnetz hergestellt wird?“ fragte ein Lehrer
 in der Klasse.

Peter meldet sich: „Aus einer Menge
 kleiner Löcher, die mit Stricken verbunden
 werden,“ sagte er ernsthaft.

*

„Eine englische Dame will mir ein Käzchen
 schenken; aber ich kann es nicht annehmen.“

„Weshalb denn nicht?“

„Weil ich kein Englisch verstehe.“

*



Reisender: „Aber, was ist das hier auf der
 Bahn jetzt für eine kiederliche Wirtschaft?
 Sonst hatte der Zug regelmäßig eine Stunde
 Verspätung, und heute nur etwa eine halbe!“

5. Europäischen Staat. 6. Wichtigen Speise-
 zuzug. 7. Italienische Provinz. 8. Verwand-
 ten. 9. Stadt in Holland. 10. Baum. 11. Ge-
 wicht. 12. Verschen. 13. Berühmten Wasser-
 fall. 14. Münze. 15. Reitergeneral Fried-
 richs des Großen.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 4.

Eisbenmästel.

Es ist nicht alles Gold was glänzt.

1. Ehering. 2. Salomo. 3. Israel. 4. See-
 hund. 5. Tektow. 6. Nora. 7. Itis. 8. Chi-
 rurg. 9. Tunnel. 10. Alhambra. 11. Lilie.
 12. Lothringen. 13. Erzellenz. 14. Salat.

Größenwahn: Eiche.

Die Vorisiben: schlagen.

Wertvoll.

Met — All — Metall.

Auf der Straße.

Einwanderer, ein Wanderer.

Aus Adolfs Aufsatzheft:

„Der Hase ist ein Säugetier. Er wird gern
 gegessen. Wenn man ihn nicht kaufen kann,
 weil er jetzt so teuer ist, dann ist man einen
 falschen Hasen mit Rotkohl.“

*

Mariechen sieht zu, wie sich ihre Mutter
 die Haare kämmt. Plötzlich bemerkt sie ein
 weißes Haar unter all den schwarzen. „Mutti,
 Mutti,“ — ruft sie entsetzt aus, — „gib schnell
 her, das eine gehört ja der Großmutter!“

*



„Mutter, die neue Hose ist mir zu eng, die
 ist enger als meine Haut.“

„Nanu, wieso denn?“

„Ja, in meiner Haut kann ich mich bücken,
 aber in der Hose nicht.“

*

„Es freut mich nur, Hänschen, daß Du Dich
 vorhin beim Essen nicht schmutzig gemacht hast.“
 „Das kommt noch, Onkel.“

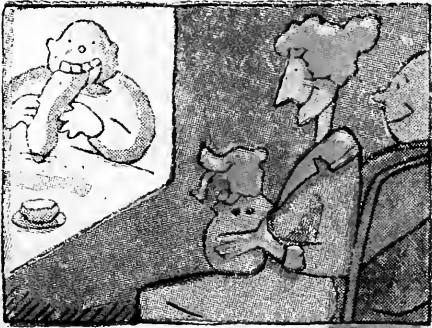
Eine dunkle Geschichte



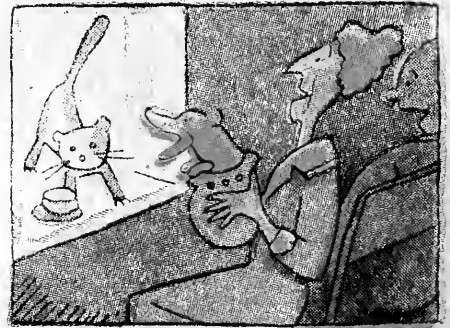
Hund und Dame, beide unverschämte,
Streben zu dem Kientopp hin, beseligt.



Wie fein Frühstück Knoppchen führt zum Mund,
Wird gezeigt dem Fräulein und dem Hund.



Knoppchen führt die Dürst sich zu Gemüt,
Fifi zittert, als er dieses sieht.



Eine Kage zeigt sich jetzt im Bild,
Sifi bellt, das macht ihn vollends wild.



Gegen diesen Feind, erhebt er Einwand,
Springt mit einem Satz durch die Leinwand.



Drauf der eine tobt, der andere bellt...
Und das Fräulein — bums! — in Ohnmacht fällt.

Der heitere Fridolin



Der Weihnachtsmann statt Fridolin
Im Himmelsdroschkenluftdelphin?

Weshalb? Warum? — Ihr wißt es nicht?
Ganz einfach: Weihnacht ist in Sicht.

Eine feine Idee!

Ihr Schafsköpfe! Da hat nun mancher von Euch schon einen langen Wunschzettel für Weihnachten aufgeschrieben, aber bei vieler fehlt die Hauptsache. Hört alle zu, denn ich habe eine feine Idee!

Wünscht Euch doch einen Fridolin-Gutschein! Was das ist? Ein Zauberstein. Denn wer ihn besitzt, zu dem kommt der „Heitere Fridolin“ alle 14 Tage hingeflogen, ohne daß er jedes Mal etwas kostet.

Und erst Eure Eltern, wie werden die mit Eurer Wahl zufrieden sein! Alles andere ist so teuer geworden, nur der „Heitere Fridolin“ ist noch billig! Und da er überdies auch jedem große Freude bereitet, kann ich mir kein passen-

deres und schöneres Weihnachtsgeschenk denken als ein solches Abonnement auf den „Heiteren Fridolin“, über das durch einen wunderschön ausgestatteten Gutschein, den man auf den Weihnachtstisch legen kann, quittiert wird. Bittet also Eure Eltern, sie sollen Euch einen solchen Fridolin-Gutschein kaufen. Sie kriegen ihn in den meisten Buch- und Papierhandlungen und können ihn natürlich auch direkt vom Fridolin-Verlag, Berlin SW, Kochstr. 23, beziehen. Er lautet ganz nach Wunsch auf ¼ oder ½ Jahr und kostet nichts weiter als den Abonnementspreis der Zeitung. Dieser braucht nicht mit eingekauft zu werden, da er von mir durch Nachnahme erhoben wird. Gruß!
Euer Fridolin.



Es war ein echter, rechter Winter- tag. So einer, wie man ihn schon lange nicht erlebt hatte. In dichten Flocken

fiel der Schnee zur Erde und setzte den Dächern weiße Kappen auf. — Inzwischen saß Frau Martini in der Dämmerung des Heiligen Abends an ihrer Nähmaschine und säumte das letzte Hemdchen; Weihnachtsgaben für die Kinder. Denn für Heinz, Gerda und Fritzhchen brachte der Weihnachtsmann in diesem Jahr kein Spielzeug und kein Naschwerk. Jedem Kinde war ein Hemd zugedacht, und es war Frau Martini schwer genug geworden, das Geld für die paar Meter Leinwand zu sparen. Unterdessen standen die drei Kinder am Fenster und sahen, Kopf an Kopf, in das Schneegeriesel, das die Dächer mit einer weißen Federdecke einhüllte.

„Mutter, Mutter,“ rief auf einmal Gerda, — „im Vorderhause ist schon der Weihnachtsmann gewesen! Komm mal schnell, da brennt schon ein Weihnachtsbaum!“

„Komm doch! Wie schön!“

Ganz aufgeregt waren die drei Kinder. Frau Martini hielt die surrende Näh-

maschine an; das Hemdchen für den kleinen Fritzh war gerade fertig. Sie ging ans Fenster zu den Kindern. An der Häuserwand gegenüber sah man deutlich den strahlenden Baum hinter den Fenstervorhängen.

„Jetzt kommt der Weihnachtsmann auch zu uns!“ jubelte, der kleine Fritzh.

„Ach Gott,“ sagte die Mutter, „er muß ja so vielen Kindern was Schönes bringen; ich fürchte, für uns wird er gar nichts mehr haben.“

Dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, griff sie nach der schweren Tischlampe, die ein altes Familienerbstück war, und sagte: „Vielleicht treffe ich den Weihnachtsmann noch; er soll mir wenigstens ein Bäumchen geben.“

„Nimmst Du denn die große Lampe mit, Mutter?“ fragte Heinz.

„Ja. Ihr könnt bei der Hängelampe auch genug sehen; sie verbrennt weniger Petroleum.“ Und dann verließ Frau Martini, die alte Lampe in der Hand, ihre Kinder.

Sie ging nur ein paar Häuser weiter zu dem alten Herrn Melchers, der in seinem märchenhaften, engen Laden voll Gerümpel wie ein guter Zauberer hauste. Er kaufte und verkaufte allerhand alten Tand.

Als Frau Martini eintrat, kam ihr der alte Melchers gleich entgegen.

„Guten Abend, Frau Martini,“ rief er, „so spät kommen Sie noch?“

„Ich will ein Bäumchen holen,“ antwortete sie rasch, „und darum wollte ich Sie bitten, Vater Melchers, daß Sie mir die Lampe hier abkaufen. Ich glaube, sie ist aus Kupfer.“

„So, die Lampe wollen Sie verkaufen? Es ist eine sehr schöne, alte Lampe . . .“

„Ja,“ sagte Frau Martini leise, „sie stammt noch von der Großmutter meines Mannes. Mein Mann hat sie immer sehr wert gehalten. Aber ich habe nichts anderes mehr. Wollen Sie sie kaufen?“

Der alte Mann hob die schöne Kupferlampe auf. „Gut,“ murmelte er, „wenn Sie sie mir verkaufen wollen, dann nehme ich sie. Ich zahle Ihnen den Preis nach dem Metallgewicht.“

„Sie ist doch ziemlich schwer, nicht wahr?“ flüsterte Frau Martini hoffnungsvoll.

„Das kann man nicht so ohne weiteres sagen,“ meinte der alte Melchers, „das Schwerste ist der Fuß einer Lampe, und mit Recht, sie würde ja sonst nicht gut stehen können. Leider wird der Lampenfuß meistens nicht mit dem kostbaren Kupfer, sondern mit dem billigeren Blei ausgefüllt, man sieht es ja nicht. Und wenn ich die Lampe richtig nach ihrem Gewicht bezahlen soll, so müßten wir erst einmal nachschauen, was in dem Lampenfuß steckt, Kupfer oder Blei.“

Frau Martini nickte.

„Es ist ein Jammer um die schöne Lampe,“ sagte der Alte, „aber es hilft nichts, ich muß die unterste Platte ablösen.“

Sehr weh war es Frau Martini ums Herz, als der Alte nun tatsächlich die Lampe umkehrte und mit einem scharfen Stemmeisen den Deckel vom Lampenfuß abtrennte.



Die Wunderlampe.

Wird der Weihnachtsmann auch zu uns kommen? —

„Was ist denn das?“ rief der alte Melchers erstarrt aus, als er in dem Hohlraum umherstocherte. „Da ist ja Papier drin!“

Ein helles Klirren erklang ganz leise. . . Er griff mit spitzen Fingern zwischen die Papiersegen und rief fast erschrocken: „Mein Gott!“

„Was ist denn?“ fragte Frau Martini.

„Wissen Sie, was in der Lampe ist? Sehen Sie her, meine beste Frau Martini, das ist drin!“

Und dabei hielt er ein blankes Goldstück in der Hand.

„Ein Goldstück!“ jagte Frau Martini und konnte vor Schluchzen kaum sprechen.

„Eins? — Ein Duzend und mehr!“

Mit zitternden Händen griff der Alte wieder in den wunderbaren Lampenfuß, faltete vorsichtig das Papier auseinander, und da lagen wirklich glitzernde, blanke Goldstücke, eins über dem andern.

Der Alte zählte sie auf den Tisch. Es waren genau dreißig Stück.

„Ein Schatz ist das, Frau Martini,“ rief er und lachte laut und fröhlich, „ein Vermögen!“

„Und das gehört mir?“ fragte Frau Martini ängstlich, da sie ihr Glück kaum fassen konnte.

„Natürlich gehört das Ihnen. Und jetzt wollen wir uns ein wenig beeilen, um für die Kinder noch Weihnachtsgeschenke einzukaufen.“

Die Läden werden bald geschlossen. Wenn es Ihnen recht ist, gehe ich mit und lege das Geld für Sie aus, nach dem Feste rechnen wir dann ab.“

„O ja, lieber Vater Melchers, kommen Sie mit, lassen Sie mich!“ —

Die Kinder hatten in großer Spannung zu Hause gewartet. Sie wunderten sich sehr, als nach etwa einer Stunde die Mutter mit dem alten Vater Melchers ins Zimmer trat. Beide waren ganz mit Schnee bedeckt, beide hatten die Arme voll mit Paketen. „Genau wie das Christkind und der Weihnachtsmann,“ sagte Heinz später. Und dann mußten die Kinder in die Küche und mußten noch einmal furchtbar lange warten, und dann . . .

Oh, es war herrlich, was sie sahen. Der Weihnachtsbaum mit seinen vielen Lichtern strahlte und glänzte, und unter dem Baum und auf dem Tisch und auf allen Stühlen lagen die wunderschönsten Sachen.

Alle drei Kinder fanden prächtige Stiefel, neue Anzüge, neue Strümpfe, Hemden — und Gerda fand eine schöne Puppe, Frey Bücher. Und Pfefferkuchen gab es, und sogar Schokolade.

Und dann wurde der Tisch geräumt und zum Abendbrot gedeckt.

Als später die Kinder den alten Melchers baten, ihnen eine Weihnachtsgeschichte zum Besten zu geben, erzählte er ihnen diese wahre Geschichte von der Wunderlampe.

Tsai tsi, die Göttin der Stickerinnen

Aus dem Sagenschatz der Chinesen.

In keinem Lande der Erde kann man die geistige Entwicklung so lange nachweisen wie in China. Die Chinesen konnten schon Zeitungen und Bücher drucken, als man in anderen Ländern der Welt noch keine Abnung von der Buchdruckerkunst hatte, und lange vor Verthold Schwarz' berühmter Erfindung gab es in China schon Schießpulver. Auch die künstlerischen Leistungen der Einwohner des „himmlischen Reiches“ war i von jeher auf einer sehr hohen Stufe. Die Chinesen selber staunen über die künstlerischen Güter, die sie seit Urzeiten auszeichnen, und glauben, daß diese Schätze Göttergaben sind. Daher kommt es, daß jede Tätigkeit in China ihren eigenen Schutzgott hat, der die Kunst oder das Handwerk schützt und segnet.

Die Chinesen glauben, daß es im Himmel auch eine Göttin der Stickerinnen gibt, und jedes Mädchen, das mit Seide stickt, bittet sie um ihre Hilfe und dankt ihr, wenn eine Leinwand Handarbeit wohl gelungen ist. Ihr Name ist Tsai tsi. Die Legende erzählt, daß in den Zeiten der Götter der Himmelsvater eine Fee auf die Erde gesandt habe, um sie mit einem armen, frommen Hirten zu vermählen, der einsam, fernab von den Städten wohnte. Die Fee stickte kostbare Wandteppiche und -schirme und vertrieb auf diese Weise mit ihrer Kunst die Not aus ihres armen Gatten Haus. Nach vielen Jahren rief der Himmelsvater sie zurück auf ihren Stern, und auch der Hirt starb und wurde auf einen Stern versetzt; . . . aber ach, die breite Milchstraße floß zwischen den Sternen hin und trennte die



Isat tsi, die Göttin der Stickerinnen.

Wie in China das Fest der Göttin Isat tsi gefeiert wird. Welche ist die Geschichte?

Liebenden. Doch hinter dem Hirten flogen Tausende von Elstern, bildeten eine Brücke über die silbern strömende Milchstraße, so daß der Hirt über sie hinweg zu seiner Gattin auf dem fernen Stern schreiten konnte.

Das war am 7. Tage des 7. Monats, an dem die Elstern ihre Nester in China verlassen und nach dem warmen Süden ziehen. Und in jedem Jahr wird an diesem Tage das Fest der Göttin Isat tsi gefeiert. Ihre Stand-

bilder werden mit Blumen geschmückt, die Mädchen und Frauen flechten kleine Brücken aus Zweigen und Blüten und legen sie als Opfergaben vor die Altäre der Göttin, und in jedem Dörflein, überall im großen Chinesenreich, fragen die geschickten Stickerinnen die Göttin an diesem Tage, welche sie von ihnen am meisten mit ihrer Huld beglücken wird, wer also künftighin die schönsten Stickerereien

anfertigen kann. Diese Orakelfrage wird auf folgende hübsche Weise gestellt: die jungen Mädchen nehmen in die linke Hand eine Nadel, in die rechte einen Seidenfaden, heben beide Hände hoch über den Kopf und versuchen so, den Seidenfaden in die Nadel zu fädeln. Wem das am schnellsten sechsmal gelingt, ist die von der Göttin der Stickerinnen Statisti auserwählte Siegerin.

Die Entdeckung des sechsten Erdteils

Ein weiterer Schritt zur
Eroberung der
Erde



Als der berühmte Forscher James Ross auf seiner Südpolfahrt in den Jahren 1840 bis 1842 das eiszerangerte Viktoria-Land mit den davor liegenden Vulkanen Erebus und Terror entdeckte, wurde die schon in früheren Zeiten aufgeworfene Frage wieder wach, ob sich am Südpol nicht Erdmassen befänden, die den Namen eines „sechsten Erdteils“ verdienen.

Durch die erwähnte Entdeckung schien die Frage der Lösung wesentlich nähergebracht. Nur die Grenzen dieses sechsten Erdteils waren noch unbestimmt. Der Engländer Shackleton war einer der ersten, die sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, in das Dunkel Licht zu bringen, und es gelang ihm, sich dem Südpol Eis auf 179 Kilometer zu nähern. Durch diesen Erfolg angeregt, rüsteten Engländer, Amerikaner, Japaner und Deutsche neue Expeditionen aus. Sie alle, vor allem die deutsche unter Leitung Dr. Wilhelm Filchner, haben die Gewißheit erbracht, daß der Südkontinent wirklich vorhanden ist. Es ergab sich die erstaunliche Tatsache, daß es sich um ein riesengroßes Festland handelt, das an Ausdehnung Europa und Australien zusammen übertrifft.

Am 3. Mai 1911 trat Filchners Expeditionsschiff „Deutschland“ von Hamburg aus seine Fahrt zum Südpol an. Nach einer für die Wissenschaft sehr erfolgreichen Fahrt von über 10 000 Seemeilen traf man am

7. September in Buenos Aires ein, um nun von hier aus nach Süd-Georgien vorzudringen, wo sich die Expedition einige Zeit aufhielt und an Walfischjagden teilnahm. Von dorthier stammt auch das Bild auf Seite 10, das einen erlegten Wal zeigt. Aber wie merkwürdig sieht dieser aus! — Er wurde nämlich mit Luft aufgepumpt, wodurch verhindert werden sollte, daß er versinkt.

Am 11. November 1911 endlich fuhr die „Deutschland“ mit Bolldampf in das Weddell-See, und nun begann die eigentliche Forschungsreise.

Nur unter unsäglichen Mühen, oft tagelang vom Eise festgehalten, kam Filchner dem Ziele näher und näher. Am 30. Januar 1912 wurde das weite, in Eis und Schnee gehüllte Prinz-Luitpold-Land entdeckt. Bei den Tiefenmessungen, die man anstellte, zeigte das Weddell-See nur eine ganz geringe Tiefe, und somit war hier die nördliche Festlandgrenze des Südkontinents festgestellt, wie einst durch die Entdeckung des Viktoria-Landes die südliche Begrenzung.

Das nächste Ziel war nun die Erforschung des Landesinneren. Man erbaute eine Winterstation. Aber all die schönen Pläne und Hoffnungen sollten durch die Naturgewalten vernichtet werden. Am Sonntag, dem 18. Februar, kurz nach der Fertigstellung des Stationsgebäudes, erhob sich eine Springflut, die den Eisberg, auf dem das Gebäude stand,

zum Besten brachte. Unter vielen Schwierigkeiten konnten alle Lebewesen glücklich wieder an Bord der „Deutschland“ gebracht werden; auch der Verlust an Material war nicht sehr groß. — Ein zweiter Vorstoß hatte das gleiche unselige Schicksal.

Um nun nicht den Erfolg der ganzen Expedition aufs Spiel zu setzen, beschloß Filchner, die Rückfahrt anzutreten. Aber es war schon zu spät: die „Deutschland“ war im Weddell-See eingefroren und von der Drift (das sind die den Meeresströmungen folgenden gefährlichen Treibeismassen) erfaßt. Während der nun kommenden, fast volle neun Monate dauernden Driftfahrt hatten die Expeditionsteilnehmer mancherlei Gefahren zu bestehen. Eines der interessantesten, aber auch wohl gewagtesten Abenteuer war zweifellos die von Filchner unternommene Schlittensfahrt nach dem Lande, das der Forscher Morell entdeckt haben wollte. Es galt festzustellen, ob dieses

Land tatsächlich vorhanden sei. Und so wagt Filchner die Fahrt ins Ungewisse. Als Begleiter wählte er sich Kapitän Kling und Dr. König aus; auf zwei von Hunden gezogenen Schlitten trat man die gefährliche Reise an. Man hatte für drei Wochen Lebensmittel mitgenommen, da man nicht genau wußte, wie lange die Abwesenheit von der „Deutschland“ dauern würde. Gefährvolle Tage setzten nun für die drei mutigen Männer ein. Mehrere Male gingen die Hundegespanne durch, und auch einzelne Tiere rissen sich plötzlich los und suchten dann das Weite, so daß man mitten im ewigen Eis, umgeben von drohenden Naturgewalten, zum Halten gezwungen war; immer aber fanden sich die Hunde zum Glied wieder ein. Eine besonders gefährliche Fahrt schildert Kapitän Kling in dem von Filchner herausgegebenen Werke „Zum sechsten Erdteil“ folgendermaßen: „Kaum sind wir einen Kilometer gefahren, als plötzlich



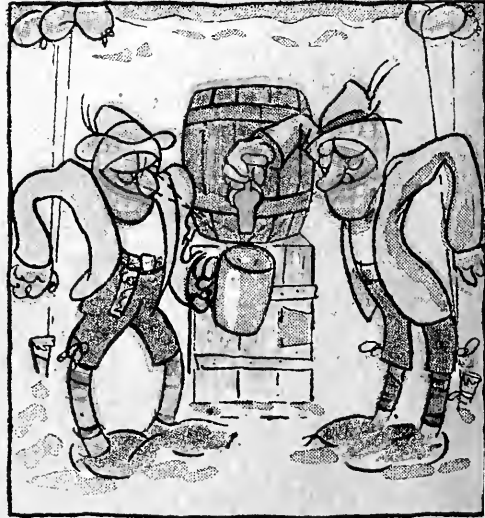
Die Entdeckung des sechsten Erdteils.

Mit rasender Geschwindigkeit sauste der Schlitten über die weiße Fläche. Die Hunde waren nicht mehr zu halten; sie witterten Robbenfleisch. (Fortsetzung auf Seite 10.)

SCHORSCHL'S und SEPP'S W



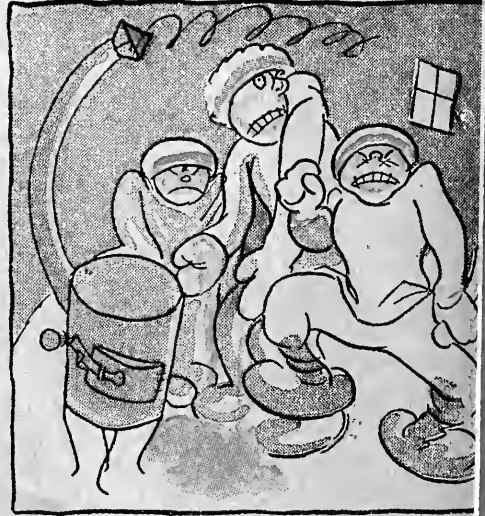
Der Schorsch und der Sepp, statt auf Berge zu kragen
Die stecken zwei Gas-Büchtl' sich unter die Achseln,
Und mit 'nem Faß Bier, ja, das ist was Gescheites,
So fliegen's zum Nordpol . . . Dort friert es und schneit es



Und als sie am Bier nun sich wollen erquiden,
Fließt nichts aus dem Spundloch, soviel sie auch drücken
Was sie auch beginnen, es kommt nichts hervor,
Indem daß das Bier in dem Faße gefror.



Der Eskimo bringt den vermeintlichen Faß
Nach Hause, zu Tanten, Papas und Mamas
Doch während sie nahe dem Ofen es wälzen,
Beginnt nun das „Bierstück“ zu tauen, zu schmelzen,



Zerläuft und zerrinnt so in Bächen allmählich;
Die Eskimos fühlen betrogen sich schmähtlich,
Weil das, was sie gerne hinuntergeschlingert,
Sich vor ihren Augen nun fichtlich verringert.

WUNDERLICHE ABENTEUER



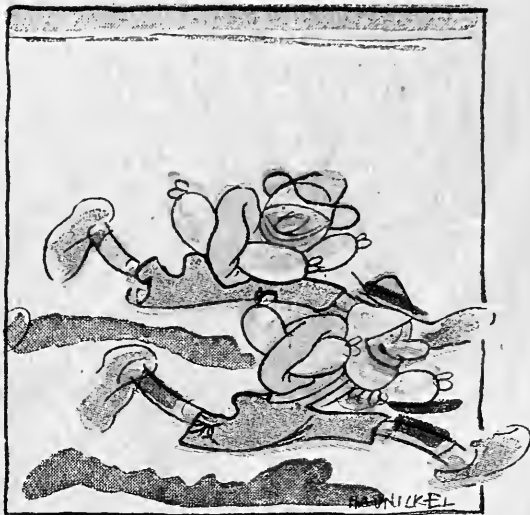
Sie reißen das Faß auseinander gewaltsam,
Dem Estimo ist dieses sehr unterhaltsam,
Er sieht ihnen zu sehr erstaunt und gelassen;
Er kann dieses Schauspiel vom Fasse nicht fassen



Das Bier in dem Fasse ist feste gefroren,
Doch geben's die beiden noch lang nicht verloren.
Weil stets man 'nen Ausweg mit richtigem Blick weiß,
Vertauft man das Bier jetzt als Stück-Eis nur stückweis'.



Der Eskimo, wenn er geraten in Not,
Dann weiß er — wie andre auch — nicht, was er tut.
Dann rast er, dann rennt er mit Knüppeln und Messern.
Ein Eskimo läßt sich sein Bier nicht verwässern.



Kaum sehen die beiden die Eskimos kommen,
Da haben sie fix ihre Flugpost genommen.
Surreal — und entziehen sich so ihrem „Lohn“,
Und fliegen schnurstracks in 'ne wärmere Zone.



Die Entdeckung des sechsten Erdteils.

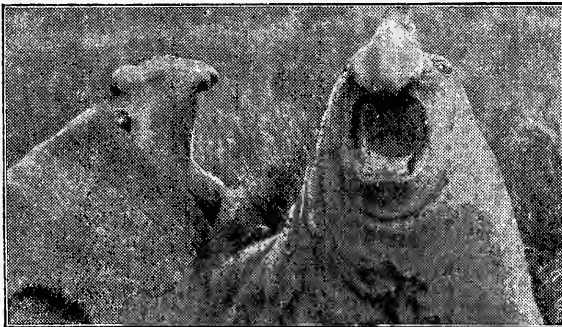
Ein erlegter Walfisch, der wie ein Ballon mit Luft aufgepumpt wurde, damit er nicht unterfinkt.

die Hunde nach der Seite abbiegen und in wildem Tempo davonrennen. Wir haben alle Mühe, uns auf den Schlitten zu halten, ohne daß es uns möglich ist, die Bestien zu bremsen oder zu halten. Wir kennen dieses Ausreißen von früher her und wissen, daß irgendwo Seehunde in der Nähe sein müssen. König ist es endlich gelungen, seinen Schlitten umzuwerfen, wodurch er die Tiere zum Stehen bringt; ich bin jedoch nicht so glücklich, sondern mein Schlitten rast wie ein geölter Blix an Königs Gespann vorüber, so daß mein Kamerad mir nicht zu Hilfe eilen kann. Ich werfe mich mit dem Bauch auf den Schlitten, um die Lage besser zu übersehen und im geeigneten Augenblick noch rechtzeitig abspringen zu können; denn

ich verspüre keine Luft, bei dieser Kälte in einer Wale (das ist eine vom Eis nicht bedeckte Wasserstelle) ein Bad zu nehmen. Die Hunde rasen mit mir 1½ Kilometer dahin. Da endlich sehe ich den Grund für diese Extrafahrt: drei fette Robben."

Kling beschreibt weiter die sehr gefährvolle Rückfahrt zur „Deutschland“, die die drei Männer erst nach unendlichen Schwierigkeiten fanden.

Am 19. Dezember 1912 traf die Expedition wieder in Süd-Georgien ein. — Was Filchner unterwegs erlebt hat, die Begegnung mit sonderbaren Tieren, wie See-Elefanten und andern, beschreibt er in seinem bereits erwähnten Buch. Jedenfalls hatte er durch seine Forschungsreisen die Gewißheit



Zornige See-Elefanten.

Zwei überraschte Tiere beim ersten Anblick der Forschungsreisenden.

erbracht, daß es außer den fünf bekannten Weltteilen noch einen sechsten gibt. In einem Gespräche äußerte er kürzlich darüber einmal launig: „Die Schulkinder werden mich

verwünschen; jetzt müssen sie zu den fünf Erdteilen noch einen sechsten hinzulernen.“ Ich hoffe aber, daß sie sich, gerade im Gegenteil, darüber freuen werden. Dr. Ernst Abt.

Ein Weihnachtsbionismittag bei Onkel Otto

Freunde! Was fängt man in den Weihnachtsferien an? Natürlich geht man an die frische Luft, treibt Sport und ist vergnügt. Aber des Nachmittags, wenn es schon dunkel ist? Nun, auch da könnt Ihr vergnügt sein und die schönsten Spiele miteinander spielen. Am ersten Feiertag habe ich große Kaffeegesellschaft bei mir. Alle meine 300 000 Kinder konnte ich ja nicht einladen, aber immerhin ein ganzes Schock voll. Da wollen wir uns mit allerhand Spielen — am liebsten sind mir Schreibspiele — die Zeit vertreiben. Eines der schönsten ist das

Sammeltotelettspiel.

Kennt Ihr das? Sicher nicht, denn ich habe den Namen erst heute erfunden. Ich meine damit das Schreibspiel, das manchem vielleicht als „Wörterverkleinern“ schon bekannt ist. Jeder nehme ein Blatt Papier nebst Bleistift und versuche, aus den Buchstaben des Wortes „Sammeltotelett“ kleinere Wörter, und zwar Hauptwörter, zusammenzusetzen. Das Sammeltotelett läßt sich bequem 100mal zerlegen und ergibt die schönsten Stücke. Zum Beispiel habe ich aus den Buchstaben des Sammeltoteletts einen „R o m e t“ herausgeschnitten, ein „D m e l e t t“, ein

„R a m e l“, den Feldmarschall „M o l t k e“, „T e e“, „M e h l“ und fünf junge Mädchen, „E m m a“, „T h e l l a“, „L o t t e“, „L o l a“ und „E l l a“. Ein ganzes „S o t e l l“ geht daraus zu machen, ein „A t h l e t“, die Stadt „M e m e l“ und die „S o e l l e“. Pöhblich, dachte ich, das muß ich Euch erzählen und Euch auffordern, dieses Spiel mal mit andern Wörtern zu spielen. Irgend einer schlägt ein Wort vor, jeder schreibt es auf, und einer schreit „los!“ Dann schreibt Ihr alle fünf oder zehn Minuten lang um die Wette Wörter auf, die sich aus dem einen großen machen lassen.

Schnell wird die Anzahl der geschriebenen Wörter gezählt, und wer die meisten Wörter fand, erhält die Nummer 1; der nächstfolgende die Nummer 2 u. s. f.

Nun beginnt zuerst der Spieler Nr. 1 seine Liste langsam herunterzulesen, und bei jedem Wort, das er ansagt, melden sich diejenigen, die auf ihrer Liste das gleiche Wort haben. Jeder von ihnen schreibt sich hinter diesem Wort so viele Punkte an wie Spieler am Tisch sitzen, die das Wort nicht gefunden haben. Besonders schöne, seltene



Ein Weihnachtsnachmittag bei Onkel Otto.

„Und jetzt, Kinder, wollen wir Schreibspiele spielen!“ pflegt Onkel Otto zu seinen 300 000 Kindern zu sagen.

oder besonders lange Worte kriegen natürlich stets mehr Punkte als die ganz gewöhnlichen, die fast jeder in der Runde gefunden hat. Bei den langen Worten, die einer vorliest, passe man aber auf, ob sie sich auch wirklich aus dem großen Wort bilden lassen, d. h. ob nicht irgendein Buchstabe in dem langen Wort öfter vorkommt, als er in dem großen Wort vorhanden war. Oder ob jemand aus Versehen einen Buchstaben verwendet hat, der gar nicht zur Verfügung ist. d. „Sammeltotelett“ enthält z. B. kein „r“, also darf auch in keinem der aus ihm gebildeten Wörter ein „r“ vorkommen. Auch in keinem etwa ein „i“, oder vielleicht zweimal ein „h“, obwohl nur eines zur Verfügung steht. Ist nun der erste Spieler mit dem Vorlesen fertig, so fängt der zweite an und liest natürlich nur noch diejenigen Wörter seiner Liste vor, die nicht schon durch die Liste des Vordermannes erledigt sind. Wörter, die alle Mitspieler haben, werden einfach gestrichen. Wer zum Schluß die meisten Punkte hat, ist Sieger.



Das Zahnbürstenspiel

Kennt es jemand? Hurra, nein! Das wußte ich; denn ich habe es selbst erfunden. Nun wollen wir anfangen! Der Älteste — oder nein, wir machen es diesmal umgekehrt — der Jüngste beginnt. Er nennt irgendein beliebiges Hauptwort, das alle aufschreiben. Nun sagt der Nächstfolgende eins, dann der übernächste u. s. f., bis Ihr alle 12 Hauptwörter auf dem Blatt stehen habt. Dabei wurde, sooft ich es spielte, merkwürdigerweise regelmäßig das Wort „Zahnbürste“ vorgebracht, so daß ich das ganze Spiel danach taufte. Nunmehr beginnt das eigentliche Spiel. Ihr sollt nämlich aus diesen 12 Wörtern irgendeine zusammenhängende Geschichte schreiben, in der kein anderes Hauptwort außer den 12 aufgeschriebenen vorkommen darf. Die Reihenfolge der 12 Wörter ist gleichgültig; sie dürfen aber nicht wiederholt werden, und keines darf in der Geschichte fehlen. 10 Minuten Zeit wird Euch gelassen, und wer nach allgemeinem Urteil die hübscheste Geschichte erfunden hat, ist Sieger. Neulich spielte ich es wieder, und zufällig habe ich mir die Wörter und zwei von den

Erzählungen aufgehoben. Da könnt Ihr einmal sehen, was da für lustige Einfälle kommen!...

Als Wörter waren gegeben: Straße, Laterne, Zahnbürste, Stiefel, Segelflug, Telefon, Schneeschuhe, Neger, Tasse, Ohrlappen, Nase, Ostafrika. Einer schrieb:

Das Telefon klingelte. „Hallo, wer dort?“ „Hier ich.“ „Wer ich?“ „Hier der Neger aus Ostafrika.“ Ich blähte meine Nase sperrangelweit auf, so daß sie einer großen Tasse gleich, und rief zurück: „Was wollen Sie denn von mir?“ „Saben Sie Schneeschuhe zu verkaufen? Ich will nämlich einen neuer Segelflug versuchen, wobei ich auf eine Laterne klettere und mich von dort hinuntersausen lasse.“ „Sie irren sich,“ schrie ich zurück, „so etwas verkaufe ich nicht, aber wenn Sie das versuchen wollen, rate ich Ihnen, hängen Sie noch eine Zahnbürste an Ihren Ohrlappen und schmieren Sie Ihre Stiefel gut ein, dann fallen Sie nicht so hart auf die Straße.“ Sprach's und hängte empört ein.

Die andere Fassung lautete:

Ein Neger aus Ostafrika lief auf Schneeschuhen die Straße lang. Das ging ihm aber nicht rasch genug. Um alles schneller erledigen zu können, wollte er telefonieren; er trat ans Telefon und fiel hinein. Schließlich wurde er aber gerettet und erhob sich im Segelflug hoch über die umstehenden Laternen. Da stürzte er noch einmal, wurde läsebleich bis an die Ohrlappen, — weiß wie diese Tasse. Was tun? Er nahm seine Zahnbürste, mit der er sonst seine Stiefel schmierte, und die noch ganz triefend vom letztenmal war, und bemalte sich so schön, daß er wieder schwarz wurde und seine Nase wieder schön schwarz herrarleuchtete wie zuvor.

Und nun versucht Ihr es einmal: 1, 2, 3, los!!



Das Bers-Spiel

Jeder Teilnehmer schreibt ein Hauptwort auf, das ihm von seinen beiden Nachbarn zugeflüstert wird. Je ulkiger, desto besser. Als ich das erstmalig dabei war, flüstert mir mein linker Nachbar „Sonne“ zu, mein rechter „Stachelschwein“, während ich ebenfalls meinen beiden Nachbarn je ein Hauptwort zu-



Alles hüpf.
Pogo, eine neuartige Stelze, mit der man hüpfen kann.

Alles hüpf!

Jeder von Euch weiß wohl, was Stelzen sind. Mancher besitzt gar welche und stelzt auf ihnen „wie der Storch im Salat“ erhaben einher. Da ist ein findiger Kopf auf den Gedanken gekommen, daß man mit derartigen Stelzen nicht nur stolz schreiten, sondern auch hüpfen kann. Man darf dazu allerdings nicht zwei Stangen nehmen,

sondern nur eine, die man zwischen die Beine klemmt . . . und dann — hoppla — geht es los. Der Erfinder nennt diese Vorrichtung: Pogo. In Amerika, wo das Pogo zuerst aufkam, ist jetzt eine wahre Hüpfwut ausgebrochen. Groß und klein, jung und alt — alle sind begeisterte Anhänger des Pogos. Kurz — alles hüpf!

raunte. So war jeder Teilnehmer bald mit 2 Wörtern versorgt und mußte, dies ist die Hauptsache bei diesem Spiel, in 3 Minuten einen Vers dreheln, in dem die beiden Wörter vorkamen. Schnell schrieb ich:

Die Sonne lacht uns freundlich an,
Das Stachelchwein sticht, wo es kann.

Schluß! Nun las jeder nach der Reihe erst seine beiden Wörter und dann seinen Vers vor, wobei wir alle den mit „Portemonnaie“

und „Kakadu“ am lustigsten fanden. Er lautete:
Der Kakadu hat bunte Federn,

Das Portemonnaie ist leer und ledern.
Einstimmig wurde dieser „Dichter“ als Sieger bezeichnet, und er durfte sich einen Punkt aufzeichnen. Wer zuerst 3 Punkte hat, ist endgültiger Sieger.

In der nächsten Nummer bringe ich noch mehr Schreibspiele. Und jetzt los! Viel Vergnügen!
Onkel Otto.



Was Onkel Toldi als Weihnachtsmann erlebte

Liebe Freundel
Ihr wollt wissen,
woher ich meinen
schönen, warmen
Winterpelz habe?
Das will ich Euch
erzählen.

Es ist schon einige Jahre her, da begegnete ich am Heiligen Abend dem Weihnachtsmann.

„Grüß Dich Gott, Onkel Toldi!“ rief er schon von weitem, und dann erzählte er mir, daß er heute noch viele hundert Häuser besuchen müßte — treppauf, treppab, — und daß er schon sehr müde sei.

Ich meinte, das sei gar nicht so schwer, und erbot mich, ihm ein bißchen zu helfen. Der Weihnachtsmann schmunzelte und war damit einverstanden.

Schnell traf ich meine Vorbereitungen, kehrte meinen Pelz mit dem Fell nach außen, steckte mir eine schöne, rote Pappnase ins Gesicht, klebte mir einen langen, weißen Bart an, und der Weihnachtsmann war fertig. Da lachte der echte Weihnachtsmann mächtig, als er in mir sein Ebenbild erblickte, und sagte: „Wer Dich in diesem Aufzug sieht, wird alles eher als den Onkel Toldi in Dir vermuten.“

Leider hatte er nur zu recht. Aber davon später.

Der Weihnachtsmann gab mir noch schnell allerhand Geschenke, die ich verteilen sollte, und dann machte ich mich auf die Wanderschaft.

Zuerst wollte ich bei meiner Nachbarin einkehren. Frau Strohbart hatte vier Kinder und einen Hund. Raro, so hieß der Hund, war mein besonderer Freund. Sooft er mich sah, wedelte er mit dem Schwanz, was in der Hundesprache so viel heißt wie: „Ich hab' Dich gern.“ — Aber was sich nun ereignete, ließ mich an seinen freundschaftlichen Gefühlen mir gegenüber zweifeln. Raro sprang unter wütendem Bellen an mir hoch. Und ehe Frau Strohbart es noch verhindern konnte, hatte er sich in meinem Pelz verbissen.

„Rarol“ rief, bat und jammerte ich . . . Es war alles umsonst. Raro hatte kein Ein-

sehen und ließ nicht eher los, bis von meinem schönen Pelz nur noch ein paar traurige Fetzen übrig waren. Plötzlich sprang Raro mit einem mächtigen Satz nach meiner Pappnase, schnappte nach ihr, und — hastenichgesehn! — rannte er mit ihr davon, wobei er auch die eine Hälfte meines schönen, angeklebten Bartes mitnahm.

Da schwor ich mir, in Zukunft, wenn ich wieder mal Lust verspüren sollte, Weihnachtsmann zu spielen, erst vorher Erkundigungen einzuziehen, ob dort auch kein Hund vorhanden sei.

Als ich dann spät abends nach Hause ging, begegnete ich dem Weihnachtsmann, dem ich mein Erlebnis erzählte. Der lachte, daß ihm die Tränen über die Waden liefen.

„Sa — siehst Du,“ sagte er, „es ist nicht so leicht, Weihnachtsmann zu sein.“ Und dann zog er seinen schönen Pelz aus und schenkte mir ihn als Ersatz für meinen zerrissenen Pelz. Und nun wißt Ihr auch, woher ich meinen schönen, warmen Pelz habe.

Onkel Toldi.

Rätsel-Ecke

Irrtum.

„Fritz schien in den Unterklassen
Eins-zwei-drei-vier meistens mir,
Drum will ich ihn gelten lassen:
Zur Besetzung eins-drei-vier,“
Sprach der Lehrer; doch er irrte,
Fritz blieb sitzen dieses Jahr,
Weil's Examen ihn verwirrte,
Und weil er eins drei-vier war.

Scherz.

Wirft man's in die Luft, so bleibt es stecken,
Leicht werdet Ihr, was dieses ist, entdecken.

Licht.

Ich bring' mit „e“ zur Arbeit Licht,
Ist's draußen „i“, müß' ich Dir nicht.

Alage.

Einst war alltäglich mit Gehimmel
Uns Eins in jeder Zwei-Drei nah;
Jetzt ist sie fern uns, wie am Himmel
Das Ganze, das ich schimmern sah.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

al — al — bel — bing — bla — da —
dar — der — do — ei — el — eu — fla
— flo — gie — ha — hals — hirsch — i —

lee — len — li — mo — na — ne — ne —
 ne — nel — o — phrat — ra — ral — rot
 — schen — se — tan — te — te — ti —
 tiv — u — wan

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Gefäß. 2. Fluß in Schleswig. 3. Hirschart.
 4. Mädchennamen. 5. Fluß in Mesopotamien.
 6. Einen anderen Ausdruck für: Beweggrund.
 7. Westindische Insel. 8. Verkehrsweg. 9. Ruß-
 fishes Gebirge. 10. Musikinstrument. 11. Stadt
 in Westpreußen. 12. Teil des Gesichts. 13. Teil
 einer Flasche. 14. Gebäck. 15. Zeichengerät.
 16. Teil des Hauses. 17. Baum. 18. Meeres-
 straße.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 5.

Silberrätsel.

Albert Lorching: Jar und Zimmermann.

1. Anna. 2. Leber. 3. Bernau. 4. Erbsen.
 5. Rußland. 6. Tafelsalz. 7. Lombardei.
 8. Dheim. 9. Rotterdam. 10. Tanne. 11. Zent-
 ner. 12. Irrtum. 13. Niagara. 14. Gulden.
 15. Zieten.

Bilderrätsel.

Wer hat dich, du schöner Wald,
 Ausgebaut so hoch da droben?

Echse. Dachs, Dach.

Umgekehrt ist auch gefahren. Fisch — Schiff.

Vertrauen. Bad, Ulan, Ba(ulan)d.

Verwandlung. Drar, Koran, Korn.

Fridolins Lachkabinett



Der Arzt sagte zum Kranken: „Es ist kein Zweifel, Sie sind sehr aufgereggt. Schlafen Sie nicht gut in der Nacht?“

„Nein, fast gar nicht.“

Arzt: „Haben Sie eine Ahnung, woran das liegen kann?“

„O ja, ich bin nämlich Nachtwächter!“

✱

„Aber Hans, auf dem Wunschzettel, den Du für Dich und Mariechen gemacht hast, steht vielzuviel: ein Schlitten, ein Fußball, ein Roller, eine Mundharmonika und eine Puppe .. Davon mußt Du etwas streichen!“

„Gut! Dann laß Mariechens Puppe weg!“

✱



Karlchen: „Tante, warum riechst Du denn an den Eiern?“

Tante: „Um zu sehen, ob sie frisch sind.“

Karlchen: „Siehst Du denn mit der Nase?“

Vater am Weihnachtsabend: „Da hat man kürzlich in Aegypten Spielsachen aufgefunden, die 4000 Jahre alt und vollkommen gut erhalten sind. Daran solltet Ihr Euch ein Beispiel nehmen. Kinder.“



„Karlne, was machst Du denn mit dem Fisch?“ fragte Elschen das Dienstmädchen.

„Waschen will ich ihn.“

„Aber so was Dummes — weißt Du denn nicht, daß die Fische im Wasser leben? — Die sind doch gar nicht schmutzig.“

✱

„Warum weinst Du denn?“

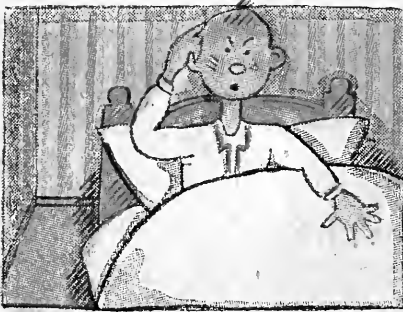
„Weil ich zu Weihnachten immer so viele Sachen kriege . . . und da muß ich an die Reile denken, die ich kriege. wenn ich alles kaputt gemacht habe.“

✱

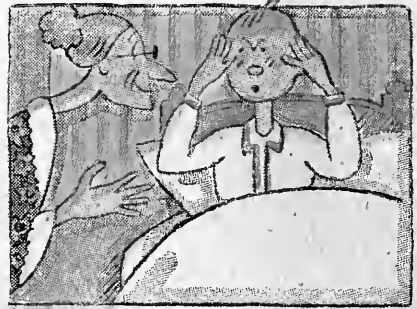
Der Chef fragt den neuen Angestellten: „Hat mein Buchhalter Sie auch genau unterrichtet, was Sie zu tun haben?“

„Freilich,“ gibt der zur Antwort, „ich soll ihn immer wecken, wenn Sie kommen.“

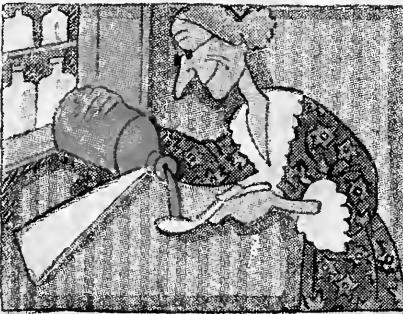
Die kurzsichtige Tante



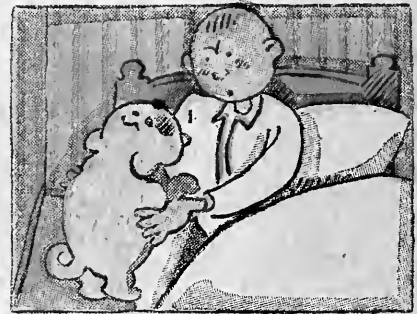
„Herrje! Ich soll heut' Brennholz schleppen?
Und noch dazu herauf drei Treppen?“



Das tu ich nicht. — Ich stell' mich kränklich.
Die Tante findet das bedenklich.



Schnell holt sie — welch ein Hochgenuß!
Aus ihrem Schrank das Kizinus.



Früh ahnt's und packt den Hundelötter
Sinein ins Bett als Stellvertreter.



Berstedt sich frech und niederträchtig,
Der Mops spielt seine Rolle prächtig.



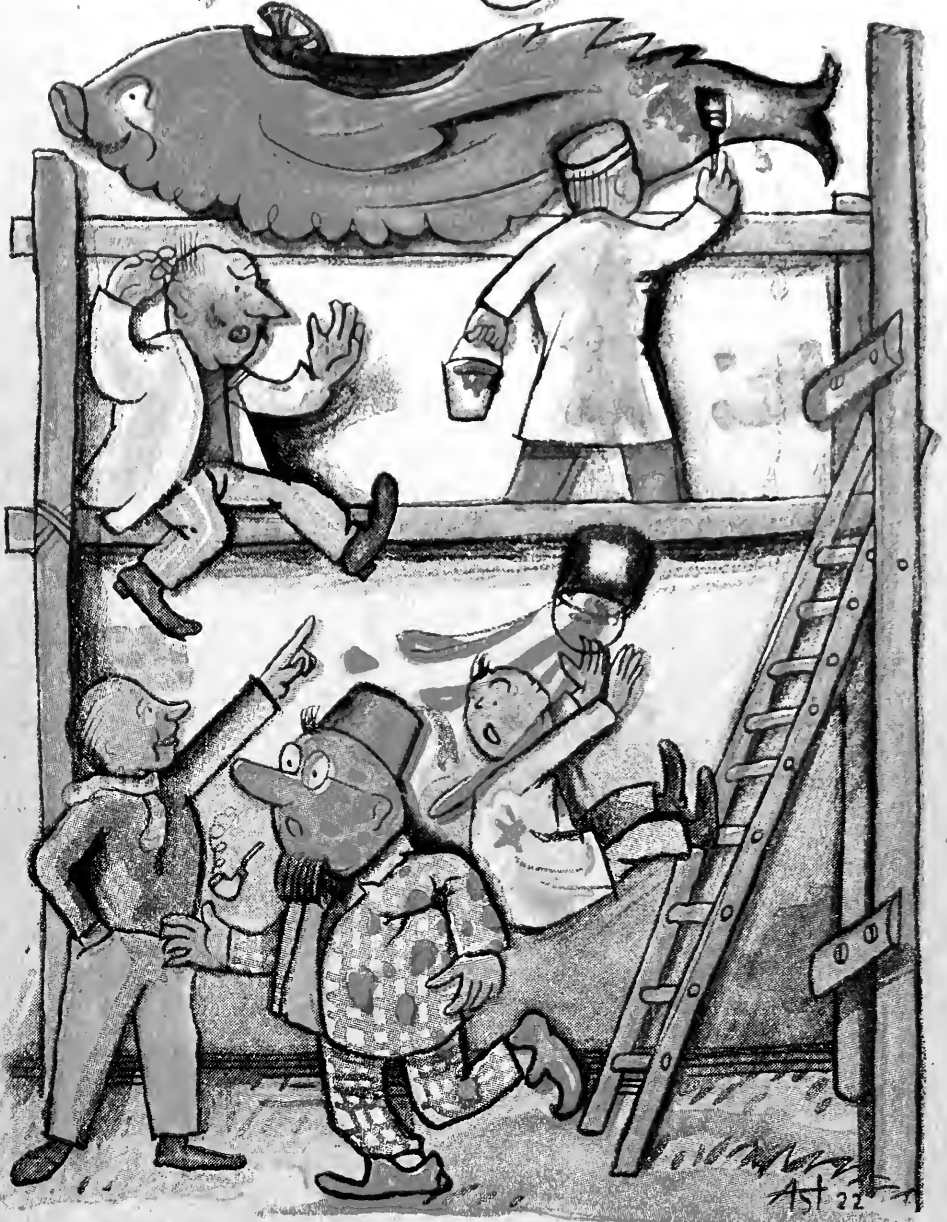
Das Holz holt Tante selbst im Kübel.
Früh hopft. Dem Mops wird hundeübel.

Für die Redaktion verantwortlich: Artur Lokesch, Berlin; für Deutschösterreich: Norbert Freuder, Wien. — Anfragen und Einsendungen können nur beantwortet werden, wenn Porto beiliegt. — Druck und Verlag: Ullstein A. G., Berlin SW 68.

Copyright 1922 by Ullstein A. G., Berlin.

Don diesem Welt ab tojt' ich w.
Geht den Delphin! Dee analysiert sich,
Weil man mit ihm jetzt bill'ger fahet
Als mit dem besten Trambahnpleed.

Der heitere Fridolin



Fridolins Neujahrswäsche.
(Zu dem Gedicht auf Seite 2.)

Neujahreswäsche.

Nun ist mit Pauken und Trompeten
Das neue Jahr zu uns getreten.
Auch ich tret' heute vor Euch hin
Mit frischgestrich'nem Luftdelyhin.

Erst ließ ich bligblau ihn lackieren,
Dann rote Farbe drüber schmieren,
So daß mein Himmels-Auto fest
Vor Glanz Euch in Erstaunen setz.

Doch war, wie auf dem Bild zu sehn,
Bei diesem ein Malöze gesehn;
Der Malerjunge, der trat fehl . . .
Da gab es Scherben, Krach, Krackel.

Doch brauch' ich wegen dieser Scherben
Vor Aerger mich nicht zu versärben.
Ich tröste mich im Augenblick:
Denn Scherben, die bedeuten Glück!

Viel Glück zum Neuen Jahr wünscht Euch Euer

Fridolin.

Schlittschuhlaufen als Beruf

Von Werner Dörner.

Fast jeder von Euch kann wohl Schlittschuh laufen. Manche werden es mit Mühe, Geschicklichkeit und Ausdauer vielleicht gar zu großer Fertigkeit gebracht haben.

Daß man sich auf der glatten Eisfläche vergnügen kann, ist wohl keinem von Euch zweifelhaft. Daß man aber für dieses Vergnügen bezahlt wird, dürfte wohl manchem von Euch neu sein.

Allerdings ist dieser Beruf noch neueren Datums. Denn früher kannte man nur die übliche Vorwärtsbewegung, die mehr oder weniger geschickt geübt wurde. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde das anders. Damals, im Jahre 1868, kam der Amerikaner Jackson Haines nach Europa und zeigte den erstaunten Europäern seine hier noch nie gesehene Kunst im Eislaufen. Man war einfach verblüfft. Denn auch hier kannte man außer dem einfachen Geradauslaufen nur

den Hogenlauf, den wir, weil es die Holländer als erste übten, noch heute mit „Holländern“ bezeichnen; außerdem waren noch einige andere Figuren bekannt. Erst durch Jackson Haines Erscheinen lernte man jetzt die Vielfältigkeit und Entwicklungsmöglichkeit des Eislaufens kennen. Bald stellten begeisterte An-

hänger eine Anordnung von Figuren auf, die noch heute in ihren Grundzügen Gültigkeit hat. Jackson Haines war der erste Berufsläufer, der seine Kunst für Geld zeigte. Ihr hättet daran Eure Freude gehabt, wenn Ihr gesehen hättet, mit welchen wundervollen und doch immer vornehmen, ruhigen Bewegungen dieser Künstler nach den Klängen der Musik über die Eisfläche glitt, und seine Hogen, seine Spiralen, Sprünge und Pirouetten, besonders die nach ihm benannte tiefe Pirouette, fanden begeisterte Bewunderer. Diese Pi-



Schlittschuhlaufen als Beruf.

Ein Kanadier, namens Meagher, der über sechs Stühle springen kann.



Schlittschuhlaufen als Beruf.

Der amerikanische Schnellläufer Palmer macht ein Salto über drei übereinander gelegte Fässer.

rouette wird noch heute, wenn auch nicht in der Vollendung ihres Erfinders, hier und da gezeigt. Sie besteht darin, daß sich der Eisläufer auf einem Bein, und zwar in hockender Stellung, schnell um sich selbst dreht. Jackson Haines hat es bis zu 90 Umdrehungen gebracht, eine Leistung, die in dieser Vollendung später nicht wieder erreicht wurde. Wie schwer dieses Kunststück ist, geht daraus hervor, daß der Künstler allein zu dessen Erlernung neun Jahre brauchte. Sein Auftreten in Europa hatte zweierlei zur Folge. Erstens, daß dem bei uns bisher ziemlich wenig geförderten Eislauf nun mehr Beachtung geschenkt wurde, und dann, daß sich sehr viele Anhänger des neu erblühten Sports bemühten, die Künste Haines' nachzuahmen.

Erst im Jahre 1886 bekam man dann wieder wahres Eiskunstlaufen zu sehen, als das vom Altonaer Schlittschuhverein ausgeschriebene „Große internationale Eislaufen“ ausgetragen wurde. Sämtliche Läufer waren Berufsläufer, die um Geld kämpften.

Gewiß kannte man schon viel früher Berufsläufer. Um das Jahr 1830 gab es in Paris und London Eislauflehrer, die die gute Gesellschaft im Eislaufen unterwiesen, aber ihr Können ist nicht weither gewesen. Anders war es mit dem Norweger Werner. Die Be-

geisterung für sein Können war so groß, daß seit seinem öffentlichen Auftreten in Berlin — das war im Jahre 1886 — der Eisport sich über das ganze Reich schnell verbreitete.

Da die Sportregel es verbot, daß Nichtberufsläufer mit Berufsläufern in einem Rennen gemeinsam liefen, fanden die Berufsläufer immer weniger Gelegenheit, ihre Künste zu zeigen. Darum gab es jahrelang so



Ein berühmtes deutsches Läuferpaar, Paul Kredow und Thea Frenssen, die auf den Eisbahnen in St. Moritz den Kunstlauf lehren.

gut wie gar keine Berufsläufer, die Besondere leisteten. Erst mit der Errichtung von Eispalästen (das sind künstliche Eisbahnen in geschlossenen Räumen) meldeten sich wieder Eisläufer, die sich zum Teil aus den Eislaufvereinen heraus zu Berufsläufern entwickelt hatten.

Während die Berufskunstläufer, die gewissermaßen den Eislauf gleich als Beruf erlernen, mehr auf Akrobatik sehen, legen die aus den Vereinen zum Berufssport Uebergetretenen mehr Wert auf Schönheit und Anmut in der Bewegung und auf Sicherheit der Ausföhrung schwieriger Figuren. So zeigt zum Beispiel der Kanadier Meagher seine Kunst in Sprüngen; er setzt über eine Reihe hintereinander aufgestellter Stühle hinweg. Ähnliches zeigt der Amerikaner Palmer, der über drei Fässer springt und sich dabei in der Luft überschlägt. Paul Kreckow oder Thea Frenssen dagegen reißen das Publikum durch die Anmut ihrer Bewegungen und die Schwierigkeit

der ausgeföhrten Figuren zu Beifallsstürmen hin. Auch unter den Schnellläufern entwickelte sich eine Anzahl von Berufsläufern, die aber ein zu geringes Tätigkeitsfeld fanden und daher bald wieder zu ihren alten Berufen zurückkehrten. Nur zwei: der Amerikaner Max Lean und der Mehrfache Weltmeister Oskar Matthissen aus Kristiania dürsten durch ihr Können als Berufsläufer sich behaupten.

Im allgemeinen darf man sagen, daß nur wenige Berufsläufer in ihrem Beruf wirkliche Künstler sind. Diese wenigen aber haben sehr große Einnahmen.

Ihr dürft auch nicht glauben, daß dieser Beruf etwa leicht ist. Ein ständiges Training und eiserne Ausdauer, ein kräftiger, durchgearbeiteter Körper — das sind die Voraussetzungen, ohne die ein nennenswerter Erfolg nicht zu erzielen ist. So ist die Zahl der in Deutschland lebenden Eislaufkünstler nicht groß; aber die wenigen, die wir haben, zeigen ein Können, das ihnen Weltruhm sichert.



Die Wizensteiner

Die Wizensteiner, droben im Fränkischen Bergland, sind merkwürdige Leute. Boshafte Zeitgenossen behaupten, daß sie nicht allzu klug seien. Meine Leser sollen selbst entscheiden, ob das stimmt.

Eines Tages ging ein Wizensteiner über Feld. Da sah er, wie ein anderer eifrig mit der Sense Korn abmähte, wiewohl es noch gar nicht reif war.

„Warum schneidest Du schon? Die Halme sind ja noch grün?“ fragte er den Mäher erstaunt. Der entgegnete: „Letzten Sommer haben mir die Waldtauben, als das Getreide reif war, so viel Körner aufgefressen. Das soll mir heuer nicht wieder geschehen, darum schneide ich jetzt schon.“

*

„Da tuft Du klug,“ meinte nachdenklich der andere. „Da habe ich am Hofzaun einen Apfelbaum, der ist über und über voller Äpfel. Sind die erst reif, so stehen mir die Buben alle ab, soweit sie an den unteren

Ästen hängen. Aber nun weiß ich, wie ich mich davor bewahren kann.“ Dann ging er hin, nahm eine Säge und sägte alle Äste unten herum ab, wiewohl die Äpfel noch ganz grün und hart waren.



*

Da war auch eine Frau, deren Kuh gab immer reichlich Milch, und sie hatte oft eine ganze Bütte übrig stehen. Aber da kam immer die Kaze und naschte davon; und so oft man sie auch wegtrieb, sie kam immer wieder. Das klagte die Frau einmal der Nachbarin. Die sagte: „Stünde keine Bütte Milch da, so würde die Kaze nicht naschen.“

— „Das ist richtig,“ dachte die Frau bei sich. Seither goß sie alle Milch, die sie nicht verbrauchte, fort und brauchte sich über die Naschhaftigkeit der Kaze nicht mehr zu ärgern.

Fl. Gebhardt.





Warum das Pferd scheut . . .
Wie ein wildes Pferd eingetrichtert wird.

Warum das Pferd scheut . . .

und andere Eigenheiten unserer Haustiere

Von Theodor Zell.

Wer jemals Gelegenheit hatte, Wildpferde in ihrer Steppenheimat zu beobachten, wird über ihr ungebärdiges Wesen überrascht gewesen sein. Wenn dann der kühne Lasso- werfer es eingefangen, sich auf seinen Rücken schwang, — heil — flog es da über die

Ebene, immer wilder, immer toller, vor einem fallenden Federchen scheuend, bis es endlich im Reiter seinen Herrn und Meister erkennt und in seinem Nasen einhält. Dieser wahnsinnige Ritt dauert oft Stunden, bevor das Pferd, zu Tod ermattet, das Rennen aufgibt.



Warum das Pferd scheut.

Wildpferde auf der Flucht vor einem Tiger. Das Wildpferd ist der Stammvater unseres Pferdes.

So wird in der Steppe das scheue Wildpferd gebändigt.

Woher kommt nun bei unserm heimischen Pferde dieses Scheuen? — Um das zu begreifen, müssen wir uns erst mit dem Wildpferd und seinen Gewohnheiten vertraut machen.

Das Wildpferd ist ebenso wie das Wildrind ein Pflanzenfresser und lebt in Herden. Müßten da Pferde und Rinder nicht fast die gleichen Eigentümlichkeiten besitzen? Wie erklärt es sich, daß sie trotzdem so große Verschiedenheiten zeigen? Ich will nur auf folgenden hinweisen:

Das Pferd erfreut uns durch seine schöne Gestalt — ich denke dabei an die orientalische Rasse —, während das Rind recht plump ist. Weiter: das Pferd ist lebhaft, zuweilen sogar tänzelnd; das Rind dagegen ist langsam, schwerfällig, und seine bedächtigen Schritte sind als „Ochsenritte“ bekannt. Auffallend ist auch, daß das Roß stumm und ohne zu klagen die Todeswunde empfängt, während das Rind furchtbar brüllt. Ferner: Ochsen werden im Gegensatz zu Pferden selten scheu.

Woher kommen nun alle diese Unterschiede? Wildpferde sind Geschöpfe der endlosen Steppe-landschaft. Hier wetteifern sie an Geschwindigkeit mit jedem Säugetier. Daher rührt ihr lebhaftes Benehmen und der unruhige, tänzelnde Schritt. Das Wildrind dagegen, das im sumpfigen Walde heimisch ist, muß sich vorsichtig und langsam fortbewegen,

um nicht im trügerischen Sumpf zu versinken. Es ist ja auch kein Einhufer, sondern ein Mehrhufer, so daß seine Füße einen recht großen Platz einnehmen; sonst wäre es in den Sümpfen rettungslos verloren.

Der Hauptunterschied zwischen Rind und Pferd besteht in ihrer verschiedenen Kampfweise. Das plumpe Rind nimmt den Kampf auf, während unser Pferd höchstens mit kleinen Feinden kämpft, sonst aber flüchtet. Sicherlich ist das Pferd schöner; aber tapferer ist das schwerfällige Rind.

Herdentiere, die mutig kämpfen, schreien, um sich gegenseitig beizustehen. Deshalb brüllen Rinder und Schweine; auch Hunde feuern sich durch Geheul gegenseitig an. Pferde erleiden, wie bereits erwähnt, den Tod stumm, nicht weil sie edel sind, sondern weil sie sich gegen ihre Hauptfeinde, die großen Ragen, nicht Beistand leisten. Auch das Schaf stirbt stumm.

Die Raze kämpft mutig gegen ihre Feinde, aber sie stirbt lautlos. Denn sie lebt nicht in Rudeln wie der Hund. Wer sollte ihr also helfen?

Scheut ein Pferd vor einem harmlosen Gegenstand, z. B. wenn jemand eine Fahne schwenkt, dann sind wir mit dem härtesten Urteil sogleich zur Hand. Ist das Tier wirklich toll geworden, wie wir behaupten, wenn es scheut und durchgeht?

Wir müssen bei der Beurteilung eines solchen Falles gerecht sein und uns klar dar-

über werden, daß, wenn alle Wildpferde vorher eine gründliche Untersuchung anstellen wollten, wie die Sache eigentlich liegt, kein einziges mehr leben würde. Stellt Euch vor, ein Wildpferdrudel in der Steppe wäre von einem Tiger wahrgenommen worden, der sich unter Beobachtung der Windrichtung nach Regenart ganz leise herangeschlichen hätte. Stundenlang hat es gedauert, bis er in Sprungweite war. Jetzt schnellst er wie ein Ball auf das ihm zunächst stehende Tier.

Die einzige Rettung für das Pferd besteht nun darin, ohne jedes Besinnen davonzujagen. Wie der Hund, so hat auch das Pferd ein nur schwaches Auge, das aber trotzdem Bewegungen sehr leicht wahrnimmt. Den anspringenden Tiger hat es durch seine Bewegung erkannt, oder vielmehr gesehen, daß ein großer, bunter Ball plötzlich hinter ihm flog.

Hätte das Pferd erst überlegt, was der bunte Ball eigentlich sei, so wäre ihm der Tod durch die große Rache sicher gewesen. Es war sein Heil, daß es noch im letzten Augenblick davonrauste. Denn der Tiger sprang infolgedessen zu kurz. Und ein flüchtiges Wildpferd kann er nicht einholen.

Das schwache Sehvermögen des Pferdes verursacht in den meisten Fällen sein Scheuen. Das Durchgehen, das dem Scheuen häufig folgt, hat die Ursache, daß es in der Steppe die einzige Rettung des Pferdes ist. Dort gibt es keine Häuser oder Bäume, gegen die ein Pferderudel stürzen kann. Deshalb kann das wilde Laufen in der Steppe auch keinen Schaden anrichten.

Bei uns dagegen kann natürlich ein durchgehendes Pferd das größte Unheil verursachen, da es sinnlos und unaufhaltsam vorwärts stürmt, alles, was sich ihm in den Weg stellt, unrennend oder mitreißend. Auch das Pferd selbst geht bei diesem tollen Rasen oft zugrunde, wenn es gegen einen Baum oder einen anderen festen Gegenstand rennt. Durch Gewalt ist bei einem durchgehenden Pferde wenig auszurichten, da die Kraft des Tieres in diesem Zustande ganz außerordentlich ist.

Bei einem Ochsenjespenn wird ein Scheuen und Durchgehen der Tiere nur selten vorkommen. Das rührt daher, weil, wie wir wissen, das Rind mit seinem Gegner mutig kämpft. Es ist sich seiner Kraft bewußt und hat nichts zu fürchten. Zum Flüchten ist es ja auch viel zu schwerfällig gebaut.

Ich erwähnte vorhin, daß die Rache lautlos stirbt, weil sie allein lebt. Sie braucht, als richtige Herrennatur, sich niemandem zu fügen.

Umgekehrt ist dem Hunde die Demut deswegen angeboren, weil sich der Wildhund von jeher vor dem Führer des Rudels, dem stärksten und gefährlichsten, ducken mußte. Deshalb muß auch der Hund schlingen, weil ihm sonst die stärkeren Kameraden alles fortfressen. Die Wildfähe dagegen, die nur auf sich selbst angewiesen ist, frißt „gestittet“.

So sehen wir, daß wir unsere Haustiere in der Regel erst dann wirklich verstehen können, wenn wir die Lebensweise ihrer Vorfahren begriffen haben.

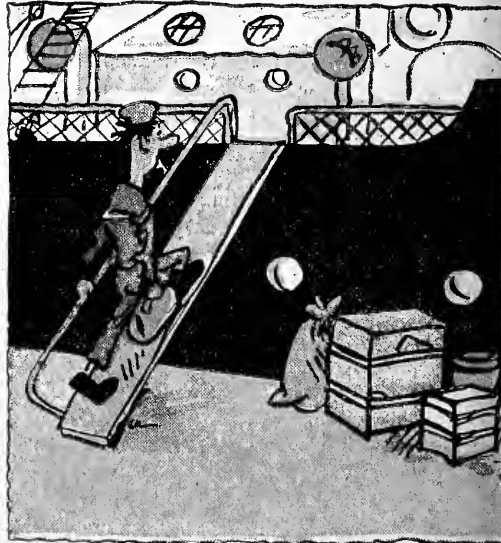


Da staunt Ihr wohl, wenn Ihr hört, daß es schon zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung Poststraßen gab, die von Aegypten nach Kleinasien und Babylonien führten. Die „Landbriefträger“, die damals, mit Briefen beladen, diese Strecken zu Fuß gehen mußten, hatten im wahrsten Sinne des Wortes einen „schweren“ Beruf; denn die Nachrichten waren nicht wie heute auf Papier geschrieben, sondern auf Ziegel in Keilschrift eingegraben. Stellt Euch nun vor, welche Plage die ägyptischen Briefboten hatten, wenn sie ihre Ziegelbriefe von Ort zu Ort schleppten! Das waren keine Briefträger mehr; die verdienten schon eher die Bezeichnung Lastträger. Faulle Briefschreiber allerdings hatten es gut; denn sie mußten sich kurz fassen. Aber wie, wenn einem ein solches „Hands Schreiben“ auf den Fuß fiel! Au, — das schmerzt! Darum freut Euch, daß die Zeiten der Keilschrift (man denkt dabei unwillkürlich an — Reile) vorbei sind!

Wie's Laatsch und Bommel nac



Als Laatsch und Bommel sich verkracht',
 Hat Bommel sich davongemacht
 Und ging, da er grad stellungslos,
 Auf einen Dampfer als Matros'.



Und aus dem gleichen Grund hat eben
 Auch Laatsch sich auf die Fahrt begeben
 Und fand (der Zufall ist gemein),
 Sich auf demselben Dampfer ein.



Und als versprüht der letzte Stern,
 Sieht neben sich er einen Herrn . . .
 Den hält er für den Attentäter
 Und fällt ihn an wie 'n Hundeköter.



Der Passagier steht seinen Mann
 Und haut zurück, so gut er kann.
 Man läuft herzu, und 1 - 2 - 3
 Gibt es die schönste Reiberei.

ihrem letzten Abenteuer erging



Als Bommel ihn erspäht auf Deck,
Bekommt er keinen kleinen Schreck,
Kriecht in den Ventilator für
Und lugt nach Laatschen grimmigen Blicks.



Auf einmal gibt er eine Watsche
Von rückwärts, kurzer Hand, dem Laatsche,
Daß der nicht weiß, wie ihm geschieht,
Und daß es helle Sterne sprüht.



Da lacht sich Bommel einen Ast,
Daß man den Rechten nicht gefaßt,
Er schüttelt sich, er brüllt, er kräht,
Bis sein Gelächter ihn verrät.



Den einstigen Kumpan erkennen
Und wie ein Kampfhahn auf ihn rennen,
Ist eines Augenblickes Sache;
Jetzt — lieber Bommel — kommt die Rache!

Meine teuerste Fahrt

Ein Abenteuer, erzählt von Adolf Stark.

Ihr glaubt, daß eine große Reise immer viel Geld kosten müsse? Falsch! Ich habe einmal eine Ueberfahrt von Amerika nach Hamburg gemacht, in der ersten Kajüte sogar, die mich keinen Pfennig kostete, und doch war es die teuerste Reise meines Lebens. Das ist eine richtige Geschichte, beinahe ein Abenteuer; und wenn Ihr ein wenig Zeit habt, will ich Euch mein Erlebnis erzählen.

Als die Lebensverhältnisse in meinem Vaterlande immer schwieriger wurden, faßte ich, schnell entschlossen, den Plan, nach Amerika zu fahren. Ich löste also eine Fahrkarte und dampfte mit einem der herrlichen Schiffe der Hamburger Paketsahrt der Neuen Welt entgegen, voller Hoffnung, als reicher Mann einst ins Vaterland zurückkehren zu können.

Es kam aber anders, als ich glaubte. Wenn man Euch erzählt, daß drüben in Amerika jeder sein Glück machen kann, der nur tüchtig zu arbeiten versteht, so glaubt ihm nicht. Gewiß, manch armer Junge hat sich dort durchgesetzt. Aber das kommt auch in unserem Vaterlande vor; nur, daß wir davon nicht so viel Aufhebens machen.

Kurz und gut: ich hatte bereits Jahr und Tag drüben gearbeitet und es nicht weiter gebracht, als dazu, mich eben schlecht und recht zu ernähren. Meine Tage verfliefen ziemlich eintönig, ohne jedes Abenteuer; es sei denn, daß man es ein Abenteuer nennen will, als ich eines Tages im Hafen einen Einwanderer aus dem Wasser zog, der, ich weiß nicht durch welche Ungeschicklichkeit, ins Meer gefallen war. Es war ein Schweizer, der sich in Danksgungen erschöpfte, aber mehr als Worte nicht zu bieten hatte, denn er war ein armer Teufel, und wenn er sich auch von der Goldgräberei Schätze versprach und mit mir dann teilen wollte, so waren dies doch nur leere Versprechungen. Denn ich wußte ganz gut, daß von all den Tausenden, die damals, vom Goldfieber erfaßt, in die Gindöden Klondykes zogen, kaum ein Duzend wirklich finden würden, was sie suchten. Aber der Schweizer ließ sich nicht abraten, und wir schieden nach kurzer Zeit voneinander. Mir

tat es recht leid, denn es war dies der einzige Mensch, dem ich drüben einigermaßen näher gekommen war. Sonst hatte ich keinen Freund. Selbst meinen Arbeitsgenossen schloß ich mich nicht enger an.

Um so größer war mein Erstaunen, als eines Tages ein Franzose namens Gérard, den ich kaum zwei-, dreimal gesprochen hatte, in meiner Wohnung erschien und mir den Vorschlag machte, ich möchte an seiner Stelle nach Europa fahren. Die Geschichte, die er erzählte, klang durchaus nicht unglaubwürdig. Seine Eltern, so berichtete er, drängten darauf, daß er in die Heimat zurückkehre. Um ihn förmlich zu zwingen, habe ihm sein Vater ein Billett für den Dampfer nach Hamburg gekauft und zugesandt, aber er habe nicht die Absicht, es zu benützen, und da er wisse, daß ich gern nach Europa zurückkehren möchte, so wolle er mir die Karte schenken.

Vor Freude wäre ich ihm am liebsten um den Hals gefallen. Ich war gründlich amerikamüde und wäre längst heimgekehrt, hätte ich die Mittel gehabt, die Ueberfahrt zu bezahlen. Gérard widerlegte alle meine anfänglichen Einwände und trieb mich an, meine Sachen zu packen, denn der Dampfer sollte noch am gleichen Abend in See stechen. Heute erscheint mir diese Eile verdächtig, damals aber verdrängte mein Heimweh alle Bedenken. Ja, als der Franzose mir einredete, ich müsse als Monsieur Gérard nach Europa fahren, da die Fahrkarte auf diesen Namen lautete, war ich auch damit einverstanden. Seine Freundlichkeit ging sogar so weit, daß er mir seine Ausweispapiere überließ, damit ich mich als Gérard ausweisen konnte. Ohne Bedenken übergab ich ihm, wie er es forderte, als Pfand meine Papiere, und wir machten aus, daß wir die Ausweise dann brieflich wieder tauschen wollten.

Die ersten Tage der Ueberfahrt verließen in lauter Wonne. Später allerdings wurde meine Freude etwas getrübt, als ein Landsmann, dem ich die Geschichte anvertraute, bedenktlich den Kopf schüttelte und meinte, da stecke gewiß etwas dahinter. Er habe gelesen,

daß solche Leute bei der Heimkunft verhaftet worden seien, weil der andere, unter dessen Namen sie reisten, ein Verbrecher war.

Das machte mir arges Kopfzerbrechen. Und als ich die Schiffsbrücke betrat, war es mir, als ob mich alle Menschen prüfend anblickten. Aber heute weiß ich, daß dies alles nur Trugbilder waren, die mir die Angst vorspiegelte. Man kann sich wohl vorstellen, in welcher qualenden Zweifel ich schwebte, als ich wieder Land unter den Füßen fühlte. Entsprach die Geschichte, die mir Gérard erzählt hatte, wirklich den Tatsachen, oder welcher andere Grund veranlaßte ihn, mir die Karte für die Ueberreise zu schenken? —

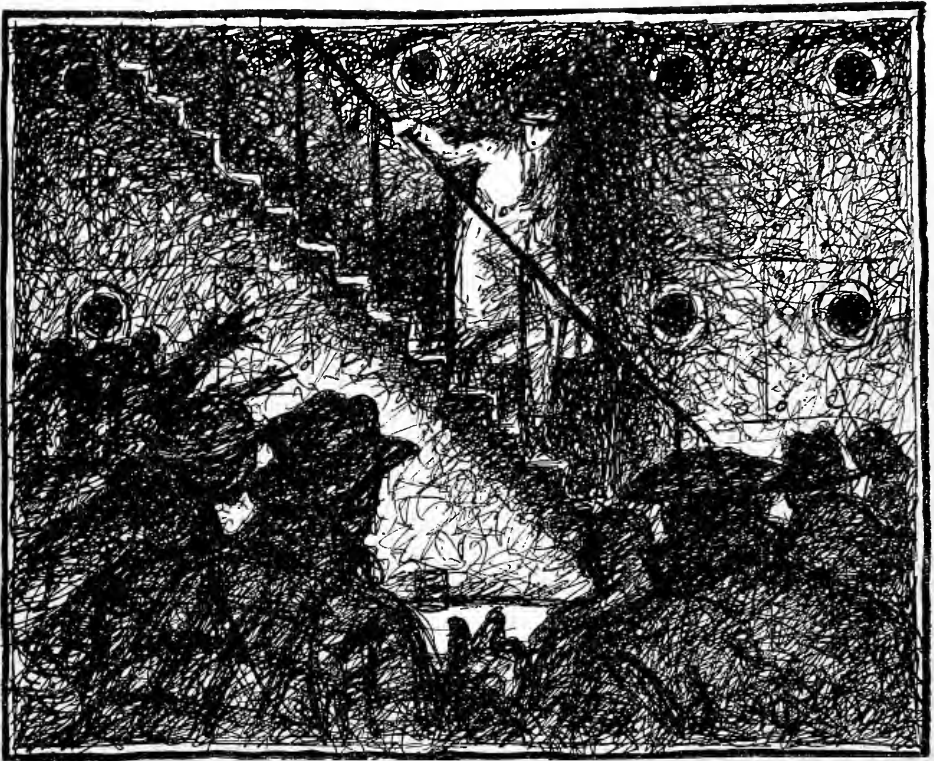
Das erste, was ich nach meiner Ankunft tat, war, daß ich dem Franzosen seine Papiere zurücksandte und ihn bat, mir auch die meinigen zurückzuschicken. Aber ich erhielt von ihm keine Antwort.

So hatte ich die ganze Geschichte beinahe schon vergessen; da wurde sie mir eines

Tages wieder ins Gedächtnis gerufen, als einer meiner Freunde mir eine Zeitungsnotiz zeigte, die aus ameritanischen Blättern den Weg in deutsche gefunden hatte. Da stand, daß ein Schweizer, der in den Goldfeldern sehr reich geworden sei, nach seinem Tode einen Deutschen zum Erben eingesetzt habe, zum Dank dafür, daß dieser ihm einst das Leben gerettet hatte. Sogar mein Name stand dabei, die Sache war also nicht zweifelhaft. Der geliebene Franzmann hatte die Nachricht gelesen. Er wußte wohl auch von dem Vorfalle — und hat mich schnell beiseite geschafft, um mit Hilfe meiner Papiere die Erbschaft zu beheben.

Ich erstattete Anzeige bei der Polizei, aber es kam nichts dabei heraus. Der Franzose und die Erbschaft blieben verschwunden.

Habe ich also nicht recht, wenn ich diese Ueberfahrt, die mich keinen Pfennig gekostet hatte, die teuerste Fahrt meines Lebens nenne?



Meine teuerste Fahrt.

Als ich ans Land ging, sahen es mir, als blickten alle Menschen mich prüfend und voller Argwohn an.



ONKEL
TOLDI
ERZÄHLT
Schnurren

Liebe Freunde! Ich habe mal einen Landwirt gekannt! — das war ein Kerl! Seine Wiese war von Tausenden von Maulwürfen unterwühlt, und er tat nichts dagegen. Endlich wurde es ihm doch zu arg; da wandte er sich — an wen glaubt Ihr wohl? — an einen Zauberlünstler. Das war sehr dumm von ihm; er hätte lieber einen Fachmann befragen sollen. Der „Zauberer“ kam und hatte gleich heraus, daß unser Landmann abergläubisch und dumm war, und da er der Meinung war, daß Dummheit geradezu ein Vergehen sei und daher bestraft werden müsse, beschloß er, das Bäuernlein gehörig zu schröpfen. So ließ er sich zuerst seinen Lohn auszahlen, und dann begann er seine Beschwörungen. Dreimal schritt er feierlich um die Wiese herum, und dann trat er vor den guten Mann hin und sagte: „So, — nun habe ich alles getan, was ich kann . . . Wenn das nicht hilft, so mußt Du —“ er erhob seine Stimme, daß dem Bäuernlein angst und bange wurde — „Deine Wiese pflastern lassen, und ich verspreche Dir, daß Dich dann kein Maulwurf mehr belästigen wird.“

*

August Drollig erzählte neulich der erstaunt aufhorchenden Stammtischrunde: „Also, denkt Euch nur, vor ein paar Jahren verirrete ich mich mal in der Steppe und fand nicht wieder heraus. Tage und Nächte suchte ich nach einem Ausweg, und Ihr könnt Euch wohl vorstellen, daß mein Magen dabei mächtig knurrte. Aber das war mir garz wurst, und von dieser Wurst habe ich schon einige Zeit leben können. Uebrigens hatte ich da noch ein gefährliches Abenteuer erlebt. Ich war nämlich in eine tiefe Grube gefallen und wußte mir zuerst gar nicht zu helfen. Da kam mir ein guter Gedanke. Ich sang die Tonleiter, stellte die Leiter an die Wand der Grube und gelangte so glücklich wieder herauf. Wie ich nun da oben so ratlos stand, entdeckte ich zu meiner Freude

in dem tiefsten Grunde meiner rechten Hosentasche eine Tabakspfeife. Schnell nahm ich sie in den Mund, tat einen Zug und fuhr mit ihm wieder nach Hause.“

Komisch, wie?

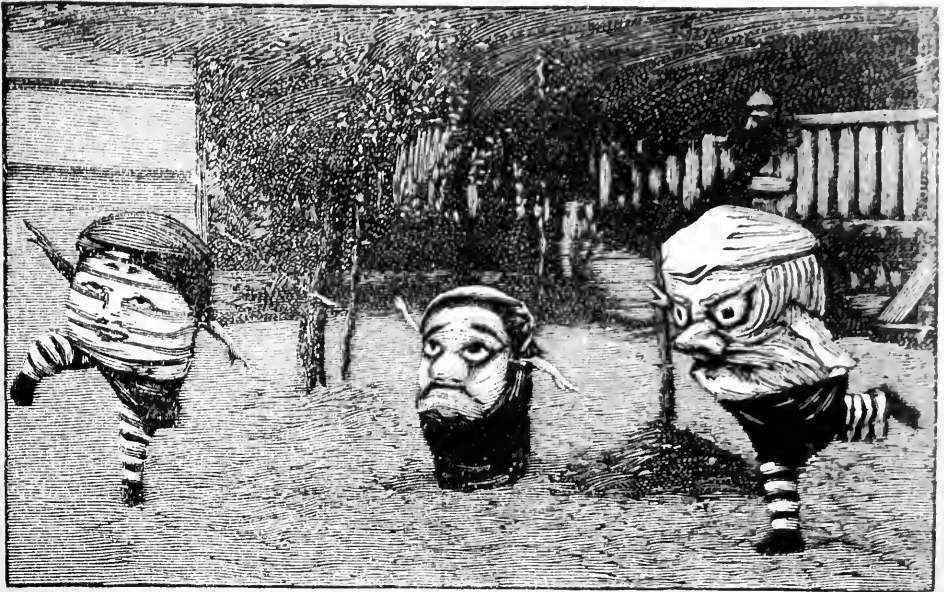
*

Einmal, es ist schon lange her, da bin ich mächtig reingefallen! Ihr könnt mir's schon glauben. Paßt auf! Es war am Geburtstag meiner Frau; das letzte Fridolinheft war eben fertig geworden, und so konnte ich mich mit einer Reihe von Freunden ungestört dem Geburtstagsvergüngen hingeben. Ich hatte gerade eine Flasche Rheinwein aus dem Keller geholt, als Professor Pechmann, der natürlich auch zugegen war, ein Loblied auf die deutschen Weine zu singen begann und sagte, daß er sie mehr liebe als die fremden Weine. In diesem Augenblick trat als letzter Gast Onkel Otto herein. Kaum hatte er erfahren, daß von Wein die Rede war, als er mich fragte, ob ich auch die Meersch-Weine kenne. Ich verneinte. Da lachte Onkel Otto, der sonst immer fürchtbar ernst ist, übers ganze Gesicht und sagte: „Na, dann laß Dir Dein Schulgeld zurückgeben, denn Meerschweine kennt doch jedes Kind.“ Ihr könnt Euch denken, wie wir da gelacht haben.

Prosit Neujahr! Onkel Toldi.

Neujahrsfest in Japan

Merkwürdige Gestalten sind das, die Ihr auf dem Bilde seht! Das springt und hüpfet, dreht sich und tanzt, duckt sich und schießt wieder hoch — sonderbar! Ihr habt sicher sofort erraten, daß unter diesen absonderlichen Gestalten richtige Menschen stecken; es sind Japaner, die ihr Neujahrsfest feiern. Bei diesem Feste, das in Japan übrigens drei Tage dauert, wird aber nicht nur getanzet und toller Mummenschanz getrieben. Am Neujahrstage opfert der Kaiser von Japan, der als Nachkomme der Sonnengottheit gilt, mit allen seinen Familienangehörigen und dem ganzen Hofstaat nach alter Weise den Geistern seiner Ahnen, indem er zugleich unter feierlichen Verbeugungen nach allen vier Himmelsrichtungen hin Gebete spricht, um Frieden für sein Volk und Glück



Neujahrsfest in Japan.

Maskierte japanische Knaben, die am Neujahrstage alle möglichen Späße treiben.

für seine Untertanen zu erlehen. Alles beschenkt sich in besonders feierlicher Weise, und wenn bei den einfachen Leuten die Gaben auch in der Regel nicht sonderlich wertvoll sind und zumeist in praktischen Dingen bestehen, wie in Körben mit Eiern, Orangen, Marmelade, Kuchen und dergleichen, so werden sie doch mit großer Feierlichkeit überreicht und angenommen. Kleinere oder größere, aus buntem Papier zierlich gefaltete Zettel, die aufgefleht werden, tragen Segensprüche und Neujahrswünsche. „Alle unsere Feste,“ bekennet ein japanischer Forscher, „haben etwas vom Fastnachtsfest der Europäer.“ So ist denn auch das Neujahrsfest mit einer Art

von Jahrmarkt verbunden. Ueberall sind an gewissen Straßen Lische aufgebaut mit allerlei Waren, die zahlreiche Käufer anlocken. Die Jugend bekommt besonders reiche Festtagstracht, treibt Motria, zeigt sich in drolligen Masken, von denen Ihr drei im obigen Bilde seht, und singt lustige Lieder. Eltern und Kinder beschenken einander wie bei uns zu Weihnachten. Ein origineller, aus China stammender Brauch läßt in manchen Gegenden am Vorabend des Neujahrsfestes die Knaben durch die Straßen ziehen und dabei rufen: „Ich verkaufe meine Dummheit und Faulheit jedem, der sie haben will, damit ich im nächsten Jahre klüger und fleißiger bin!“

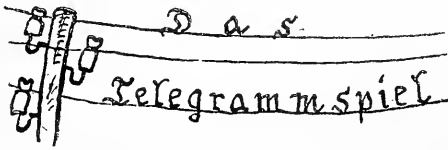
Onkel Ottos Gesellschaftsspiele

Freunde!

Zunächst: Proßt Neujahr! Ich wünsche Euch recht schönes Nodelwetter und auch sonst alles, was — Ihr Euch wünscht. Richtig! — Wie habt Ihr die Weihnachtsfeiertage verbracht? Hoffentlich ebenso fröhlich wie ich. Bei mir gab's, wie alle Weihnachten, große Kindergesellschaft; davon erzählte ich Euch schon im vorigen Heft. Punkt 4 Uhr

nachmittags waren alle eingetroffen. Nein, was haben wir gelacht! So laut und herzlich, daß der gute Onkel Soldi, der auch dabei war, vom Stuhle fiel und es einen riesengroßen Fettsleck auf dem Boden gab. Aber keine Angst! Wir haben ihn gleich weggewischt. Was sonst geschah? Wir haben Geschichten erzählt, Zauberkunststücke vorgeführt, einen Wettkampf mit Hindernissen veranstaltet und

dann — Schreibspiele gespielt. Das war der Höhepunkt der Lustigkeit. Dabei fällt mir heute ein weiteres Spiel ein, das ich Euch nicht vorenthalten will. Paßt auf!



Ihr alle habt doch schon Briefe geschrieben; nicht alle von Euch haben aber schon ein Telegramm abgefaßt. Es ist nicht ganz leicht. Mancher, der es versuchte, hat sich wohl an den Kopf gegriffen, sich vielleicht: sogar den Schweiß von der Stirn gewischt, hat die Hände auf dem Rücken zusammengefaltet — all dies, um die knappste Form für seinen Bericht zu finden. In möglichst wenigen Worten soll möglichst viel gesagt werden. Das ist auch der Zweck meines „Telegramm“-Spiels. Einer von Euch nennt einen beliebigen Buchstaben, den Ihr alle aufschreibt. Der nächste sagt wieder einen, der übernächste auch, u. s. f., bis jeder von Euch 8 Buchstaben untereinandergeschrieben hat. Nun: sollt Ihr — diesmal in der gegebenen Reihenfolge — einen Bericht abfassen, wobei die Wörter mit den gegebenen Buchstaben anfangen müssen. Nach 3 Minuten ist Schluß. Wer zuerst fertig ist, hat gewonnen, vorausgesetzt, daß sein Bericht halbwegs vernünftig abgefaßt ist.

Buchstaben	Telegramm	Telegramm
A	Alle	Angefangene
H	Häuser	Hemden
D	Durch	Direkt
E	Erdbeben	Erledigen
V	Vernichtet	Verlauf
B	Bringt	Bürgt
S	Schleunigt	Starken
R	Rettung	Reingewinn

Jeder liest sein Telegramm vor, und daß sehr dabei gelacht wird — kann ich Euch beinahe versprechen.



Wenn Ihr Eurem Freund ein hübsches Geschenk machen wollt, rate ich Euch zum „Buchstaben“-Spiel; es hat den Vorteil, daß es jeder selbst anfertigen kann. Zeichnet auf

eine Pappe 283 Quadrate, deren Seiten ungefähr 2 Zentimeter lang sind, und schneidet sie sorgfältig aus. Dann schreibt in jedes Quadrat einen Buchstaben des Alphabets, und zwar so, daß die Buchstaben „a“ und „i“, „r“ und „l“, je 20 Mal, „e“ 25 Mal, „o“ und „t“ 15 mal, „b“, „g“, „l“, „m“ und „u“ je 12 mal, „j“, „q“, „v“, „x“, „y“, „z“ je 4 mal und die übrigen Buchstaben je 8 mal vorkommen, was dann genau 283 Buchstaben ergibt.

Nun die Spielregel! Ihr nehmt eine Schachtel oder ein Körbchen und schüttet alle Buchstaben hinein. Dann setzt Ihr Euch um einen Tisch und bestimmt einen Mitspielenden, der diese Schachtel oder das Körbchen unter dem Tisch verborgen hält. Er greift nun blindlings hinein und wirft einen Buchstaben nach dem andern langsam auf den Tisch. Jeder muß nun versuchen, aus den in der Mitte des Tisches liegenden Buchstaben Hauptwörter zu bilden. Sobald Euch irgend ein Hauptwort gelingt, ruft ihr laut dieses Wort, nehmt die Buchstaben und baut das Wort vor Euerm Platz auf. Dabei gibt es aber noch einen besonderen Spaß: das „Räubern“. Hat einer z. B. stolz den Ort im Schwarzwald „Ruhstein“ gebildet und es wird noch ein „z“ und ein „e“ auf den Tisch geworfen, so kann sich ein geschickter Spieler den ganzen „Ruhstein“ räubern und einen „Sustenreiz“ daraus formen. Sind nun alle Buchstaben auf den Tisch gelegt und lassen sich keine Wörter mehr neu oder umbilden, so zählt jeder, wieviel Buchstaben er zu seinen Wörtern benutzt hat. Wer die meisten Buchstaben verwenden konnte, ist Sieger. Dinkel Otto.

Rätsel-Ecke

Berwandlung.

Nimmt einem Herrscher den Fuß man ab,
So fällt er aus den Wolken herab.

Unterbrochen.

Sie geht und steht nicht still,
Doch wer den Stillstand will,
Seh' nur den Fuß voran,
Den Stillstand hat er dann.

Vielseitig.

Es streichelt, lobt, drückt Freude aus,
Ist leicht zu rühren, gibt 'nen Schmaus.

Neu.

Die Fische lernen fliegen,
Wenn ein „ch“ sie kriegen.

Silberrätsel.

Aus den Eilben:

al — ard — auf — born — do — den
— do — du — e — ei — gen — ham —
hei — i — kan — ki — land — mi — ne
— ne — ne — nie — no — nor — o —
pen — re — re — rung — tel — to — trieb
wach

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen bekannten Spruch ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Deutschen Dichter. 2. Gebirge. 3. Landschaft. 4. Spiel. 5. Vogel. 6. Männlichen Vornamen. 7. Niederschlag. 8. Gefäß. 9. Deutsche Stadt. 10. Physikalische Erscheinung. 11. Stadt

in Japan. 12. Kleine Insel. 13. Weiblichen Vornamen. 14. Himmelsrichtung.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 6.

Silberrätsel.

Wer dem Haujen folgt, der hat viele Gefellen!

1. Wanne. 2. Eider. 3. Rothirsdj. 4. Dora. 5. Euphrat. 6. Motiv. 7. Haiti. 8. Allee. 9. Ural. 10. Flöte. 11. Elbing. 12. Rafe. 13. Flaschenhals. 14. Oblate. 15. Lineal. 16. Siebel. 17. Tanne. 18. Dardanellen.

Irthum: zuverlässig, zulässig, zu lässig.

Scherz: Der Steden.

Klage: Milchstraße.

Licht: Fenster, jünster.

Fridolins Lachkabinett

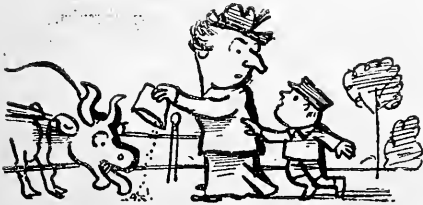
„Mutter, Elschen hat eben von der Linte getrunken. Es schadet aber nichts, ich hab' ihr schon ein Stück Löschpapier in den Mund gesteckt.“

*

Sohn: „Vater, warum sind denn die Bilder alle eingerahmt?“

Vater: „Dummer Junge, damit die Maler wissen, wo sie aufhören müssen!“

*



Der kleine Peter ist mit seiner Lante im zoologischen Garten. Sie bleiben vor den Kindern stehen. Da schüttet die Lante aus einer Kuchentüte die letzten Krümel in den Käfig, als Peterchen entsetzt aufschreit: „Nicht doch, Lante, nicht doch!“

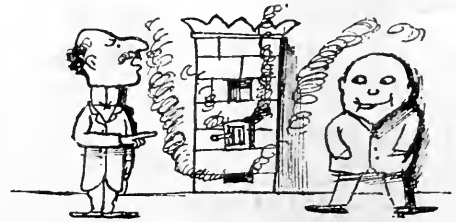
„Nanu, warum denn nicht?“

„Na, sonst gibt die Kuh ja krümelige Milch!“

*

Lehrer: „Ihr habt nun schon viele Haustiere: Schafe, Pferd, Hund und Rafe genannt. Nun möchte ich aber noch eins wissen.“

Darauf Märgchen vorlaut: „Na, die Deljardine.“



„Hören Sie, der Ofen ist aber schrecklich; raucht der immer?“

„Nein, bloß wenn man heizt.“

*

Mutter: „Aber Thea, was hast Du denn nun wieder angeestellt? Heute früh war doch das Loch noch nicht in Deinem Strumpf!“

Thea: „Aber Mama, wo sollte es denn sonst gewesen sein?“

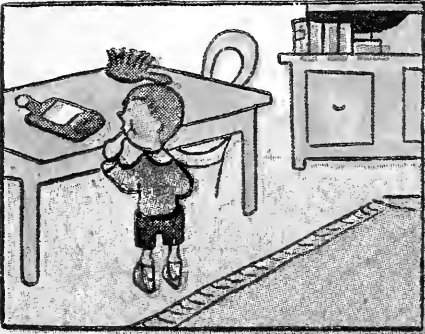
*



Lehrer: „Was war das wieder für ein Gepolter bei Ihnen?“

Schüler: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Löschblatt ist mir eben runtergefallen.“

Das Haarwasser



Die Flasche auf dem Tische hier,
Die reizt des Jungen Neugier.



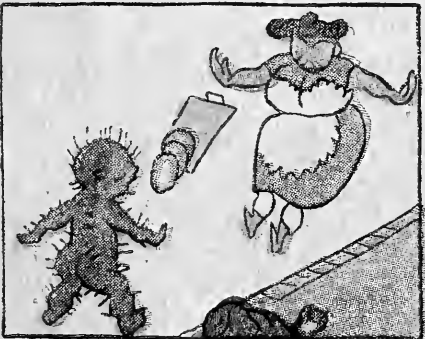
Er zieht am Korken mit viel Kraft,
Bis er das schwere Werk geschafft.



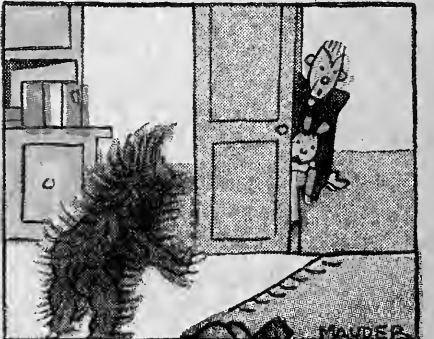
Und mit dem Inhalt — Welch Genuß! —
Reibt er sich ein von Kopf bis Fuß.



Und sich! Vom Kopf bis zu den Füßen
Beginnen Haare nun zu sprießen.



Die Magd, die's sieht, tut einen Schrei
Und ruft den Vater schnell herbei.



Der wird so bleich als wie die Wand,
Weil er es doch zu „haarig“ fand.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR KINDER, JUGENDLICHE, FÜR ALLE, DIE SIEHEN, HÖREN, LEBEN, LIEBEN, LACHEN, LERNEN, LESEN, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER.



Seltene Gebräuche von der Insel Ceylon.
Ein Teufelsbeschwörer. (Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Singhalesische Teufelstänzer.“)

Singhalesische Teufelstänzer

Sicher hat mancher von Euch schon Menschen kennengelernt, die so abergläubisch waren, daß sie glaubten, der bloße Blick eines andern könne ihnen Schaden zufügen. Sie nennen das: den bösen Blick. Solche abergläubischen Leute gibt es leider bei uns noch heute.

Wenn nun schon in unseren Ländern solche Menschen leben, so braucht es uns nicht zu wundern, wenn in weniger fortgeschrittenen Ländern der Aberglaube noch viel üppiger gedeiht.

So wissen die Reisenden, die Südindien und die Insel Ceylon erforschen, manches Lied davon zu singen. Alles, was dem Menschen Uebles zufällt, wird dort als Werk böser Geister angesehen, von denen er befallen ist, und die man durch Beschwörungen vertreiben und durch Opfergaben versöhnen muß. Ein Missionar erzählte mir kürzlich, man könne, besonders bei Nacht, kaum durch eine Ortschaft fahren, ohne das Schreien der vom „Teufel“ befallenen Kranken und dazwischen das eintönige Lantam der Handtrommeln, sowie das Streiten und Beschwören des Teufelspriesters zu hören, der vorgibt, den Teufel austreiben zu wollen. Die Bevölkerung hört auch wirklich mit staunendem Entsetzen, wie dem Beschwörer auf seine verschiedenen Reden in einem anderen Ton geantwortet wird. Natürlich ist es kein anderer als der Beschwörer, der mit verstellter Stimme die Antworten gibt, aber die abergläubischen Zuhörer sind der festen Ueberzeugung, daß es der Teufel selbst sei, der hier in wilden, oft geradezu tierischen Tönen aus dem Kranken spreche. Nach der Auffassung der Südindier sind die weiblichen Teufel die schlimmsten und hartnäckigsten unter allen Dämonen. Sie sind es, die die verschiedenen Krankheiten erzeugen und die Menschen damit quälen. Nachts sieht man auf den Bergen des südlichen Samillandes überall kleine Feuer lodern, die die in schwarze Ziegenfelle gefleide ten Eingeborenen, um die Teufel abzuschrecken, auf eisernen Gabeln angezündet haben.

Die Teufelspriester bilden keinen besonderen Stand, wie beispielsweise die „Medizinmänner“ der Indianer, sondern jeder Eingeborene, Mann wie Frau, kann gelegentlich als Teufelstänzer und Beschwörer auftreten. Durch

aufreizende Getränke und einschmeichelnde Musik, die man näselnden Kürbissflöten, sowie Handtrommeln und -rasseln entlockt, wird der Teufelsbeschwörer so sehr aufgestachelt, daß er die Herrschaft über sich selbst völlig verliert und sich ganz der Musik hingibt. Dann kleidet man den Tänzer in weite, phantastische Gewänder und bindet ihm auch wohl eine hölzerne, grellbunt bemalte Maske vor das Gesicht. Diese Masken, wahre Teufelsfragen, so verzerrt sind die Gesichtszüge, zeigen meist lange, hautartige Eckzähne, mit denen der Tänzer bisweilen nach den Umstehenden wie ein wildes Tier schlägt. Nun gilt er als vom Teufel besessen; denn die unwissenden Leute glauben, der Teufel sei aus dem Kranken in den „Besessenen“ hineingefahren und habe auch die Krankheit mit sich genommen, der Kranke aber sei dadurch geheilt. Alles, was der Tänzer sagt, spricht angeblich der Dämon aus ihm. Er prophezeit, heilt Kranke und tut dies, indem er mit wilden Gliederverrenkungen um sie herumtanz, über sie hinwegspringt, schreit und singt. So fest wurzelt der Glaube an die übernatürlichen Heilkräfte des Teufelstänzers in der Seele dieser Eingeborenen, daß sie die geringste zufällige Besserung im Befinden des Kranken dem Wirken des Teufelstänzers zuschreiben. Dieser springt so lange, zum Takt der Musik den Boden stampfend, umher, bis er vor Erschöpfung die Besinnung verliert und niederstürzt. Neben solchen gelegentlichen Teufelstänzern gibt es auf Ceylon und in ganz Südindien auch berufsmäßige Teufelsbeschwörer. Diese „Hexenmeister“ führen häufig abgerichtete Schlangen mit sich, die sie, um auf das Volk größeren Eindruck zu machen, „beschwören“. Züngelnd erheben sich dann die Tiere zu den Klängen der Flöte, und der Kranke gerät dabei vor Angst und Staunen in solche Erregung, daß er die darauffolgende Ermüdung und Beruhigung als ein Zeichen der beginnenden Genesung betrachtet. Ihr könnt Euch denken, daß der „Beschwörer“ dann reich beschenkt wird.

Noch ein anderes Mittel wendet man dort an, um Krankheiten zu heilen. Man schnitzt aus Holz eine Gestalt und stellt sich vor, dies sei

das Abbild des Dämons, der die Krankheit angeblich hervorgerufen hat. Dann schlachtet man einen schwarzen Hahn oder einen schwarzen Ziegenbock und opfert ihn dem „Dämon“. In der Vorstellung der Sünder wandeln sich die Verstorbenen in „Dämonen“. Diese Dämonen sind den Lebenden nicht günstig ge-

stalt und müssen auf alle mögliche Weise besänftigt werden. So ist der Sünder nie, ohne erst etwas Speise für seine verstorbenen Eltern und Großeltern beiseite zu tun, damit die „Geister“ der Verstorbenen ihn nicht strafen, weil er sich satt essen wollte, ohne ihrer zu gedenken.
Dr. A. Hn.

Beim 6-Tage-Radrennen



Der Sprecher, der durch ein Sprachrohr das Publikum von allem verständigt.

Können Sie sich vorstellen, was das heißt, sechs Tage lang auf dem Rad zu sitzen und in schneller Fahrt Runde um Runde, Kilometer um Kilometer zurückzulegen? — Natürlich gibt es für die einzelnen Fahrer auch Pausen, in denen sie essen und schlafen können. In dieser Zeit wird die Arbeit von ihrem „Verbündeten“ geleistet. Ihr müßt nämlich wissen, daß immer je zwei Rennfahrer gemeinschaftlich so ein Sechstagerennen bestreiten, weil einer allein die ganze Zeit natürlich nicht fahren kann. Aber selbst der Fahrer, der eben pausiert, kann sich seiner Ruhe nicht restlos freuen. Denn jeden Augenblick muß er darauf gefaßt sein, für den Genossen einzuspringen. Es kommt nämlich häufig vor, daß dieser von einem seiner Gegner plötzlich mit einem unerwarteten Vorstoß überrumpelt wird. Die Rennfahrer nennen das in ihrer Sprache: „Die Post geht ab.“ Dann muß der ausgeruhte Mitfahrer, der noch bei frischen Kräften ist, für ihn eintreten. So muß jeder Fahrer, der sich an einem Sechstagerennen beteiligt, alle seine Kräfte anspannen und kommt eigentlich nie zur Ruhe.

Das Sechstagerennen kam aus Amerika zu uns und wurde bald bei uns so heimisch, daß es heute kaum einen Sportfreund gibt, der es nicht schon mal kennengelernt hat.

Das, was das Rennen besonders interessant gestaltet, sind die eben erwähnten, unerwarte-

ten Vorstöße, die einzelne Fahrer von Zeit zu Zeit unternehmen, um möglichst eine Runde Vorsprung zu gewinnen, denn das ist der höchste Wunsch jedes Sechstagesfahrers. — Eine Runde ist gleichbedeutend mit einer Bahnlänge, und beträgt zum Beispiel im Berliner Sportpalast, dem Schauplatz der meisten Sechstagerennen, 166 Meter. Um diese 166 Meter wird nun erbittert gekämpft.

Dabei entsteht nun bei den Zuschauern gewaltige Aufregung; aber nicht nur bei die-



Ein Sechstagesfahrer wird von seinem Pfleger frisiert.

fen, sondern auch im Rennfahrerlager. Jede Mannschaft hat nämlich eine Reihe von Pflegern und Helfern, die sogenannten „Manager“ (sprich: mänädshr). Ihre Aufgabe ist sehr vielseitig. Sie haben dafür zu sorgen, daß an den Rädern stets alles in bester Ordnung ist; weiterhin haben sie sich um das leibliche Wohl der ihnen anvertrauten Fahrer zu kümmern, denen sie Speise und Trank verabreichen. Sie massieren auch die von der langen, schweren Fahrt Erschöpften und sprechen ihnen gut zu, wenn sie, was häufig genug vorkommt, die Flinte vorzeitig ins Korn werfen, d. h. das Rennen aufgeben wollen. Daneben müssen sie auch tüchtige Spione sein, die es rechtzeitig in Erfahrung bringen, wenn von der gegnerischen Seite ein großer Vorstoß geplant ist.

Gelegentlich sorgen die Helfer auch für die Belustigung des Publikums, indem sie in den frühen Morgenstunden, wenn die durch die nächtlichen Jagden angestrengten Fahrer nur langsam die Bahn umkreisen, unter sich Wettläufe veranstalten, für die oft von den Zuschauern Extraprämien gestiftet werden. Aber auch den eigentlichen Helden des Rennens, den Fahrern, winken stets reiche Prämien, die von begeisterten Sportfreunden für besondere Leistungen ausgesetzt werden. Wenn der Sprecher, der Mann mit dem großen Sprachrohr, durch das man ihn bis zu den hintersten Plätzen deutlich verstehen kann, anzeigt, daß für den Sieger in dem Lauf der nächsten zehn Runden z. B. 10 000 Mark ausgesetzt sind, so herrscht bei dem Publikum natürlich große Spannung. — Bei dem Sechstagerennen kommt es, ebenso wie bei den anderen Radrennen, für die einzelnen Mannschaften darauf an, möglichst viele Punkte zu erhalten. Und die Runden, in denen um diese Punkte natürlich besonders heiß gekämpft wird, heißen die Wertungsrunden. Wird also nun

eine solche Wertungsfahrt, die man auch kurz als „Wertung“ bezeichnet, ausgetragen, so herrscht bei den Zuschauern ebenfalls große Aufregung, denn man bekommt ja dann immer spannende Kämpfe zu sehen.

Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man

zum ersten Male einem Radrennen beivohnt und den Mann auf der Holzbahn sieht, der den Fahrern, nachdem eine neue Wertung angefragt ist, nach jeder Runde eine Tafel zeigt, auf der Nummern stehen. Jeder, der die Regeln einer solchen Rennfahrt kennt, weiß, daß dieser Mann den Radrennern durch die Zahlen die noch bis zum Ziele zu fahrenden Runden angibt. — Fünf . . . vier . . . drei . . . zwei; die Muskeln der Fahrer spannen sich an, zum Letzten. Da tönt ein schrilles Läuten durch den Raum. Das Zeichen zum „Spurt“. Das bedeutet zur letzten, mit aller Kraft und höchster Schnelligkeit gefahrenen Runde. Man hört nun nichts als ein eigentümliches, surrendes Geräusch. Dann geht ein Aufatmen durch die Menge. Jetzt hat man schon erkannt, wer der Sieger ist, und unter dem tosenden Jubel der Zuschauer läuft dieser durchs Ziel. Hart, aber voll verdient gewonnen.

Wenn es nun wieder etwas ruhiger geworden ist, und die Rennfahrer wieder langsamer und gleichmäßiger die Bahn umkreisen, kann man vor einer riesigen Tafel, auf einer großen Leiter stehend, einen Mann in weißem Kittel beobachten, der eifrig verschiedene Zahlen in großen, weissen zu erkennenden Ziffern aufschreibt. Die Ergebnisse der Wertung. Außerdem wird man aber auch noch durch den Sprecher von ihnen in Kenntnis gesetzt.

Leider geht bei solchen Jagden nicht immer alles gut ab, denn Ihr werdet Euch wohl vorstellen können, daß bei der rasenden Fahrt leicht mal einer der Radrenner die Gewalt über sein Rad verliert, und dann kann es die größten Unglücksfälle geben. Fährt einer der Teilnehmer an dem Rennen z. B. einen anderen an, so kommen natürlich beide meistens zu Fall, und da die nachfolgenden

Fahrer nicht so rasch bremsen können, so stürzen auch sie noch fast immer. Das nennt man einen „Massensturz“. Diese Massenstürze sind von den Rennfahrern sehr gefürchtet, denn schon oft sind sie so schlimm ausgefallen, daß die bei jedem Rennen anwesenden



Beim 6-Tage-Radrennen. Die Tafel, durch die der Stand des Rennens bekanntgegeben wird.



Beim 6-Tage-Radrennen.

In der Kabine eines Sechstagesfahrers. Einer der Teilnehmer bei der Morgenwäsche.

Ärzte eingreifen mußten. Es gibt aber noch andere Arten von Unglücksfällen, die sich zum Glück jedoch meistens ohne besondere Schwierigkeiten beseitigen lassen. Das sind die Reifenschäden; sie entstehen dadurch, daß durch irgend einen äußeren Einfluß ein Reifen am Rade plagt, und der Fahrer dadurch so lange außer Gefecht gesetzt wird, bis ein Ersatzrad herbeigeschafft ist. Er verliert natürlich dadurch an Boden und muß sich sehr beeilen, wenn er das wieder einholen will. Ebenso ist es auch, wenn eine Speiche zerspringt; und um das zu verhüten, ist der Manager da, der alles vor der Fahrt auf seine Haltbarkeit hin prüfen muß.

Ist nach einer Hezjagd nun alles wieder zur Ruhe gekommen, dann hat sich auch die Spannung bei den Zuschauern gelegt. Wenn es schon spät ist, gehen viele nach Hause, aber ganz begeisterte Anhänger des Radports lassen sich auch dann noch nicht verdrängen. Sie bleiben die Nacht über bis zum grauen Morgen, bis die Halle, damit sie gesäubert werden kann, für einige Stunden geleert wird. Und auch dann gehen sie nur sehr ungern. Es ist immer ein seltsamer Anblick, wenn man in später Stunde auf den Tribünen des Sportpalastes umhergeht und rings auf den Bänken die schlafenden Gestalten der-

jenigen sieht, die bis zuletzt ausharren. Sie können hier ruhig schlafen, während die Radfahrer keine Schwäche zeigen dürfen.

Und wann eigentlich glaubt Ihr wohl, daß die Fahrer eines Sechstagerennens am meisten ermüdet sind? Sicher meint Ihr, es sei gegen Schluß des Rennens. — Gefehlt! — Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die größte Müdigkeit am zweiten und dritten Tage eintritt, so sehr, daß sich die Fahrer oftmals nur mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte auf dem Rade zu halten vermögen. Ist aber erst der dritte Tag, also die erste Hälfte des langen Rennens, überwunden, dann geht es wieder bergauf, dann belebt sich wieder, gleichzeitig mit dem Steigen ihrer Kräfte, der Mut der Fahrer. Und wenn der Pistolenschuß das Ende der 144 Stunden verkündet, wenn sich die Fahrer nach Erledigung ihrer schweren Aufgabe gewaschen, gekämmt und das Trikot mit dem bürgerlichen Anzug vertauscht haben, pflegen sie so frisch zu sein, daß sie vom Nachholen des so lange entbehrten Schlafs zunächst noch nichts wissen wollen. Sie ziehen es daher meist vor, sich unmittelbar nach dem Rennen in fröhlicher Gesellschaft bei Musik, Wein und — Tanz von den beispiellosen Anstrengungen des Sechstagerennens zu erholen. — Eine merkwürdige Erholung, nicht wahr? —

Der Passagier von Nr. 13



Von Walter Erkenwald.

In ruhiger Fahrt durchsuchte die „Germania“ die Bogen des Ozeans. Die Reise war bisher ohne Zwischenfall verlaufen, und der Kapitän hoffte, das ihm anvertraute Gut und die Passagiere in spätestens sechs Tagen an Land setzen zu können. Das Ziel war New York.

Eben wollte Kapitän Randolf die Kommandobrücke verlassen, als mit bleichem Gesicht und angstvoll flackernden Augen ein Steward auf ihn zugestürzt kam:

„Herr Kapitän . . . in Kabine 13 spukt's! — Ich habe es deutlich gehört . . .“

„Bist du von Sinnen, Kerl?“ herrschte der Schiffsleiter den Aufgeregten an. Doch der gab nicht nach.

„Herr Kapitän . . . ganz bestimmt. Da ist etwas nicht in Ordnung. Ich habe . . . Ich bin . . .“

„Ruhig!“

Dieser energische Ausruf brachte den Steward zum Schweigen. Er beruhigte sich auch so weit, daß er dem Kapitän in zusammenhängender Rede folgendes erzählen konnte:

„Vor fünf Minuten räumte ich in der Kabine Nr. 13 auf; wissen Sie, Herr Kapitän, wo der große Italiener mit den schwarzen Augen wohnt. Ich glaube, er heißt Ladini. Es war niemand in dem Raum, das kann ich

beschwören, Herr Kapitän. Da kam Herr Ladini, ganz allein, und sagte, ich solle ihm Frühstück besorgen. Ich ging hinaus, um das Verlangte zu holen; da hörte ich, als sich die Tür kaum hinter mir geschlossen hatte, eine jammernde Frauenstimme, die zu Herrn Ladinis tiefer, ruhiger Stimme in seltsamem Gegensatz stand. Es schien, als wenn die beiden miteinander stritten. Ich habe es ganz deutlich gehört, Herr Kapitän,“ setzte der Sprechende schnell hinzu, als er die gering-schätzigste Miene des Kapitäns sah.

„Du wirst wohl schon am helllichten Tage Gespenster gesehen oder vielmehr gehört haben,“ meinte Kapitän Randolf. „Laß mich in Ruhe.“

„Herr Kapitän, ich bitte Sie, kommen Sie mit! Es ist da bestimmt etwas nicht in Ordnung. Ganz bestimmt!“ — Der Steward sprach so eindringlich, daß Kapitän halb widerstrebend mitging. — — —

Vor der Kabine Nr. 13 blieben die beiden Männer stehen und lauschten. Kein Zweifel, aus dem Innern drangen zwei Stimmen, eine männliche und eine klagliche weibliche Stimme.

Nochmals wiederholte der Steward mit angstverzerrtem Gesicht die Versicherung, daß ganz bestimmt keine Dame ins Zimmer gekommen war; und dennoch die beiden Stimmen? Wie ging das zu?

Der Kapitän überlegte. Dann klopfte er, kurz entschlossen, an die Tür. Nach kurzer Pause hörte man „Herein!“ rufen, und der Kapitän trat ein.

Blitzschnell durchflogen seine Blicke den Raum. Außer Ladini kein Mensch. Das machte ihn stutzig. Er murmelte einige Entschuldigungsworte, tat, als hätte er am Ra-

jütenfenster etwas in Ordnung zu bringen und ging dann schnell wieder hinaus. Es fiel ihm auf, daß Ladini ein verlegenes und gequältes Lächeln zur Schau trug. Das machte den Kapitän wieder unsicher, und als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, dachte er, vielleicht hat mein Steward gar recht, hier scheint wirklich etwas nicht zu stimmen.

Am folgenden Morgen machte Ladini auf Deck seinen gewöhnlichen Spaziergang. Diese Zeit benutzte Randolph, um zusammen mit dem Steward die Kabine des Italieners zu untersuchen. Kein Winkel wurde übersehen. Alles wurde durchstöbert. Die beiden wollten schon unverrichteter Dinge abziehen, als der Steward den Kapitän auf eine riesige Kiste aufmerksam machte, an der die zwei Männer wiederholt achtlos vorübergegangen waren. Plötzlich gewann diese Kiste in den Augen des aufgeregten Mannes an Bedeutung.

„Dort steckt das Geheimnis!“ Der Steward wies auf das Ungetüm. In diesem Augenblick wurde die Kajitentür aufgerissen, und herein trat Ladini. Erstaunt blickte er auf die beiden Seeleute, und noch erstaunter war er, als sich ihm eine Faust mit einem Revolver entgegenstreckte.

„Sie sind verhaftet, Herr Ladini! — Öffnen Sie sofort diese Kiste! Sie stehen im Verdacht, eine weibliche Person dort drin verborgen zu halten.“

Kein Muskel zuckte in dem Gesicht des Italieners. Stumm beugte er sich nieder und machte sich an dem Kistenschloß zu schaffen. Ein Ruck — und der Deckel sprang auf. Den neugierigen Blicken der beiden Schiffsleute zeigten sich nur bunte Kostüme und allerhand Gegenstände. Als Kapitän Randolph alles durchwühlte, ohne etwas Verdächtiges gefunden zu haben, blickte er seinen Steward nicht gerade sehr geistvoll an.

In diesem Augenblick fragte eine klägliche Damenstimme: „Sind Sie nun zufrieden, meine Herren?“

Entsetzt waren die beiden Männer herumgesehen, erblickten aber nur das lächelnde Gesicht Ladinis.

„Herr Kapitän, Sie haben sich umsonst bemüht,“ sagte er mit einer leichten Verbeugung. „Ich bin nämlich Bauchredner und habe nur ein wenig geprobt, damit ich in guter Verfassung vor das New-Yorker Publikum trete!“

Man kann sich vorstellen, wie erstaunt, aber auch beschämt die beiden Männer waren, als sich das Geheimnis, das um die Kiste schwebte, auf so harmlose Weise enthiüllte. Der Steward war von seiner Angstlichkeit geheilt.



Der Passagier von Nr. 13.
„Öffnen Sie diese Kiste,“ herrschte der Kapitän, den Italiener an.

8 Professor Zimmerlein



Der forsche Forscher ruht ermattet,
Von Kokospalmen sanft umschattet,
Gelehnt an seinen treuen Leu'n;
Der Affe sieht verwundert drein.



Sogleich regt sich sein böser Wille,
Daß er muß stören die Idylle.
Er bombardiert — ist dies wohl edel? —
Mit Klüffen des Professors Schädel.



Er wird um eines Haars Breite
Des schlimmen Krotodiles Beute,
Das grade aufsperrt seinen Rachen
Doch Zimmerlein sagt: „Nicht zu machen.“



Er zielt geschickt und wirft, nicht faul,
Die Kokosnuß dem Vieß ins Maul.
So ward durch des Geschicks Bertekung
Die Kokosnuß des Affen Rettung.

als neuer Robinson⁹ III.



Es wallt des Wüstenkönigs Blut,
Weil seinem Schützling man was tut.
Schon hat des Affen Eiß, den Ast,
Mit scharfen Zähnen er erfaßt.



Er faßt ihn fest und läßt mit grellen
Brüll-Lauten in die Hööh' ihn schnellen.
Der Affe kommt im großen Bogen
Von seinem Eiß herabgesflogen.



Da war der Affe sehr gerührt
Und dankt dem Mann, wie sich's gebührt,
Weil der es sich nicht nehmen ließ
Und ihm so großen Dienst erwies.



Run hat der forsche Forscher — siehste —
Zwei Freunde schon in dieser Wüste,
Die gern für ihn durchs Feuer geh'n
Und tren ihm stets zur Seite steh'n.

Sind Affen klug?

Oftmals kann man beobachten, wie ein Tier etwas ihm Nützliches tut, oder, in anderen Fällen, alles unterläßt, was ihm schädlich sein könnte. Man spricht in diesem Zusammenhang vom „Instinkt“ der Tiere.

Ob sie auch Verstand haben, wird vielfach bestritten, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß viele Tiere in besonderen Fällen kluge Ueberlegung zeigen. Diese Intelligenz, die manches Tier an den Tag legt, so daß es klug überlegte Handlungen ausführt, nennt man mit einem Fremdworte: Intelligenz.

Diese Intelligenz können wir in hohem Maße bei unserem Haushund beobachten. Wenn ein Hund z. B. die Klinke niederbrückt, weil er weiß, daß er dadurch imstande ist, die Tür zu

öffnen, so können wir sagen, daß er intelligent ist.

Nun wurde die Frage aufgeworfen, ob auch die Affen, vor allem jene, die dem Menschen ähnlich sind, so wie dieser Intelligenz besitzen.

„Ja“ beantwortet mit solchen Worten macht wursicher ein

Diese Frage kann mit einem tet werden. Die Versuche, die genannten Menschenaffen genannt, sind oft höchst überraschend. hörtet Ihr schon manchmal, daß ein Mensch von einem andern sagte, er werde ihm „den Brotkorb höher hängen“.

Damit wollte er sagen, daß er ihm das Leben schwerer machen wolle. Nun hat man bei Menschenaffen dieses bildlich zu verstehende Sprichwort tatsächlich angewandt. Man hing den Futterkorb recht hoch und beobachtete nun, wie sich die verschiedenen Affen dazu verhielten. Essen und Trinken ist für alle Lebewesen eine so wichtige Angelegenheit, daß sie sich bemühen, selbst bei großen Schwierigkeiten das Ziel zu erreichen, wobei sie oft die schlagendsten Proben ihrer Geistesgegenwart, Klugheit und Auffassungsgabe zeigen.

Die Erfahrungen, die ich hier beschreibe, wurden in Teneriffa gemacht, wo die Akademie der Wissenschaften eine Beobachtungsstation für Menschenaffen eingerichtet hatte. Dort waren sieben Schimpansen verschiedener Altersstufen untergebracht, deren „geistige“ Leistungen dauernd beobachtet und geprüft wurden.

Ihr könnt Euch denken, wie possierlich diese Tiere in ihrem Leben und Treiben sind!

So wurden sie, wie schon erwähnt, dabei beobachtet, wie sie sich verhielten, wenn ihr Futter hoch hing und mit der Hand nicht erreichbar war. Zunächst ein halb erstaunter, hilflos-verlegener Blick nach oben, dann aber legte einer der Affen seine Vorderhände auf die Schultern des andern und ging mit ihm im Gleichschritt bis unter den Futterkorb. Dort sprang er plötzlich seinem Vordermann auf die Schultern, um auf diese Weise dem Futter näherzukommen. — Es scheint allerdings, daß die Klugheit der Affen, ebenso wie die der Menschen, nicht auf alle Artgenossen gleichmäßig verteilt ist, denn der „Vordermann“ konnte nicht begreifen, warum der andere Affe plötzlich auf seinen Rücken sprang. Er erschrak, legte sich platt hin, und die Folge war, daß der andere Affe das Nachsehen hatte. Er fiel herunter.



M-PATHE

Der kluge Affe holt sich mit einem Stab die hochgehängten Bananen herunter.



Da reichte man einen Stod in den Käfig, mit dem die beiden aber erst nichts Rechtes anzufangen wußten. Es dauerte aber nicht lange, da suchte eines der Tiere das Futter mit dem Stod zu erreichen und herunterzulangen. War das eine Freude, als es ihm gelang! Und nun, da er den Vorteil eines Stodes erkannt hatte, wußte er sich bald aus eigenem Antrieb auch dann zu helfen, wenn gerade kein Stod in der Nähe war. Da tat es auch ein Zweig, ein Ast, ein Draht.

Erstaunlicher aber war folgende Leistung: Ein Affe bekam eine kurze Röhre und einen ebensolchen Stod, der mit seinem unteren Teil genau in die Röhre paßte. Da gab es zuerst ein neugieriges Betrachten, dann — wie es die Kleinen Kinder machen, die alles Erreichbare in den Mund nehmen, — steckte auch unser Affe den Stod sowie die Röhre ins Maul und knabberte daran herum, bis es plötzlich wie Erleuchtung über ihn kam, und er den Stod in die Röhre hineinsteckte. So erhielt er einen langen Stiel, mit dem

Sind Affen Klug?

Wie zwei Affen es fertigbrachten, an das hochgehängte Futter zu gelangen. (Aus dem Werk von Dr. Köhler, „Intelligenzprüfungen bei Menschenaffen“.)

er bequem das über ihm hängende Futter erreichen konnte.

Eines Tages erfand einer der Affen ein Spiel, das Professor Wolfgang Köhler, dem wir höchst bedeutsame Aufzeichnungen über das Affenleben verdanken, den „Springstoß“ nennt. Man reichte den Affen einen langen Stoß, den einer von ihnen ergriff, frei aufstellte und an ihm mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinauffletterte, wobei er sich geschickt im Gleichgewicht hielt. Dann sprang er, so wie er merkte, daß der Stoß umfallen wollte, in einem Bogen zur Erde. Dieses Spiel, das ihm außerordentlich zu gefallen schien, gewann aber eine besondere Bedeutung, als die Affen dank ihrer Intelligenz erkannten, daß sie durch dieses „Springstoß-Verfahren“ imstande waren, ihr wieder hochgehängtes Futter zu erreichen. Und wirklich: sie holten es aus fünf Meter Höhe herab.

Oft benehmen sich diese Tiere wie ungezogene Kinder und machen sich ein Vergnügen daraus, Menschen und Tiere, die sich ihrem Käfig nähern, zu necken. Sie tun zunächst ganz harmlos, als ob sie den Nichtsahnenden gar nicht bemerken; ist er aber nahe genug, stürzen sie sich ihm blitzschnell entgegen, um ihn mit einem Stoß zu stechen.

Lustig war es jedesmal wenn man die Affen in ihrem Verhalten zu den Hühnern beobachtete. Die Hühner waren immer an den Gitterstäben des Käfigs, wenn es im Affenkäfig etwas zu schmausen gab. Sie hofften, daß hier und dort auch etwas für sie abfiel. Und die Affen? Sie ließen sich's ruhig gefallen, hielten gar eine Banane zum Käfig hinaus; aber kaum nahte sich ein Huhn, um danach zu picken — ritschatsch —, zog der boshafte Affe die Banane schnell zurück. Dieses „Spiel“ wiederholte sich alle Tage.

Noch von einer andern bemerkenswerten Intelligenzprobe der Affen will ich Euch berichten. Wieder hing man ihnen den Futterkorb so hoch wie möglich, aber diesmal so, daß sich die Tiere mit keinem Stoß helfen konnten. Da bauten die klugen Affen schnell ein paar große Kisten, die im Käfig standen, übereinander, kletterten hinauf und erreichten so spielend das Futter.

Ihr seht auch aus diesem Verhalten, daß die Menschenaffen imstande sind, ihre Gedanken, mit Rücksicht auf einen besonderen Zweck hin, so zu gestalten, daß sie ihr Ziel auch erreichen. Und damit ist der Beweis des „Denkens“ erbracht. Also: Affen sind zweifellos klug.

Johannes Fernau.



Herr Michel Flachsbart konnte nur ein Vergnügen — die Jagd. Seine Freunde waren ebenso begeisterte Jäger wie er, und so sah man ihn nur selten allein, sondern meistens im Kreise einer größeren Gesellschaft nach dem benachbarten Pfunderswaldau ziehen, um dort der edlen Jägerei zu huldigen. So war also der Pfunderswaldbauer Wirt des Gasthauses „Zur Lehmkugel“, wo die Jäger sonst immer nächtigten, gar nicht erstaunt, als er eines Tages eine Depesche erhielt, die lautete:

Komme morgen Bahnhof 5 Uhr
30 Wagen entgegenschicken

Flachsbart

Da war große Aufregung in dem Nest, denn wenn die Jagdherren kamen, da ging es im Wirtshaus hoch her. Der ganze Ort feierte dann mit den Gästen. Keiner wollte dabei fehlen.

So war die Aufregung sehr begreiflich. Die Nachricht, daß Herr Flachsbart zur Jagd kommt, hätte die Leute nicht so sehr bewegt; daß er aber 30 Wagen zum Bahnhof bestellte, ließ vermuten, daß er diesmal in besonders großer Gesellschaft kommen würde.

Auch Herr Oberhuber, so hieß der Wirt des Gasthauses, war in freudiger Stimmung. Denn immer, wenn Flachsbart mit seinem Freundeskreise kam, ließ er auch etwas springen, und diesmal waren die Aussichten noch günstiger; denn so eine Gasterei, wie sie bei der großen Zahl der Jagdteilnehmer zu erwarten war, brachte ihm immer einen schönen Bagen Geld.

Oberhuber ließ also einen Ochsen schlachten, kochte, badete und schmorte, daß es eine Lust war. So ging's die ganze Nacht und den nächsten Vormittag.

Der Wirt wollte seinen Gästen noch eine besondere Ehre erweisen. Er schmückte sein Haus mit Blumen und malte auf eine große Tafel das Wort: Willkommen! — Diese Tafel hing er über die Tür.

Nun war noch eine wichtige Sache zu erledigen: Woher nahm man die dreißig Wagen? Im ganzen Ort gab's deren höchstens zehn. Aber der Wirt wußte Rat. Er ließ sich bei den umliegenden Gütern die fehlenden Wagen aus. Zwar kostete das viel Geld; aber was tat das? Herr Flachsbart war ja reich; der bezahlte doppelt und dreifach.

Die Zeiger der Uhr rückten immer weiter. Es war Zeit, die dreißig Wagen zur Bahn zu schicken. Herr Oberhuber ließ es sich nicht nehmen, mit seiner Frau und seinen fünf Kindern gleichfalls hinzugehen, um die große Gastgesellschaft zu empfangen.

Es war ein überwältigender Anblick, als die dreißig Wagen, die der Wirt mit Blumen gewinden geschmückt hatte, vor dem Bahnhof auffuhren.

Das ganze Nest war auf den Beinen. —

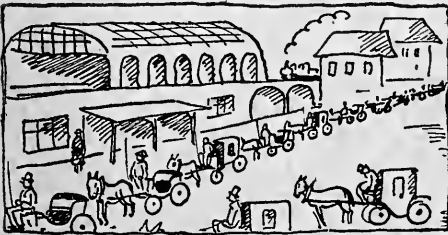
Ein Pfiff, ein Fauchen der Dampfmaschine — und der Zug fuhr ein.

Alles war aufs äußerste gespannt.

Aber die große Gesellschaft, die erwartet wurde, ließ sich nicht sehen. Endlich — endlich — kam Herr Flachsbart. Aber allein.

„Um Himmels willen!“ rief ihm der Wirt entgegen, „wo sind denn alle andern, die mitkommen wollten?“

„Alle andern?“ fragte erstaunt Herr Flachsbart.



„Nun, Sie telegraphierten doch —“
Und bei diesen Worten zeigte er dem Angekommenen die Depesche.

Der las: „Komme morgen Bahnhof 5 Uhr 30 Wagen entgegenschicken. Flachsbart.“

Da fing er unbändig zu lachen an. Denn der Wirt hatte die Depesche falsch gelesen. Je mehr er lachte, desto trauriger wurde der Wirt.

Flachsbart war aber ein Mann, der sich nicht lumpen ließ. Er machte den Schaden wieder gut, und am Abend ging es im Gasthaus „Zur Lehmkugel“ hoch her. Und — — Flachsbart bezahlte alles.



Freunde! Meine Gesellschaftsspiele in voriger Nummer scheinen Euch gefallen zu haben. Von allen Seiten bekam ich's zu hören, wie rasch die Nachmittage durch sie vergangen sind. Ich will Euch heute ein paar weitere verraten:

Das Tätigkeits-Spiel

Ich will Euch ein Spiel erzählen, bei dem Ihr ganz still sein müßt, wenn es vielleicht auch manchem schwer fällt. Zwei oder drei von Euch verlassen das Zimmer und die anderen bleiben in voller Erwartung zurück. Ihr drei da draußen sucht Euch nun drei Tätigkeitswörter (früher sagte man Verben) aus, die sich aufeinander reimen, z. B. hüden, stüden, rüden. Ihr verteilt nun die Wörter unter Euch und betretet das Zimmer hintereinander stillschweigend und führt die Tätigkeit Eures gewählten Wortes vor. Der eine hüdt sich dauernd, der andere macht Nähnadelbewegungen, der dritte rüdt an allen erreichbaren Stühlen und Tischen. Wer von den Zuschauern die Worte zuerst richtig rät, darf sich zwei Mitspielende auswählen und mit denen neue Tätigkeitswörter aussuchen.



Ihr setzt Euch alle in einen Kreis, und wählt einen aus Eurer Runde aus, der das Zimmer verlassen muß und beileibe nicht am Schlüsselloch horchen darf. Nun sucht Ihr nach einem Sprichwort, das ungefähr so viele Wörter enthält, wie Spieler im Zimmer sind.

Rasch habt Ihr eins gefunden und verteilt unter Euch die Wörter, so daß möglichst jeder im Besitz von einem Worte des gewählten Sprichwortes ist. Nun ruft Ihr den Hinausgeschickten zurück und bitten ihn, sich in die Mitte des Kreises zu stellen. Jetzt zählt Ihr 1—2—3 los! — worauf jeder sein zugeteiltes Wort so laut wie er kann, ein paar mal hintereinander schreit. Der in der Mitte Stehende muß aus all dem Stimmengewirr das Sprichwort herausbekommen. Dreimal darf er es sich vorbrüllen lassen; errät er es dann noch nicht, so wird es ihm verraten, und er muß noch einmal hinausgehen. Räi er es gleich, so muß er angeben, durch wen er es errät. Der wird dann hinausgeschickt und muß nun seinerseits raten.



Könnt Ihr dichten? Versucht es mal auf folgende Art: Jemand schlägt zuerst die Reime vor, und zwar keine allzu ausgefallenen, sondern leichte, mit denen man allershand anfangen kann. Bewaffnet Euch dann mit Papier und Bleistift, setzt Euch um den Tisch und schreibt nun alle zusammen diese Endreime des zu fabrizierenden Gedichts auf. Am besten nehmt Ihr vier Reimpaare. Nun gilt es, aus den gegebenen Endreimen ein Gedicht zu verfassen, ohne daß Ihr Euch an die Reihenfolge der Reime zu halten braucht. Nach 10—15 Minuten ist Schluß. Wer nach allgemeinem Urteil das hübscheste Gedicht zusammengeschmiebet hat, ist Sieger. Neulich habe ich einen Preis bekommen, und wißt Ihr für welches Gedicht? Als Reime hatten wir gewählt: Reigen — schweigen, Ruh — zu, nämlich — dämlich. Zeit — freut. Ich schrieb:

Wenn alle Wälder schweigen,
Dann trabt die dümmste Ruh
In ihrer Schwestern Reigen
Bergnügt dem Stalle zu.
Sie ahnt trotz Blöddheit nämlich
Voraus die Schlafenszeit,
Kein Rindvieh ist so dämlich,
Daß sich's nicht darauf freut.

Ein anderer „Dichter“ hat mir meinen Sieg aber beinahe streitig gemacht, denn auch

sein Gedicht gefiel allen ganz ausgezeichnet. Es lautete:

Schön ist ein Esen reigen,
Im Wald die Vöglein schweigen,
Nur fern blökt eine Kuh,
Ich hör' begeistert zu.
Ich bin ein Dichter nämlich,
Und die sind meistens dämlich.
Zumal zur Frühlingszeit,
Weil sie dann alles freut.

Nun versucht auch Ihr^s es einmal!

Onkel Otto.

Rätsel-Ecke

Heini.

Klein-Heini schaute voller Lust
Erdbeeren auf dem Tische.
Er zappelt, schreit aus tiefster Brust:
„Ach, wenn ich sie erwische!“
Umsonst sein Schre'n und Bangen,
Er kann sie nicht
Aus Heini wurde bald ein Heinz,
Frecht-fröhlich ein Studente.
Er hört Kolleg und oft auch Keins
Und lebt von guter Rente.
Ein mut'ger Durck, ohn' Bangen
Wurd' bald er in

Unbekannte Nachbarn.

Zwei sind's, die beieinander stehn
Und alles gut und deutlich sehn.
Nur sehen sie einander nicht,
Und wär's beim hellsten Sonnenlicht.

Geographie.

Meine erste Silbe ist nicht weit, meine zweite
Kolumbus rief,
Mein ganzes ein stolzes Königreich, umspült
von Wassern klar und tief.

Vielseltig.

Zwar stand ich schon im alten Testament,
Und als Gewicht bin längst ich abgeschafft.
Doch heute noch mich jeder Seemann kennt.
Der Klempner auch benötigt meine Kraft.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — a — a — ber — dau — den — der
— druk — e — e — flug — fund — gleit —
go — gras — ha — hen — i — ka — ke
— la — lan — le — li — li — ma —

mei — nel — neu — ni — nisch — o — o
 — pard — rei — rich — se — span —
 sper — ta — tau — wald — woll — zi — zie
 sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
 und Endbuchstaben, beide von oben nach unten
 gelesen, den Anfang eines Liedes ergeben.
 Die Wörter bedeuten: 1. Moorpflanze,
 2. deutsches Gebirge, 3. Holzart, 4. Westgoten-
 könig, 5. Hundearart, 6. Teil von Berlin,
 7. europäische Sprache, 8. Mädchennamen,
 9. Flugart, 10. Knabenspiel, 11. Gewerbe-
 betrieb, 12. Insekt, 13. Raubtier, 14. Baum,
 15. Vogel.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 7.

Eilbenrätsel.

Handwerk hat einen goldnen Boden.

1. Seine. 2. Alpen. 3. Niederung. 4. Do-
 mino. 5. Wachtel. 6. Eduard. 7. Regen
 8. Kanne. 9. Hamborn. 10. Auftrieb. 11. Totio
 12. Eisland. 13. Irene. 14. Norden.

Verwandlung: Regent, Regen.

Unterbrochen: Uhr, Ruh.

Neu: Störe, Störche.

Vielseitig: Ei

Fridolins Lachkabinett



„Womit hat denn der Prinz Dornröschen
 aus dem Schlafe erweckt?“

Keine Antwort.

„Na,“ sagt der Lehrer, „womit weckt Euch
 denn Eure Mutter des Morgens?“

Darauf Hanschen: „Mit einer Tracht
 Brüggel!“

*

Mutter: „Gefällt es Dir hier im Riesen-
 gebirge, Willichen?“

Willi: „Ja, Mutter. Bloß wir gehen schon
 zwei Stunden spazieren, und ich habe noch
 keine Riesen gefunden.“

*

„Früh, warum rennst Du denn so?“

„Ich will Schuhsohlen sparen!“

*



„Ja, ja, Häschen, Dein Bett ist bald zu
 klein für Dich. Wir werden ein neues kaufen
 müssen.“

„Ach, Mama, schick' es doch zum Tischler
 nebenan. Da steht dran: 'Ich übernehme das
 Waschen von Möbeln.'“

„Hast Du eine kleine Schwester?“ fragt
 Paul seinen neuen Freund.

„Nein.“

„Einen kleinen Bruder?“

„Auch nicht!“

„Na, wen verhaust Du denn da eigent-
 lich?“

*

Verkäufer: „Wie sollen die Pantoffeln
 sein?“

Klein-Helga: „Mit einer ganz weichen
 Sohle, dann spüre ich es nicht so, wenn mich
 Vater damit haut.“

*



„Mama, warum bist Du denn so still?“

„Was soll ich denn sagen?“

„Sag' doch einfach: Peter, nimm Dir noch
 ein Stück Kuchen!“

*

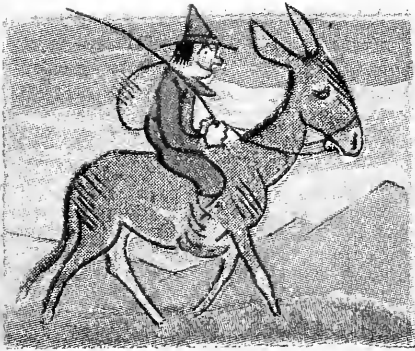
„Wie gefällt Dir das Meer, Frischchen?“

„Das ist das Meer? — Das hört ja da
 hinten, wo die Linie ist, schon wieder auf!“

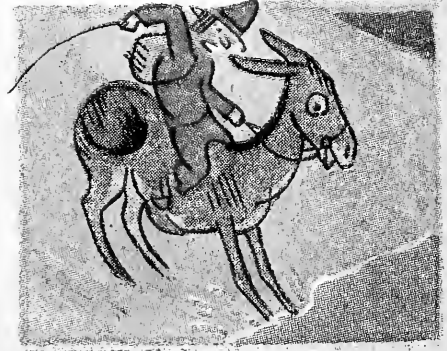
*

In der Gesangstunde sollen die Kinder
 sagen, welche Lieder vom Rhein sie kennen.
 „Die Wacht am Rhein“ und die anderen be-
 kannten sind erledigt; da meldet sich Karlchen
 eifrig. „Na, was weißt Du noch?“ fragt der
 Lehrer. „Immer rein, immer rein in die
 gute Stube!“ schmettert Karlchen.

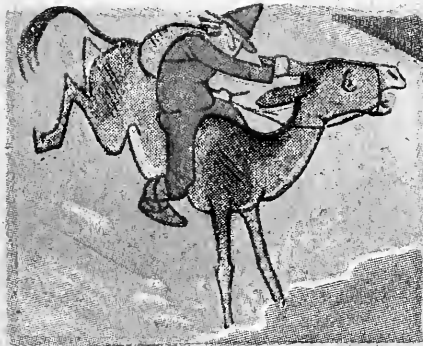
Der kluge Michel.



Der Michel reitet mit Entzücken
Auf eines braven Esels Rücken.



Doch sein Entzücken hörte auf
An eines Bächleins schnellem Lauf.



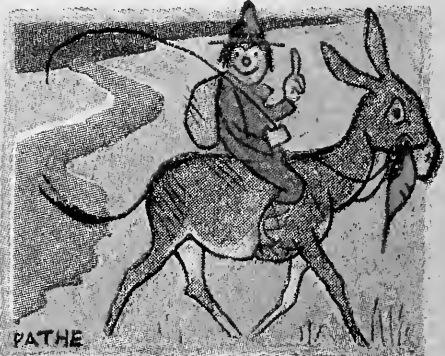
Deun unser braver Esel stocete,
Dieweil er vorn und hinten hocete.



Nicht Worte halfen hier, nicht Siebe...
Vielleicht, denkt Michel, hilft 'ne Rübe.



Er hängt sie vor des Esels Bregen;
Gleich fängt das Tier an, sich zu regen.



Da spricht der Michel voller List:
„Welch' Esel dieser Esel ist!“

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT.

ABENTEUER

Ich muß! — Es half mir keine Weigerung;
Jedoch die heutige kleine Steigerung
Rührt an des Notstands Wurzelbaum.
Denn unsere Mark schlägt Wurzelbaum.



Wie König August der Starke sich vergnügte.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.)

August der Starke

Während die Sage und die alte Geschichte sehr reich an Beispielen besonders starker Männer ist, wie Hercules, Theseus, Simson, Siegfried und Roland, hat die neuere Geschichte nur ganz wenigen ihre Körperstärke zum Ruhme angerechnet. Vielleicht der bekannteste unter ihnen ist August der Starke, eigentlich Friedrich August I., von 1694 bis 1733 Kurfürst von Sachsen, seit 1697 zugleich als August II. König von Polen.

In seiner Jugend hatte dieser deutsche Fürst weite Reisen unternommen, auf denen er überall durch seine riesige Körperstärke auffiel. Folgende Geschichte berichtet von einem seiner bekanntesten Stücken: Einst glaubte ein Schmied es an Körperkraft mit dem Kurfürsten aufnehmen zu können und zerbrach zum Beweise dafür ein Hufeisen mit einer Hand. August soll darauf einen Taler mit seinem Bildnis aus der Tasche genommen und die Münze mit der bloßen Hand so zusammengepreßt haben, daß sie zerbrach. Der Schmied, der geglaubt hatte, daß er den Taler zur Belohnung erhalten sollte, stand, wie erzählt wurde, sprachlos dabei. Daß das Zusammenpressen eines Talers viel schwieriger ist als das Zerbrechen eines Hufeisens, — weiß wohl jeder. Mit diesen und ähnlichen Kunststücken unterhielt der Kurfürst die Gesellschaft, wohin er kam. In Spanien wohnte er einst einem Stiergefecht bei, das damals wie heute ein spanisches Nationalvergnügen war. Er schien aber nicht einsehen zu können, daß großer Mut dazu gehörte, einem der starken, wilden Stiere mit der Waffe entgegenzutreten. Zum Beweise dessen ging er, der Ueberlieferung nach, vor allem Volk in die Arena, packte einen auf ihn einstürmenden Stier kurzerhand bei

den Hörnern und — warf ihn mit seiner Riesenkraft einfach zu Boden, zum großen Erstaunen der Zuschauer! Wieder ein anderes Mal verblüffte er seine Umgebung dadurch, daß er einem ausgewachsenen Ochsen mit einem einzigen Säbelhieb den Kopf vom Rumpfe trennte. Noch ein anderes verblüffendes Athletenkunststück wird von ihm erzählt; er liebte es, einen in seinem Schlosse auf Posten stehenden Soldaten zu ergreifen und ihn mit strassem Arm eine Weile zu irgendeinem Fenster hinauszuhalten — zum großen Vergnügen der Zuschauer, aber zur geringeren Freude des Unglücklichen, der bei dieser kurfürstlichen Schaustellung mit keiner Miene zucken sollte, um so seinen Mut zu zeigen. Allerdings gelang das nur wenigen, denn die Angst vor dem König, der zuweilen auch recht gewalttätig sein konnte, war zu groß. Der Prunk am Hofe Ludwigs XIV. war ihm zu Kopfe gestiegen, und er wollte, sobald er auf den Thron gekommen war, es ihm gleichen. Dabei halfen ihm gewissenlose Günstlinge, vor allem sein Kabinettsminister und Feldmarschall Graf Flemming, der ihm durch Bestechungen und Schmeicheleien beim pol-

nischen Adel den freigewordenen polnischen Königsthron verschaffte. Um sich diesen Königsthron erhalten zu können, brauchte August ein starkes Heer; und da seine sächsischen Landeskinder begreiflicherweise keine große Vorliebe dafür zeigten, auf polnischen und russischen Schlachtfeldern ihre Knochen für den Glanz ihres starken Herrn zu Markte zu tragen, ließ er sie einfach zum Militärdienst pressen. Da in jener Zeit noch keine allgemeine Dienstpflicht bestand, sondern die Heere aus freiwillig Angeworbenen zusammengestellt wurden, ließ er sich kräftige Burſchen ein-



Zeichnung:
M. Pathe.

August II., der Starke, König von Polen
und Kurfürst von Sachsen.



August der Starke.

Zur Verblüffung des Schmiedes zerbrach der starke Fürst mit den bloßen Händen einen Tasler.

fangen und zwang sie, den Fahneneid zu leisten; wer sich weigerte, wurde dazu gezwungen. Besonders nach dem anfänglichen Mißerfolg im Nordischen Krieg, den er mit Rußland und dem Reich gemeinsam gegen Schweden führte, sah er sich genötigt, immer neue Truppen ins Feld zu werfen. Dann verschaffte ihm der Stockholmer Friede im Jahre 1719 den endgültigen Königstitel von Polen, um den er bis jetzt immer noch heiß hatte kämpfen müssen. —

Das Geld für seine verschwenderischen Feste und Prunkbauten (von denen die schönsten der Minister Graf Brühl unter seiner und seines Nachfolgers Herrschaft errichten ließ) wurde durch drückende Steuern auf alle nur erdenklichen Gegenstände aufgebracht, so daß Sachsen nach seinem Tode ein völlig verarmtes Land geworden war. Dennoch galt er persönlich als leutfelig, sah es auch

gern, wenn seine Untertanen an den Gelagen, Bällen und Maskenfesten im Dresdener Schloß teilnahmen. Und die vielen herrlichen Bauten und Anlagen im sächsischen Barockstil, die seine Prunkliebe und seine Verschwendungssucht schufen, sind später dem Lande zugute gekommen, indem sie viele Fremde ins Land lockten.

Das Hauptverdienst Augusts des Starken ist freilich ein ganz unfreiwilliges, unbeabsichtigtes gewesen. Abergläubiger, wie fast alle seine Zeitgenossen, glaubte er an den „Stein der Weisen“, an die Möglichkeit, durch Geheimmittel unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Der Berliner Apotheker-gehilfe Johann Friedrich Böttger oder Böttiger, der von einem reisenden Griechen namens Laskaris eine Tinktur zu solchem Zweck empfangen hatte und sich erbot, August das Geheimnis zu lehren, wurde auf

feinen Befehl jahrelang in Dresden, auf der Feste Sonnenstein und auf der Albrechtsburg bei Meißen festgehalten, mit Laboratorien versehen und zum Experimentieren angehalten. Da hauste er nun abgeschlossen von der übrigen Welt, ganz seinen Studien hingegeben, und war nur seinem immer ungeduldiger werdenden kurfürstlichen Brotherrn Rechenschaft über den Stand seiner Versuche schuldig. Wie es bei starken Leuten oft der Fall ist, hatte August ein leicht reizbares, jähzorniges Gemüt, und die Fläschchen und Retorten des Goldmachers lagen oftmals nach solch einem Besuch zertrümmert auf dem Boden. Und doch gelang Böttger

im sechsten Jahre seiner Haft — zwar nicht das Goldmachen, aber die Auffindung des Geheimnisses der Porzellanfabrikation, das vordem nur die Chinesen besaßen hatten. Die weltberühmte Meißener Porzellanmanufaktur, die schon unter August dem Starken wunderschöne Figuren und Vasen herstellte, außerdem allerhand früher aus Holz, Marmor oder Metall verfertigte Gebrauchsgegenstände (z. B. sogar einen Sarg!) erzeugte, ist nur dem Aberglauben dieses Herrschers zu verdanken; sie hat dem Lande viel Geld und Ruhm eingetragen und das Beispiel zu weiteren Porzellanfabrikgründungen gegeben.

Dr. St.-R.

JAGDLISTEN DER WILDEN



Von Dr. Ernst Abt.

Ein Prärie-Indianer auf der Bisonjagd schleicht sich in der „Maste“ des weißen Wolfs an die Herde heran.

Es gab sicher eine Zeit, da das Tier den Menschen, weil er wehrlos schien, noch nicht fürchtete. Dieser für den Jäger schöne Zustand herrscht auch heute noch auf der Erde in Gegenden, wohin der Mensch nur selten seinen Fuß setzt. In den Polarregionen beispielsweise kommen die Seehunde ganz nahe an die Boote heran, um die Menschen zu betrachten; ja, wie uns Filchner jezt in seinem Werke „Zum sechsten Erdteile“ erzählt, sehen sie seelenruhig mit an, wie die Polarchunde auf einzelne von ihnen Jagd machen. Die Pinguine lassen sich ganz ruhig die Eier wegnehmen und watscheln in langer Prozedur hinter dem Räuber her bis auf das Verdeck des Schiffes. Neugterde ist eine

im Tierreich ganz allgemein verbreitete Eigenschaft, und diese Eigenschaft kommt dem Jäger überall zustatten. Wird doch berichtet, daß in menschenarmen Gegenden die Vögel sich nicht selten ahnungslos auf den Gewehrlauf des Jägers setzen. Jeder weiß, daß man Grillen leicht aus ihren Erdböchern locken kann, indem man mit einem Grashalm vor dem Eingang der Höhle herumfuchelt. Nur durch Erfahrung lernen die neugierigen Tiere die Verschlagenheit und Ueberlegenheit des „Zweibeins“ kennen, wie der dänische Dichter Ewald einmal in einem Tiermärchen den Menschen treffend genannt hat, und unsere Krähen sind denn auch schon so gewitzigt, daß sie die Schußweite ziemlich gut abschätzen können. Hat das Tier erst begriffen, daß der Mensch, der so harmlos aussieht, der gefährlichste und unersättlichste „Räuber“ ist, dann lernt es, vor ihm auf der Hut zu sein, und die Alten warnen die Jungen rechtzeitig vor ihm. So ist der Mensch allmählich genötigt worden, die überlegenste aller seiner Waffen herauszubilden: die List.

Eine der ältesten Jagdlisten des Menschen besteht darin, daß er sich bemüht, die Jagdtiere zu täuschen, indem er ihre Rufe, ja auch ihre äußere Gestalt nachahmt.

Wenn der südafrikanische Buschmann sich an eine Herde weidender Strauße heran-schleichen will, so nimmt er den abgehäute-ten Balg eines Straußes über Kopf und Schultern, hält den geschickt ausgestopften Hals und Kopf des Tieres in der einen Hand, in der anderen Bogen und Pfeile. Den Hals nun, wie Fut'r suchend, auf und nieder-senkend, pürcht sich der Jäger an die getäuschte Herde so nahe heran, daß er einen sicheren Schuß hat. Ganz ähnlich jagt der Busch-mann auch fischende Reiher. Die Prärie-Indianer bedienen sich bei der Bisonjagd häufig der „Maske“ des weißen Prärie-wolfs. Dieser Wolf pflegt sich in größeren Rudeln in der Nähe der Büffelherden auf-zuhalten, um verwundete und verendete Bi-sons zu verzehren. Die sich ihrer Macht wohlbewußte Büffelherde fürchtet das Wolfsrudel nicht im geringsten, ja, beachtet es gar nicht. Diese Sorglosigkeit benützen nun die Indianer, indem sie sich, einen vollständigen Wolfs-balg über den Körper gezogen, auf Händen und Füßen kriechend, an die Büffelherde her-anpürschen und aus nächster Nähe dann durch einen gut ge-zielten Pfeilschuß einen fetten Bison erlegen. Sehr originell ist die Jagdlist, deren sich die Australier bedienen, um das Wallaby, eine kleine Känguruh-



Jagdlisten der Wilden.

Wie der Buschmann auf die Straußenjagd zieht. Kopf und Rumpf sind mit einem Straußenbalg bedeckt.



Der Australier befestigt bei der Känguruhjagd einen ausgestopften Habicht an eine Rute.

art, zu erlegen. Der Jäger befestigt nämlich zu dem Zwecke an einer langen, biegsamen Rute den Balg eines fliegend ausgestopften Habichts. So geht er in den Wald, und sieht er ein Wallaby, dann stößt er den heiseren Schrei des Raubvogels aus, indem er zugleich den weithin sichtbaren Balg an der Rute wie zum Stoße niedersahrend tanzen läßt. Erschreckt flüchtet das Wallaby in den nächsten Busch und läuft so dem Jäger gerade in die Arme. Der Rupe-Neger an der westafrikanischen Küste schleicht sich an die sehr scheuen Hornraben und an anderes Vogelwild heran, indem er sich den gut ausgestopften Hals und Kopf eines Hornraben mit einem Band am Kopf befestigt. Nur Kopf und Schnabel sehen dabei aus dem hohen Gras

hervor. Oft genügen zur Ueberlistung des Wildes auch viel einfachere Mittel. So läßt z. B. der im Innern Ceylons hausende, noch sehr tief stehende Wädä sein langes, schwarzes Kopfhaar über das Gesicht fallen und wird dadurch von den Tieren nicht als Mensch erkannt. Wenn der Australier von dem Känguruh bemerkt worden ist, steht er plötzlich wie versteinert da. Das Tier glaubt nun einen Baumstamm zu sehen, weil die dunkle Hautfarbe des Jägers geradezu als Schutzfärbung dient, um den unbeweglichen Körper im Waldeschatten dem Wilde unsichtbar zu machen. Dieses „Unsichtbarmachen“ haben die Eingeborenen der Tierwelt selbst abgeläuscht. Wissen wir doch, daß gewisse schwache Tiere den Kampf ums Dasein nur dadurch bestehen können, daß ihnen die Natur die Gabe verlieh, sich in dem genannten Sinne unsichtbar zu machen, indem sie sich den äußeren Formen ihrer Umgebung anpassen.

Dem gleichen Umstand, sich „unsichtbar“ zu machen, dient ja auch die grüne Farbe der Kleidung unserer Förster. Wie unsere Jäger den Rehbock durch „Fiepen“, so heißt das Nachahmen der Laute des weiblichen Rehs, locken, um seine Neugier zu erregen, machen es auch die Wilden, um Vögel zu locken und zu fangen. Gewisse südamerikanische Indianer bringen an dem Schaft ihrer Pfeile durchbohrte Röhre an, die beim Schusse ein Pfeifen hören lassen. Dadurch wird die Aufmerksamkeit der Vögel geweckt, und nun vermag der Schütze mit scharfem Pfeil das Federwild leicht zu erlegen. Die Delawaren reizen die Neugierde der Gabelantilopen sogar noch auf viel einfachere Weise. Sie stecken nämlich einen Stab in den Boden und binden ein Stückchen Zeug oder Bast daran. Sobald das Zeug flattert, nähert sich das Tier, und der Jäger kann es aus seinem nahen Versteck mühelos erlegen.



Jagdlisten der Wilden.

Ein Rupe-Neger auf der Jagd. Das Heranschleichen an die scheuen Hornraben gelingt dem Schwarzen nur durch seine Verkleidung.



Eine lustige Geschichte.

Ein serbischer Bauer, der eines Tages seine Ziege zum Markt trieb, fand auf der Landstraße einen riesigen Kohlkopf, der sicherlich seine 20 Pfund wog, denn er war schwer und vermutlich von einem Wagen gefallen, der mit Gemüse zum nächsten Städtchen fuhr. Der Bauer war über den Fund um so mehr erfreut, als er sehr arm war und sich mit diesem Kohlkopf ein schönes Mittagessen kochen konnte. Er packte sich also den Kohlkopf auf und wanderte weiter. Als er jedoch wenige Schritte gegangen war, fand er in eine Falle eingeklemmt einen jungen Wolf.

„Welch ein Glückstag,“ dachte der arme Bauer, denn als er näher hinsah, war der junge Wolf fast gar nicht verletzt, und so konnte er ihn vielleicht im Städtchen an eine Menagerie verkaufen, die solche Wölfe suchte. Er befreite das Tier aus der Falle und setzte dann seinen Weg fort.

Als er aber an den Fluß kam, den er überqueren mußte, merkte er zu seinem Schrecken, daß er mit der Ziege, dem Kohlkopf und dem Wolf in dem kleinen Boot überlegen könne. Es war kaum Platz für ihn, und wenn er sich Mühe gab, konnte er immer gerade einen von seinen drei Schätzen an das andere Ufer bringen. Damit aber war es auch nicht getan. Denn wenn er zuerst den Wolf hinübernahm, fraß die Ziege den Kohlkopf auf. Nahm er den Kohlkopf zuerst hinüber, so fraß der Wolf die Ziege. Das arme Bäuerlein

suchte angestrengt nach einer Lösung für diese schwierige Aufgabe, — aber umsonst; und er hätte gewiß keinen Ausweg gefunden, wenn nicht zufälligerweise ein wegen seiner Klugheit bekannter Nachbar eben vorübergekommen wäre. Dem klagte er seine Not. Da lachte der andere Bauer, machte dem Ratlosen einen Vorschlag, wie das anscheinend so schwierige Kunststück des Uebersezens am besten vollbracht werden könne, und bald hatte das Bäuerlein seine Schätze alle drei hinüber: den Wolf, die Ziege und den Kohlkopf.

Er wanderte nun glücklich zur Stadt, wo er wirklich den Wolf an die Menagerie und die Ziege an einen Marktbesucher verkaufte. Den prächtigen Kohlkopf nahm er freudestrahlend mit nach Hause. — Wer von euch weiß nun aber, wie er es angestellt hat, die drei über den Fluß zu bringen? —

Paßt auf! —

Er band den Wolf fest und nahm zuerst die Ziege zum anderen Ufer hinüber, fuhr zurück, nahm dann den Kohlkopf und brachte ihn zur Ziege. Da aber die Ziege den Kohlkopf gefressen hätte, nahm er die Ziege wieder zurück, band den Wolf los und brachte ihn über den Fluß. Der Wolf hatte natürlich keinen Appetit auf Kohlköpfe. Darauf fuhr der Bauer zum drittenmal zurück und holte die Ziege herüber.

So, und nun wißt ihr, wenn ihr mal in ähnlicher Lage seid, wie man's macht.

Bauernregeln

die ihr euch merken müßt

Kräht der Hahn auf dem Mist,
Aendert sich's Wetter, oder es
bleibt wie es ist.

*

Wenn es im Dezember schneit,
Ist der Januar nicht weit.

*

Grünt die Esche vor der Eiche,
Gibt's im Sommer gute Bleiche;
Grünt die Eiche vor der Esche,
Gibt's im Sommer nasse Wäsche.

Wie der forsche Forscher Zimpe



Nach so viel wilden Abenteuern,
Die er bestand mit Ungeheuern,
Sieht Zimperleit am Bergesfuß
Den Bogkampf zweier Känguruhs.



Raum sieht er die zwei Kampfgenosse,
Macht er im stillen seine Glossen.
Ruft ihnen „Schiebung!“ zu empört.
Die Känguruhs sind ganz verstört.



Er lacht und nimmt mit einem Satz
Beim Känguruh im Ventel Platz,
Wo er zu weiteren Scharmüheln
Beginnt, das arme Tier zu kigheln,



Bis daß es bleibt am Boden liegen.
Nun fängt der Forscher an zu siegen,
Setzt als Bezwinger seinen Fuß
Stolz auf die Brust des Känguruhs.

lein sich neue Anhänger erwirbt



Das eine Känguruh alleine,
Das stellt sich auf die Hinterkeine
Und fragt den Forscher, der ganz blaß:
„Herr! Wollen Sie noch sonst etwas?“



Und haut ihm mit der Vorderpfote
'ne mächt'ge, jaßt'ge, knall'ge Schote.
Der Affe lacht, wie er das sieht.
(Die Affen haben kein Gemüt.)



Der Affe grient vor Wohlbehagen.
Das Känguruh gibt sich geschlagen
Und drückt versöhnt des Forschers Hand:
Ein neuer Freund im fernen Land.



Nun hat zu den uns schon bekannten,
Herr Zimperlein noch mehr Trabanten.
Auf Abenteuer zieht die vierer:
Der Forscher und drei Wüstentiere.

Die Goldgräber

Ein Abenteuer. Von Traugott Schaller.



„Unsere Arbeitsstelle“, erzählte der alte Goldgräber Barker, „lag wenigstens 4000 m über dem Meer, also 1000 Meter höher als die

höchsten Gipfel der Bayerischen Alpen. Wenn auch das Goldgebiet Druro nicht weiter vom Äquator entfernt sein wird als Arabien und Arabien, so ist das Klima in dieser Höhe doch rauh, trocken und kalt. Der Boden ist unfruchtbar, die Verkehrsverhältnisse sind unsicher und sehr einfach, und das Leben deshalb teuer — aber Gold gab es dort — Gold sag' ich euch — davon macht man sich heute keinen Begriff mehr. Nicht selten fanden Kameraden Klumpen von 20—30 Kilogramm. Freilich, wer einen solchen Schatz gehoben hatte, der tat am besten, zu verduften, sonst konnte es ihm passieren, daß er am folgenden Morgen mit durchschnittener Kehle erwachte. Aber ich wollte euch ja von meinem Freund Springfield erzählen. Wir waren Freunde, wirkliche Freunde, und das war auch bekannt. Ich kann euch sagen: wer meinem Freund Springfield ein Haar gekrümmt hätte — dem wär's übel ergangen. Und er dachte darin ebenso wie ich. Meistens arbeiteten wir zusammen, aber er hielt es nie lange an einer Stelle aus. Darum wunderte ich mich auch nicht, als er mal eines Tages plötzlich verschwunden war.

„Aha, dachte ich, mein Springfield probiert's wieder anderswo. So schlenderte ich also am Abend dann allein nach Hause; das heißt, nach meiner Hütte. Ich war müde und wollte mich gerade hinlegen, als ich auf dem Tisch ein Blatt Papier liegen sah, das mir jemand hingelegt haben mußte. Ich hob es auf und las:

Lieber Barker!

Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich tot. Ich halte das Leben nicht mehr aus.

Ich habe meine Hütte an allen vier Ecken angezündet und mir eine Kugel durch den Kopf gejagt. Weil Du mein einziger und bester Freund warst, nehme ich noch auf diese Art von Dir Abschied. Also lebe wohl und vergiß nicht Deinen alten Freund
B. F. Springfield.

Als ich das Schreiben gelesen hatte, setzte ich mich auf die Kiste, die in meiner Behausung als Stuhl diente, und versiel in Nachdenken. Erstens einmal war ich sehr überrascht, von Springfield einen Brief zu bekommen. Er konnte ja vielleicht schreiben, aber ich hatte ihn jedenfalls nie damit beschäftigt gesehen. Zweitens aber war ich über die Länge des Briefes und den Ton darin befremdet. Das war doch gar nicht seine Art. Am meisten allerdings ergriff und verwunderte es mich, daß sich Springfield das Leben genommen hatte. Wenn ihm der Aufenhalt hier verleidet war, warum sagte er nichts, warum reiste er nicht ab? Es ist ja ein erbärmliches, jämmerliches Dasein. Wer wüßte es nicht? Aber diesem Leben macht man doch nicht ein Ende, indem man sich erschießt, sondern indem man das Land verläßt. Er hätte ja nur ein Wort zu sagen brauchen, so wäre ich mit ihm gegangen. Der arme Springfield, dachte ich, muß plötzlich verrückt geworden sein. Es kam vor, daß Leute plötzlich wahnsinnig wurden. Die beständige Unsicherheit, die schlechte Verpflegung und dazu das mörderische Klima konnten einen Menschen schon verrückt machen. Nachdem ich so noch eine Weile hin und her gesonnen hatte, legte ich mich auf meinen Moosack und schlief bald ein. Am andern Morgen bot sich mir, als ich aus der Hütte trat, ein merkwürdiges Schauspiel. Der Himmel hatte eine eigentümliche, nie gesehene rotgraue Färbung. Mächtige schwarze Wolkensehen flogen nach dem Westen. Aber das Sonderbarste war: der ganze Himmel war mit Vögeln wie besät. Große Raubvögel flogen zu Hunderten vorüber; ferner segelten unabsehbare Schwärme von Enten und allerhand kleinen Vögeln

dahin. Was hatte das zu bedeuten? Ich schritt gedankenverloren über den kleinen Hügel, hinter dem die Goldminen lagen. Da fiel mir mein toter Freund Springfield ein. Ich blickte nach rechts über das Feld, wo seine Hütte gestanden hatte. Tatsächlich! Sie war abgebrannt. Ein paar verkohlte Balken starrten in die Luft. Es erschütterte mich doch, als ich die Trümmer sah. Die Tränen traten mir in die Augen. Auf der Brandstätte kniete ein Mann, der etwas zu suchen schien. Ich rief

doch zurück, sah die Gestalt genau an, ob ich mich nicht geirrt hätte, und als sich mein Erstaunen gelegt hatte, sagte ich endlich:

„Also, du hast dir die Sache doch überlegt?“

Springfield blickte mich verständnislos an.

„Überlegt?“ fragte er zurück.

„Nun, du wirst es dir auch heute und morgen und übermorgen überlegen. Das wäre ja auch eine Dummheit. Aber warum hast du denn deine Hütte verbrannt?“



Die Goldgräber.

„Die vielen Vögel haben sicher eine schlimme Vorbedeutung,“ meinte mein Freund.

ihn an, in der Meinung, es sei ein Bekannter. Der Mann sah auf, erschrak, als er mich bemerkte und rannte davon. Sonderbarer Kauz, dachte ich. Warum rennt er denn davon? Ich ging nun auf den Brandplatz zu und suchte nach irgendeinem Andenken an meinen Freund. So schritt ich langsam, vornübergebeugt und suchend auf der Stätte umher, als mir plötzlich ein menschlicher Schatten über die Füße glitt und sich vor meinen Augen erweiterte. Ich schaute auf — da stand Springfield vor mir — lebend und gesund, wenn auch ein wenig kräftelnd. Ich fuhr denn

„Was fafelst du bloß für Zeug zusammen?“ rief Springfield. „Ich soll meine Hütte verbrannt haben? Und — was wäre denn eine Dummheit?“

„Du wolltest dich doch erschießen?“

„Weshalb sollte ich mich denn erschießen? Du redest sonderbare Dinge daher, heute morgen. Sollte ich mich etwa erschießen, weil ich“ — seine Stimme wurde flüsternd — „gestern einen Goldklumpen gefunden habe?“

„Du hast einen Goldklumpen gefunden?“ Ich sah meinen Freund durchdringend an. Ich zweifelte ein wenig an seinem Verstande.

„Ja, ja! Er wiegt mindestens 40 Kilogramm.“

„Ei der Teufel! Dann hast du wohl den Brief gar nicht geschriebten?“

„Einen Brief?“

„Ich zog das Papier aus der Tasche. „Hier.“

„Was steht denn darin?“

„Nun, daß du dir gestern das Leben genommen hast.“

„Bohntausend!“ Springfield lachte aus vollem Halse. Mer dann wurde er plötzlich ernst. „Du dachtest also, ich habe die Hütte verbrannt? Nein, das hat ein anderer getan. Wahrscheinlich der, der dir den Brief geschrieben hat. Als ich gestern den Goldklumpen entdeckte, trug ich ihn in aller Heimlichkeit in meine Hütte. Aber meine Freude war doch zu groß. Ich mußte Menschen sehen und ging in die Schenke. Da setzte sich gleich der verfluchte Nesttze zu mir, und ich erzählte ihm — na, er muß wohl etwas gehaut haben, diese Kerle sehen einem ja alles an der Nasenspitze an — er setzte mir jedenfalls gleich mit Chicha (Maiswein) zu, — ich erzählte ihm, daß ich Gold gefunden habe. Mir wurde so seltsam im Kopf, er dringt in mich, fragt auch nach dir, ob du auch schon von dem Funde wissest, und meint, ich solle doch nicht so dumm sein, dir was davon zu verraten. Das hat mich an dem Kerl geärgert, und ich ging fort. Unterwegs vermüßte ich es, daß ich dem Lumpenhund alles ausgeplaudert hatte. Ich eilte so schnell wie möglich heim, nahm meinen Goldklumpen und trug ihn, es war unterdessen Nacht geworden, in die Pampas (Steppe) hinaus. Mit einemmal wurde ich aber so müde — ich glaube, der Hund hat mir etwas in den Wein gemischt —, daß ich wie tot umfiel und einschlief. Der Spitzbube hat auch sicherlich den Brief geschrieben, er wollte sich vor deiner Nase sichern.“

Der Schurke hat aber meine starke Natur unterschätzt. Ich wachte heute morgen, wenn auch mit etwas benommenem Kopf, wieder auf und machte mich sogleich auf den Weg hierher. Aber eins weiß ich, solange ich den Goldklumpen habe, gibt es für mich hier keine Sicherheit mehr. Ich reise schleunigst ab. Kommst du mit? Der Erlös wird geteilt. Wir haben dann beide noch genug. Weißt du, der Himmel gefällt mir auch nicht. Das muß irgendeine schlimme Vorbedeutung sein. Die vielen Vögel — meinst du nicht auch?“

Ich war der gleichen Meinung. Springfield holte seinen Goldklumpen aus dem Besteck,

und wir brachen sogleich nach dem Städtchen Druro auf und fuhren von da ans Meer nach Africa. Die Reise dauerte einige Wochen. In Africa erfuhren wir, daß vor drei Wochen ungefähr, also unmittelbar nachdem wir abgereist waren, ein fürchtbares Erdbeben einen großen Teil der Umgebung von Druro verwüstet hatte. Viele Menschenleben waren zu beklagen. Ja, ja, die Vögel wußten Bescheid! Springfield gedachte des Nesttzen und wünschte, daß ihn bei dem Unglück der Teufel geholt habe. Wir aber lösten aus unserem Goldklumpen ein schönes Stück Geld und fuhren damit in die Heimat zurück.“

Ein lustiges Stücklein

Ein lustiges Stücklein vom Eulenspiegel.

Von H. Erdmann.

Das ist nun schon viele, viele Jahre her — da verdingte sich der Schalkswarr Eulenspiegel, den ihr alle kennt, des ewigen Wanderns müde, bei einem Bauern als Knecht.

Der Bauer, ein arger Geizhals, war ebenso reich wie habgierig, so daß er alle Tage in die Milch das frische Brunnenwasser goß, daß sie blau wurde wie der liebe Himmel an einem schönen Maientag. Damit sein Treiben aber niemand merkte, hatte er das Brunnenwasser gleich im Stall. So gewann er manchen blanken Dufaten und konnte sich's wohl sein lassen. Freund Eulenspiegel dagegen mußte sich um kargen Lohn und schmale Kost plagen, und der Wagen knurrte ihn allezeit wie ein hungriger Wolf. Das verdroß unseren Schelm über die Maßen, und er sann, wie er sich auf seine Art und vor aller Welt rächen könnte.

Da geschah es, daß der Bauer mit seinen Freunden ein Gelage hielt, bei dem es hoch herging und sogar der dicke Amtmann zu Gaste war. Als sie aber just im vollen Zechen und Schmausen waren, öffnete sich die Thür, und Eulenspiegel, mit allen Zeichen der Verzweiflung, stürzte herein und schrie kläglich: „Um Himmels willen, Herr, schnell, schnell! Im Stall erstickt Euch die beste Kuh!“ Das ließ sich der Bauer nicht zweimal sagen, sondern rannte, den Gästen voran, flugs in den Stall. Aber dort war alles in schönster Ordnung. Alle seine bunten glatten Kühe waren wohltaug und reich versorgt mit süßem Heu und glockten die erstarnten Gäste schier noch verwunderter und dümmmer an, als diese



Die beste Kuh.

Der Bauer schimpfte, die Gäste lachten: Im Brunnenrohr steckte eine dicke Rübe.

sie. Plötzlich aber brach der Bauer in ein lautes Schimpfen und Schreien, und seine Gäste in schallendes Gelächter aus: Im Brunnenrohr steckte eine dicke Rübe mit einem langen Streifen Papier, auf dem von Till Eulenspiegels Hand geschrieben zu lesen stand:

Die Brunnenröhre — niemals zu —
Ist unsres Bauern beste Kuh!

Da griff der Bauer lärmend und schimpfend nach einem großen Prügel, um es dem Erzihelm heimzuzahlen. Doch der hatte sich, da er ahnte, was kommen würde, längst aus dem Staube gemacht und war auf und davon gegangen. Die schönsten Leckereien von der verlassenen Tafel aber hatte er natürlich mitgehen heißen.



Liebe Freunde!

Einmal ist mir etwas passiert, — das muß ich euch erzählen. Ich war gerade beim Rasieren; eben kam meine Frau herein, — ich schrak zusammen und — ritsch-ratsch — schnitt ich mich in die Nasenspitze. Meine Frau holte gleich etwas Heftpflaster. Sie hatte es in ihrem Nähkorb und suchte ziemlich lange, ehe

sie es fand; es war nämlich inzwischen schon recht dunkel geworden. Endlich kam sie, und bald war der Schnitt verklebt. Als ich dann auf die Straße trat, merkte ich, daß alle Leute lächelten. An meinem Stammtisch aber wurde ich mit lautem Gelächter empfangen.

„Was ist denn los?“ fragte ich. „Ist vielleicht an meinem Neuzeren etwas nicht in Ordnung?“

„Allerdings,“ sagte da der gute Onkel Otto. „Was hast du denn auf deiner Nase?“

„Ein Stückchen Heftpflaster.“

„Nein,“ meinte Onkel Otto lachend, „es ist die Marke von einem Knäuel Baumwolle und darauf steht: ‚Garantiert 200 Meter.‘“

So kam ich zu meiner Riesennase.

Onkel Toldi.

Onkel Otto zaubert

Freunde, heute will ich euch ein Kunststück lehren, mit dem ihr euch die Achtung aller eurer Verwandten und Bekannten erwerben könnt. Paßt also gut auf! Das Stückchen heißt:

Die geheime Post

Alle Mitspieler nehmen ein Stück Papier und schreiben darauf eine Frage. Zum Beispiel: „Wie alt bist du?“ oder „Wieviel Leute sind in diesem Zimmer?“ usw. Dann werden die Papiere zusammengeknüpft und auf einen Haufen gelegt. Der große Zauberer hat sich nun — natürlich im geheimen — mit einem der Mitspielenden verabredet, daß dieser eine bestimmte Frage, also zum Beispiel: „Wer ist älter, du oder ich?“ aufschreibt. Er muß sich merken, welches der Zettel seines Verbündeten ist, denn er darf diesen nicht zuerst nehmen. Er ergreift also einen beliebigen anderen Zettel, hält ihn sich gegen die Stirn und tut so, als ob er einen Augenblick angestrengt nachdenke. Dann sagt er: „Ich“, als wenn er Antwort auf die Frage seines Genossen gäbe. Nachdem er dies geantwortet hat, nimmt er den Zettel, faltet ihn auseinander, aber so, daß sonst niemand lesen kann, was darauf steht, und sagt dann laut: „Hier steht: Wer ist älter, du oder ich. — Stimmt meine Antwort?“ — Der Verbündete des Zauberers wird das bestätigen. Nun hat aber doch in Wahrheit diese Frage gar nicht auf dem Zettel gestanden, sondern eine ganz andere. Vielleicht: „Wieviel Leute sind in diesem Zimmer?“ — Das hat der Zauberer also gelesen. Er steckt das Blatt in seine Tasche, nimmt einen neuen Zettel, hält ihn sich gegen die Stirn und sagt: „Mit mir zusammen sind es neun Personen.“ Dann öffnet er den Zettel, liest für sich, welche Frage darin steht, sagt aber laut: „Hier steht: Wieviel Leute sind in diesem Zimmer?“ — Also die Frage von dem

vorigen Zettel. Und so fährt er fort. Als letzten nimmt er den Zettel seines Verbündeten. — Das Kunststück gelingt immer und hat jedesmal großen Erfolg. Versucht es nur einmal! Ihr werdet bestimmt als unnachahmliche Gedankenleser und Zauberer gefeiert werden.

Onkel Otto.

Rätsel-Ecke

Umstellungsaufgabe.

Mahl — Hehe — Erich — Dame — Beda — Ton — Unart — Luna — Irene — Tadel — Nord — Borste — Harm — Notar — Bart — Stroh — Abel — Genua.

Jedes der Wörter ist durch Umstellen seiner Buchstaben in ein anderes zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben den Titel einer Dichtung von Goethe.

Bilderrätsel.



Ein Paar.

Machst du sie jemand, ganz bestimmt
Er schleunigst in die Hand sie nimmt.
Wenn du sie übereinanderlegst,
Du dich gewiß nicht fortbewegst.

Verwandlung.

Mit „e“ wird es ein Geldstück sein,
Aus längst vergang'nen Tagen,
Mit „a“ ist es ein Kleidungsstück,
Das stets die Richter tragen.

Der versteckte Fluß.

Sich kenn' einen Fluß im englischen Land,
Er ist wohl jedermann bekannt.
Da hab' ich kürzlich nun entdeckt,
Daß in dem Fluß ein „deutscher“ steckt.

Der Rest.

Es ging sein Lebtag hin und her
Stets friedlich und im Takt,
Bis Kopf und Fuß man mit der Echer'
Ihm tückisch abgezackt.
Das arme Ding! Wie ist ihm trüb;
Doch gibt ein Sprichwort Mut:
Ist das, was von ihm übrigblieb,
Nur gut, ist alles gut.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 8.

Silberrätsel.

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder.

1. Wollgras, 2. Odenwald, 3. Mahagoni,
4. Marich, 5. Neufundländer, 6. Spandau,
7. Italienisch, 8. Nelli, 9. Gleitflug, 10. Tauziehen,
11. Drudececi, 12. Ameise, 13. Leopard,
14. Akazie, 15. Sperber.

Heini.

erlangen — Erlangen.

Unbekannte Nachbarn: Die Augen.

Geographie: eng, Land, England.

Vielseitig: Lot.

Fridolins Lachkabinett

Lehrer: „Neune mir ein Säugetier,
das nicht gehen kann, Karlehen.“

Schüler: „Ein toter Schimmel.“

*

Hans: „Müssen wir denn vom Affen abstammen, wie Onkel Paul immer behauptet, tut es nicht ein Ochse oder ein Esel?“

Mag: „Bei dir scheint es so zu sein, bei mir aber nicht.“

*



„Papa, kauf mir doch bitte eine Trompete,“ bittet Peter.

„Nein, mein Kind, da störst du mich bei der Arbeit.“

„Ach bitte, Papa, kauf mir doch eine, ich trompete auch nur, wenn du schläfst!“

*

„Onkel, ich glaube, jetzt weiß ich, was der Lehrer in der Religionsstunde meinte, als er sagte: Geben ist seliger denn nehmen.“

„Na, was denn, mein Junge?“

„Lebertran!“

*

Karlehen: „Vater, wachsen Pilze nur da, wo es feucht ist?“

Vater: „Jawohl, mein Junge!“

Karlehen: „Ach, deshalb sehen sie auch wie Regenschirme aus!“



Mutter (zu Elschen, die ein Loch in ein Bild gestoßen hat): „Hast du das mit Absicht getan?“

Elschen: „Nein, mit dem Finger!“

*

Lehrer: „Das schlechteste Zeugnis hast du doch noch lange nicht, Hans; und dabei stellst du dich unglücklicher an als alle anderen!“

Hans (heulend): „Ja, mein Vater ist aber auch Vorsitzender des Athletenklubs.“

*



„Was studiert denn Ihr Sohn in Leipzig?“

„Die Speisekarten sämtlicher Restaurants.“

*

„Sag' mal, Mutti,“ fragt Frigchen, „was hat denn eine Musikkapelle mit einer Wurst gemeinsam?“

Die Mutter überlegt hin und her.

„Aber das ist doch sehr einfach!“ ruft Frigchen triumphierend aus: „Die Pelle!“

Ein „verhängnis“-volles Abenteuer



Der Wüstenwanderer trabt im Schritt,
Die Hängematte schleppt er mit.



Er schleppte sie zum Waldesrand,
Wofelbst er sie an Palmen band.



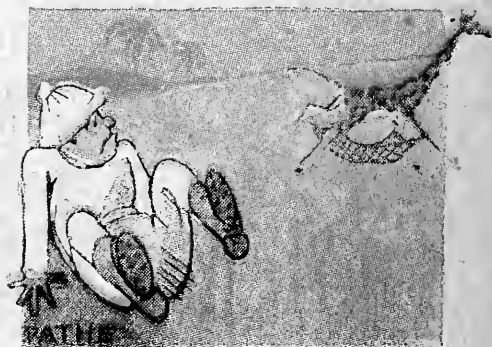
Dann legt er selber sich zur Ruh';
Der Bollmond schaut bedenklich zu.



Schon wiegen ihn die schönsten Träume,
Da wackeln die vier Palmenbäume.



Sie wackeln, rennen fort geschwind:
Weil sie Giraffenbeine sind.



Plumps, sitzt er da und schaut verduht,
Weil 'ne Giraffe ihn ge-uzt.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ADVENTUR



ERATHE

„Jawohl, ich bin es!“ rief Richard Löwenherz.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Der treue Blondel.“)

Der treue Blondel

Eine Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge von Mathilde Weil

Gegen Ende des Jahres 1191 kehrte der Beherrscher der Ostmark, Herzog Leopold, siegreich aus dem dritten Kreuzzuge heim. Der Jubel der Wiener wollte gar kein Ende nehmen, so glücklich waren sie, daß ihr geliebter Herzog heil und gesund aus den furchtbaren Kämpfen heimkehrte.

Aus jener Zeit soll Oesterreichs Wappen, das Bindenschild, stammen. Das kam auf folgende Weise zustande: Einst socht Herzog Leopold auf den Wällen von Askalon so mutig, daß sein weißer Waffenrock sich rot von Blut färbte; nur die Stelle, um die des Herzogs Gemahlin, Frau Blanka, die Feldbinde geknüpft hatte, blieb weiß. Drum erhob Herzog Leopold ein rotes Schild mit

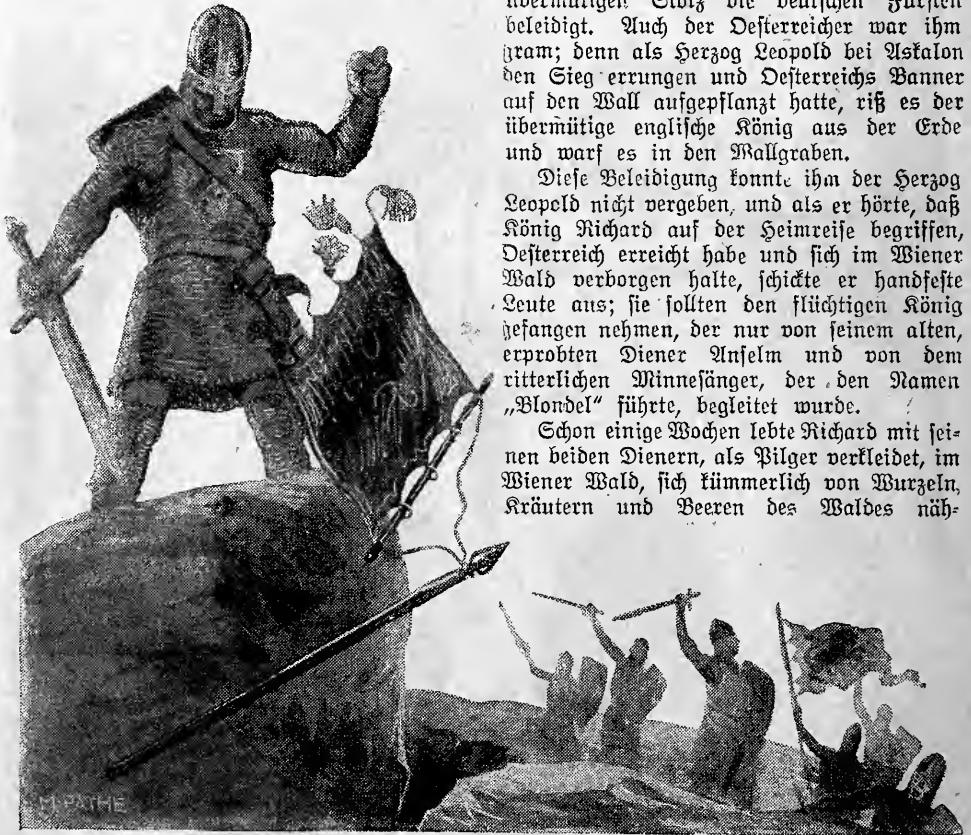
weißer Querbinde zu seinem herzoglichen Wappen.

Und nun wurde in Wien des Herzogs Rückkehr glänzend gefeiert; Adell und Bürgerchaft überboten sich in der Veranstaltung prunkender Turniere und glänzender Siegesfeiern.

Doch eine schwere Sorge trübte des Herzogs Freude; in den wilden Kriegen des Kreuzzuges hatten sich die verbündeten deutschen Fürsten mit dem stolzen englischen König verfeindet. Englands König, Richard Löwenherz — so genannt, weil er einst tollkühn einen mächtigen Löwen, der ihn angefallen hatte, mit seinen bloßen Händen erwürgte — hatte durch seinen verlegenden, übermütigen Stolz die deutschen Fürsten beleidigt. Auch der Oesterreicher war ihm gram; denn als Herzog Leopold bei Askalon den Sieg errungen und Oesterreichs Banner auf den Wall aufgepflanzt hatte, riß es der übermütige englische König aus der Erde und warf es in den Wallgraben.

Diese Beleidigung konnte ihm der Herzog Leopold nicht vergeben, und als er hörte, daß König Richard auf der Heimreise begriffen, Oesterreich erreicht habe und sich im Wiener Wald verborgen halte, schickte er handfeste Leute aus; sie sollten den flüchtigen König gefangen nehmen, der nur von seinem alten, erprobten Diener Anselm und von dem ritterlichen Minnesänger, der den Namen „Blondel“ führte, begleitet wurde.

Schon einige Wochen lebte Richard mit seinen beiden Dienern, als Pilger verkleidet, im Wiener Wald, sich kümmerlich von Wurzeln, Kräutern und Beeren des Waldes näh-



Der treue Blondel.

Richard Löwenherz riß Oesterreichs Banner aus der Erde und warf es in den Graben.

rend. Des Nachts ruhte Englands stolzer König in einer Höhle im Walde, bewacht von einem seiner Getreuen, der sich mit dem andern ablöste.

Eines Tages beschloß König Richard, nach Wien zu gehen, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Umsonst beschworen ihm die beiden Diener, von seinem Vorhaben abzulassen; denn es ahnte ihnen Unheil. Doch Richard Löwenherz war nicht der Mann, sich abschrek-

das heißt, auf der blanken Fläche wurden Kegel geschoben, ein Winterbergknägen, das die Donauschiffer ihrem Landesherren zu Ehren abhielten.

In der großen Küche des Rüdenhauses wurde geschmort und gebraten; denn der Herzog wollte, durch den Aufenthalt in der frischen Winterluft mächtig hungrig geworden, dort einen Imbiß einnehmen, bevor er in die Hofburg zurückkehrte.



Der treue Blondel.

Der treue Blondel durchstreifte das ganze Land und stramte vor jedem Verließ seine Lieder an-

ten zu lassen; auch behauptete der König, er müsse endlich warme Speisen genessen. So zog er die Schnur fester um sein dürftiges Pilgergewand und machte sich auf den Weg.

Es dunkelte bereits, als König Richard die Vororte von Wien erreichte; da sah er auf einer mäßigen Anhöhe ein großes, hellerleuchtetes Gebäude. Es war das herzogliche Jagdschloß „Rüdenhaus“, so genannt, weil die herzogliche Jagdmente dort ihre Unterkunft hatte, und die männlichen Hunde bekanntlich „Rüden“ heißen.

Herzog Leopold befand sich gerade mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofe auf der zugefrorenen Donau beim „Eischießen“;

Nicht ahnend, daß er gerade seinen Feinden in die Hände lief, klopfte Richard bescheiden an die Küchentür des Rüdenhauses und bat den dicken Koch, ihm ein wenig warmes Essen zu schenken.

„Ei, frommer Pilgrim, das will ich wohl tun,“ lachte der Dicke, „doch habe ich heut' so viel Arbeit, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht; da müßt Ihr Euch Euer Essen schon selbst verdienen! Dreht mir doch mal den Spieß, an dem die jungen Hühner stecken!“

Richard Löwenherz, von dieser Aufforderung überrascht, machte eine unvorsichtige Wendung, wobei sein Mantel sich öffnete und seine blinkende Rüstung zum Vorschein kam.

Nun war die Ueberraschung auf der Seite des dicken Kochs. Neugierig trat er näher und blickte dem Pilgrim schärfer ins Gesicht. Unschwer erkannte er trotz der verwilderten Haar- und Barttracht Englands König. Und wenn er anfangs seiner Sache nicht sicher gewesen wäre, Englands Wappen im Schwertknäuf, der nun sichtbar wurde, ließ jenen Zweifel schwinden.

„Erlauchter Herr,“ sprach er anscheinend demüthig, doch voll tiefen Hohnes, „Ihr seid zu fein, um hier in Wien einen Bratenwender zu machen! Euch ist was Besseres bestimmt, erlaubt, daß ich unsern Herzog von Eurem hohen Besuch verständige!“

Empört sprang Richard Löwenherz auf. „Ergebt Euch! Widerstand ist umsonst!“ erklang da auch schon Herzog Leopolds mächtige Stimme durch die Rüche.

Trozig trat Richard Löwenherz zurück, ließ das ärmliche Pilgergewand fallen und stand in königlicher, silberner Rüstung da. „Es ist unritterlich, Herzog Leopold, einen Wehrlosen gefangen zu nehmen!“ grollte Richard Löwenherz.

„Ihr vergeßt, mein König,“ erwiderte der Babenberger Herzog, „wie sehr Ihr mich in Astalon beleidigt habt, und dann schwor ich meinem kaiserlichen Lehnsherrn, dem deutschen Kaiser Heinrich dem Sechsten, Euch gefangen zu nehmen, wenn Ihr in meine Hände fallt!“ So mußte Richard sich fügen. Seine beiden Begleiter aber, die er im Wiener Walde zurückgelassen hatten, verzehrten sich in Kummer.

Der treue Blondel ergriff sein mächtiges Schwert, stimmte seine Laute und durchstreifte das ganze Land; vor jedem Belie-

stimmte er seine Lieder an. Er sang nur Lieder, die König Richard oder er gedichtet hatte, und hoffte, daß so sein Herr seine Nähe erkennen und ihm Antwort geben werde.

Monatelang durchstreifte Blondel ganz Oesterreich, bis er endlich an einem Frühlingsabend vor die Burg Dürrenstein an der Donau gelangte.

Die Burg lag auf einem hohen Felsen; aus ihren kleinen, stark vergitterten Fenstern erglänzte matter Lichtschein; trostlos, ohne Hoffnung, ergriff der Minnesänger seine Laute und sang:

„England, du mein holder Stern,
Dir allein mein Sehnen gilt.“

Und hoch! Aus einem Reiterfenster erkönte der zweite Vers, leise als Antwort gesungen:

„Seit dir König Richard fern,
Heißer deine Träne quillt.“

Aufjauchzend breitete Blondel die Arme aus. Er hatte endlich seinen Herrn gefunden und sang ihm feurige Trostesworte zu. Er sollte nur mutig ausharren, denn bald nahe Befreiung. Dann machte sich Blondel auf den Weg nach Rom, dem Papste seines Herrn Leid zu klagen.

Der heilige Vater drohte dem Babenberger mit dem stärksten Bannfluche, wenn er Englands König nicht sofort freiließe. Da gab Leopold den Widerstand auf und schenkte dem englischen König die Freiheit. —

Bald darauf konnten die Engländer ihren lang vermißten König wieder begrüßen. Und das verdankten sie allein der Ausdauer und Anhänglichkeit seines treuesten Dieners Blondel.



Der treue Blondel.

Unter großem Jubel zog Richard Löwenherz wieder in seine Burg ein.



Die Fliege mit dem Affengesicht

Eine Fliege, deren Kopf wie das Gesicht eines Affen aussieht.

Ist es nicht eigentlich seltsam, daß wir so manches Wesen, mit dem wir tagtäglich zu tun haben, im Grunde genommen gar nicht kennen? Ihr seht hier zum Beispiel das Bild eines Insekts, und ich will wetten, niemand, von euch würde glauben, daß das ein vergrößertes Bild einer Fliege ist. Aber ihr braucht euch in diesem Falle eurer Unkenntnis nicht einmal sonderlich zu schämen: hat man doch noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein in allen naturwissenschaftlichen Werken lesen können, die Fliege habe vier Beinpaare (statt der drei wirklich vorhandenen), und das nur, weil der große griechische Philosoph und Naturforscher Aristoteles sich beim Zählen geirrt hatte, und kein Mensch sich später die Mühe machte, selber einmal nachzuzählen! Das Merkwürdigste an unserem Fliegenbild ist der Kopf mit dem „Gesicht“, das ganz dem

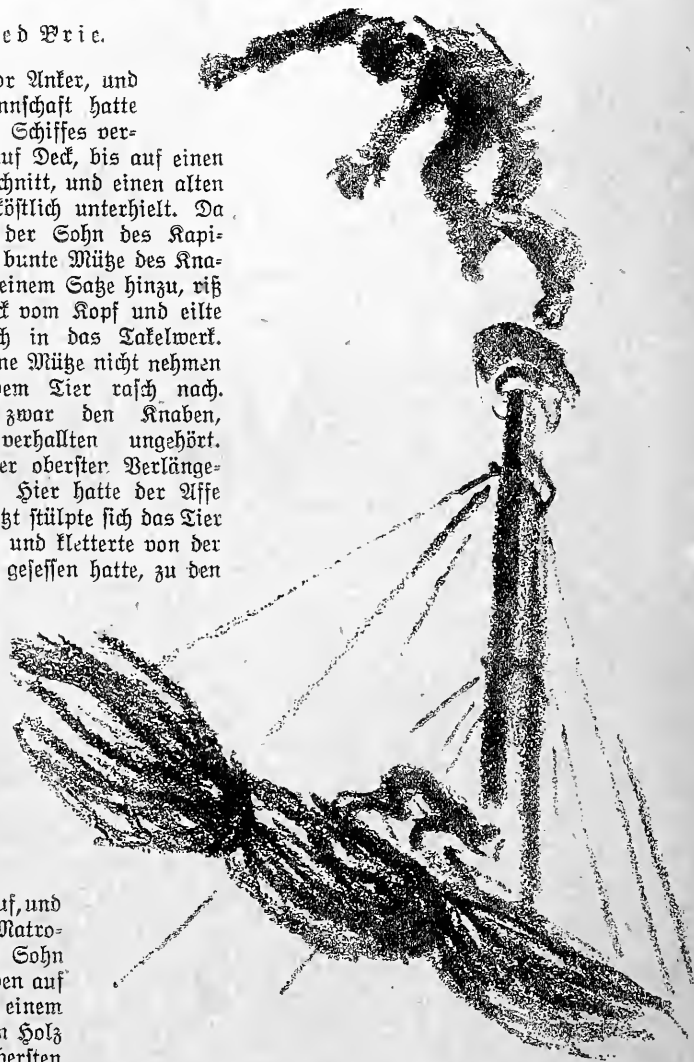
eines Affen ähnel. Die runde, stark gewölbte Schale oben seitlich ist das riesige Auge, das aus ungezählten einzelnen, sechseckigen Schfeldern mosaikartig zusammengesetzt, der Fliege gestattet, nach jeder Richtung hin zu sehen, ohne daß sie den Kopf zu drehen braucht. Nach der Mitte des Kopfes hin liegen die sogenannten Nebenaugen, mit denen die Fliege allerdings nicht sehen kann. Die Mundteile — Ober- und Unterkiefer sind verkümmert — stellen sich auf unserer Abbildung als ein langgezogener Schlich dar; in ihm birgt sich ein trompetenartig gestalteter Rüssel, den die Fliege, wie der Posaunenbläser sein Schallrohr, willkürlich hervorstrecken und wieder einziehen kann. An den Füßen — das oberste Beinpaar unserer Abbildung zeigt das recht deutlich — hat die Fliege sogenannte Haftballen. Das sind polsterartige, mit zahlreichen feinen Härchen besäte Gebilde, die durch eine Flüssigkeit stets feucht gehalten werden. Mit dieser Flüssigkeit „leimt“ sich die Fliege an den glatten, senkrechten Flächen, die sie bekriecht, gleichsam fest und überwindet so die Wirkung der Schwerkraft. Das alles könnt ihr genau beobachten, wenn ihr im Sommer einmal dem Lur der Fliegen zuschaut.

Dr. A. Sn.

Ein Schiffsjungenstreich

Erzählt von Alfred Fric.

Die Fregatte lag vor Anker, und die müßige Schiffsmannschaft hatte sich in den Räumen des Schiffes verloren. Niemand war auf Deck, bis auf einen Affen, der Grimassen schnitt, und einen alten Neger, der sich dabei köstlich unterhielt. Da kam noch Bob hinzu, der Sohn des Kapitäns. Als der Affe die bunte Mütze des Knaben sah, sprang er mit einem Satz hinzu, riß sie ihm mit einem Ruck vom Kopf und eilte mit seinem Raub hoch in das Takelwerk. Bob wollte sich aber seine Mütze nicht nehmen lassen und kletterte dem Tier rasch nach. Der Neger warnte zwar den Knaben, aber seine Worte verhallten ungehört. Schon war Bob bei der obersten Verlängerung des Hauptmastes. Hier hatte der Affe den Knaben erwartet. Jetzt stülpte sich das Tier die Mütze auf den Kopf und kletterte von der Segelstange, auf der es gefressen hatte, zu den höchsten Kreuzbäumen hinauf, wo es sich wieder hinsetzte und anfang, die Mütze zu zerreißen. Bob folgte ihm. Plötzlich aber erhob der alte Neger ein lautes Geschrei, das die ganze Mannschaft an Bord lockte. Mit Entsetzen zeigte der Schwarze hinauf, und selbst die abgehärtetsten Matrosen erblaßten. Bob, der Sohn ihres Kapitäns, stand oben auf dem Flaggenknopfe, einem kleinen, runden Stückchen Holz auf der Spitze des obersten Mastes ... Das Entsetzen der ganzen Mannschaft war begreiflich, denn eine Umkehr war unmöglich. Bis hierher war Bob von dem Affen gelockt worden, und der leichtsinnige Knabe hatte nur an das Vorwärts, nicht an das Zurück gedacht. Seine Füße standen auf der winzig kleinen Fläche, und unter derselben war nichts als eine glatte,



Bob sprang mit aller Kraft in die Tiefe.

lange Stange, die sich unter seinem Gewichte bog. Der Affe konnte, da er außerordentlich gewandt war, von hier sehr leicht fortkommen; aber für den Knaben mußte jeder Versuch, diesen Platz zu verlassen, den sicheren Tod herbeiführen; er würde dabei zweifellos

das Gleichgewicht verlieren und auf das Deck stürzen. Die gesamte Besatzung des Schiffes mit den Offizieren war auf Deck versammelt und blickte ratlos in die Höhe. Der erste Leutnant griff nach dem Sprachrohr, um dem armen Bob den Befehl zum Herabsteigen zu geben; aber kaum hatte er das Rohr an die Lippen gesetzt, so ließ er es wieder sinken. Das Kommando wäre vergeblich erteilt worden, denn die Gefahr, auf das Deck zu stürzen, war zu groß. Keiner wußte Rat. In diesem Augenblick erschien an Deck der Kommandant, der Vater Bobs, der in einem Boot unbemerkt von Land herangerudert war. Der Kapitän gab keinen Laut von sich. Er war eine herkulische Gestalt mit gebräunten, strengen Zügen, und er stand bei den Matrosen in dem Ruf, daß er seinen Sohn noch strenger behandle als die anderen Kadetten; in Wirklichkeit aber liebte er seinen Sohn zu sehr, um ihn zu verzärteln. Die Ankunft des Kapitäns gab den Blicken der versammelten Mannschaft jäh eine andere Richtung. Alle waren begierig, den Eindruck zu beobachten, den die Gefahr, in der sein Sohn schwebte, auf den Vater machen würde. Der Kommandant gab jedoch durch kein Zeichen zu erkennen, was in ihm vorging. Sein Auge behielt den gewohnten strengen Ausdruck, auf seiner Stirn waren die gewohnten Falten sichtbar, und seine zusammengepreßten Lippen zeigten die gleiche Entschlossenheit, die ihn in allen Lagen seines Lebens immer auszeichnete.

Als er alles überschaut hatte, riß er einem seiner Matrosen das Gewehr aus der Hand, legte auf seinen Sohn an und rief ihm zu: „Robert, spring' über Bord, oder ich gebe Feuer!“

Der Knabe zögerte und schien zu schwanken. Noch einmal erhob der Kapitän seine gewaltige Stimme:

„Spring' über Bord, Robert, es ist deine letzte Rettung!“

Kaum hatte der Knabe diese Worte vernommen, da sprang er mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft. Totenstille herrschte eine Sekunde lang auf Deck; der Vater gab keinen Laut von sich. Der Knabe sauste hinab in das Meer. Aber ehe die Wogen sich über ihm schlossen, waren schon die Mutigsten der Matrosen über Bord gesprungen. Noch einen Augenblick herrschte atemlose Beklemmung unter den Zurückgebliebenen. Dann tauchte der Knabe wieder auf. Zwanzig Arme griffen nach ihm, und inmitten der anderen schwamm Bob langsam dem Schiffe wieder zu. Als er wieder das Deck betrat, war für einen Augenblick die sonst so streng gehütete Zucht verschwunden, und ein lautes Hurra! tönte dem Geretteten entgegen. Bis zu diesem Augenblicke hatte der Kapitän seine Fassung behauptet. Jetzt aber schwanken seine Knie. Und erst den Bemühungen des Schiffsarztes gelang es, den Kapitän wieder zu sich zu bringen. Stumm winkte er seinem Sohne und verschloß sich mit ihm in seiner Kajüte. —

Als Bob nach geraumer Zeit wieder an Deck erschien, schwammen seine Augen in Tränen.



Ein Schiffsjungenstreich.

Der Kapitän legte auf seinen Sohn an und zwang ihn so, sich durch einen Sprung ins Wasser zu retten.

SCHORSCHL' und S



Der Schorsch und der Sepp ha'm satt von die Wilden,
Es packt sie die Sehnsucht nach Heimatgefilben,
Sie landen in „München“, der herrlichen Stadt,
Almo man das treffliche Hofbräu hat.



Da steht vor 'nem Hause ein Pfortner, betref
Es scheint, daß man drinnen gut trinkt und gut e
Er sieht ihre Tracht und sagt: „Bitte sehr,
So fan's doch so freindlich und treten's doch näh'



Die Wirtsleute stehen. Gewehr bei Fuß.
Die Gäste, die werden zu Brei und zu Mus.
Kein Türschloß, das ganz bleibt, kein Stuhlbein, das
Die Beiden behaupten als Sieger das Feld. (hält,



Kein einziger ahnt von den beiden „Verbauern“
Daß „Gäst“ sie nicht sind, sondern richtige Bawen
Man sagt, daß so schön man wie sie es nicht kön
Und macht ihnen drüber sehr viel Kompliment

EPP L' ABENTEUER



Die beiden, die lassen sich bitten nicht lang,
Das schönste Geräuse ist oben im Gang.
Ziroler Kostümfest — sie kommen grad' redt,
Man haut und verblüht sich beinahe wie eht.

Das ist für die zwei ein gefundenes Fressen,
Nicht haben sie's Kaufen verlernt unterdessen.
Sie nehmen's für ernst und mischen sich drein,
Und hauen die Gäste bald kurz und bald klein.



M. PATHE

Zulezt kriegen s' Preise, der eine ein Messer,
Der andre ein'n Gamsbarthut, was noch besser.
Dann zieh'n nebst „errungenen“ Preisen sie weiter
Und finden, sie sind ein paar treffliche Streiter.

Die beiden, weil alles so utzig verlief,
Die lachen darüber halb krank sich und schief
Und fangen schon an drüber eifrig zu sinnen,
„Was kann man das nächste Mal tun und beginnen?“

Hat Harun al Raschid gelebt?

Wer heute nach Bagdad kommt, jener vielgerühmten und aus der Märchensammlung „Tausend und eine Nacht“ bekannten Wunderstadt, wird nicht wenig erstaunt sein, an Stelle der erwarteten Pracht ein großes Dorf zu finden, das kaum mehr an jene Weltstadt der alten Zeiten erinnert, die mit dem Leben des Kalifen Harun al Raschid eng verknüpft war. Nichts mehr von all der Wunderpracht, nichts von den herrlichen Gebäuden, Moscheen und wundervollen Denkmälern, deren Entstehen nach der Ueberlieferung auf Harun al Raschids Anregung zurückzuführen ist.

So könnte man sich fragen, ob dieser Kalif, der in fast allen Märchen des Morgenlandes vorkommt, überhaupt je gelebt hat. In diesen überlieferten Märchen wird erzählt, wie Harun al Raschid, der den Beinamen „der Gerechte“ führte, verkleidet mit seinem Weste, bei Nacht die Straßen Bagdads durchstreifte, um Unrecht aufzudecken, Uebeltäter zu bestrafen und das Gute zu belohnen. Auch dieser Umstand könnte fast auf eine Märchenfigur hindeuten, — aber nein! Ebenso wie es einen Münchhausen und einen Till Eulenspiegel wirklich gegeben hat — wenn auch die meisten der ihnen zugeschriebenen Geschichten erst später hinzugedichtet wurden, — ebenso hat dieser große Kalif, der „Herrscher aller Gläubigen“, einst wirklich gelebt. Er regierte zur gleichen Zeit wie Karl der Große, der ihm sogar einmal eine Botschaft mit kostbaren Geschenken sandte. Man kann sich vorstellen, welches ungeheure Aussehen es er-

regte, als die Gesandten des deutschen Kaisers in ihren kostbaren und pomphaften Gewändern vor Harun al Raschid erschienen. Reich beschenkt kehrten sie in die Heimat zurück und sorgten dafür, daß sich der Ruhm Harun al Raschids im Abendlande immer weiter verbreitete.

Harun al Raschid war zweifellos ein gewaltiger Herrscher; sein Reich erstreckte sich über den größten Teil der asiatischen Türkei, über Persien, Arabien, Aegypten und das ganze übrige Nordasien. Sicher ist auch, daß er es liebte, ungetreue Beamte und bestechliche Richter durch eigene Nachprüfung der Dinge auf frischer Tat abzufassen und zu bestrafen, und daß er ehrlich bemüht war, selbst dem geringsten seiner Untertanen unparteiisch zu seinem Rechte zu verhelfen. Um das zu erreichen, war es notwendig, sich insgeheim unter das Volk zu mischen, um dessen wahre und unverfälschte Meinung zu hören, und so, wie fast jede der im Volk überlieferten Geschichten ein Körnchen Wahrheit enthält, so mag auch ein großer Teil der spannenden und abenteuerlichen Erzählungen, die über den orientalischen Fürsten in die Volks Sage übergegangen sind, auf Wahrheit beruhen. Aber da es in den Ländern des Islam seit jeher Brauch war, daß Nachrichten größtenteils durch den Mund der Märchenerzähler, denen alt und jung begeistert lauscht, weiterverbreitet wurden, wird man begreifen, daß so ein alter Märchenerzähler in Turban und Mantel seinen Zuhörern



Kalif Harun al Raschid, „der Gerechte, Beherrscher aller Gläubigen“.



Hat Harun al Raschid gelebt?

Harun al Raschid empfängt die Gesandtschaft Karls des Großen, die ihm Geschenke überbringt.

nicht immer dasselbe vorsetzen kann; so wurden seine Geschichten immer wunderbarer. So mag es auch bei den Erzählungen der Fall sein, die über Harun al Raschid bekannt wurden, denn die Phantasie hat im Lauf der Jahrhunderte manchen besonders schönen Charakterzug oder manches besonders abenteuerliche Geschehen zu der Wahrheit hinzugegedichtet.

Zwei Bauwerke geben in der höchst seltenen, altertümlichen, allerdings recht verfallenen Stadt Bagdad noch heute Kunde aus Harun al Raschids Tagen, aus jener Zeit, da Bagdad die Hauptstadt eines bedeutenden und klugen Herrschers und eines Riesenreiches war. Zunächst: das Talisman-Tor, ein mächtiges, turmähnliches Gebäude aus Ziegelsteinen mit einer uralten Inschrift, einem Koranspruch, und dann: das Grab der Zobeide, der schönen Gattin Haruns, das aus einem würfelförmigen Aufbau mit hohem, spitzem Obelisk besteht. Es ist aus Lehmziegeln errichtet, und der Obelisk stellt die Nachbildung eines schuppigen Palmstammes dar. Freilich wurde dieses Bauwerk in elfhundert Jahren so häufig erneuert, ausgebessert und ergänzt,

daß von den ursprünglichen Formen kaum noch Reste vorhanden sind. Immerhin: es steht da als greifbares Zeugnis für die Tatsache, daß Harun gelebt hat, mitten zwischen Palmen am Wüstenrand, und der alte Märchenerzähler im Basar zu Bagdad beruft sich darauf, wenn er von dem großen Kalifen und der lieblichen Zobeide erzählt. Dr. St.-R.

Pampes
"rätselhafter
Brief"

Liebe Freundel Gestern komme ich an meinen Schreibtisch. Liegt da ein riesengroßer Brief mit einem roten Siegel und hat die Aufschrift „An Onkel Soldi“. Ich öffne ihn. Aber stellt euch mein Entsetzen vor: ich kann kein Wort lesen. Ich drehe ihn rechts herum, links herum, es nützt nichts. Endlich beschloß ich, euch den Brief vorzulegen; vielleicht helft ihr mir und verratet mir den Inhalt.

Bekanntmachung

Hiermit wird bekannt gemacht, dass die
 Preise für die Ausgabe der "Fridolin" von
 1912/13 an neu bestimmt sind. Die
 alten Preise werden für die Ausgabe
 der "Fridolin" vom 1. April 1913 an
 nicht mehr in Geltung sein. Die
 neuen Preise sind im Beilagenblatt
 Nr. 127 abgedruckt. Für die Ausgabe
 der "Fridolin" vom 1. April 1913 an
 werden die alten Preise fortgesetzt.
 Die Redaktion der "Fridolin".

Diesen rätselhaften Brief wollte ich euch eigentlich als Preisaufgabe stellen. Aber ich bin davon abgekommen; denn ich habe bei meinem letzten Preisanschreiben recht trübe Erfahrungen gemacht. Da ich nämlich nie in der Lage war, so viele Preise auszusetzen, wie nötig waren, um a l l e Einsender richtiger Lösungen mit schönen Preisen zu erfreuen, waren viele meiner Freunde, die richtig geraten hatten und dennoch bei der Verlosung der Preise leer ausgegangen waren, traurig und schrieben mir, daß sie sich vergeblich angestrengt hätten. So beschloß ich, in Zukunft keine Preisrätsel mehr aufzugeben. Aber Onkel Otto machte einen Vermittlungsvorschlag. Er meinte nämlich, ich sollte unter meinen Lesern eine Abstimmung veranstalten. Wenn die meisten trotz alledem für ein neues Preisanschreiben wären, so sollte ich wieder eine neue Aufgabe stellen. Da ich diesen Ausweg sehr vernünftig finde, bitte ich euch, schreibt mir jeder eine Postkarte, auf der entweder steht:

„Lieber Fridolin!
 Bringe ein Preisrätsel!“

oder: „Lieber Fridolin!
 Bringe kein Preisrätsel!“

und dann nur noch der Name und die Adresse. Wer in Berlin wohnt, hat den Vorteil, kein Porto ausgeben zu müssen, denn vor jeder Ullstein-Filiale ist ein Fridolin-Briefkasten, in

den die Karten unfrankiert eingeworfen werden können. In einer der nächsten Nummern werde ich mitteilen, wofür sich die Mehrheit entschieden hat. Und nur entziffert mal den obigen Brief, auch ohne daß Preise fürs Erraten ausgesetzt sind.

Onkel SolDi.



Daß sich ein Streichholz bewegt, ohne daß ihr es berührt, ist wohl unmöglich? — So meint ihr! — Und doch ist es möglich; ihr müht nur das Streichholz, dem ihr „Leben“ einflößen wollt, zunächst etwa in der Mitte knicken; ist das geschehen, dann nehmt ein zweites Streichholz, taucht es in ein mit Wasser gefülltes Glas und laßt einen Tropfen auf das Streichholz fallen, und zwar genau auf die Stelle, wo es geknickt ist! — Und dann wartet ab, was geschehen wird! — Es dauert gar nicht lange, da beginnt sich das Hölzchen zu bewegen, reckt sich und breitet seine beiden Arme immer weiter aus. Ist das nicht hübsch? Versucht es nur mal!

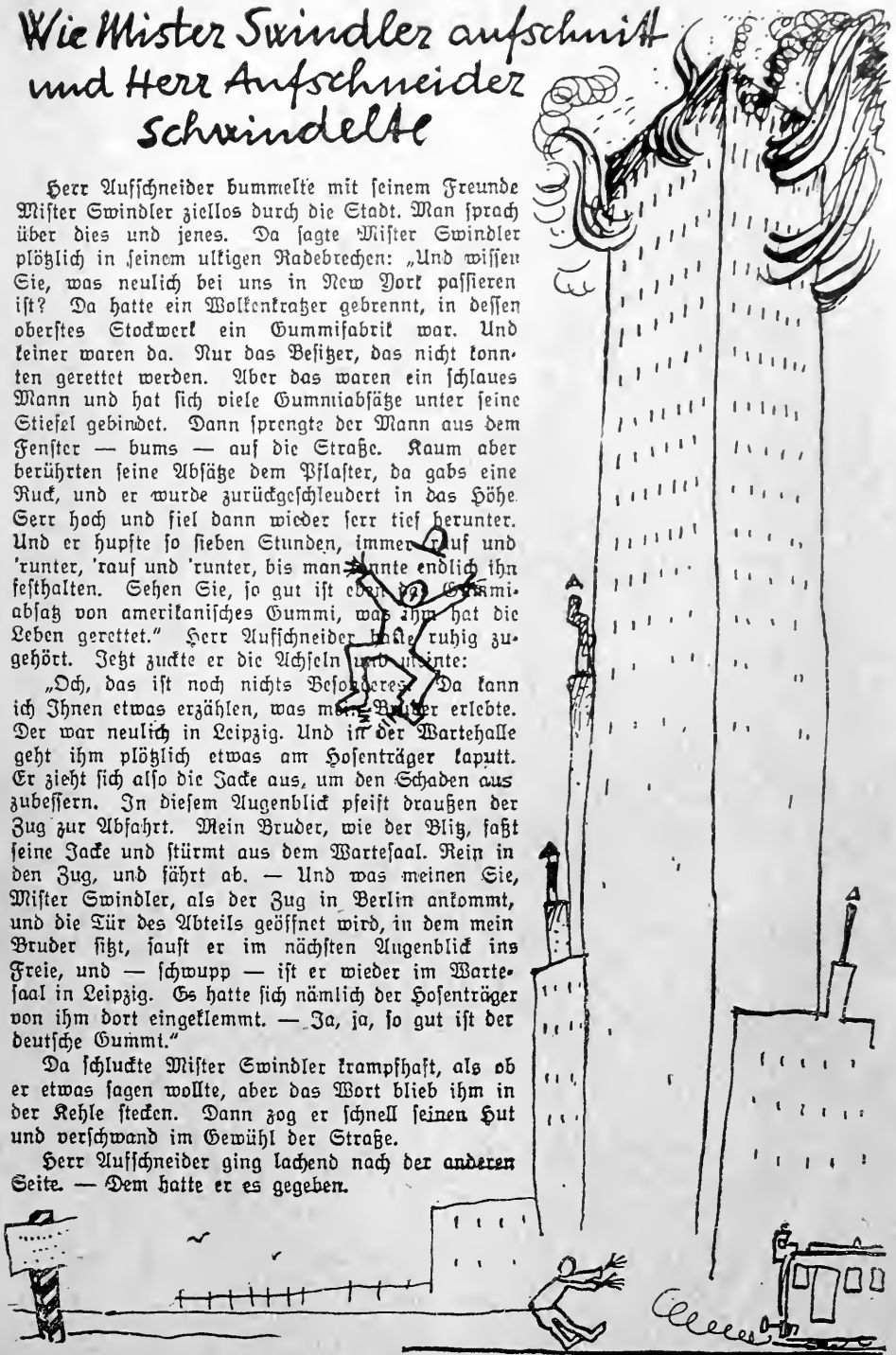
Wie Mister Swindler aufschneit und Herr Aufschneider Schwindelte

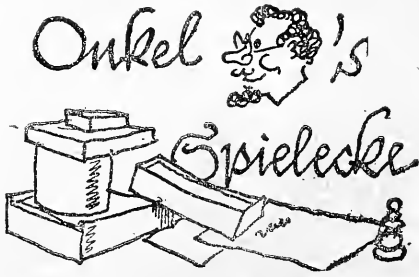
Herr Aufschneider bummelte mit seinem Freunde Mister Swindler ziellos durch die Stadt. Man sprach über dies und jenes. Da sagte Mister Swindler plötzlich in seinem ulkigen Radebrechen: „Und wissen Sie, was neulich bei uns in New York passieren ist? Da hatte ein Wolkenträger gebrannt, in dessen oberstes Stockwerk ein Gummifabrik war. Und keiner waren da. Nur das Besitzt, das nicht konnten gerettet werden. Aber das waren ein schlaues Mann und hat sich viele Gummiabsäge unter seine Stiefel gebündet. Dann sprengte der Mann aus dem Fenster — hums — auf die Straße. Kaum aber berührten seine Absäge dem Pflaster, da gabs eine Ruck, und er wurde zurückgeschleudert in das Höhe. Herr hoch und fiel dann wieder sehr tief herunter. Und er hupfte so sieben Stunden, immer auf und runter, rauf und runter, bis man ihn endlich ihn festhalten. Sehen Sie, so gut ist eben die Gummiabsäge von amerikanisches Gummi, was ihm hat die Leben gerettet.“ Herr Aufschneider hatte ruhig zugehört. Jetzt zuckte er die Achseln und sagte:

„Oh, das ist noch nichts Besonderes. Da kann ich Ihnen etwas erzählen, was mein Bruder erlebte. Der war neulich in Leipzig. Und in der Wartehalle geht ihm plötzlich etwas am Hosenträger kaputt. Er zieht sich also die Jacke aus, um den Schaden auszubessern. In diesem Augenblick pfeift draußen der Zug zur Abfahrt. Mein Bruder, wie der Blitz, faßt seine Jacke und stürmt aus dem Wartesaal. Rein in den Zug, und fährt ab. — Und was meinen Sie, Mister Swindler, als der Zug in Berlin antommt, und die Tür des Abteils geöffnet wird, in dem mein Bruder sitzt, faust er im nächsten Augenblick ins Freie, und — schwupp — ist er wieder im Wartesaal in Leipzig. Es hatte sich nämlich der Hosenträger von ihm dort eingeklemmt. — Ja, ja, so gut ist der deutsche Gummi.“

Da schluckte Mister Swindler krampfhaft, als ob er etwas sagen wollte, aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Dann zog er schnell seinen Hut und verschwand im Gewühl der Straße.

Herr Aufschneider ging lachend nach der anderen Seite. — Dem hatte er es gegeben.





Freunde,
mein ganzer Schreibtisch ist voll von Briefen,
in denen viele meiner Anhänger mir ge-
schrieben haben, daß sie gern noch mehr von
meinen schönen Spielen kennen lernen möch-
ten. Ich erfülle nun heute ihren Wunsch
und erkläre euch zuerst:

DAS RIECH SPIEL



Habt ihr gute Nasen? Daraufhin will
ich euch jetzt prüfen. Zu diesem Zwecke nehmt
entweder aus eurer Hausapotheke oder aus
der Küche Essig, Salmiak, Baldriantropfen
usw. Dann verbindet ihr einem Mitspielenden
die Augen, gebt ihm ein Fläschchen nach dem
andern — immer in verschiedener Reihen-
folge — in die Hand und laßt ihn daran
riechen. Er muß dann seine Meinung über
die darin enthaltene Flüssigkeit äußern.
Diese Meinung wird sorgfältig aufgeschrie-
ben. Dann kommt der Nächste an die Reihe,
dann der Uebernächste, bis schließlich jeder
Spieler die Fläschchen beschnüffelt hat. Nun-
mehr wird festgestellt, wer die meisten Fläsch-
chen richtig „rochen“ hat, und der wird zum
Sieger und Nasenkönig ernannt.



Nun sollt ihr auch noch gut zielen lernen;
dazu verrate ich euch jetzt mein „Schweine“-
spiel. Es gehört ja eine Menge Arbeit zur
Vorbereitung dazu, aber hinterher werdet
ihr bestimmt belohnt. Also einer von euch
kann doch sicher zeichnen? Es braucht kein

Künstler zu sein, wenn er nur halbwegs er-
kennbare Dinge darstellen kann. Der holt sich
ein Stückchen Pappe und zeichnet ein großes
Schwein ohne Schwänzchen darauf, malt es
mit rosa Farbe an und schneidet es sorgfältig
aus. Dann malt er noch einmal zehn gleiche
Schwänzchen, die in der Größe zum Schwein
passen. Nun steckt ihr an jedes Schwänzchen
eine Stecknadel und hängt das Schwein in
erreichbarer Höhe an der Wand auf. Jetzt ver-
bindet ihr einem Mitspielenden die Augen,
drückt ihm ein Schwänzchen in die Hand, dreht
ihn ein paarmal im Kreise und bittet ihn,
das Schwänzchen mit geschlossenen Augen,
ohne mit den Händen zu fühlen oder zu tasten,
am Schwein zu befestigen, wo es nach seiner
Meinung hingehört. Dies muß nun jeder
der Spielenden ausführen, und wer das
Schwein am richtigsten mit seinem Schwänz-
chen versorgt, ist Sieger.

Eine andere Fassung dieses Spiels,
die immer ungeheure Heiterkeit erregt, ist
folgende: einer nach dem andern ergreift Pa-
pier und Bleistift und zeichnet mit verbun-
denen Augen ein rundliches Schwein etwa
wie nebenstehend, nur größer. Am
schwierigsten, aber auch am lustigsten ist hierbei Auge und Ringel-
schwanz einzuzichnen; manchmal wächst dann
das Schwänzchen am Kopf heraus, und das
Auge starrt euch aus dem Bäuchlein ent-
gegen. Wenn die Zeichnung am naturge-
treuesten gelang, der ist Sieger.

Onkel Otto.

Rätsel-Ecke

Seltzam.

Den ersten schlägst du täglich ein,
Zwei-drei kann nie ein Dummer sein;
Willst du den rechten Eins stets gehn,
So mußt du nach dem Ganzen sehn.

Kleine Ursachen, große Wirkung.

Gebt einen Punkt dem Roachsohn,
Und ein Gehölz steht vor euch schon;
Gebt ihn dem Schnaps, sogleich ihr seht,
Was für die Menschen draus entsteht.

Im Märchen.

Die gute Fee zum Kaufkind tritt,
Die Silberspende bringt sie mit;
Schüttle dies Eßgerät in der Not,
Dann hast du stets etwas aufs Brot.

Silberrätsel.

Aus den Silben:

al — ar — blu — but — de — di — e — e —
 — en — gel — gö — han — i — il —
 ka — li — lu — me — nau — neu — on —
 — on — rest — rich — ro — ros — sta —
 — ster — stra — ter — ti

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Liedes von Wolfgang von Goethe ergeben. (Ist ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten:

1. Griechischen Kampfsplatz. 2. Deutschen Fluß. 3. Finnische Hafenstadt. 4. Griechischen Gott. 5. Stacheltier. 6. Kurort im Glager Gebirgsfestel. 7. Chemisches Erzeugnis. 8. Stadt in Deutschland. 9. Schulstraße. 10. Pflanze. 11. Männlicher Vorname. 12. Buchschmuck.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 9.

Umstellungsaufgabe.

Salm — Ehre — reich — Made — Adel
 — Rot — Natur — Ulan — Niere — Delta
 — Dorn — Oberst — Rahm — Ornat —
 — Troh — Horst — Elba — Augen. —
 Hermann und Dorothea.

Bilderrätsel.

Erst der letzte Schritt bringt auf die Spitze
 des Berges.

Ein Paar: Beine.

Verwandlung: Taler, Talar.

Der versteckte Fluß: Thamsa, Ems.

Der Rest: Pendel, Ende.

Fridolins Lachkabinett

Guste, das neue Mädchen, war noch nicht lange in der Stadt. Eines Abends wurde Besuch zum Essen erwartet, und es sollte sehr fein werden. Darum sagte die Hausfrau, nachdem sie Guste alle Verhaltensmaßregeln eingeschärft hatte: „... und wenn Sie den Kalbskopf auftragen, Guste, so stecken Sie eine Zitrone ins Maul und Vorbeerblätter hinter die Ohren, damit es hübsch aussieht!“



Wie Guste den Auftrag ausführte!

*

Lehrer: „Wie viel Erdteile gibt es?“

Schüler: „Fünf.“

Lehrer: „Zähl' sie auf!“

Schüler: „1, 2, 3, 4, 5.“

*

Ein Herr fragt einen Knaben: „Sag' mal, Junge, wie komme ich hier zur Muelmühle?“ — „Das kann ich Ihnen leider nicht sagen,“ antwortet der. Der Herr geht weiter. Da kommt der Junge ihm nachgelaufen und ruft: „Meinen Sie vielleicht die Makkaronifabrik?“ — „Ja, natürlich, das ist doch dasselbe.“ — „Na, da wollte ich Ihnen bloß sagen, wo die Makkaronifabrik liegt, das weiß ich auch nicht.“

Die Kinder hatten Rechenstunde, und der Lehrer erklärte ihnen die Brüche. Karlchen hörte besonders aufmerksam zu. Da fragte ihn der Lehrer:

„Nun, Karlchen, was willst du lieber haben, einen ganzen Apfel oder zwei halbe Äpfel?“

Karlchen erwiderte ohne Besinnen: „Zwei halbe!“

„So, warum denn?“

„Weil ich dann gleich sehe, ob sie innen gut sind!“ sagte das pfiffige Karlchen.

*

„Früh, nenne ein Injekt.“

„Die Notbremse.“

*

Der Lehrer fragt in der unteren Klasse, was ein Kreis sei.

Günther: „Ein Kreis ist eine runde Linie mit 'nem Loch in der Mitte.“

*



„Arthur, Deine Lehrerin hat mir gesagt, daß du dich gar nicht beim Unterrichts meldest! Warum tuft du das denn nicht?“

„Ich werde mich schwer hüten. Wenn man bloß den Finger hochhebt, gleich fragt sie einen etwas, was man gar nicht weiß!“

Der Schlittschuhläufer



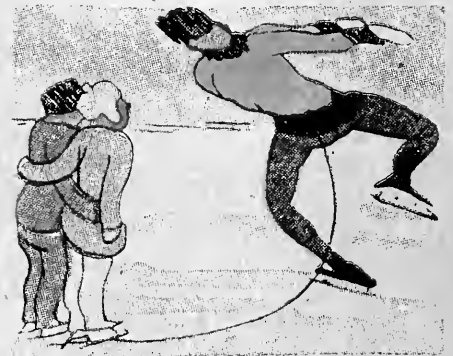
Der Sweater steht dem Mann famos...
Da löst sich g'rad ein Faden los.



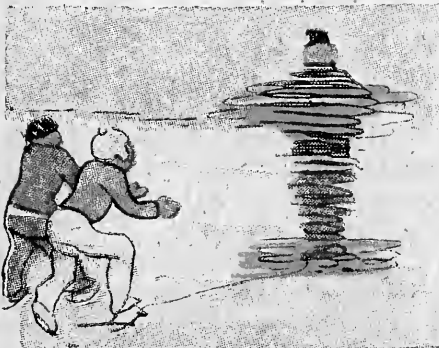
Die Pirouette, wohl gelungen,
Erregt den Beifall zweier Augen.



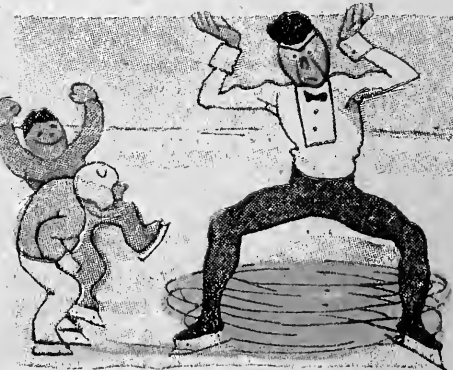
Der Läufer dreht sich wieder um;
Begeistert klatscht das Publikum



'ne Wiederholung kann nicht schaden,
O weh, ein Jung' tritt auf den Faden.



Im Umdreh'n wird — poh Sapperment —
Der ganze Sweater aufgetrennt.



Er steht im Hemd bei Wind und Wetter...
Wo blieb denn der verwiinschte Sweater?



Der peittere Fridolin

Es sagt doch jeder mit Begehrst sich
 Es geht nicht unter hunderttausend

HALBMONA FÜR SPORT UND ABENTEUER



„Sch habe dich schon immer mit Freuden beobachtet,“ sagte der Krokodilkönig.
 (Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Der Krokodilkönig.“)

2
Der
Krokodilkönig



Von M. Lucca.

„Tuwan Ali, ich bin nicht mein Geist, ich bin es selbst,“ rief Kapat.

Es gibt ohne Zweifel kein leichtgläubigeres und abergläubischeres Volk als das der Malaien. Naturerscheinungen, an denen wir durchaus nichts Unerklärliches finden können, gelten bei den Malaien als Äußerungen böser Geister. Ueberall vermuten sie ihre Wirken. In den seltsam geformten Felsen glauben sie die Gestalt des Teufels zu erkennen. Krankheiten führen sie auf den Einfluß von Dämonen zurück, und was auch immer geschieht, stets muß — so glauben sie — ein guter oder böser Geist dabei sein. So kann es uns also wirklich nicht wundern, wenn — wie in folgendem erzählt wird — die Lügengeschichten, die in dem Kopf eines erfindungsreichen malaisischen Taugenichts entstehen, von seinen Volksgenossen geglaubt werden.

Unsere Geschichte handelt von einem Malaien, namens Tuwan Ali, der wegen seines großen Reichtums weit und breit im Lande berühmt war. Er hatte eine herrliche Besitzung am Flusse Pontianak und eine Menge Diener, die sich um ihn und sein leibliches Wohl kümmern mußten.

Unter diesen Dienern war einer, Kapat mit Namen, der ein fauler, nichtsnutziger Schlingel war, und der seinen Herrn sehr ärgerte.

Gern hätte Tuwan Ali den arbeitscheuen Tagedieb schon längst weggejagt, doch schuldete ihm Kapat dreihundert Rupien.

Der reiche Tuwan Ali, der sehr geizig war, wollte nun durchaus, daß Kapat seine Schuld abarbeite. Doch dazu war der faule Schlingel nicht zu haben, und eines schönen Morgens war er gar vom Hofe des Tuwan Ali verschwunden.

Alle Nachforschungen, die der reiche Hofbesitzer anstellen ließ, waren umsonst. Eines Tages fand man das Däta (Kopftuch) Kapats am Flußufer, und nun war kein Zweifel mehr — der Malaie war ertrunken. — Es mochten vier Monate vergangen sein, seitdem Kapat verschwunden war, als eines Abends Tuwan Ali sich am Ufer erging; unbeweglich lag das Boot des reichen Malaien an einer Kette; der große Drachentopf, der, aus Holz geschnitten, den Schnabel des Bootes zierte, schien vorwurfsvoll auf Tuwan Ali zu blicken. Wenn sonst an solch herrlichen Mondscheinabenden Tuwan Ali sein Boot bestieg, hatte ihn sein Diener Kapat stets begleiten müssen; denn so faul er sonst auch war, als Ruderer, Schwimmer und Taucher war er unübertrefflich; besonders wenn es galt, nach den mit dem Speer erlegten Fischen zu tauchen.

Behmütig seufzte Tuwan Ali; er trauerte teils um seine dreihundert Rupien, teils um seinen Diener Kapat mit seinen so seltenen Schwimmkünsten.

Wie er nun so traurig dahinwandelte, hörte er plötzlich wie von Geisterstimmen leise seinen Namen rufen: „Tuwan Ali, Tuwan Ali!“ Und zu seinem größten Entsetzen tauchte der nasse Kopf und Oberkörper Kapats aus dem Fluß.

„Beim Barte des Propheten!“ zeterte Tuwan Ali, „Geist des armen Kapat, laß mich in Ruhe! Deine Schuld sei dir erlassen! Kehre zurück in dein nasses, heiliges Grab, oh Kapat, mein Liebling!“

Doch der vermeintliche Geist stieg langsam aus dem Fluße, kreuzte die Arme über der Brust und sprach, sich verneigend: „Ich bin es

selbst, nicht mein Geist. Ich lehre zurück, mein gütiger Herr, aus alter Anhänglichkeit und Treue. Vier Monate war ich jetzt Diener auf dem Grunde des Flusses bei Seiner Majestät dem Krokodilkönig!"

„Ach geh, du Lügner!“ rief Tuwan Ali.

„Nein, nein,“ rief der andere, „ich bin kein Lügner. Beim Barte des Propheten, es ist die reine Wahrheit. Vor vier Monaten mochte es gewesen sein, als ich, wie gewöhnlich, vor dem Schlafengehen vom Kapit (Floß) aus badete. Da kam ein mächtiges Krokodil angeschwommen, packte mich und versank mit mir blitzgeschwind in die Tiefe des Flusses Pontianak.

Vor dem herrlichen goldenen Palast des Krokodilkönigs machten wir halt und traten ein. Der Krokodilkönig saß bequem zurückgelehnt auf seinem goldenen, edelsteingeschmückten Throne und schmauchte behaglich seine Optumpfeife.

„Sei gegrüßt im Namen des Propheten, mein lieber Kapak,“ begrüßte er mich freundlich, „ich ließ dich durch mein Leibkrokodil holen — denn ich habe dich schon lange beobachtet und mit Vergnügen gesehen, was du für eine Perle von einem Diener bist. Beim Barte des Propheten, der Geizhals Tuwan Ali weiß dich nicht zu schätzen. Weibe bei mir, wo du einen leichten Dienst, reichliche Kost und guten Lohn erhältst.“ Gern willigte ich ein, und hatte wirklich nicht viel Arbeit und Plage.

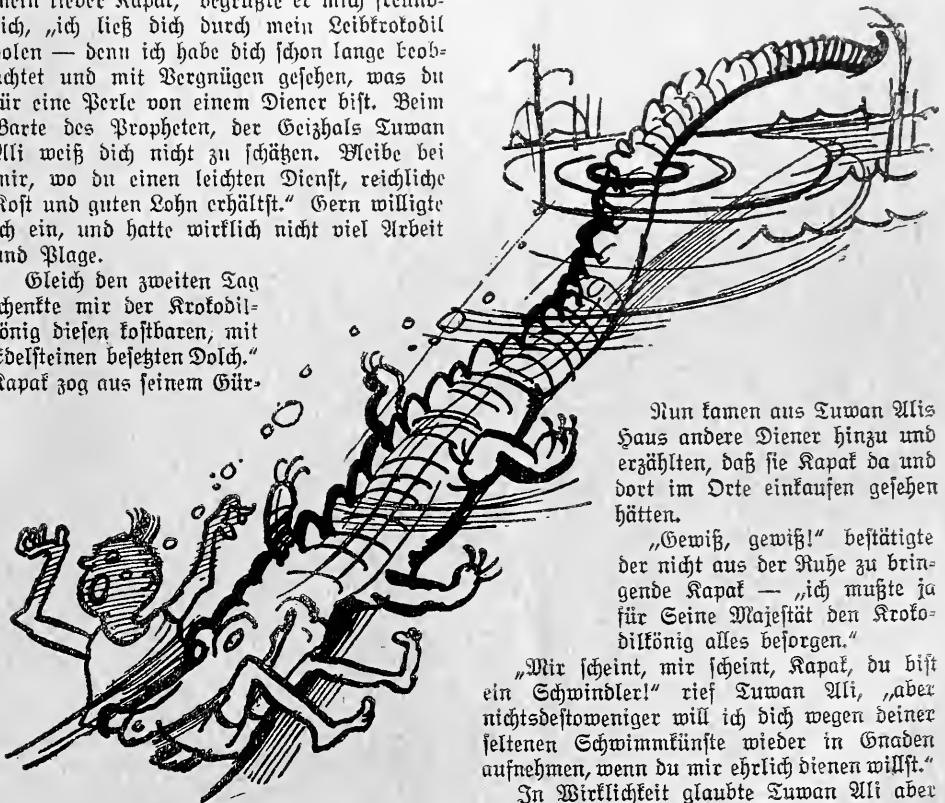
Gleich den zweiten Tag schenkte mir der Krokodilkönig diesen kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Dolch.“ Kapak zog aus seinem Gürt-

tel einen alten, ganz verrosteten Dolch. Da mußte Tuwan Ali unbändig lachen. „Ach, du spottschlechter Lügner! Dieser alte, verrostete Dolch soll eine edelsteinbesetzte Goldwaffe sein?“

„Oh, oh!“ bedauerte Kapak — „ich bin selbst erstaunt. Noch vor einer halben Stunde auf dem Grunde des Flusses war dieser Dolch das Kostbarste, was meine Augen je gesehen haben, und ebenso meine jetzt alte, zerfetzte Kattunjacke war vor einer Stunde noch herrlicher Seidenbrokat und hatte Edelsteinknöpfe. Aber der Krokodilkönig zücht mir, daß ich zu dir, Tuwan Ali, zurückkehren will — und nur darum hat er wieder alles verzaubert. Denn unten bei ihm erging es mir wunderbar!“

„Warum bist du dann nicht beim Krokodilkönig geblieben?“ forschte Tuwan Ali.

„Nur aus Anhänglichkeit zu dir, Herr, und weil ich dir dreihundert Kupfen schulde und ein ehrlicher Bursche bleiben will.“



Nun kamen aus Tuwan Alis Haus andere Diener hinzu und erzählten, daß sie Kapak da und dort im Orte einkaufen gesehen hätten.

„Gewiß, gewiß!“ bestätigte der nicht aus der Ruhe zu bringende Kapak — „ich mußte ja für Seine Majestät den Krokodilkönig alles besorgen.“

„Mir scheint, mir scheint, Kapak, du bist ein Schwindler!“ rief Tuwan Ali, „aber nichtsdestoweniger will ich dich wegen deiner seltenen Schwimmkünste wieder in Gnaden aufnehmen, wenn du mir ehrlich dienen willst.“

In Wirklichkeit glaubte Tuwan Ali aber doch ein wenig an die Geschichte mit dem Krokodilkönig; denn auch er war nicht frei

Der Krokodilkönig.

Das Leibkrokodil holt Kapak zum König.

von dem Aberglauben, der unter seinen Volks-genossen so verbreitet war.

Kapak versprach alles. Der Riesen hunger aber, den er in der folgenden Zeit ent-

wickelte, schien dafür zu sprechen, daß er am Hofe des Krokodilkönigs doch nicht so glänzende Zeiten gehabt hätte, als er allen weismachen wollte.

WIE DAS GOLD GEWONNEN WIRD



Wie das Gold gewonnen wird. Das Goldwaschen, eine Art der Goldgewinnung durch Sieben des goldhaltigen Sandes.

Ein altes Sprichwort sagt, daß das Gold zwar ein guter Diener, aber ein schlechter Herr sei. Der erste Teil dieses Satzes ist wohl jedem verständlich. Wer Goldwerte besitzt, braucht sich keine grauen Haare wachsen zu lassen, da ihm äußere Not erspart bleibt; das Gold erweist sich als ein „guter Diener“. Das Gold kann aber auch als „Herr“ über den Menschen verderblichen Einfluß ausüben und sich dann nur zu oft als ein „schlechter Herr“ zeigen, indem es Neid, Habgucht und Mißgunst weckt.

Das Gold spielt in der Weltgeschichte eine gewichtige Rolle. Ueberall sehen wir es als ein vielbegehrtes Gut auftauchen; überall und zu allen Zeiten. So fand auch Heinrich Schliemann, als er auf den Trümmerstätten Trojas seine aufsehenerregenden Ausgrabungen leitete, Goldgegenstände, die seit Jahrtausenden unter der Erde ruhten, und die man den Verstorbenen als Zeichen ihres einstigen Wohlstandes mit ins Grab gegeben hatte. Man sieht daraus, wie sehr das Gold schon in den ältesten Zeiten geschätzt war.

Schon in der Bibel könnt ihr davon lesen. Darnach war Moses' Stuhl aus zentnerschwerem Golde angefertigt, und der Lanz-

um das goldene Kalb ist gleichfalls jedem von euch in Erinnerung. Auch die Sage erzählt vielfach vom Golde. Der Schatz, der im Rheine verjent liegt, den der grimme Hagen der habgierigen Kriemhilde entriß, überhaupt die ganze Nibelungen Sage mit Zwergen und Riesen, mit Göttern und Helden, nimmt ihren wesentlichen Ausgangspunkt von der Habgucht des Menschen nach dem Golde.

Sogar bis in unsere Märchen drang ein Hauch davon. Ihr kennt das Märchen von der Besenmarie und der Goldmarie, vom Fischlein deck dich und dem Goldesel, der, sobald man ihn auf ein Fischchen stellte, Gold spie, vom goldenen Vogel, der den kranken König rettete, von den Goldkindern, die durch ihres Vaters glücklichen Fischfang golden zur Welt kamen und goldene Koffe erhielten. Ueberall spielt das Gold eine wichtige Rolle.

Sicher ist, daß uns auch schon die älteste Geschichte vom Golde Nachricht gibt. Die Ägypter, Babylonier und die Assyrer, die Griechen und die Römer, sie alle kannten und schätzten das Gold. Damals, im Altertum, war die Insel Thasos im Ägäischen Meer wegen ihrer Goldminen berühmt, und zur Zeit des Augustus betrieben die Römer und die Karthager auf der Iberischen Halbinsel die Goldgewinnung und gelangten zu großem Wohlstand.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es interessieren, daß der Wohlstand von einst mit ganz andern Maßen gemessen wurde als heute; ja aber auch nicht einmal mit jenen der Vorkriegszeit. Noch Luther bezeichnete das Durchschnittseinkommen eines vermögenden Bürgers mit 40 Gulden, und in Basel z. B. betrug im Jahre 1446 das größte Vermögen etwa 15 000 Gulden. Da ein Gulden dem Metallwert von nur 9 silbernen Mark entsprach, so könnt ihr daran ermessen, wie klein damals die „großen“ Vermögen waren; und doch konnte man damals für wenig Geld,



Wie das Gold gewonnen wird.

Neuankommene, die sich dem Goldgraben widmen wollen, ziehen ins Innere des Landes.

erheblich besser leben, als heutzutage. So erhielt man für 20 Gulden 100 Scheffel Roggen oder 1200 Pfund Fleisch oder 80 Ellen Tuch.

Goldfunde wurden an vielen Orten gemacht. So in Siebenbürgen, in den Karpathen und sogar in einzelnen Teilen der Alpen. Das hörte aber zum größten Teil im Mittelalter auf. Nur in Böhmen fand man noch größere Goldmengen.

Da, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurde die Welt mit der Nachricht überrascht, daß in Nordamerika und in Australien gewaltige Goldfunde gemacht wurden. Riesige Goldfelder wurden entdeckt, und nun begann eine förmliche Völkerwanderung in diese Ge-

biete. Tausende von Menschen verließen Europa, um drüben in der Neuen Welt ihr Glück zu versuchen. Die meisten von ihnen wurden aber bitter enttäuscht. Abgesehen davon, daß sehr viele von ihnen gar keine der von der amerikanischen Regierung abgesteckten Goldländereien bekamen, gingen viele der Goldsucher auf dem beschwerlichen Wege im Innern Amerikas zu Grunde. Und diejenigen, die von der Regierung einen bestimmten Landstrich zum Goldsuchen käuflich erworben hatten, wurden von der schmalen Ausbeute sehr enttäuscht. Ganz wenige nur brachten es dort drüben zu wirklichem Reichtum. Auch in Australien war es nicht viel besser. Als nun aber gleich zu Beginn unseres Jahr-



Wie das Gold gewonnen wird.

Die „Postkutsche“ im Urwald holt Briefe aus dem an einem Baume befestigten Kasten ab.

hundertts die Nachricht von der Entdeckung riesiger Goldmengen in Kanada an der Grenze Alaskas nach Europa kam, gab es für die goldhungrigen Abenteuerer kein Halten mehr. Es war ein wahres „Goldfieber“ ausgebrochen. Unzählige Abenteuerer wagten jetzt die Fahrt über den Ozean, aber sie ahnten nicht, wie beschwerlich ihr Weg war und welche Entbehrungen ihrer harrten.

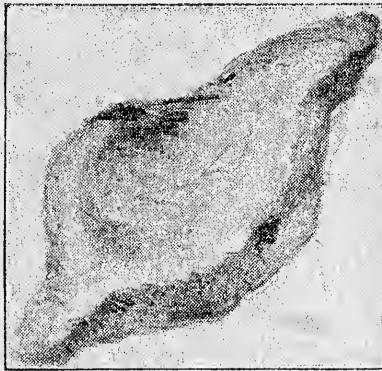
Dort, im hohen Norden Amerikas, am Bitter Creek — dem bitteren Bach — ist der größte Teil des Jahres Winter. Der Boden friert zu Stein, und die Flüsse erstarren. Keine Hacke vermag ihre dicke Eiskecke zu durchbrechen. Und doch ist das gerade das Wichtigste; denn dort liegt das Gold im Schlamm und im Geröll des Flusses, und die Goldgräber werden hier zu Goldwäschern.

In Kleinmaschigen Sieben schöpft man während der kurzen Sommerzeit den Schlamm aus dem Fluß — neuerdings macht man das auch mit Maschinen — und dann wäscht man den Schmutz so lange aus, bis die blinkenden Goldkörner zum Vorschein kommen.

Auf unserem ersten Bilde sieht man zwei Goldgräber bei ihrer ge-

winnbringenden Arbeit. Der eine hält eben das Sieb in den Händen und läßt den kostbaren Schlamm durch immerwährendes Schütteln durch die Maschen des Siebes sickern.

Aber das Gold wird nicht nur gewaschen, sondern auch gegraben oder besser gehackt, wie ihr gleichfalls auf einem unserer Bilder sehen könnt. Auch hier sind zwei Goldgräber bei eifrigster Arbeit. Sie gehören mit zu den wenigen, die die schwierige Reise ins Innere des Landes durchhalten konnten. Ein anderes Bild zeigt uns eine Gruppe neu-angekommener Goldsucher. Schwer bepackt ziehen sie über die Eisfelder Alaskas, alle in der leider nur zu trügerischen Hoffnung, als reiche Leute wieder in die Heimat zurückkehren zu können.



Wie das Gold gewonnen wird.
Der größte, je gefundene Goldklumpen.
Er ist 33 cm lang, 17 breit und 8,5 hoch.

Die Goldwäscher am Bitter Creek sind während ihres Aufenthaltes an dem Flusse von der übrigen Welt so gut wie abgeschlossen. Aus diesem Grunde errichten sie hölzerne Baracken, in denen sie ihre notwendigen Sachen und Kleidungsstücke sowie die noch notwendige Nahrung unterbringen. Es ist erstaunlich, wie schnell sich eine „Goldgräberstadt“ mit all ihren Wohnungen, Läden und Speisekassen entsteht.

Sehr sonderbar mutet es auch an, wenn man die niederen, rohen Holzbauten sieht, auf denen stolz das Schild „Hotel“ prangt.

Einen geregelten Postverkehr gibt es in diesen Goldgräberstädten natürlich nicht. In einer bestimmten Stelle im Urwald wird an einem Baum, der neben dem Fahrweg steht, ein Kasten befestigt. In ihn legen die Goldgräber ihre Briefe und Nachrichten. Dann fährt jede Woche einmal ein Postwagen die bestimmte Strecke ab und nimmt alle Briefschaften an sich. Unser Bild auf der vorigen Seite zeigt die „Postkutsche“. Der eine der beiden auf dem Wagen sitzenden Männer nimmt mittels einer langen Stange die Briefe eben aus dem Kasten heraus.

Viel Zeitvertreib oder Vergnügen gibt es in den Goldgräberstädten nicht, denn die kurze Zeit, in der man arbeiten kann, wird tüchtig ausgenutzt. Abends nur, wenn es zum Arbeiten zu dunkel ist, sehen sich die rauhen, abgehärteten Männer zusammen, um sich beim Spiel ein wenig zu zerstreuen. Dabei geht es manchmal recht toll zu, und manch einer hat sein sauer verdientes Geld in einer einzigen Nacht wieder verloren.

Alles in allem genommen sieht ihr also, daß das Leben als Goldgräber reich an Entbehrungen und Mühsalen ist.

Ob wohl einer von euch beim Anblick eines goldenen Ringes oder eines andern goldenen Schmuckstückes, das er in einem Goldwarengeschäft sieht oder vielleicht selbst besitzt, je daran gedacht hat, welche ungeheure Mühe und Arbeit dazu notwendig war, um es zu gewinnen und zu verarbeiten? —



Wie das Gold gewonnen wird.
Zwei Goldgräber, die ihre Arbeit im fließenden Wasser verrichten.

Ski-Erlebnisse von



Der Schorjschl und der Seppl, die holen die Stier
Und schnallen sie an unter Freudengewieser,
Man sieht sie vergnügt übers Schneefeld laufen
Und sich dann schließlich ein bißchen verachtaufen.



Ein Herr von freundlichem, nettem Gehaben,
Der macht sich heran an die beiden Knaben,
Und fragt sie, ob einer wohl Lust-grade hätte,
Zu laufen mit seinem Hund um die Wette.



Ein jeder sofort auf dem Bilde hier findet,
Wie Seppl die Würst' an die Stier bindet.
Er denkt sich, den Hund wird's nach Sieg nicht dür-
Er bleibt hintern Ski bei seinen zwei Würstfen. 1sten.



Und richtig, so war es. Das Hundevieh
Lief diesmal so langsam wie sonst noch nie.
Es steigt ihm verlockend die Würst' in die Nase
Und bringt gar sein Hundegemüt in Ekstase.

Schorschl und Seppel



Der Schorschl, bereit zu jeglichem Anschlag,
 Befestigt die Bette mit herzlichem Handschlag.
 Der Seppel aber, der Seppel — nize —
 Der Seppel hat eine feine Idee.



Man sieht ihn begeistert zum Wurstmann stampfen.
 Er läuft ein Paar Würstchen, die duften und dampfen.
 Läuft weg dann mit ihnen, von Mut erfüllt, [fen,
 Warum und wohin? — zeigt das folgende Bild.



Er bleibt hinter Schorschl in drolliger Sprünge,
 Doch will's er und will's ihm durchaus nicht gelingen;
 Den herzlich ersehnten und saftigen Happen
 Mit seinem Gebiß im Galopp zu erschmaquen.



PATHE

Am Ziele! Der Schorschl ist vor dem Hund da,
 Der Hundeherr steht mit offenem Mund da.
 Dann zahlt er und tragt sich verlegen am Ohr,
 Dieweil sein Bauwau doch die Bette verlor.

Von dem Bauernbub, der Schulmeister spielte



Peter wollte Schullehrer werden. Der alte Schulmeister war gestorben, und so versammelte

Peter Freunde und Geschwister zum Unterricht. Die erste Schulstunde verlief trotz der einzigen Schiefertafel ernst und gesittet. Schwieriger war die zweite. Da sprang der Nachbarsbub Klaus auf und rief: „Wir wollen jetzt „Esel über den Bod-Springen“ spielen.“ Der dreizehnjährige Schulmeister weigerte sich erst, schlug dann aber eine Abstimmung vor. „Ich bin mit der Abstimmung einverstanden“ —

schrie der Klaus, „wer aber seinen Finger fürs Springen nicht hebt, der wird verhauden!“ — Wie da die Finger in die Höhe flogen! Peter sah bedenklich den Klaus an: Dann gab er nach. Kräftige Muskeln sind doch auch wichtig, dachte er und — gab seine Schulstunden auf.

Ob Peter später ein Schullehrer wurde? Nein, aber — ein Dichter, und sogar ein sehr bekannter. Denn der kleine Peter war kein anderer, als der berühmte Dichter Peter Rosegger, der diese und auch manche andere lustige Geschichte aus seinem Leben schrieb.

Schwimm = Wunder

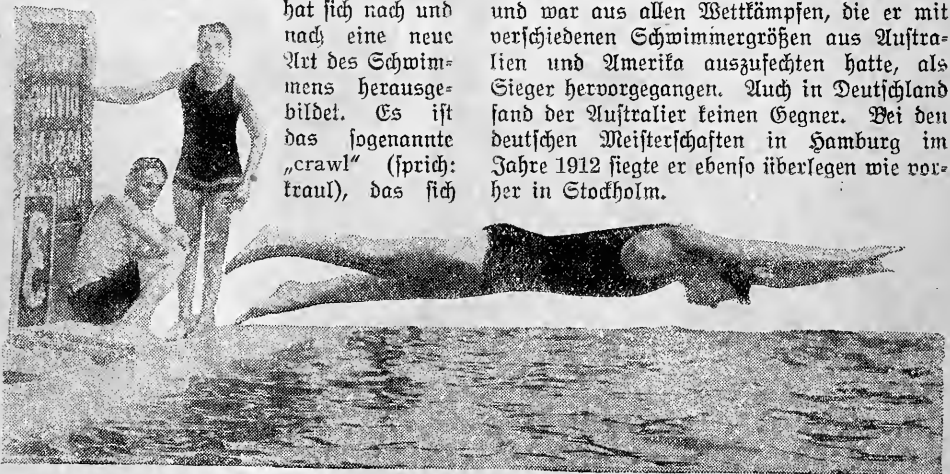
Im Jahre 1875 ist es dem Kapitän Webb gelungen, den Kanal zwischen Frankreich und England zu durchschwimmen. Er war der erste Mensch, der diese überaus anstrengende Leistung bewältigte. Nur noch einmal, und zwar im Jahre 1905, wurde sie von dem Schwimmer Burgeß mit Erfolg unternommen. Alle anderen Versuche scheiterten, und zwar meist kurz vor dem Ziel.

Während die einen Schwimmer ihren Ehrgeiz darin suchen, möglichst lange Strecken zu bewältigen, suchen die andern dies in der möglichst kürzesten Zeit zu erreichen. Hierbei

hat sich nach und nach eine neue Art des Schwimmens herausgebildet. Es ist das sogenannte „crawl“ (sprich: „crawl“), das sich

durch eine besondere Beinarbeit auszeichnet. Erst mit der Verbreitung dieser Schwimmart gelang es, jene Zeiten zu erzielen, von denen man hin und wieder staunend hört.

So hat bei den Olympischen Spielen in Stockholm im Jahre 1912 der Südseeinsulaner „Herzog“ Kahana motu ungeheures Aufsehen damit erregt, daß er die 100-Meterstrecke in der damals noch nie erreichten Zeit von 1 Min. 3 $\frac{3}{4}$ Sek. zurücklegte. Der Neger betrieb an der Küste seiner Heimat, in Australien, die Perlenfischerei, bewegte sich von seiner Jugend an im Wasser und war aus allen Wettkämpfen, die er mit verschiedenen Schwimmergrößen aus Australien und Amerika auszufechten hatte, als Sieger hervorgegangen. Auch in Deutschland fand der Australier keinen Gegner. Bei den deutschen Meisterschaften in Hamburg im Jahre 1912 siegte er ebenso überlegen wie vorher in Stockholm.



Schwimm-Wunder.

Der Deutsch-Amerikaner Johnny Weismüller bei einem Absprung.



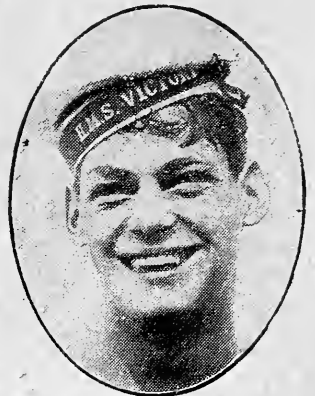
Schwimm-Wunder.

Der australische „Herzog“ Kahanamotu, der vor Johnny Weißmüller als der beste Schwimmer galt.

Nach dem Kriege tauchte jedoch in Amerika ein neues Schwimm-Wunder auf, das alle seine Vorgänger weit in den Schatten stellte: der Deutsch-Amerikaner Johnny Weißmüller. Ihm ist es als erstem gelungen, 100 Meter in weniger als einer Minute (59,4 Sekunden) zu durchschwimmen; eine Leistung, die lange Zeit für unmöglich galt.

Seitdem ist die Laufbahn von Weißmüller eine ununterbrochene Kette von Erfolgen. Von 50 Meter aufwärts hält er alle Schnelligkeitshöchstleistungen über die Yards- und Meterstrecken, und kürzlich überraschte er die Sportwelt dadurch, daß er 500 Meter in 6 Min. 24,2 Sek. durchschwamm. Damit erwiebs er sich als ein wahres Wunder des Schwimmsports, als ein Schwimmer, wie ihn die Welt bisher noch nicht gesehen hat.

Bei ihm kann man aber ebenso wie bei Paddock, dem schnellsten Läufer der Welt, sagen, daß die von ihm erreichten Zeiten kaum noch eine Verbesserung erreichen können, und so gilt uns Weißmüller als das einzig bestehende Schwimm-Wunder — wohl für immer.



Der Deutsch-Amerikaner Johnny Weißmüller, der beste Schwimmer der Welt.

1234567891011143
 7891012345678924
 5237 **ONKEL** 6810
 7321
 4215 **OTTOS** 526
 14
 327 **RECHENKUNST-**
 527 **STÜCKE** 475
 839
 58 2437895113632 27

Freunde, heute will ich euch zur Abwechslung mal anstatt der Spiele ein paar Zahlenkunststücke zeigen. Zuerst:

Die Lieblingszahl

Bittet einen eurer Freunde, er soll euch eine Ziffer zwischen 1 bis 9, die ihr als seine Lieblingszahl bezeichnet, nennen. Hierauf schreibt selbst die Zahl 12345679, also die Ziffern 1—9 außer der 8, auf. Nun nennt eine scheinbar beliebige andere Zahl und bittet euern Freund, daß er sie mit 12345679 multipliziere. Hierauf könnt ihr ihm das Ergebnis sofort nennen. Es besteht nämlich aus der genannten „Lieblingszahl“, die 9 mal nebeneinandergesetzt ist.

Das Geheimnis beruht darauf, daß die von euch scheinbar beliebig gewählte Zahl stets das Neunfache der genannten „Lieblingszahl“ ist.

Ein Beispiel wird euch das näher erläutern: wählt einer als „Lieblingszahl“ z. B. die Ziffer 5, so laßt ihn die Zahl 12345679 mit 45 (dem Neunfachen von 5) multiplizieren; und das Ergebnis ist: 555 555 555.

Drei Ziffern erraten

Fordert euern Freund auf, sich drei Ziffern zu merken, die kleiner als 10 sein müssen. Laßt ihn die erste Ziffer mit 2 multiplizieren. Dann soll er 3 hinzuzählen. Das Ergebnis muß er mit 5 multiplizieren. Wenn dies geschehen ist, laßt ihn die zweite Ziffer hinzuzählen und das Ergebnis mit 10 multiplizieren. Zu diesem Ergebnis möge er die dritte Ziffer hinzurechnen. Nun laßt euch die Schlusszahl nennen. — Ihr braucht nun von dieser Zahl im Geiste nur 150 abzuziehen, so erhaltet ihr die drei gedachten Ziffern.

Beispiel: Einer denkt sich die Ziffern 7, 1, 8. (Noch verblüffender wirkt das Kunst-

stück, wenn 3 Personen anwesend sind, von denen sich jede eine Ziffer merkt.) Nun weiter! $7 \times 2 = 14$; $14 + 3 = 17$; $17 \times 5 = 85$; $85 + 1 = 86$; $86 \times 10 = 860$; $860 + 8 = 868$. — Wird nun dieses Ergebnis bekannt gegeben, so rechnet im Kopf: $868 - 150 = 718$; und sofort könnt ihr, zur Verwunderung eurer Freunde, die drei gedachten Ziffern: 7, 1 und 8 nennen.

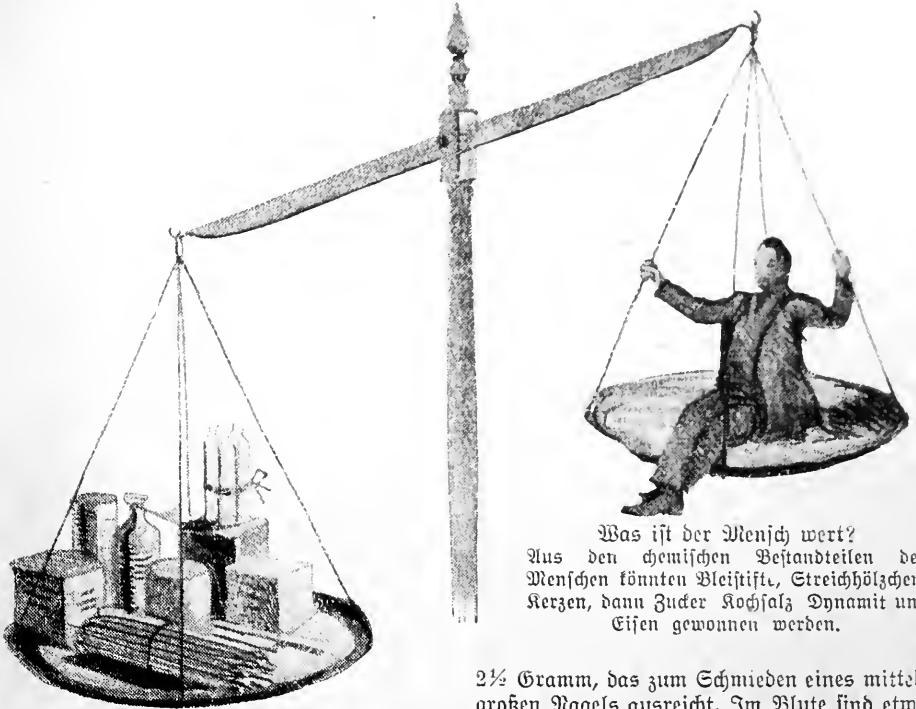
Ist das nicht hübsch? Onkel Otto.

Was ist der Mensch wert?

Je mehr der Mensch wert ist, je mehr kann er werden.

Wer von euch schon Fritz Reuter gelesen hat, der kennt sicher die drollige Geschichte „Wat ut en Scheper warden kann“. Sie erzählt, daß Mutter Knaak nur einen Jungen hat, den Johann, der aber so dumm war, daß die Welt einen zweiten solchen Schafskopf noch nicht gesehen hatte. Wie Johann nun Soldat wurde, da wollte ihm nichts, auch gar nichts glücken, und weil er schließlich gar zu dumm war, schickte man ihn wieder nach Hause. — Der Johann war ganz gewiß nicht allzuviel wert. Manoh kluger und fleißiger Junge ist schon ein berühmter Gelehrter, ein gefeierter Dichter, ein großer Techniker oder ein reicher Fabrikherr geworden. — Aber nicht von solchem Werden aus eigener Kraft soll hier berichtet werden, wir wollen einmal den Menschen von einem ganz andern Standpunkt aus betrachten, dem des Chemikers. Fragen wir einmal einen Chemiker, ob er imstande wäre, zu berechnen, was sich aus einem Menschen machen läßt, so wird er die Frage ohne Besinnen bejahen und uns antworten, daß man, da Mensch und Tier ja aus den gleichen Stoffen bestehen und man die Berechnung bei den Tieren bis aufs Gramm genau angestellt hat, nun auch angegeben vermag, was der Mensch wert ist. Nach solchen mehrfach angestellten vergleichenden Berechnungen besteht der Körper eines jungen, etwa zwanzigjährigen Menschen von 61,8 kg Gewicht aus:

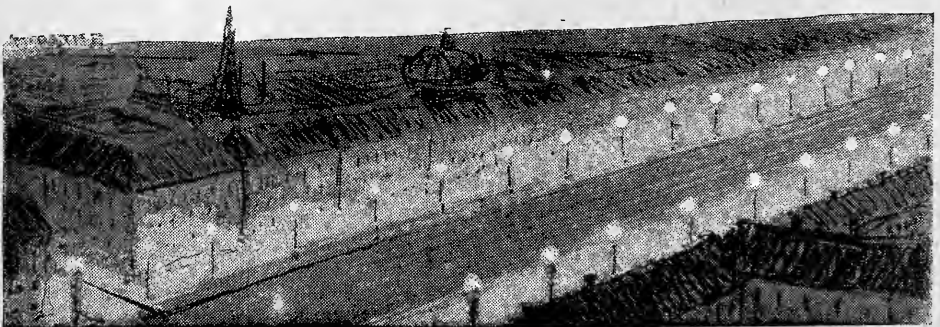
Wasser	40 694 g
Kohlenstoff	11.357 "
Wasserstoff	1 694 "
Stickstoff	1 622 "
Sauerstoff	3 682 "
Aschenbestandteilen	2 716 "
Gesamt	61 769 g



Was ist der Mensch wert?
Aus den chemischen Bestandteilen des Menschen könnten Bleistifte, Streichhölzchen, Kerzen, dann Zucker, Kochsalz, Dynamit und Eisen gewonnen werden.

In rund 1000 gewöhnlichen Hühnereiern sind dieselben Stoffe in etwa gleicher Menge enthalten. Wollte man die im Menschen enthaltenen Wasserstoff- und Sauerstoffgase zu Leuchtzwecken verwenden, so könnte man eine Straße von $\frac{1}{2}$ Kilometer Länge ein paar Stunden hindurch mittels der so gespeisten Gaslaternen erhellen. Aus dem Kohlenstoff könnte man, falls man ihn in Form von Graphit benützt, 71 Gros gewöhnlicher Bleistifte herstellen. An Eisen enthält der Körper rund

$2\frac{1}{2}$ Gramm, das zum Schmieden eines mittelgroßen Nagels ausreicht. Im Blute sind etwa 4 Gramm Zucker enthalten, das ist etwa ein Teelöffel voll; an Kochsalz könnte man daraus rund 30 g, also etwa einen Eßlöffel voll, gewinnen. In unsern Nerven, den Muskeln und vor allem den Knochen sind mehr als 1500 Gramm Phosphorsäure enthalten, eine Menge, die hinreichte, um daraus die Köpfe von rund 850 000 Zündhölzern herzustellen. An Fett ließen sich aus einem Menschen von 61,8 kg Gewicht etwa 22 Pfund herausziehen, aus denen man rund 110 Kerzen gießen könnte. An Glycerin



Was ist der Mensch wert?
Die in dem Menschen enthaltenen Gase können eine $\frac{1}{2}$ Kilometer lange Straße einige Stunden erleuchten.

erhielte man genügende Mengen, um daraus 15 kg Dynamit zu verfertigen. An leitgebenden Stoffen finden sich in unserem Körper etwa 5 kg.

Rechnet man diese Erzeugnisse in Geldwert um, so kommt eine recht stattliche Summe heraus. Man bedenke nur, was allein die 1000 Hühnerier kosten würden, die ein Mensch „wert“ wäre. Aber die Summe wird noch größer, wenn wir spaßes halber die einzelnen Erzeugnisse unserer Berechnung zugrunde legen. Die Kleinigkeiten (Zucker, Salz, Eisen), wollen wir ohne weiteres beiseite lassen. Zu Anfang des neuen Jahres hätten wir schon folgende Preise anlegen müssen:

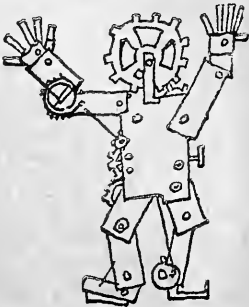
Für den Graphit	mindestens	42 500 M.
„ „ Phosphor	„	127 500 „
„ die Kerzen	„	11 000 „
„ den Dynamit	„	64 500 „
„ „ Leim	„	8 750 „

insgesamt hätten wir damals 254 250 M. bezahlen müssen.

Soviel war also damals ein Mensch als chemischer Gegenstand gut und gern wert, eine Summe, die heute schon weit überholt ist.

Man kann den Spaß noch weiter treiben, indem man den Menschen vom physikalisch-technischen Standpunkt als eine „Wärme- kraftmaschine“ betrachtet. Die „Heizung“ dieser Menschenmaschine wird durch die Nahrung gebildet. Bei jeder Maschine muß man sich nun fragen: in welchem Verhältnis steht die Arbeitsleistung zur Menge der verfeuerten Kohlen? Die Durchschnittsleistung des körperlich arbeitenden Menschen hat man auf etwa den 21. Teil einer Pferdekraft berechnet. Das ist nicht viel. Dabei braucht der Mensch täglich rund 3 kg an Nahrung, also etwa $\frac{1}{20}$ seines Körpergewichts. Das ist im Vergleich zur Arbeitsleistung sehr viel. So ist der Mensch eine recht teure und wenig nutzbringende Maschine, wie sie kein In-

genieur bauen würde, wenn nicht eben des Menschen Gefühl und sein Verstand ihn doch zur wertvollsten aller je erfundenen „Maschinen“ machen würden.
Dr. G. Körbitz.



Plaudereien mit meinen Lesern

Eine große Ueberraschung!

Freunde, Benjamin Pampe, der als Zirkusclown nach Amerika gereist war, ist zurückgekehrt. Ich kann euch schon verraten, daß er lange nicht mehr so dumm ist wie früher. Er hat auch einen festen Beruf gefunden. Welchen, das verrate ich euch noch nicht. Aber in der nächsten Nummer werdet ihr es erfahren, denn da findet ihr schon sein erstes Abenteuer hier in Europa. —

Also noch ein wenig Geduld! Fridolin.

Rätsel-Ecke

Miau!

Das Katzenweib zeigt Dir's mit Pfauen und
Fischen . . .

Doch rufft Du, Dich wehrend, ein „D!“ schnell
dazwischen,

So wird es ganz friedlich und ruht tief im
Meer,

Der Weißen wie Wilden hehrsucht'ges Begehrt.

Komische Rechnung.

Der Stein hat fünf Zeichen; eins fort! Das
macht?

Bier, sagt der Rechner; ich sage: acht!

Seltfame Geographie.

Den Namen der Stadt — —,

Du kannst ihn nie verg — —.

Es wäre zu verm — —,

Wollte man leben, ohne zu — —.

Silberrätsel.

Aus den Silben:

a — a — ad — ba — ber — beth — hüf
— burg — che — da — dau — e —
ein — er — er — erb — fal — fel — gel
— im — ka — ka — kei — la — land —
le — ler — li — me — me — me — mei
— na — nack — nas — naum — ni —
ot — ra — rett — ri — ri — sa — sau
— scha — schaft — schwin — se — se —
sen — stand — stei — sier — ter — tu
— tür — u — vi — za —

sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach

unten gelesen, einen scherzhaften Kindervers ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Erdteil, 2. ruhestörenden Lärm, 3. Kinderart, 4. weiblichen Namen, 5. Insekt, 6. Staat, 7. Ziel aller Sporttreibenden, 8. Frucht, 9. Wollstoff, 10. Kleidungsstück, 11. Brettspiel, 12. Vogel, 13. mutwilligen Streich, 14. Heilanstalt, 15. Ausdruck beim Tennis, 16. Befestigungswert, 17. Baum, 18. Stadt an der Saale, 19. Turngerät, 20. Ranton, 21. Hilfsfrucht, 22. Landschaft in Westfalen, 23. Ackergerät, 24. Schmetterling.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 10.

Silberrätsel.

Sah ein Knab ein Röslein stehn.

1. Stadion. 2. Acker. 3. Hangö. 4. Cros. 5. Igel. 6. Neurode. 7. Kali. 8. Nanen. 9. Akerst. 10. Butterblume. 11. Erich. 12. Illustration.

Seltzam: Weg, Weiser, Wegweiser.

Kleine Ursache, große Wirkung: Ham, Hain; Hum, Huin.

Im Märchen. Gabel, Delga.

Fridolins Lachkabinett



Auf dem Postamt in Klein-Possemuckel erscheint eine alte Bauersfrau. Sie geht an den Schalter und fragt den Beamten: „Was kostet denn jetzt eigentlich ein Brief nach Amerika?“

„Ja,“ meint der Beamte, „das kommt ganz auf das Gewicht an.“

Da meint die Bäuerin schüchtern: „Na, wissen Sie, ich wiege jetzt so an 170 Pfund.“

*

Hans: „Es gibt Pfeifen, die, ohne geblasen zu werden, laut schallen.“

Friz: „Gibt es ja gar nicht.“

Hans: „Doch, die Backpfeifen.“

*



„Warum weinst du denn?“ fragte Onkel Willi.

„Meine Apfelschnitte liegt auf'm Stuhl!“

„Na, da brauchst du doch nicht zu weinen!“

„Doch, sie liegt auf'm Stuhl, wo du drauf sitzt!“

„Du hast doch jetzt Klavierunterricht, Peter; welche Stücke spielst du denn am liebsten?“

„Die, in denen recht viele Pausen vorkommen!“

*

„Wie alt bist du denn, Hänschen?“

„Sieben!“

„Und was willst du werden?“

„Acht!“

*



Klein-Lottchen geht mit dem Vater in den Puppenladen. „Nun, Lottchen, was möchtest du für eine Puppe haben? Einen Jungen oder ein Mädchen?“

„Zwillinge, Papa!“

*

Der Lehrer fragt den Karl in der Schule:

„Warum ist das Wasser des Meeres salzig?“

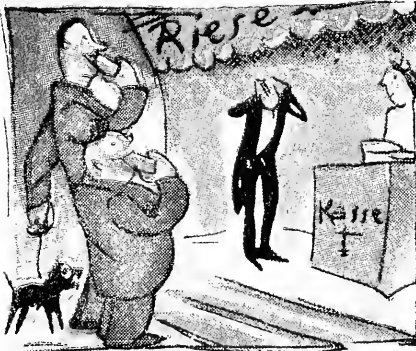
„Weil Salzheringe drin schwimmen,“ war die Antwort.

*

Winter: „Aber Kurt, woher hast du wieder die dicke Beule? Hab' ich dir nicht gesagt, artige kleine Jungens häuten sich nicht?“

Kurt: „Ja, Mama, ich hab' ja auch gedacht, es wär' ein artiger kleiner Junge, aber erst wie ich ihn 'n bißchen gepufft habe, hab' ich bemerkt, daß er feiner war.“

Der Riesen-Erfas



Der Budenmann ist schwer betroffen ...
Sein Riese ist ihm weggelassen.



Zwei Männer seh'n des Riesen Kleid
Und zeigen sich gleich hilfsbereit.



Steigt einer auf des andern Rücken,
Dann wird die Sache sicher glücklich.



„Dies ist der Riese Li-Fu-Tsang,
Als Baby war er schon so lang.“



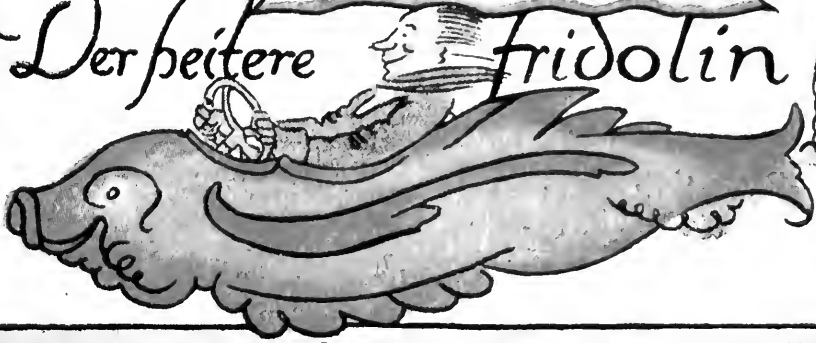
Baugl greift der Fifi an mit Lücke
Und reißt den Schwindelbau in Stücke.



Voll Wut läuft's Publikum herbei
Und hant die Kerls zu Apfelbrei.

Die 18 versteckten Dichter
Großes Preisausschreiben.

Der heitere Fridolin



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Ein mächtiger Löwe sprang über den Schlafenden hinweg.
(Zu der Erzählung auf den nächsten Seite: „Eine Nacht unter Löwen.“)

Eine Nacht unter Löwen

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk

Die Sonne ging schon unter; aber wir marschierten immer weiter. Endlich erreichten wir das Kapata-Dickicht, das den Bangweolo-See vom Kampolombo-See trennt. Hier sollten Elefanten stehen. Da diesen mein Jagdzug galt, so errichteten wir hier unser Jagdlager. Schwarz zeichnen sich die Silhouetten einer Herde Kuhantilopen gegen den Abendhimmel ab. „Schau,“ sagte einer meiner Leute, „wie sie den See betrachten, der das Feuer frisst!“ Er meinte die Sonne, deren letztes, glutrotes Viertel soeben im See versank. Ich bettete mich auf die Erde, gegen den Seewind durch das hohe Schilf geschützt. Vor mir im Halbkreis meine Träger, dahinter die weite Steppe. An einem kleinen Baum hing das Fleisch der Kuhantilopen, die wir unterwegs erlegt hatten.

Müde vom langen Marsch, kroch ich nach der Abendmahlzeit unter mein Moskitonez. Meine Stachelhaar-Terrierhündin Bobbi, die mir schon durch den Kongo gefolgt war, legte sich mir zu Füßen. Tiefe Ruhe herrschte im Lager; alles schlief. Vom See steigen Nebel auf. In der Hoffnung, am morgigen Tage Elefanten zu finden, ziehe ich mir die Decke über den Kopf und schlafe ein. Dicht liegt die Nacht über dem kleinen Jagdlager. Müde glimmen die Feuer. Plötzlich fahre ich auf. Ich höre meine Bobbi außerhalb des Lagers. Wütend knurrt sie. „Mache das Feuer an,“ rufe ich einem meiner Burschen zu. Der schreckte auf. „Simba“ (Löwe), flüsterte ich. Er horcht nach Bobbis Knurren hin und sagte dann: „Wenn so ein kleiner Hund herausläuft, ist es höchstens eine Hyäne.“

Feuer flackert auf. Da plötzlich ein Knurren, und in den schwachen Feuerchein

tritt groß und mächtig ein Löwe. Ein Schrei des Jungen. Die Träger fahren auf. Bobbi, die inzwischen zurückgekehrt ist, fährt, ohne sich zu besinnen, auf den Löwen los. Der schlägt mit der Pranke nach ihr, aber der Hund ist zu schnell. Ich springe auf, greife nach meinem Gewehr, da ist der Löwe verschwunden. Zitternd vor Aufregung, stehe ich mit der Waffe da . . . allein; denn meine mutigen Neger waren wie vom Erdboden verschwunden. Sie alle saßen und standen auf dem kleinen Baum, auf den wir das Fleisch der Kuhantilopen gehängt hatten. Der Baum war voll ausverkauft; selbst keinen Stehplatz gab es mehr.

Ich will ein Magnesiumlicht anstecken, das ich für solche Fälle bereit hielt, aber jetzt, wo ich es endlich einmal brauchte, versagte es. Dann steckte ich es ins Feuer, und als der blaue Lichtschein aufflammt, sehe ich nur noch einen dunklen Schatten über die Ebene verschwinden. Das Licht verlöscht. Die schwarze Tropennacht umklammert uns.

„Er kommt wieder!“ ruft ein Junge von seinem sicheren Platze auf dem Baum. Ich beneidete ihn um seinen Platz. Wie gern hätte ich mich in Sicherheit gebracht. Ich stand schußbereit, wohl wissend, daß in dem undurchdringlichen Dunkel, das nur hier und da durch den flackernden Feuerchein unterbrochen wurde, ein sicheres Schießen unmöglich war. Aber nichts rührte sich. Langsam kommen meine Helden wieder herunter zu dem Feuer, das sie jetzt hell ansahen. Mit dem Gewehr über die Knie setze ich mich in einen Stuhl, um den Rest der Nacht zu wachen. Langsam schleicht die Zeit. Mich fröstelt in dem Nebel, der vom See herüber-





Eine Nacht unter Löwen.

Während meine Träger auf den Baum kletterten, riß ich ein Magnesiumlicht an.

gezogen kommt. Bobfi kauert friedlich zu meinen Füßen. Dann ging ich wieder zu Bett, müde und zerschlagen. Der Löwe ist sicher fort, durch das Aufklappen des Magnesiumlichtes erschreckt. Mein Gewehr legte ich neben mich, dazu einen Araberdolch mit haarstärker Klinge.

Müde wie ich war, wollte der Schlaf doch nicht kommen. Ständig horchte ich hinaus, aber nichts rührte sich. Endlich schlief ich ein, um sofort in wilde Träume zu fallen, in denen ich mich im Kampfe mit Löwen sah. Plötzlich ein Schrei, ich fühle etwas Weiches auf mir, nach dem ich verzweifelt schlage. Bobfi bellt, scheint sich aber in etwas verbissen zu haben. Mit einem Ruck reiße ich mich aus dem Bett. Halb verliere ich das Bewußtsein, dann ist alles still. Meine Leute kommen zu mir. Ich sitze zitternd, weiß nicht, was geschehen. Dann kommt mir die Besinnung. Ich weiß, daß ich soeben nur durch ein Wunder dem Tode entronnen war. Eine Löwin war durch das Schilf, das mich gegen den See hin schützte, herangeschlichen, und

ihr Sprung, der mir galt, war durch das Moskitonez verhindert. Das weiße Netz hatte ihr wohl im letzten Augenblick Furcht eingeflößt, so daß sie zu kurz sprang und sich nur mit den Borderpranken in dem Gewebe verfang. Da war der Hund auf sie losgefahren, und durch den Ruck auf das Moskitonez, das auf der anderen Seite unter meinen Decken eingesteckt war, hatte sie mich aus meinem Bett herausgerissen. Bobfi hatte mir so das Leben gerettet.

Endlich wurde es Morgen. Langsam kam die Sonne durch den Nebel. Jetzt konnte ich auch an den Spuren, die um das Lager herumführten, genau erkennen, was sich in der vergangenen Nacht zugetragen hatte. Es mußten fünf Löwen gewesen sein, die den Angriff auf das Lager geplant hatten. Schon der erste Angriff wäre sicher dem einen oder dem anderen von uns zum Verhängnis geworden, wenn der Hund nicht rechtzeitig die Gefahr gemerkt hätte. —

Mit der steigenden Sonne kehrte auch unser Mut wieder. Die Leute singen an,

über das Abenteuer der Nacht zu lachen. Dann kamen sie alle herbei, legten sich vor dem Hund auf die Erde, um ihm nach ihrer Art die höchste Ehrenbezeugung zu erweisen. Sie klatschten in die Hände. Den Gruß, der sonst nur einem Häuptling zukommt, brachten sie dem Hunde.

Seitdem habe ich nie wieder ohne Zelt, oder ohne mich mit einem festen Dornenverhau zu umgeben, geschlafen. Bobbi ist mir übrigens noch weiter gefolgt, bis tief nach Deutsch-Ostafrika. Dort ist die treue Hündin dann schließlich doch noch einem Löwen zum Opfer gefallen.

Aus dem Haushalt der Natur

Von Geisern und heißen Quellen.

Auf der Insel Island, in Amerika und in Australien gibt es seltsame Naturwunder. Das sind die Geiser. Diese Geiser sind Auswurfstellen von heißem Wasser, das aus dem Innern der Erde kommt. Dort, also gleichsam in der Warmwasserversorgung der Natur, sammelt es sich an. Das kochende Wasser würde durch seine Dämpfe die Erde zersprengen, wenn es in den Geisern keinen natürlichen Ausweg fände.

Einen prachtvollen Anblick bietet ein Ausbruch dieser Wasserspeier. Oft sechzig, siebzig und noch mehr Meter hohe Wassersäulen schießen plötzlich aus der Erde empor und hüllen die ganze Umgebung in heiße Dämpfe

ein. Ein feiner Sprühregen mit großartiger Regenbogenbildung umkreist die stolzen Wassersäulen.

Einer der seltsamsten Geiser ist wohl der Old-Faithful-Geiser, der „alte Getreue“, in Amerika, dessen Ausbruch genau immer alle sechzig bis achtundsechzig Minuten stattfindet. Die Wassermassen, die er bei einem solchen Ausbruch in die Luft schleudert, sind auf ungefähr sechs Millionen Liter berechnet worden. Also eine recht ansehnliche Menge.

Neben diesen Geisern gibt es auch heiße Quellen. Im Yellowstonepark („Gelbsteinpark“) in Amerika gibt es ein Hot-Spring-



Aus dem Haushalt der Natur.

In Island benutzen die Bewohner die Wasser der heißen Quellen zum Waschen der Wäsche.



Aus dem Haushalt der Natur.

Der in Amerika liegende Old-Faithful-Geiser, der „alte Getreue“, so genannt, weil er genau alle 60—68 Minuten kochendes Wasser auspeit.

(„Heiß-Quellen“-) Gebiet, das im ganzen siebzig solcher heißen Quellen umfaßt. Eine von ihnen liegt im Yellowstonesee, wo sie sich in einen Steintegel gebaut hat. Wenn nun ein Fischer in dem die Quelle umgebenden gewöhnlichen Wasser einen Fisch gefangen hat, so kann er ihn in der heißen Quelle gleich sieden. Wie im Schlaraffenland.

Aber auch in anderer Art können die heißen Quellen und die Geiser den Eindruck des Wunderfamen erwecken. In Island leitet man das kochende Wasser zu den Wohnstätten hin, um dort in ihm die Wäsche zu waschen, wie ihr auch auf dem einen unserer

Bilder sehen könnt. In Australien und in den anderen Geisergebieten benutzen die Eingeborenen die heißen Wasser, um in ihnen zu baden.

Die Geiser selbst sind schon von weitem deutlich erkennbar. Ein mächtiger weißer Regel, durch den sogenannten Geiseritniederschlag so gefärbt, erhebt sich aus der Erdoberfläche, und wenn ein Wanderer sich ihm nähert, so gibt der Boden stellenweise unter dem Fuß des Besuchers nach, und aus den Eindrüden quillt dicker, gelber, übelriechender Schlamm. Aus vielen Öffnungen und Erdspalten brodeln, pfeifen und zischen es aus



Aus dem Haushalt der Natur.

Ein Fischer, der einen Fisch gefangen hat, kann diesen in der heißen Quelle gleich kochen.

der Unterwelt hervor, und manchmal spritzen kochendes Wasser und Schlamm auf.

In all diesem seht ihr also, daß es „heiß“ hergehen muß in dem Innern der

Erde. Und es ist nur gut, daß diese Sicherheitsventile des ungeheuren Dampfessels vorhanden sind, denn sonst würde es uns wahrscheinlich schlecht ergehen.

Das schwarze Wunder

Eine Geschichte aus dem alten Holland von Wolf Gang.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurden die Niederlande von einer seltsamen Liebhaberei beherrscht. Ungeheure Preise wurden den Züchtern von Tulpen bezahlt. Man hatte nämlich ein Mittel entdeckt, aus weißen Tulpen andersfarbige zu züchten. Für manche Zwiebel einer blauen, grünen oder mehrfarbigen Art zahlten Liebhaber bis 2000 Gulden, und es ist wirklich erstaunlich, daß die reichen Handelsherren, die sonst im allgemeinen sehr geizig waren, ihren Stolz darein setzten, derartige Stücke zu besitzen.

Da tauchte plötzlich in Haarlem das Gerücht auf, es sei einem Manne, namens Nizena, gelungen, eine schwarze Art aufzuziehen. Zuerst war es nur ein Gerücht. Dann traten Leute auf, die behaupteten, den „Schwarzen Herzog“, wie die schwarze Tulpe heißen sollte, gesehen zu haben, und von diesem Augenblick an war es entschieden, daß die Farbe des kommenden Jahres Schwarz sein würde. Die Menschen benahmen sich wie besessenen. Man kaufte alle von Nizena auf den Markt gebrachten Zwiebeln und zahlte jeden Preis. Nur wenige Leute hielten sich von der allgemeinen Spekulationswut fern. —

In der Neujahrsnacht des Jahres 1637 saßen mehrere bekannte Blumenzüchter im

Wirtshaus zum „Aardig Meisje“ in Haarlem beisammen, um den Beginn des neuen Jahres zu feiern, von dem sie wünschten, daß es ihnen wieder so reiche Gewinne abwerfen möge wie das vergangene.

Van Broeken, einer der wohlhabendsten Bürger der Stadt, war sonst der Führer der Spekulanten, aber jedermann wußte, daß er der größte Gegner Nizenas war. Schon immer hatte er den Erzeugnissen dieses Mannes mißtrauisch gegenübergestanden, und auch jetzt wiederholte er bei neuen Angeboten des „Schwarzen Wunders“ hartnäckig:

„Ehe ich den „Schwarzen Herzog“ nicht mit eigenen Augen gesehen habe, werde ich keinen Cent dafür ausgeben. Nizena ist ein Betrüger. Warum hält er seine Wunderpflanze vor uns verborgen? Warum schiebt er den Tag, wo er sie uns zeigen will, immer wieder hinaus? An den Zwiebeln, die er uns verkauft, können wir nichts erkennen.“

„Aber man hat den „Schwarzen Herzog“ gesehen!“

„Wer hat ihn gesehen? Wer? — Die von Nizena gekauften Leute. — Bleibt mir mit Nizena fern, er ist ein Betrüger, das sage ich.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Lokals, und die lange, dürre Gestalt Nigenas wurde sichtbar.

Sekundenlang herrschte tiefes Schweigen. Alle blickten gespannt auf van Broten, der seinen Gegner gleichfalls gesehen haben mußte. Aber nichts in dem unbeweglichen Gesicht des Holländers verriet, was in seinem Innern vorging. Langsam erhob er sich und verließ das Lokal. Der auf diese auffällige Weise Beleidigte wandte sich höhnisch lächelnd ab, um dann in die Mitte des Raumes zu treten und mit lauter Stimme zu verkünden, daß er nunmehr bestimmt gegen Ende des kommenden Monats den „Schwarzen Herzog“ öffentlich zeigen wolle. Lauter Jubel war die Antwort, und auch die, die schon ein wenig mißtrauisch geworden waren, fühlten sich jetzt beruhigt.

Der Februar des Jahres 1637 brachte einen herben Schlag für die Tulpenzüchter. Schon zu Beginn des Monats fielen die Preise einiger Tulpen unaufhaltsam, da man festgestellt hatte, daß die begehrtesten Sorten nicht das hielten, was sie versprochen. So nahmen einige der mehrfarbigen Tulpen,

nachdem sie eine Generation übersprungen hatten, ihre ursprüngliche Färbung wieder an. Das hatte riesige Verluste vieler Spekulant zu Folge, und mancher, der sein Vermögen auf den „Schwarzen Herzog“ gesetzt hatte, war in diesen Tagen voll Sorge, daß ihm vielleicht das gleiche geschehen könnte.

Der 22. Februar sollte die Entscheidung bringen. Nigena hatte versprochen, sein Erzeugnis der Öffentlichkeit zu zeigen.

In der Nacht vom 21. zum 22. näherten sich drei schwarzvermummte Gestalten dem einsam stehenden Hause Nigenas. Der Lichtschimmer, der aus der Stube des Blumenzüchters in die Dunkelheit fiel, schien sie anzuziehen, und einer der nächtlichen Wanderer erteilte mit leiser Stimme einige kurze Befehle.

„Während du an den Fensterläden rüttelst, werden Jan und ich durch die Hintertür eindringen. Schnell an die Arbeit!“

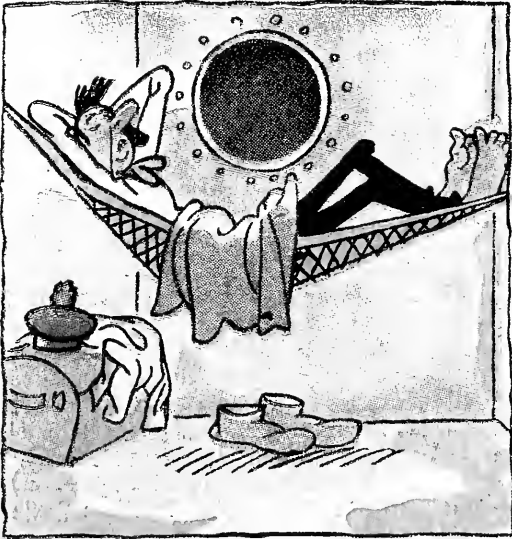
Die drei Männer verteilten sich, und während der eine von ihnen zu dem Fenster schlich, um dem Befehl des Führers nach-

(Fortsetzung auf Seite 10.)



Das schwarze Wunder.
„Nehmt den Betrüger fest!“ rief van Broten.

Wie es Bommel erging, als



Belanntlich nahmen diese Iofen
Gefellen Dienfte als Matrofen.
Hier fieht man Laatschen feine magern
Gebeine in der Matte lagern.



Herr Bommel, der hat nichts zu lachen;
Er muß die ganze Nacht heut' wachen.
Doch spielen möchte er zugleich
Dem Laatschen einen böfen Streich.



Der Laatsch erfchrickt fich auf den Tod,
Als plöglich ein Gefpenft ihm droht,
Schwupp, fällt er — es ift zu gemein —
Grad mitten in das Waſſer rein.



Durchnäßt, verfühlt bis auf die Seele,
Springt dem Gefpenft er an die Kehle.
Herunter mit der Leinwand!
Der falſche Freund, er ift erkannt.

Laatsch einen Streich spielte



'ne Wanne schleppt mit list'ger Miene
 Er Laatschen hin in die Kabine.
 Ganz still und leise er sie trägt.
 (Der Laatsch merkt nichts, die weil er sagt.)



Stellt das Gefäß mit frohem Sinn
 Grad unter Laatschens Schwerpunkt hin.
 Drauf macht er schauerlich und echt
 Als Nachtgespenste sich zurecht.



„Ha, Schurke, hast die Treu gebrochen,
 Die Schandtät wird sogleich gerochen.“
 Sie prügeln sich mit wildem Grimme
 Und hören nicht des Schiffsherrn Stimme.



In dem Arreste sitzt verstimmt
 Hier unser Bommel jetzt und beummt.
 Und Rache brüetet im Lokal
 Er wutentbrannt fürs nächste Mal.

zukommen, näherten sich die beiden anderen dem Hause von der Rückseite und drangen von dort ein.

Alles gelang nach Wunsch. Durch den Lärm an dem Fenster von seiner Arbeit abgelenkt, überhörte Aigena das Geräusch, das bei dem Aufbrechen der Tür entstand. Entsetzt fuhr er herum, als hinter ihm eine Stimme ertönte:

„Wir sind gerade recht gekommen, um Euch bei Eurem Malkunststückchen zu bewundern, nicht wahr?“

Schreckensbleich sprang Aigena auf und stellte sich schützend vor die auf seinem Arbeitstische stehenden Tulpen. Einige prangten in tiefem Schwarz, während die anderen, noch nicht — angemalten in ihrer Naturfarbe dazwischen standen. —

„Nehmt ihn fest!“ rief jetzt van Broeken — denn er war der Führer der Eindringlinge. — Seine beiden Begleiter stürzten auf den Rasenden und fesselten ihn.

Am folgenden Tage verbreitete sich die Nachricht von den Betrügereien Aigenas wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt. Man war vollkommen kopflos. Diese Aufklärung zog einen ungeahnten Preissturz nach sich und führte zur Aufdeckung vieler anderer betrügerischer Machenschaften. Durch diese eine Nacht wurden viele reiche Männer in den Niederlanden zu Bettlern, und das Volk war von seiner Spekulationswut geheilt.



Ein Schülerstreich

Von Stephan Székely.

Ja, ja, zu meiner Zeit herrschte noch das Nußbaumstößlein — oder so etwas Ähnliches. Und das, was ich hier erzählen will, ist auch so eine Geschichte von damals.

Der Berger kroch schon zu Beginn der Stunde unter die Bank; er saß dann auf der Erde und kam nicht heraus, wenn er gerufen wurde, sondern sagte, man solle ihn in Ruhe lassen, er möchte mit diesen Sachen nichts zu schaffen haben.

Wir anderen schwihten Blut, besonders ich. Der Lehrer war nämlich schon bei B, und es fehlten noch zwanzig Minuten bis zur Pause. Jetzt sagte gerade Paulsen noch die Nagetiere auf, das dauerte zwei Minuten, höchstens drei. A kam in der Klasse nicht vor, dann kam noch Sauer, dann Sängler, das sind acht Minuten, und dann Székely, wenn nicht noch zufällig irgend etwas dazwischen kam. Na schön. Jedenfalls kann es nichts schaden, wenn man so lange noch ein wenig nachliest: „Die Fledermäuse unserer Heimat sind alle sehr nützliche Tiere und verdienen daher geschont zu werden. Den

Winter müssen sie infolge Nahrungsmangels in ihren Verstecken durchschlafen. In unserer Heimat gibt es im ganzen 20 Fledermausarten. Die wichtigsten davon sind: erstens die gewöhnliche Fledermaus. Sie hat einen weißen Hals. . .“ Ach ja, Halbschmerzen sind doch eine feine Sache, ich hätte gestern wirklich daran denken können. Dann wäre jetzt dies alles nicht, ich brauchte keine Angst zu haben, sondern könnte zu Hause in meinem weißen Bette liegen und den „Legten der Mohikaner“ lesen. Da höre ich meinen Namen rufen: „Székely!“ „Die Fledermäuse unserer Heimat —“ Plumps. Ich falle um.

„Herr Lehrer, auf Ehrenwort, das hat bloß der Berger gemacht. Er hat unter der Bank meine Beine zusammengebunden, und nun, wo ich herausgehen wollte, da bin ich natürlich auf die Nase gefallen.“

Über Berger verteidigt sich: „Herr Lehrer, ich habe eben in meinem Naturkundebuch gelesen, auf Ehrenwort, Sie können auch Neubauer fragen.“



Ein Schülerstreich.

„So, Berger, nun gib du dem Székely eine,“ sagte der Lehrer. Und die beiden Jungen ohrfeigten sich.

Der Lehrer ruft mich und Berger nach vorn.

„Stellt euch einander gegenüber.“

Wir stellten uns gegenüber.

„Und nun gib du dem Berger eine Ohrfeige, Székely! Na, gib sie ihm doch! So. Und nun, Berger, gib du dem Székely eine! Nicht so. Schau her, so. So ist es recht. Székely, nun gib du wieder dem Berger eine! Stärker. Großartig. Berger, gib du nun Székely eine! Na siehst du. Und nun

werde ich kommandieren. Eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei . . .“

Da standen wir nun und ohrfeigten uns gegenseitig.

Leid tat es mir nur, daß er mir die letzte Ohrfeige gab.

Dann klingelte es.

So erzogen wir einander in der guten alten Zeit . . .

Woher die deutschen Obstnamen stammen

Es ist bezeichnend für die Lebensweise der alten Germanen, daß nur die Namen der Früchte, die in Wäldern wachsen, wie Heidelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Schlehen, Hagebutten und Haselnüsse, urdeutsches Sprachgut sind. Die am häufigsten angebaute Obstarten, wie Birnen, Kirschen, Pflaumen, tragen ursprünglich lateinische, später den Deutschen mundgerecht gemachte Bezeichnungen. Schon vor der althochdeutschen Zeit wurde aus der Römersprache der „Apfel“ entlehnt, der nach der Stadt Abella in Campanien benannt ist, die schon im Altertum wegen ihrer prächtigen Äpfel berühmt war.

Dem Griechischen verdanken wir zwei Fruchtbezeichnungen, die Kastanie nach der Stadt Kastana am Schwarzen Meer und die Zitrone, deren Name auf dem Umwege über Frankreich zu uns kam. Aus dem Franzö-

sischen stammt auch das Wort „Rosine“, aus Raisin sec („trockene Traube“) gebildet. Italienisch sind die Namen der Melone, Orange, Pomeranze und Artichoke. Die Apfelsine ist der Apfel aus Sina, einer älteren Bezeichnung für China, woher die Portugiesen die Frucht um das Jahr 1500 nach Europa brachten. Noch im 18. Jahrhundert war in Mitteldeutschland die Bezeichnung Chinaapfel üblich. Portugiesischen Ursprungs sind die Namen Kofosnuß und Banane, während Walnuß nichts anderes als die welsche Nuß heißt.

Auch Peru hat uns einen Fruchtnamen geschenkt. Die schönste und schwachste der dort wachsenden Früchte wird von den Eingeborenen Manas genannt — Ananas. Ananas — eine Manas — ist in gleicher Schreibweise ins Deutsche, Englische wie in viele romanische und slawische Sprachen übernommen worden. Die Frucht trug früher auch eine echt deutsche Bezeichnung. Sie hieß nämlich Königsapfel. So haben die verschiedensten Länder und Sprachen Anteil an unseren scheinbar deutschen Obstnamen. mz.

Die 18 versteckten Dichter

Onkel Ottos grosses Preisausschreiben



Freunde!

Die auf mein Anraten veranstaltete Abstimmung, ob wir wieder ein neues Preisrätsel bringen sollten, hat fast einstimmige Annahme des Vorschlags ergeben. Ich habe mich sehr darüber gefreut, aber nun darf sich niemand mehr wundern, wenn er ein Rätsel richtig rät und dennoch bei der Preisverteilung leer ausgeht. Ich kann immer nur so viele Preise verteilen, wie ich ausgesetzt habe, und wenn mehr richtige Lösungen eingehen, als Preise vorhanden sind, so muß das Los bestimmen. Wessen Lösung beim Verlosen nicht gezogen wird, der darf nicht die gekränkte Leberwurst spielen. Glück's das einmal nicht, glückt's vielleicht ein anderes Mal.

Ich habe nun angestrengt nachgedacht, was für eine Aufgabe ich euch wohl stellen könnte. Dabei sah ich zufällig auf ein Bild, das in meinem Zimmer hängt. Es zeigt das Städtchen Bacharach am Rhein. Als ich nun in Gedanken die Unterschrift las, fiel mir auf, daß in dem Worte Bacharach der Name des berühmten Komponisten Johann Sebastian Bach enthalten sei. Das führte mich zu folgendem Entschluß:

Ich gebe euch hier 7 Sätze, in denen zwar nicht die Namen von Komponisten, aber insgesamt 18 Namen berühmter Dichter und Schriftsteller versteckt sind, aber manchmal derart, daß ein Teil der Silben eines Namens am Schluß des einen, ein anderer Teil am Anfang des nächsten Wortes und so ähnlich steht. Also aufgepaßt:

1. Grimmig sah der gefangene Ritter zu, wie Landarbeiter und Bürgerleute an der Senkung des Flusses sein Eigentum vernichteten.
2. Hoch auf feurigen Rössen, mit stolz erhabenem Haupt, Mann hinter Mann,

ritten die Krieger daher. Der Führer voran.

3. Gell ertönte ein Pfiff, und der Wilddieb, der gerade dabei war, Fallen aufzustellen, wurde unsanft emporgeworfen.
4. Der Ueberfallene ergriff einen Stuhl an der Lehne und ließ ihn auf seine Bedrücker treffsicher niederzusen.
5. Kaum hatte er den Papagei belohnt, da bezeugte Richard es schon, denn der Vogel unterließ nun alles Singen.
6. Der Tischler brachte eine rotgoldene schillernde Schrantleiste.
7. „Ein Negername ist Wungo; Ethel ist ein englischer Name, und Nestor, mein Lieber, ist der Name eines alten Griechen.“ Meine Preisfrage lautet nun: Welche achtzehn Dichternamen sind in den vorstehenden Sätzen enthalten?

Als Preise für die richtige Lösung setze ich

20 schöne und wertvolle Bücher

aus, von denen sich jeder Gewinner eins wünschen darf. Wenn sein Wunsch nicht gar zu unbedeuten ist, erfülle ich ihn gern. Wer richtig rät, aber Pech bei der Verlosung hat, muß sich auf mehr Glück beim nächsten Preisrätsel vertrusten.

Wer die achtzehn Dichternamen gefunden hat, schreibe sie auf eine Postkarte, und zwar so, daß der linke Abschnitt der Vorderseite nur den Namen des Absenders und die Rückseite nichts anderes als die gefundenen Dichternamen enthält. Wer das nicht beachtet, der scheidet vom Wettbewerb aus. Die Lösungen müssen bis Freitag, den 30. März, im Besiß des „Heiteren Fridolin“ sein. Jeder Einsender muß sich Fridolins Entscheidung fügen.

Die Lösungen sind zu senden:

An die Rätselstube des
„Heiteren Fridolin“ (Verlag Ullstein)

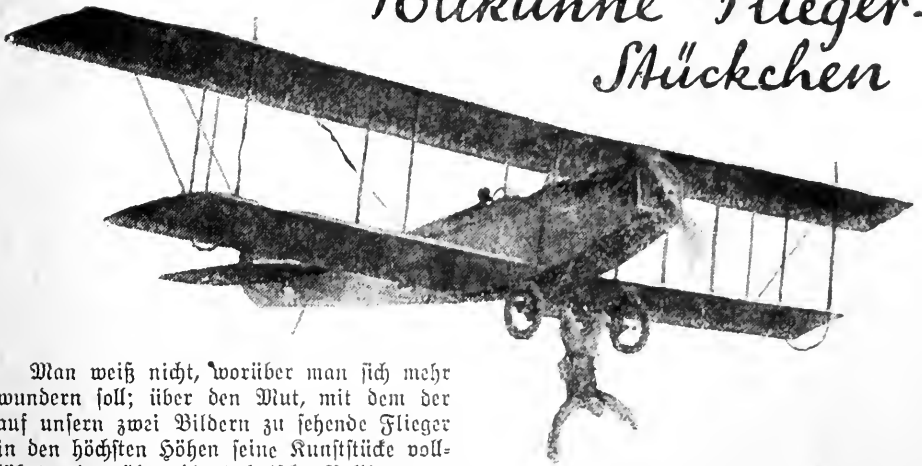
Berlin SW 68

Kochstraße 23.

Wer in Berlin wohnt, hat den Vorteil, sein Porto ausgeben zu müssen, denn vor jeder Ullstein-Filiale ist ein Fridolin-Briefkasten, in den die Karten unfrankiert eingeworfen werden können.

Das Ergebnis des Preisausschreibens veröffentlichte ich in einer der darauffolgenden Nummern. Onkel Otto.

Tollkühne Flieger- Stückchen



Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll; über den Mut, mit dem der auf unsern zwei Bildern zu sehende Flieger in den höchsten Höhen seine Kunststücke vollführt, oder über die technische Vollkommenheit, mit der es gelang, diese photographischen Aufnahmen in den gefährvollen Wolkenhöhen zu machen. Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die ihr Leben einsetzten, um irgendein Ziel, und mochte es noch so gefährlich sein, zu erreichen. Hat es nicht einst der kühne Blondin mit gutem Erfolg unternommen, die Niagarafälle auf einem Drahtseil zu überschreiten? Hat es nicht vor einigen Jahren der Franzose Pégoud als erster gewagt, mit seinem Flugzeug derartige Schleifen zu fliegen, daß die Maschine zuweilen minutenlang verkehrt und er selbst auf dem Kopf stand?

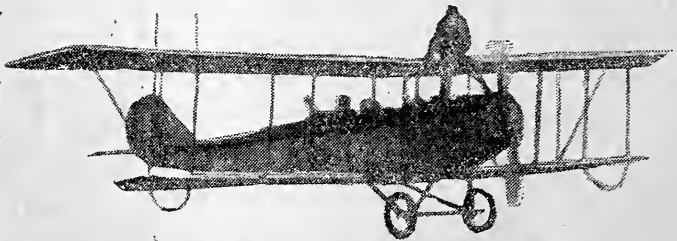
Kürzlich suchte ein Amerikaner für ein Kinostück einen mutigen Flieger, der auf seinem Flugzeug mitten im Fluge die waghalsigsten Kunststücke vollführen sollte. Er fand auch einen solchen. Die Bilder, die dieses seltene Ereignis festhalten, seht ihr auf dieser Seite. Bemerkenswert ist, daß sie von einem zweiten Flugzeug, das sich stets in der gefährvollen Nähe des ersten halten mußte, aufgenommen wurden.

Wenn man sich gegenwärtig, wie schwer es ist, sich mit den Knien an einem auf festem Boden stehenden Reck fest zuhalten, kann man sich einigermaßen eine Vorstellung davon machen, was diese Leistung erfuhr auf einem fliegenden

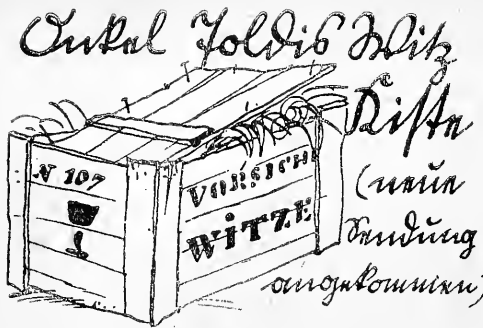
Der Flieger hängt, nur durch seine Knie gehalten, zwischen den Rädern der fliegenden Maschine.

Turngerät bedeutet, das hoch in den Wolken schwebt. Ein einziger falscher Griff, und der kühne Turner bezahlt seinen Wagemut mit dem Leben.

Als vor vielen Jahren in den Dörfern und kleinen Städtchen die viel bewunderten Seiltänzer auftauchten, die von der Spitze eines Kirchturms zu einem in gleicher Höhe befindlichen Ort auf einem Seil hinkliefen, war man sehr erstaunt. Die Bewunderung reichte aber ins Ungemessene, wenn jene kühnen Leute dies Kunststückchen ohne Sicherheitsmaßregeln, d. h. ohne ein Netz zu spannen, vollführten. Man glaubte, daß die Tollkühnheit damit ihren höchsten Grad erreicht hätte. Aber was würden die Menschen gesagt haben, wenn sie die Leistung des Mannes in dem Flugzeug sehen würden, die an Waghalsigkeit alles bisher Dagewesene übertrifft!



Tollkühne Fliegerstückchen.
Der Flieger steht auf dem Kumpf des fahrenden Flugzeuges.



Liebe Freunde!

Neulich klopf es heftig an meiner Redaktionszimmertür und auf mein energisches „Herein, selbst wenn es ein Schneider ist,“ ging die Tür auf, und herein trabten zwei Männer mit einer riesenschweren Kiste. Ohne ein Wort zu sprechen, setzten sie sie vor meinem Schreibtisch ab und verschwand. Reichlich erstaunt hatte ich den Vorgang beobachtet, und ebenso neugierig ging ich nun an die rätselhafte Kiste heran. „Vorsicht! Witzel“ war mit großen Buchstaben daraufgemalt. Ich öffnete das Ungetüm mühselos und griff hastig nach den Papieren, die es ganz und gar ausfüllten. Was dann kam, weiß ich nicht mehr genau. Onkel Otto behauptete später, es hätte wie das unterirdische Donnerrollen im Besuw geklungen, aber er übertreibt von jeher ein bißchen. Denn ich glaube, ich habe ganz sanft gelächelt. Nämlich über den lustigen Inhalt der Kiste. Eine von den Geschichten, die gleich oben auf lagen, will ich euch jetzt erzählen:

„Gestern nacht um 10 Uhr frühe,
Als ich wachend eingeschlafen,
Schritten laufend tote Kühe
Raus ins Tal mit ihren Schafen.
„Ach“, schrie da ein Stummer leise,
Und ein Hund miaute froh,
Weil mit Rollschuh'n auf dem Eise
Langte flott ein lahmer Floh.
Doch ein Greis von 20 Jahren
Aß ein Käsebrod mit Speck,
Als ein einzelner in Scharen
Strömte von dem Gasthaus weg.
Seitwärts stand ein schwarzer Schimmel,
Scharzte mit dem linken Ohr,
Als vom blauen Winterhimmel
Brach ein Regenguß hervor.
Triefend naß, doch völlig trocken,
Kannst' ich langsam nun nach Haus,
Sing die Leine an die Socken; — — —
Damit ist die Sache aus.“

Für mich aber noch nicht. Denn ich will euch erst noch verraten, was auf einem der nächsten Zettel stand, der mir in die Hände fiel. Es ist eine Frage, die ich an die ganz Schlaunen richte, und ich bin gespannt, ob ihr sie beantworten könnt:

Ein Waldgeist, ein Zahnarzt, der Polizeiwachtmeister Brommel, der alte Dessauer und ein abgezogener Hase! Wieviel macht das zusammen? —

Zweiunddreißig. Denn ein Waldgeist ist ne 11 (Elfe), ein Zahnarzt macht 10 (Zähne), der Polizeiwachtmeister Brommel gibt 8 (acht), der alte Dessauer ist ein 4 (Führer) und ein Hase, abgezogen, macht genau 32.

So, nun könnt ihr beurteilen, ob die neue Witzsendung prima Qualität ist! Und außerdem will ich euch noch einen neuen Vorschlag machen: Lernet das Gedicht auswendig! Dann geht über die Straße und brummelt es leise vor euch hin. Kommt euch nun zufällig ein anderer entgegen, der das Gedicht auch auswendig weiß und es mit euch weitersagen kann, dann wißt ihr gleich: das ist auch ein Freund vom „Heiteren Fridolin“, der muß nett sein. Geht hin, stellt euch vor, und dann habt ihr gleich einen neuen Bekannten. Also — wer kann es zuerst? Onkel Goldib.

Rätsel-Ecke

Mutter ermahnt.

Ein braves Kind trinkt niemals „na“,
Sonst ist ein „wi“ im Umseh'n da.

Zu feucht.

Rein milder Wandrer wählet mich
Zu meiner zweiten Silbe sich.

Angenehm.

Man nimmt es, und kann nun nicht laufen
und steh'n,

Man macht es, damit es ein anderer nimmt,
Man kann auch darüber fahren und geh'n,
Verkleinert ist es zum Naschen bestimmt.

Böse Folge.

Die Knaben trieben Unfug mit „ri“;
Die Scheune brennt, schon ist die „hr“ da.

Silberrätsel.

Aus den Silben:

a — a — brett — de — del — e — e — e
— fi — fi — ga — la — land — le — leit —
lek — ma — mo — na — phi — pi — rat

— rei — reiß — ris — ro — sche — sow —
sto — strich — tät — te — tiv — tom — tri
— tri — um — um — zi

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch ist als ein Buchstabe verwendet). Die Wörter bedeuten:

1. Berühmte Stadt des Altertums. 2. Fußboden. 3. Gebrauchsgegenstand für Zeichner. 4. Ruffische Stadt. 5. Schußwaffe. 6. Erwerbszweig. 7. Naturkraft. 8. Grundgedanke eines musikalischen Werks. 9. Helden einer Mozartschen Oper. 10. Kleinster zerlegbarer Teil eines Stoffes. 11. Griechische Göttin. 12. Staatsbeamten. 13. Säugetier. 14. Lobgefäng. 15. Metall.

Fridolins Lachkabinett

Onkel Fritz kommt aus Amerika zu Besuch und nimmt seinen kleinen Nefen vor. „Na, mein Kleiner, bist du auch musikalisch?“ — „O ja, lieber Onkel, ich spiele schon Gramophon und Drehorgel.“



Mutter: „Wir werden jetzt unsern Spaziergang machen, mein Kind. Der Wind hat sich gelegt.“

Elchen: „Wohin hat er sich denn gelegt, Mutti?“

*

Der Rektor tritt in die Arrestklasse: „Manu, du bist auch hier, Schulz?“

Schüler: „Jawohl, Herr Rektor, Mutter kocht heute nämlich weiße Bohnen.“

*



„Kannst du mir 'ne Zigarre geben?“

„Ne, ich kann dir wirklich keine anbieten.“

„Die eine ist schlechter als die andere.“

„Na, dann gib mir die andere!“

Auflösung der Rätsel aus Nr. 11.

Silberrätsel.

Arbeit macht das Leben süß,
Faulheit stärkt die Glieder.

1. Amerika, 2. Nadau, 3. Büffel, 4. Elisabeth, 5. Imme, 6. Türkei, 7. Meisterschaft, 8. Ananas, 9. Cheviot, 10. Tunita, 11. Dame, 12. Adler, 13. Schabernack, 14. Lazarett, 15. Einstand, 16. Bastei, 17. Erle, 18. Raumburg, 19. Schwingel, 20. Uri, 21. Erbsen, 22. Sauerland, 23. Sense, 24. Falter.

Miau: Kralle — Koralle.

Romische Rechnung: Ach(a).

Seltfame Geographie: Eijen, eissen.

Otto: „Mutter, ich gehe nicht in den Park.“

Mutter: „Und weshalb nicht?“

Otto: „Na, es ist doch Frühling, und da schlagen die Bäume aus.“

*

Kurt zu seinem Freund: „Gestern habe ich in Onkel Hans seinen Stuhl Stednadeln gesteckt — und . . .“

„Konnte er sitzen?“

„Nein; aber ich jetzt auch nicht!“

*

Tante: „Gefällt dir die Schule, Fritzchen?“

Neffe: „Ja, aber nur von außen.“

*



Ein freundlicher alter Herr ging die Straße entlang. Da kam ein kleines Mädchen auf ihn zu, das ein Paket trug, knickte und fragte höflich: „Ach bitte, lieber Herr, ist dies die zweite Querstraße links?“

*

Lehrer: „Was gibt es für Pilze?“

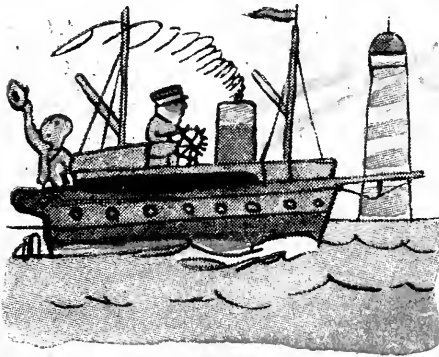
Erster Schüler: „Pfefferlinge, Champignons, Steinpilze.“

Lehrer: „Gut. Wer weiß noch welche?“

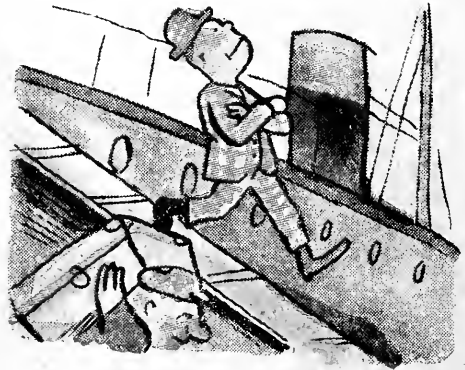
Zweiter Schüler: „Glückspilze.“

Benjamin Pampes Rückkehr nach Europa

Benjamin Pampe, der alle 14 Tage seinen Beruf wechselte, hat endlich sein Talent als Boger entdeckt.



Ein Schiff fährt in den Hafen ein,
An Bord soll unser Pampe sein.



Europa staunt im höchsten Grad,
Denn, wie man sieht, der Pampe naht.



Der Dienstmann ruft: „Macht Platz da, Mann.“
Der Pampe grinst: „Ich denk' nicht dran!“



Und bowt den Träger ohne Zaudern
Grad' ins Gesicht — man sieht's mit Schaudern.



Er schreitet stolz dahin und stumm;
Bewundernd steht das Publikum.



„Hier, Onkel Ditto, sieh die Kraft —
Als Boger hab' ich 's nun geschafft.“

(Fortsetzung in 14 Tagen.)

Hurra! Laatsch und
Bommel sind wieder da!

Preis:
200 Mark
= 4 Gold-
pfennige.

Der seitere Fridolin



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER

M. PATHE



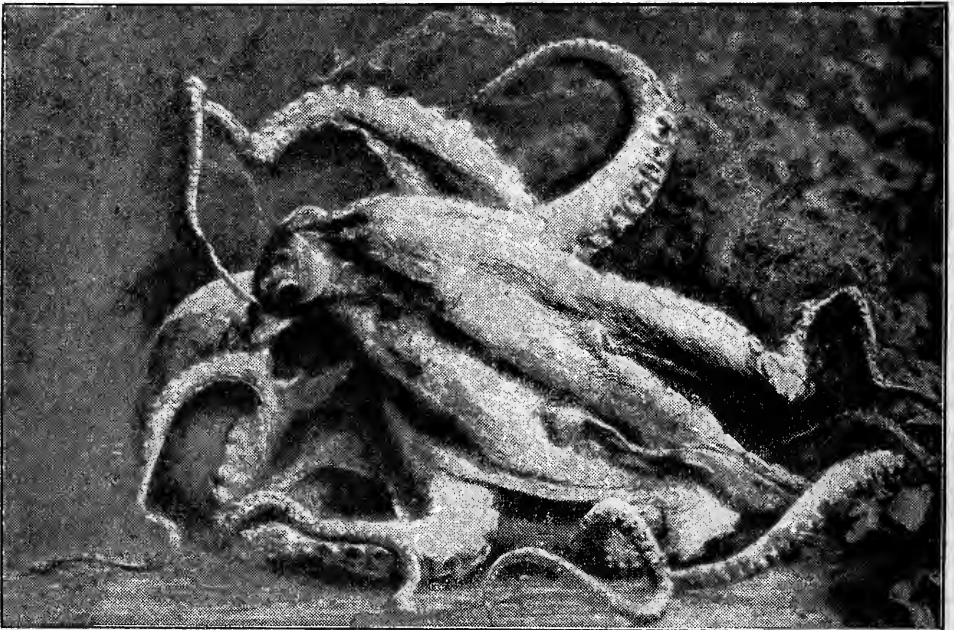
Wie man sich früher einen Riesentrafen vorstellte:
„Der Riesentrafen zieht Schiffe in die Tiefe,“ — erzählten die Schiffer. (Zu dem Artikel auf Seite 2.)

Wie sah der Riesenkrake wirklich aus?

Von Dr. A. Seilborn.

Die Phantasie des Menschen macht gern, besonders wenn Ungewohntes oder Unheimliches ins Spiel kommt, aus der Wille einen Elefanten. So ist es auch mit einem seltsamen Meerestier gegangen: dem Polypen, Tintenfisch oder Kraken. „Polypus“, d. h. Vielfuß, nannten die alten Griechen dieses Weichtier wegen der acht und mehr Fangarme, die es besitzt. „Krake“ wurde das Tier wegen seiner Ähnlichkeit mit einem vielästigen Baumstumpf (im Alt-Schwedischen Krake) genannt. „Tintenfisch“ heißt es deshalb, weil es in einer Drüse eine dunkle, tintenartige Flüssigkeit bereitet, die in einem Beutel aufbewahrt und nach Belieben, z. B. wenn es sich in Gefahr befindet, in das Wasser gespritzt wird. In der Wissenschaft führt diese Gruppe von Weichtieren, die in früheren Erdperioden in ungezählten Arten und außerordentlich weit verbreitet war, den

Namen „Kopffüßler“, eben wieder nach den Fangarmen oder „Füßen“, die im Kranze um den Mund herum, also am Kopf stehen. In der Tat: solch ein Kopffüßler ist ein sehr merkwürdiges Tier, mißgestaltet, unheimlich, ein nächtlicher Räuber; liegt er lauernd am Meeresgrund, so scheint er wie ein Sack, aus dem unförmige Schlangen geschlüpft sind. Langsam kriecht der Krake mit seinen riesigen Augen über den Boden, zieht sich auch an senkrecht steilen Klippen hoch — die Arme tragen an der Innenseite Saugnäpfe, die wie Schröpfköpfe oder Gummiringe an Fenster Scheiben wirken —, nun biegt er, die Arme zusammen, schiebt den Körper in die Höhe und stützt auf den Spitzen der eingebogenen Arme wie eine hochbeinige Spinne einher. Jetzt gewahrt er einen nahenden Feind, im Nu ist der Tintelbeutel ins Meer entleert, so daß es trübe und undurchsichtig wird, und das



Wie sah der Riesenkrake wirklich aus? (1/2 natürlicher Größe.)
Achtarmiger Tintenfisch (Krake) auf der Lauer. Die Fangarme sind an der Innenseite mit Saugnäpfen besetzt. Am Kopfe, über dem sackförmigen Rumpfe, sieht man das verhältnismäßig große Auge.

Wasser mit großer Gewalt aus dem „Trichter“ am Bauche hervorstoßend, schwimmt er, durch den Rückstoß rückwärts getrieben, das Hinterteil also nach vorn, die gestreckte Arme nach sich schleifend, hastig davon. In die Haut des Kraken sind zahllose Farbstoffzellen eingebettet, vermöge deren das Tier wie ein Chamäleon unablässig die Farbe nach Gutdünken wechseln kann. Am Munde sitzt ein hörnerner Papageienschnabel, dessen Speicheldrüsen ein Gift bergen, das die Beute lähmt. Tollkühn geht der Krake auch auf den wechsthastigen Gegner los. — Der Fürst von Monaco, der einen Teil der ihm aus seiner Spielhölle zufließenden Gelder zu Meeresforschungen verwandte, hatte einst an den Azoreninseln einen Bottwal erlegt, den gefährlichsten Feind und Jäger der Kraken, der im Todesstamps Krakenfangarme von mehr als Mannesarmdicke ausspie; an der Spitze der Arme saßen Haken, die die Größe von Löwenkrallen hatten. Das müssen Reste riesiger Tiefseekraken gewesen sein, von denen

wir wenig wissen. In den letzten Jahrzehnten sind durch Stürme an den Küsten von Neufundland und Japan Kraken an Land gespült worden, deren Körper und Arme zusammen eine Länge von 15—16 Meter hatten. Dadurch gewinnen die phantastischen Berichte von Riefentraten, die Schiffe in den Abgrund zogen, immerhin an Glaubwürdigkeit. Noch eins muß erwähnt werden: in Italien ist man Tintenfische in mannigfacher Zubereitung, und sie schmecken, wie ich aus Erfahrung weiß, namentlich gebacken, gar nicht übel. Bei uns kennt jeder vom Tintenfisch wenigstens den Rüdenschulp: das ist das biskuitähnliche Ding, das wir als „Ossa Sepiae“ (d. h. Tintenfischknochen) beim Drogeristen kaufen und unserem Kanarienvogel zum Knabbern zwischen die Käfigstäbe stecken. Das äußerste Ende dieses versteinerten Schulpes riesiger ausgestorbener Krakenarten aber sind die „Donnerkeile“, die wir gelegentlich im Sande und im Riese finden.

Hidetada und Hotoke



Sage aus Japan. Nachgezählt von Mathilde Weil.

Für mehreren hundert Jahren lebten in Japan zwei Männer, die so geizig waren, daß ihr Geiz im ganzen Lande sprichwörtlich wurde. Hidetada lebte in Nikko, Hotoke in Tokio. Die beiden Geizhähne kannten einander nicht; — die Leute aber erzählten dem einen von dem anderen.

Wie ärgerte sich Hidetada, wenn man ihm sagte: „Du bist ja noch der reine Verschwender gegen Hotoke.“ Aber Hotoke, der an seinem Geiz eine wahre Freude hatte, ärgerte sich nicht weniger, wenn man ihm sagte: „So sparen kannst du noch lange nicht, wie Hideo-

tada; du könntest noch viel von ihm lernen.“

Einmal hatte Hidetada in Tokio Geschäfte zu besorgen; er griff zu seinem Wandersteden und begab sich auf die Reise. Bei dieser Gelegenheit hoffte er, Hotoke kennen zu lernen, was schon lange sein Wunsch war.

Nach vierzehntägiger, mühsamer Wanderung langte er in der Hauptstadt des japanischen Reiches an. Als Hotoke von der Ankunft seines Gefinungsgenossen erfuhr, machte er sich sofort daran, ihn aufzusuchen; doch vergebens fragte er in allen Herbergen und in allen Teehäusern Tokios nach einem Fremden aus Nikko, namens Hidetada. In keiner Her-

berge, in keinem einzigen Teehause war der Reisende eingekehrt.

Vergerlich wollte Hotoke heimkehren, als ihm ein unbekannter, in jämmerliche Lumpen gehüllter, alter Mann auffiel, der auf den Stufen eines Tempels kauerte. „Lieber Freund,“ sprach Hotoke den Fremden an, „seid Ihr aus Nikko? — Ich suche einen großen Gelehrten, namens Hidetada; — kennt ihr vielleicht den weisen Mann?“

„Was wollt ihr denn von Hidetada?“ fragte der Bettler.

„O, ich möchte ihn nur gern zum Mittagessen einladen, — ich heiße Hotoke.“

„So, so, ihr seid Hotoke? Sm! Entschuldigt, — aber einen Fremden zum Mittagessen einladen, das ist Verschwendung.“

„O, nicht doch,“ entschuldigte sich Hotoke, — „ich habe so viel von der Weisheit Hidetadas gehört, daß ich von ihm gewiß noch viel hinzulernen kann, — das ist bestimmt ein gutes Mittagessen wert.“

„So rechnest du, mein Söhnchen, nun, das gefällt mir; so wisse, ich bin Hidetada.“

„Wie sich das trifft!“ rief Hotoke erfreut, „erweist mir, also doch die Ehre, morgen bei mir zu speisen.“

Und so geschah es.

Zur Mittagszeit des anderen Tages nahm Hidetada aus Nikko auf Hotokes Speisematte Platz. Es störte die beiden edlen Seelen nicht, daß die Strohmatte aus lauter Sparsamkeit schon halb verfault war, und daß das verschimmelte Strohdach des Genkans (Vorraum) auf die Speisenden niederzustürzen drohte. Mit Stolz trug Hotoke die von ihm bereiteten Speisen auf. Zuerst kam ein gedörrter Fisch mit Reis; Hotoke hatte auf dem Markte den elendsten, kleinsten Fisch erhandelt, der nur aus Haut und Gräten bestand. Der Sake (Reiswein) war trüb und schmeckte sauer und schlecht, nur einige Schnecken, die Hotoke auf dem Felde gefunden und dann gebraten hatte, waren halbwegs genießbar.

Hidetada aus Nikko aber behauptete, lange nicht so gespeist zu haben. „Zum Danke will

ich euch auch bewirten. Wir wollen uns morgen auf den Stufen des Tempels treffen, wo wir uns kennen lernten. Wollt ihr?“ — Und so kam Hotoke am nächsten Tage pünktlich an und harrte der Bewirtung.

„Erst wollen wir einkaufen gehen,“ sagte Hidetada, „zeigt mir einen Bäcker!“

Bereitwillig führte Hotoke Hidetada zum nächsten Bäcker.

„Habt ihr frisches Brot?“ — „Ei, gewiß,“ beeilte sich der Bäcker zu sagen, „mein Brot ist so weiß und weich wie Butter.“

„O, entschuldigt, daß wir euch gestört haben, da wollen wir doch lieber gleich Butter kaufen, meint ihr nicht auch, lieber Freund?“

Und die beiden Geizhälse eilten zum Butterhändler. In seinem Laden angelangt, fragten sie: „Habt ihr frische Butter?“ — „O, gewiß; meine Butter ist so ölig und rein wie das schönste Olivenöl.“

„Ei, da wollen wir doch lieber gleich Olivenöl kaufen, entschuldigt, daß wir euch gestört haben.“

Die beiden Geizhälse gingen zum Delverkaufser: „Habt ihr reines Olivenöl?“ —

„O, gewiß; mein Del ist so frisch und klar wie reines Quellwasser.“

„Ei, lieber Freund,“ sprach Hidetada zu Hotoke, „so folgt mir doch zum Brunnen und bedient euch! Denn wenn Brot weich wie Butter, Butter so rein wie Olivenöl, Olivenöl so klar wie Quellwasser, so ist Wasser wohl das Beste auf der Welt und — hat noch den Vorteil, daß es nichts kostet.“

„Fürwahr, deine weisen Lehren, Hidetada, sind mit einem Mittagmahl nicht zu teuer erkauft gewesen; nun habe ich in der Kunst zu sparen, noch etwas zulernt.“

Und damit trennten sich die beiden Geizhälse.

Eines Tages wurde der eine verhungert in Tokio aufgefunden; kurze Zeit darauf meldete man den Tod des anderen aus Nikko. Aber jeder von ihnen hatte eine Kiste voll Goldstücke hinterlassen. Und wie schlimm für beide, keiner konnte nur ein einziges Goldstück mit sich nehmen! —



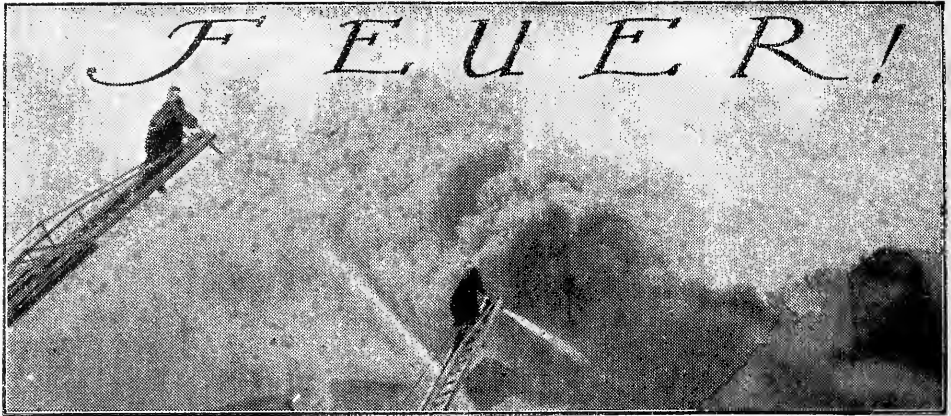
Hidetada und Hotoke.

„Deine Lehren, Hidetada, sind ein Mittagessen wert.“



Zu der Erzählung: Hidetada und Gotoko.

Hidetada, der Weizhals, wanderte nach Tokio, wo er Gotoko zu treffen hoffte, um von ihm zu lernen.



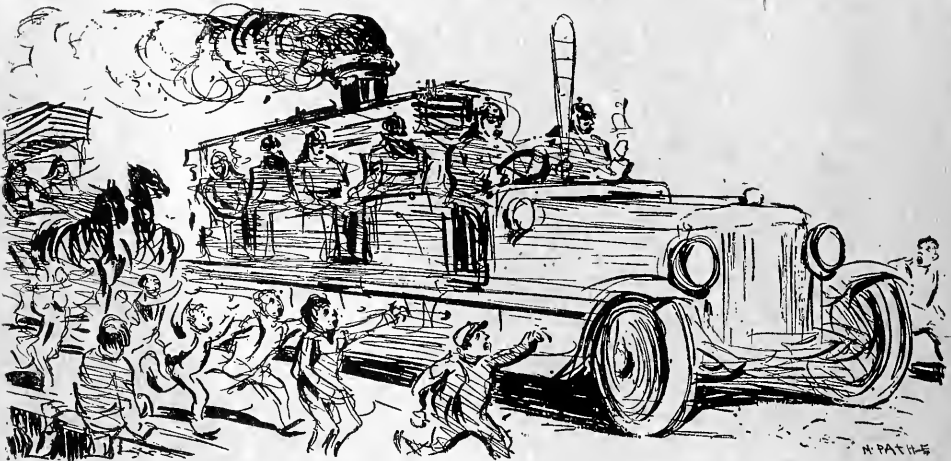
Plötzlich flackert es irgendwo auf: Flammen züngeln gierig empor. Da schallt der Schreckensruf: „Feuer, Feuer!“ Menschen laufen durcheinander. Alle scheinen den Kopf verloren zu haben. Nur einer hat Geistesgegenwart genug. Schnell überlegt er: die Feuerwehr muß helfen. Er stürzt davon, zum nächsten Melder. Mit dem Taschenmesser oder einem Schlüssel zerschlägt er die Scheibe. Und mit zitternden Fingern drückt er auf den Knopf. —

Bange Minuten vergehen. Da atmet er befreit auf. Sein durch Anspannung aller Nerven verschärftes Gehör hat ein schrilles Läuten vernommen. Die Feuerwehr kommt. Kaum drei Minuten nach dem Alarmruf. Knatternd rast die Motorspritze, das Auto

mit dem riesigen Druckapparat, heran. Hastig werden mit dem Führer des Wagens einige Worte gewechselt, der Ort des Brandes angegeben. Schon rast der Wagen weiter. Hinter ihm her jagen die mechanische Leiter (das ist der Wagen, auf dem sich eine große, ausziehbare Leiter befindet) und der Mannschaftswagen. Nun kann der Brand mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden.

Dieses oder ein ähnliches Bild hat sicherlich schon mancher von euch gesehen. Ebenso sicher hat sich aber auch schon mancher gefragt: „Wie kommt es eigentlich, daß die Feuerwehr so schnell herbeieilt, nachdem man den Melder in Bewegung gesetzt hat?“ —

Auf jeder Feuerwache ist ein Raum, in sich der sogenannte Alarmapparat be-



Feuer!

„Hallo! — Platz, Platz, die Feuerwehr!“ Die mächtige Motorspritze fährt vornweg.

findet. Er besteht aus einer großen Uhr, deren Zifferblatt lauter dreistellige Zahlen aufweist. Jede dieser Zahlen trägt die Nummer eines zu der Wache gehörenden Feuermelders. Drückt nun zum Beispiel jemand auf den Knopf des Melders 216, so läuft der Zeiger an der großen Uhr bis zur Nummer 216. Gleichzeitig ertönen fünf bis sechs Glocken, die einen mörderischen Lärm machen, und über der Uhr blizt es hinter kleinen, runden Mattglasscheiben auf: „Feuer! . . . Feuer! . . . Feuer! . . .“

— Unter der Uhr befindet sich noch ein Morseapparat, der zur Kontrolle der Alarmluhr mit Morsezeichen die Nummer des Melders wiederholt, von dem aus der Alarmruf erfolgt. Gleichzeitig zeichnet der Morseapparat noch genau Datum und Zeit der Meldung auf. Kommt diese nun auf der Wache an, so ruft der diensttuende Feuerwehrmann: „Meldung von Nummer 216 eingelaufen.“ Dann wird durch einen Hebeldruck das ganze Gebäude, in dem sich die Wache befindet, elektrisch erleuchtet, so daß die Mannschaft genügend Licht bei ihrer Arbeit hat.

Wird die Wache, was ja auch sehr oft vorkommt, in der Nacht alarmiert, so eilt die Mannschaft, die angezogen und nur ohne Stiefel schläft, zu einer kleinen zweiflügeligen Tür, die aufgerissen wird. Dann sieht man vor sich einen tiefen, schwarzen Schacht, in dessen Mitte sich eine armdicke Holz- oder Messingstange befindet, an der die Feuerwehrleute in das Erdge-



Feuer!

Ein Mann wird mit Hilfe eines Sprungtuches gerettet.

Fortsetzung auf Seite 10.

Wie es kam, daß Laatsch und



Laatsch lehnt an Bord und denkt an nig,
Da schlägt die Welle augenblicks
Eiskalt und haushoch über Bord,
Und spült den langen Laatsch mit fort.



Da ward es rasch dem Bommel klar,
Daß Laatsch umgeben von Gefahr!
Zu retten seinen Spießgefeßen,
Springt Bommel gleichfalls in die Wellen.



Und in der Freude Ueberfluß
Tauscht selig man den Brüwertuß
Die Treue ist kein leerer Wahn,
Und wer sie hält, hat recht getan.



Mit Lappen, die man bei sich findet,
Wird flugs ein Feuer angezündet,
Mit Walfischtran gut angefeuchtet —
Man sieht, wie rot die Flamme leuchtet.

Bommel sich wieder vertragen



Mit Hilfe eines Rettungsringes
Famos und ohne Mühe ging's;
Solch Ding hilft manchmal über Stunden,
Bis die Gefahr ganz überwunden.



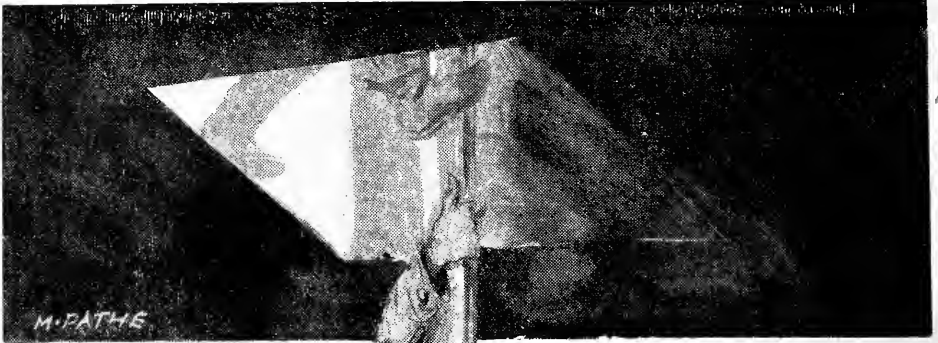
Und siehe da, mit einemmal
Naht Rettung von 'nem toten Wal.
Mit starken Kräften wird geschwommen,
Und einszweidrei der Wal erklommen.



Zwei Mexikaner, die es sah'n,
Mit ihrem Boote weitend nah'n.
Ins Schlepptau kommt der Wal. Man sieht:
So 'n Mexikaner hat Gemüt.



Welch wunderbares grünes Eiland —
Die beiden danken ihrem Heiland.
Und strahlend preisen beide froh
Die Retter hier aus Mexiko.



schoß, in den Raum rutschen, in dem die Wagen schon sozusagen zur Abfahrt bereitstehen.

Es ist eine Freude zu beobachten, wie alles klappt. Schlag auf Schlag geht das, und keine Handbewegung der Leute ist überflüssig. Der Führer der Motorspritze wirft den Motor des Autos an. Die Leute springen auf ihre Plätze, nachdem einer von ihnen das mächtige Tor, das auf die Straße führt, geöffnet hat. Und knatternd raft der Koloss davon. Schriill läutet die Glocke, die der Mann neben dem Schofför bedient. Die Menschen springen zurück, und alle Gefährte müssen, durch dieses Zeichen gewarnt, halten.

Währenddessen sind auch die übrigen Wagen fertig geworden, und schnell folgen sie der Spritze.

Die Wache, oder vielmehr der zu der Wache gehörige Bezirk, ist nun aber keineswegs ganz ohne Schutz, wie vielleicht mancher von euch denken wird. Ein Mann bleibt nämlich zurück und gibt, sobald der Zug ausgerückt ist, der nächsten Wache ein Zeichen, damit die dortigen Feuerwehrleute bereit

sind, bei einem etwaigen zweiten Brande in dem Bezirk, den die Wache verlassen hat, sofort einzugreifen. Es kann ja auch ein Großfeuer ausbrechen, so daß der eine Löschzug nicht ausreicht, um der Flammen Herr zu werden. Dann wird noch eine oder sogar noch eine dritte und vierte Wache um Hilfe angerufen. Auch das besorgt der eine Mann, der auf der Feuerwache zurückgeblieben ist.

Geradezu bewundernswert ist der Bau einer modernen Motorspritze. Auf ihr ist alles vor-



Feuer!

Wenn die Alarmglocke ertönt, rutschen die Feuerwehrleute an einer Stange in das Erdgeschloß hinunter.

händen, was man zur Bekämpfung eines Feuers braucht. Von dem Telephon, durch das sich der in Gefahr schwebende Feuerwehrmann mit seinen Kameraden verständigen kann, bis zu der Tragbahre, auf der Verletzte fortgebracht werden Leitern, Werkzeuge, Rauchschutzapparate, Schläuche, Sauerstoffapparate und noch vieles andere. Das Wichtigste außer den schon genannten Gegenständen ist wohl die Gaspritze, ein Behälter, in dem sich zum sofortigen Angriff gegen die Flammen ungefähr 500 Liter Wasser befinden. Während ein Mann mit dieser Gaspritze sogleich gegen das Feuer kämpft, befestigen andere inzwischen Schläuche an den Wasserhähnen.

Im Winter kommt es vor, daß diese Hähne, die Hydranten heißen, verschneit sind. Dann sind die Pläne von großer Wichtigkeit, die jeder Feuerwehrzug mit sich führt. In ihnen ist jeder Hydrant des zur Wache gehörigen Bezirks genau eingezeichnet.

Mit mächtigem Druck wird nun das Wasser von den Hydranten durch die Schläuche gepreßt, so daß immer zwei Mann oder mehr eine Spritze halten müssen.

Der Wagen, der sachmännisch einfach die „mechanische Leiter“ heißt, besteht in der Hauptsache aus einem Drehturm, der auf einen Mattenwagen gebaut ist und eine mächtige, ausziehbare Leiter trägt. Die Leiter, die mechanisch durch Kohlenäuredruck oder durch Elektrizität ausgezogen wird, hat mit den oberen Seilen, die noch aufgesteckt werden, eine Länge von ungefähr 25 Metern. Die Leiter kann beliebig gewendet werden, so daß die Feuerwehrleute von allen Seiten an das gefährdete Gebäude gelangen können.

Der Mannschaftswagen, der, wie schon sein Name sagt, vor allem zum Heranschaffen von Mannschaften dient, enthält sonst eigentlich nur noch Gegenstände, die nötig sind, um bei Unglücksfällen einzugreifen. Zum Beispiel das Sprungtuch, das dazu dient, einen Menschen, der sich in Lebensgefahr befindet und aus dem Fenster springen muß, aufzufangen, und Gerätschaften, um einem gestürzten Pferd, das als Verkehrshindernis anzusehen ist, aufzuhelfen.

Aus alledem könnt ihr schon ersehen, was für eine segensreiche Einrichtung die Feuerwehr ist, und man kann gar nicht genug die eiserne Ausdauer und den Mut der Leute bewundern, die sich mit aller Kraft dafür einsetzen, unser Leben und unser Eigentum zu erhalten. W. Sch.

Neues von Pythagoras

Zeichnungen von R. Jablonski.



Pythagoras denkt nach

Neulich hatte einer meiner Freunde den pythagoreischen Lehrsatz gelernt, den ihr ja auch alle kennt: In jedem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat über der Grundlinie (Hypothese) genau so groß wie die Quadrate über den beiden Seitenlinien (Katheten) zusammengekommen. Dabei kam er auf folgenden guten Gedanken. Er überlegte sich, wie der griechische Gelehrte vor rund 7000 Jahren seinen weisen Satz fand, und zeichnete den Denker mit Hilfe der Quadrate und des rechtwinkligen Dreiecks in seinen verschiedenen Denk- und Lebenslagen auf. Beim ersten Bild grübelt und grübelt Pythagoras, die Nasenspitze sinkt tief und tiefer. Doch wird er jäh aus dem Denken herausgerissen, er muß zu seiner Stunde ins Kolleg. Gerade als er die Vorlesung beginnen will, fällt ihm der letzte, endgültige Beweis für seinen Lehrsatz ein. Hurra, die Berechnung stimmt wirklich. Und eiligst erklärt und beweist er seinen Lehrsatz auf der schwarzen Tafel. Dann, vom vielen Sprechen und Denken ermüdet, erfrischt sich



Er geht ins Kolleg



„Surra! Endlich die Lösung!“

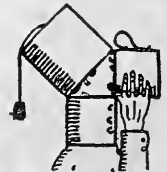
er jäh aus dem Denken herausgerissen, er muß zu seiner Stunde ins Kolleg. Gerade als er die Vorlesung beginnen will, fällt ihm der letzte, endgültige Beweis für seinen Lehrsatz ein. Hurra, die Berechnung stimmt wirklich. Und eiligst erklärt und beweist er seinen Lehrsatz auf der schwarzen Tafel. Dann, vom vielen Sprechen und Denken ermüdet, erfrischt sich



Pythagoras erklärt seinen Satz



der Gelehrte durch einen kühlen Trunk. — Hat sich mein Freund das nicht hübsch ausgedacht? Vielleicht weiß der eine oder der andere von euch etwas Ähnliches. Das teilt mir dann mit. Fridolin.



Der Lohn der Mühen

Ein Sportsmann als Volksheld

Der amerikanische Baseballspieler Babe Ruth

Einer der bekanntesten Männer Amerikas ist — man kann es zuerst nicht ohne Erstaunen vernehmen — ein Sportsmann. Sein Name ist Babe Ruth. Dieser Babe Ruth galt bis zum vorigen Jahr als der beste Baseballspieler Amerikas. Baseball ist der weitaus beliebteste Sport der Neuen Welt, und da wohl jeder von euch die Sportfreudigkeit der Amerikaner kennt,

so werdet ihr nun auch wohl die Beliebtheit Babe Ruths verstehen.

Baseball ähnelt ein wenig unserem Schlagball oder dem englischen Cricket. Ein Handball wird auf recht schwierige Weise einem Spieler zugeworfen, der ihn mit einem Holzschläger zurücksendet, worauf der Ball wieder mit der Hand gefangen werden muß. Solange der Ball in der Luft oder auf

der Erde ist, laufen die Läufer der Gegenpartei eine bestimmte, abgesteckte Strecke auf dem Spielfeld ab. Die Partei, die die meisten Läufe zu verzeichnen hat, gewinnt das Spiel. Dieses Spiel nun spielt jeder Amerikaner von seinem 6. Lebensjahre an. Die Knaben spielen es im Park und sogar auf der Straße zwischen den Wagen, die jungen Leute spielen es auf den Sportplätzen, und die alten Amerikaner, die nicht mehr spielen können, sitzen bei jedem Wettspiel und schauen zu. Und die Arbeiter in der Stadt, die Bauern auf dem Lande, die nicht dabei sein können, laufen zu den Zeitungshäusern oder zur nächsten Eisenbahnstation und warten dort auf die Telegramme, in denen das Ergebnis der Wettspiele gemeldet wird. Denn für nichts interessiert sich der Amerikaner so leidenschaftlich wie für das Baseballspiel. Die besten Baseballspieler werden von ihren Vereinen sehr hoch bezahlt, und schon mancher Verein hat



Ein Sportsmann als Volksheld.
Der Baseballspieler Babe Ruth, der bekannteste Mann Amerikas.

seinem Gegner einen guten Baseballspieler für 75 000 und 80 000 Dollar abgetauft.

Der beste Baseballspieler aber war „Babe“ Ruth (das Kind Ruth), ein ungeheuer großer, noch ganz junger Mann, der drei Jahre lang in jeder Spielzeit mehr Läufe gewann, als jemals ein anderer Spieler vor ihm.

Jeder Amerikaner kannte seinen Namen, in allen Zeitungen war sein Bild, und eine Filmgesellschaft zahlte ihm für die Mitwirkung in einem einzigen Sportfilm 1 Million Dollar! So kam es, daß Babe Ruth der verehrteste und bekannteste Volksheld Amerikas wurde.



Liebe Freunde,

neulich saß ich in der Straßenbahn und überlege gerade, ob das Wort „altes Kamel“ von „ollen Kamellen“ abgeleitet ist, da steigt ein ziemlich wohlbeleibter Herr ein, den ich auf den ersten Blick als einen Professor erkenne. Ein kleiner Schnurrbart prangt unter seiner Riesen Nase, und einen Regenschirm trägt er unterm Arm. Völlig zerstreut setzt er

sich auf die äußerste Ecke eines freien Platzes. Plötzlich sieht er sich um, erblickt sein Gegenüber, das zufällig auch eine große Nase hatte und einen Regenschirm trägt, ruft erschreckt aus: „Ach, da sitze ich ja schon!“ lüftet seinen Hut und steigt schnurstracks an der nächsten Haltestelle aus. — Kurze Zeit darauf steigen zwei sonderbare Wesen ein, die nicht mehr so ganz sicher auf ihren Beinen stehen. „Du,“ sagt der eine zum andern und stößt ihn leicht mit dem Ellenbogen an, „du, wieviel Uhr ist es eigentlich?“ „Mittwoch“ — war die prompte Antwort. „Um Himmelswillen, da muß ich ja aussteigen,“ ruft der andere und springt schleunigst ab. — Das war eine Fahrt! Ganz verlächt kam ich nach Hause.

Onkel Toldi

Gute Nacht, Braten!

Etwas aus dem Leben von Gotthold Ephraim Lessing.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts nahm man es mit der Kindererziehung sehr streng. Wer nicht mindestens 20 Jahre alt war, durfte nur auf Wunsch Erwachsener an ihrer Gesellschaft teilnehmen und kam nur dann zum Wort, wenn man ihn fragte.

Diese harte Schule blieb auch dem kleinen Gotthold Ephraim Lessing nicht erspart, in dessen Elternhaus sehr einfache Verhältnisse herrschten. Waren aber einmal Gäste geladen, so wurde Lessing stets in das Zimmer gerufen. Seine Leistungen erregten jedesmal Aufsehen, und er wurde von den Gästen, insbesondere von den Damen, dafür gelobt und erhielt zum Schluß stets die Erlaubnis, an einem der Gesellschaftsspiele teilnehmen zu dürfen, mit denen man sich damals vergnügte. Aber diese Freude währte nicht lange. Da Familiengesellschaften keine großen Abwechslungen boten und die Lebensmittel sehr billig waren, so wurde besonderer Wert auf Tafelfreuden gelegt. Nun duldete es der alte Vater Lessing aber nicht, daß seine Kinder bei Gastmahlen mit am Tisch saßen.

Einmal, als der kleine Gotthold für seine Unfertigkeit sogar mit einer Nüchternheit belohnt worden war, hieß es wieder vor der Mahlzeit den Platz räumen. In der Küche erwartete die Kinder ein Haferbrei, während schon liebliche Düfte die Freuden der Gasttafel verrieten. Betrübt und mit Tränen auf den Wangen reichte Gotthold jedem Gast gehorsam die Hand zum Abschied. Schon wollte er traurig aus dem Zimmer schleichen, als die Tür geöffnet wurde und eine derbe Magd auf einer Platte einen riesigen Schweinsbraten hereintrug. Das war zuviel für den kleinen Lessing. Nachdem sich das allgemeine „Ah!“ des Besuches gelegt hatte, wandte er sich in der Tür um und rief mit unterdrücktem Schluchzen: „Gute Nacht, Braten!“

Die Anwesenden waren darüber belustigt und bewegt, so daß sie mit ihren Bitten beim Papa Lessing nicht eher ruhten, als bis Gotthold seinen Platz an der Tafel erhielt.

E. Ulitzsch.





Freunde!

Einige von meinen 300 000 Kindern bestürmten mich neulich, ich sollte ihnen neue Spiele verraten, da sie die aus den vorigen Hefen des „Heiteren Fridolin“ schon alle durchgespielt hätten. Ich tat ihnen den Gefallen und zeigte ihnen



Ein berühmter Professor hat einmal in einer Vorlesung auf der Universität den Versuch angestellt, ob seine Zuhörer genau und richtig beobachten könnten. Die Studenten, etwa 100 an der Zahl, saßen nichtsahnend da — plötzlich drang ein Mann, mit dem der Professor vorher alles genau verabredet hatte, in das Zimmer und bedrohte den Professor. Dieser konnte sich des Eindringlings, so schien es, nur mühsam erwehren. Nachdem der Bursche enfernt worden war, forderte der Professor die Studenten auf, den Hergang zu beschreiben. Dabei stellte es sich heraus, daß 98 Studenten berichteten, der Mann habe den Professor geschlagen, während er ihn in Wahrheit gar nicht tötlich berührt hatte. Nur zwei hatten in der Hauptsache richtig gesehen. Nun will ich auch euch mit meinem „Gedächtnis“-Spiel prüfen, ob ihr beobachten könnt. Ihr bittet eure Mutter, daß sie euch 16 verschiedene Gegenstände, z. B. eine Uhr, einen Tintenwischer, eine Stecknadel usw. auf irgendein Brett legt und mit einem Tuch bedeckt. Vorher hat sie jeden Gegenstand aufgeschrieben — natürlich, ohne euch mitzuteilen, welche Gegenstände sie gewählt hat. Nun versorgt ihr eure Freunde und euch mit Papier und Bleistift. Dann kommt eure Mutter mit dem verdeckten Brett ins Zimmer und stellt es auf den Tisch. Jetzt wird das Tuch zwei Minuten lang gelüftet, und ihr müßt euch

in dieser Zeit die 16 Gegenstände auf dem Brett im Kopf einprägen. Dann werden die Gegenstände wieder verhüllt. Ihr nehmt jetzt euren zurechtgelegten Bleistift und schreibt auf — jeder für sich —, was ihr gesehen habt. Wer alle 16 Gegenstände richtig aufgeschrieben hat, so daß seine Liste mit der der Mutter übereinstimmt, ist Sieger. Gelingt es keinem, alle Gegenstände zu bezeichnen, so bekommt der den Preis, der die meisten der Sachen richtig aufgeschrieben hat. Onkel Otto.

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde,

Ich will euch nur ganz kurz mitteilen, daß ich sehr viele Einfeldungen bekommen habe. Es sind sogar so viele, daß die ganze Redaktion noch längere Zeit arbeiten muß, um sie alle durchzusehen. Also, geduldet euch noch ein wenig. Die Auflösung des Preisaus Schreibens findet ihr in einer der nächsten Nummern. Onkel Otto.

Noch etwas! Wer den „Heiteren Fridolin“ durch die Post bezieht und ihn gern weiter pünktlich erhalten will, muß die Bestellung bei der Post sofort erneuern. Er kann den Bestellzettel einfach dem Briefträger mitgeben. Die Preis schwankungen wegen nehme ich Bestellungen nur noch auf einen Monat entgegen. Also schnell ans Werk!

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Wechselvoll.

Schreibst du mich klein, — welch herbes Los!
Ein Stück von dir, — schreibst du mich groß!

Verbündete.

Den selben Feind befördert von hinnen
Der „R“ draußen, das „F“ drinnen.

Geographie.

Eine Stadt und doch in jedem Hause zu finden!
Wer von euch, Freunde, will es verkünden?

Silberrätsel.

Aus den Silben:

— ap — au — aus — be — dä — dau
— di — di — eis — el — fel — hum —

in — kreis — lau — lauf — let — lin
 — mark — mer — naph — ne — ner —
 now — ö — pa — rel — sauf — se — te
 — te — tha — tich — to — um — ve —
 sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs-
 buchstaben von oben nach unten ein Kinder-
 spiel im Freien, deren Endbuchstaben von
 unten nach oben eines im Zimmer ergeben;
 „ö“ ist wie ein Buchstabe verwendet. Die
 Wörter bedeuten: 1. Malergerät, 2. Frucht,
 3. eßbare Wurzel, 4. Fahrzeug, 5. Königreich,
 6. Urbewohner Amerikas, 7. Fluß, 8. Spott-
 name für Trinker, 9. abgegrenztes Gebiet,
 10. Del, 11. Mündungsarm der Oder, 12.
 Seetier, 13. Verschlußgegenstand, 14. Stadt

am Bodensee, 15. Musikinstrument, 16. Win-
 tersport.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 12.

Eilbenrätzel:

Der Apfel faellt nicht weit vom Stamm.

1. Delpchi. 2. Estrich. 3. Reißbrett. 4. Mow.
 5. Pistole. 6. Fischerei. 7. Elektrizität. 8. Leit-
 motiv. 9. Figaro. 10. Atom. 11. Cris.
 12. Landrat. 13. Lama. 14. Tedeum. 15. Na-
 trium.

Mutter ermahnt: Schnaps, Schwips.

Zu feucht: Morast, Raft.

Angenehm: Maß, Plätzchen.

Böse Folge: Feuerwerk, Feuerwehr.

Fridolins Lachkabinett

„Lieber Vater, kaufe mir doch ein Fahr-
 rad, mit dem ich zur Schule fahren kann.“

„Nanu, weshalb willst du denn den Weg
 nicht mehr zu Fuß gehen?“

„Weil mich die Jungen unterwegs immer
 verhauen.“

*

Lehrer: „Wann ist Maria Stuart ge-
 storben?“

Kurt: „Im fünften Akt der Schillerschen
 Tragödie, Herr Lehrer.“

*

„Vater, ist das nicht ein Druckfehler? Hier
 steht eine Anzeige: Große Hanteauktion! Es
 muß doch heißen: Heute große Auktion!“

*



Vater: „Hier das Zebra, mein Junge.“

Paulchen: „Wie kommt das denn zu der
 schwarz-weißen Farbe? Es ist doch nicht in
 Preußen geboren?“

*

„Du, weißte Willi, heute hat der Lehrer
 gesagt, die alten Germanen hätten blonde
 Haare gehabt. Das glaube ich aber nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Na, die hatten doch bestimmt auch graue
 Haare wie unsere Alten.“



Vater: „Wie siehst du denn aus,
 Frisichen?“

Frisichen: „— Ich — ich — bin in 'n Dreck
 gefallen!“

Vater: „Was, mit deinem Sonntags-
 anzug?“

Frisichen: „Ich — ich hatte doch keine
 Zeit, mich erst auszuziehen!“

*

Elschen: „Machen wir heute keinen Spa-
 ziergang, Mutter?“

Mutter: „Nein, es ist zu kalt. Das Ther-
 mometer steht unter Null.“

Elschen: „Aber unter Null gibt es doch
 nichts!“

*

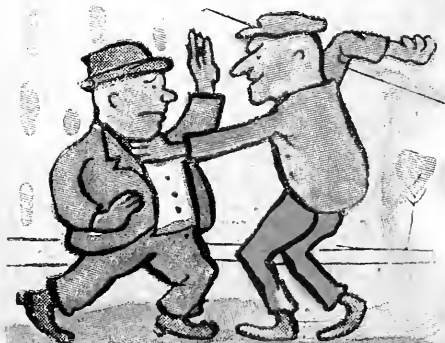


Großvater: „Hänschen, sieh mal nach, ob
 die Uhr in der Küche geht!“

Hänschen kommt nach einer Weile zurück:
 „Nein, Großvater, sie steht ganz still und
 wackelt bloß mit dem Schwanz!“

Neue Heldentaten des Boxers Benjamin Pampe

Benjamin Pampe, der alle 14 Tage seinen Beruf wechselte, ist nach seiner Rückkehr aus Amerika Boxer geworden.



Ein Böfewicht soll hier ins Kittchen,
Schon hat ihn einer am Schlafittchen.



Mit seinem Koffer in der Hand
Kommt unser Pampe angerannt.



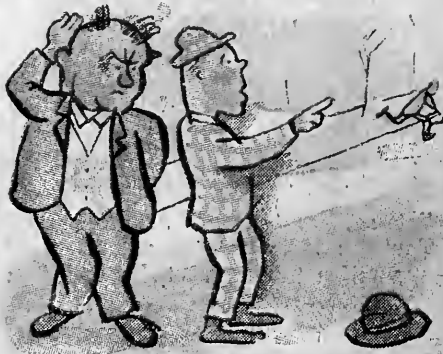
Und hält als ewig dummer Peter
Den Falschen für den Attentäter.



Befreit den Dieb, der froh enthopft.
Wobei er Pampes Koffer mopft.



Zu spät der Benjamin entdeckt,
Was in ihm für ein Efel steckt.



Der „Kriminal“ streicht seine Glieder —
Den Koffer sah man niemals wieder.

(Fortsetzung in 14 Tagen.)

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Ein Chinesenjunge von der Insel Chili mit einem von ihm selbst gemachten Drachen.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: „Etwas vom Drachensteigenlassen.“)

Etwas vom Drachensteigenlassen

Von Dr. G. Körbiß.

„Hoher Sinn liegt oft im kind'chen Spiele,“ sagt unser Dichter Schiller einmal, und in der Tat, die meisten unserer Kinder-spiele haben ehrwürdige Ahnen und uralte Kulturbeziehungen. Ich will euch hier nur ein Beispiel dafür nennen. Wer von euch weiß wohl, daß jenes „Himmel und Hölle“, das wir auf den Straßen hüpfend spielen, auf eine religiöse Handlung der babylonischen Priester zurückzuführen ist? Ein gewiß „hoher Sinn“ liegt so auch im Drachensteigenlassen. Wer jenen papiernen Drachen einst erfunden hat, wird wohl ewig verborgen bleiben. Die alten Griechen schrieben solchen Ruhm dem Mathematiker und Staatsmann Archytas zu, der ein Zeitgenosse Platos war. Fest steht aber, daß die Chinesen schon lange vorher den Drachen kannten und kunstvolle Luftsteiger dieser Art aus Reispapier oder Leinwand fertigten. Der sagenhafte Drache ist in China ein heiliges Tier; er bringt den ersuchten Regen, er lebt überall. So war denn anfänglich mit dem Drachensteigenlassen in China eine religiöse Handlung verbunden: der Papierdrache trug Gebete und Wünsche zum Himmel empor. Allmählich trat dann aber der religiöse Gedanke mehr und mehr in den Hintergrund, und das Drachensteigenlassen wurde ein beliebter Sport bei jung und alt. Noch heute huldigt im November groß und klein in China dem Drachensport, und jeder sucht eine besondere Ehre darin, seinen „Drachen“ auf das schönste zu gestalten. Unsere einfache Form sieht man sehr wenig: Vögel, Fische, Tausendfüße, ganze getafelte Schiffe, Ungeheuer seltsamer Gestalt, menschliche Figuren, Götterbilder und dergleichen erfüllen die Luft, und alle diese Drachen haben die Besitzer in langer, mühsamer Arbeit aus Papier oder feinsten Leinwand selbst angefertigt und bemalt. In solchen Handfertigkeiten sind die Chinesen von jeher vorbildliche Meister gewesen, da sie nicht nur ein ungewöhnliches Geschick, sondern auch zähe Geduld für derlei Arbeiten mitbringen. Der kleine Chinesenjunge auf unserem Titelblatt

hat den Drachen, den er hält, ebenfalls selbst gebaut. Sonderbar ist auch die Musik, die manche dieser Drachen ertönen lassen: an ihrem Kopfe sind nämlich feine Drähte ausgespannt, in denen der Wind nun gleichsam harft. Auch in meiner Kinderzeit suchte jeder von uns, seinen Drachen aus Rohrstäben, Holz, Papier und Leinwand selber sich zu bauen, bemalte ihn jeder selber und war nicht wenig stolz darauf, den größten, schönsten und besten Flieger in die Luft senden zu können. Dann aber kamen auf einmal neue Drachenformen auf: die Kastendrachen, drei, vier miteinander verbunden, und sie stiegen zu unserer Verwunderung genau so gut wie unsere altgewohnten, rautenförmigen. Und damit kommen wir zu dem „hohen Sinn“ im Drachensteigenlassen. Die Geschichte von Benjamin Franklins Drachen kennt ihr gewiß. Er ließ seinen großen Drachen einmal steigen, als ein Gewitter am Himmel stand, und beobachtete zu seinem Erstaunen, daß der Drachen, der hoch oben in den Wolken



Ein Chinesenknaube, der einen Drachen, der wie ein Uhu aussieht, steigen läßt.

schwebte, an seiner regen-
nassen Schnur die Elektri-
zität aus den Wolken zur
Erde leitete. So kam Frank-
lin auf den Gedanken, die
Wolkenelektrizität unschäd-
lich zu machen, ehe sie sich
im Blitzstrahl vernichtend
entladen konnte, und so er-
fann er den Blitzableiter.
In den Raftendrachen jen-
den die Meteorologen
auch ihre Thermometer und
Registrierapparate in die
Wolken, um Temperatur
und Windstärke zu messen;
wenn für einen Drachen die Last des dünnen
Drahtseils zu schwer wird, so wird ein



zweiter, ein dritter nachgeandt, das Seil
tragen zu helfen.

Voltaire und Piron

Einmal schlossen die beiden französischen
Dichter Voltaire und Piron folgende Wette
ab: Wer dem andern den kürzesten Brief
schreiben könnte, sollte als Sieger ein Gold-
stück erhalten.

Voltaire verließ Paris und wähnte sich
schon im Besitze des Goldstückes, als er an
Piron die Worte schrieb: „Eo rus“ (latei-
nisch: Ich gehe aufs Land).

Wie aber erstaunte er, als er gerade in
den Reifewagen steigen wollte und ein Brief
von Piron ankam, der kurz und bündig den
einen, inhaltsreichen Buchstaben enthielt: „I“
(Gehe).

Fünf Buchstaben gegen einen!
Der große Voltaire war besiegt. —

Ein andermal saß Piron zu Hause, als
er Voltaire auf seine Wohnung zukommen
sah. Vergebens wartete er aber darauf, daß
sich die Tür öffnen würde und sein Freund
hereinkäme. Er ging also hinaus und sah
Voltaire gerade noch um die nächste Straßene-
cke verschwinden. Und als er genau hinsah,
entdeckte er an seiner Haustür das Wort
„âne“ (französisch: Esel). Er wuschte es fort
und ging am andern Tage zu Voltaire.

Es entspann sich folgendes Gespräch:

Piron: „Ich danke dir für deinen Besuch.“

Voltaire: „Für welchen Besuch?“

Piron: „Na, du warst doch gestern bei
mir und hast deine Visitenkarte hinterlassen.“

Wer war nun der Dumme? —

Helmut Reich.

Eine Riesenüberraschung!

Freunde, ich bereite eine Riesenüberraschung vor!
In einem der nächsten „Fridolin“-Hefte beginne ich
mit dem Abdruck einer ganz spannenden, langen
Geschichte, die durch viele Nummern läuft. Am
Ende jedes Kapitels werdet ihr zappeln, weil ihr neu-
gierig seid, wie es weitergeht. Näheres im nächsten Heft!
Fridolinee

Ein Besuch beim Lokomotivführer

Von Dr. Albert Neuburger.

Wer hätte nicht schon einmal gewünscht, auf dem Führerstand einer Lokomotive zu stehen und eine Fahrt mitzumachen! Aber nur sehr wenigen geht dieser Wunsch in Erfüllung, denn die Erlaubnis dazu wird fast nie erteilt; der Lokomotivführer hat eine große Verantwortung, zahlreiche Menschenleben sind ihm anvertraut, und so soll nichts auf dem Führerstand sein, was seine Aufmerksamkeit ablenken könnte. Aber heute findet eine Probefahrt über eine Strecke statt, auf der zu dieser Zeit kein anderer Zug fährt. Daher haben wir ausnahmsweise die Erlaubnis bekommen, an ihr teilzunehmen.

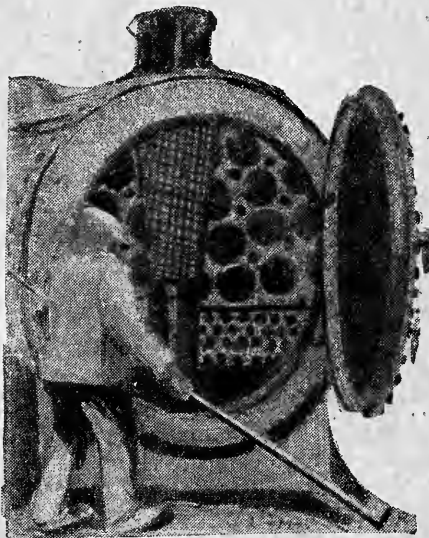
Ehe wir die Lokomotive besteigen, wollen wir sie zunächst einmal von außen betrachten. Es ist eine Schnellzugslokomotive, das erkennen wir an verschiedenen Anzeichen. Zunächst befindet sich außen an der Seitenwand des Führerstandes ein kleines Metallschild mit der Bezeichnung „S“. Das bedeutet „Schnellzugslokomotive“. Die Personenzugslokomotiven sind mit „P“, die Güterzugslokomotiven mit „G“ bezeichnet. Auch die Größe der Räder verrät uns, welche Art von Lokomotive wir vor uns haben. Sie sind fast zwei Meter hoch.

Eben fährt auf dem Nebengleis eine andere mit „G“ bezeichnete Lokomotive, also eine Güterzugslokomotive, vorüber. Es fällt uns auf, daß ihre Räder sehr niedrig sind. Warum hat nun die „S“-Lokomotive so hohe, die „G“-Lokomotive aber so niedrige Räder? Nun: wer lange Beine hat, kann bekanntlich schneller laufen als jemand mit kurzen Beinen. Man kommt also mit dem größeren Rad in der gleichen Zeit viel weiter als mit dem kleineren.

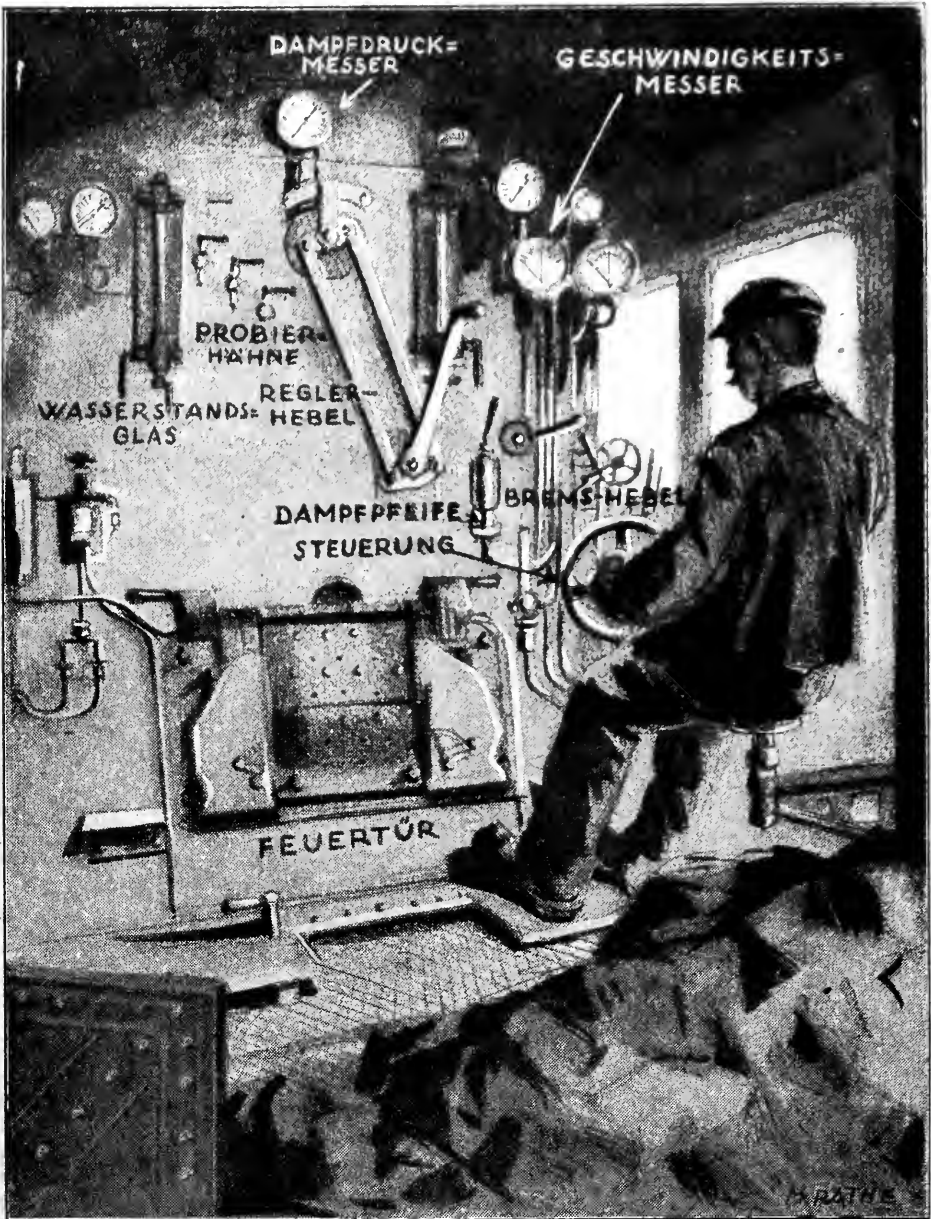
Ueber diesen hohen Rädern sitzt der mächtige Kessel, in dem der

für die Fahrt nötige Dampf erzeugt wird. Auf ihm sehen wir einen ganz kleinen, niedrigen Schornstein. Außer diesem Schornstein erblicken wir auf dem Kessel noch zwei merkwürdige Höcker. Der vordere davon ist mit Sand gefüllt und führt daher die Bezeichnung „Sandkasten“. Von ihm aus führen Rohre bis dicht vor die Räder. Sind die Schienen im Winter mit Glätteis bedeckt, so daß die Räder keinen Halt finden und rutschen, so öffnet der Lokomotivführer von seinem Stand aus den Kasten und bläst mittels Dampfdrucks durch die Rohre Sand auf die Schienen, worauf sich der Zug ohne weiteres in Bewegung setzen kann. Der andere Höcker ist der Dampfdom, in dem sich der im Kessel erzeugte Dampf ansammelt, um von hier aus durch Rohre nach dem Zylinder zu strömen. Er setzt dort einen Kolben in Bewegung, der mit den Rädern in Verbindung steht und diese in Umdrehungen versetzt. Der Kessel selbst ist von zahlreichen Rohren durchzogen. An seinem hinteren Ende befindet sich die „Feuerbüchse“, in der das Feuer brennt. Um nun die Hitze möglichst gut auszunützen, läßt man die

heißen, bei der Verbrennung entstehenden Gase in diesen Rohren durch die ganze Länge des Kessels hindurchziehen, der mit Wasser gefüllt ist. Sie geben ihre Hitze also vollständig an das Wasser ab, das dadurch schnell ins Sieden kommt. Vor dem Führerstand sehen wir an der einen Seite der Lokomotive noch eine Stange, die immer zwischen zwei kleinen Kesseln hin und her geht, wobei jedesmal ein deutliches „Pff“ ertönt. Es ist das eine Luftpumpe, die einen Bestandteil der Bremsen einrichtung bildet. Die Bremsen werden ja, um den Zug schnell zum Halten bringen zu können,



Auf der Lokomotive. In dem vorn aufgeschlappeten Kessel sieht man die einzelnen Siederrohre, die zur raschen Erhitzung des Wassers dienen.



Ein Besuch beim Lokomotivführer.

Der Führerstand einer Lokomotive. Die wichtigsten Hebel sind auf der rechten Seite.

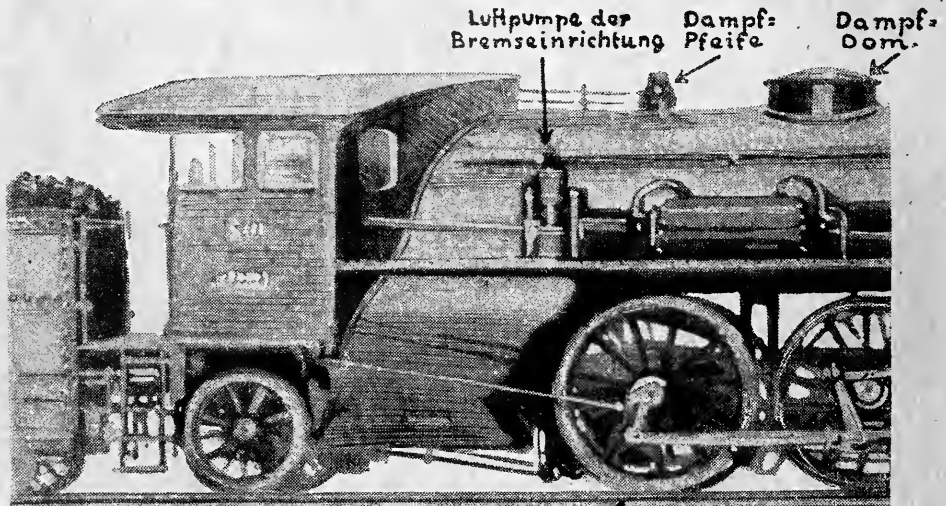
durch Luftdruck an die Räder gepreßt. Die Pumpe pumpt ständig Luft in einen Kessel, so daß immer eine genügende Menge von Druckluft für die Bremsung zur Verfügung steht.

Und nun besteigen wir den Führerstand! Ein Gewirr von Hebeln, Röhren und Hähnen tritt uns da entgegen! Aber der freundliche Führer erklärt uns alles. Rechts, mit dem

Gesicht nach der freien Strecke zu, steht der Führer, links der Heizer. Darum befinden sich die für das Fahren und Anhalten des Zuges in Betracht kommenden Einrichtungen alle rechts. Da ist zunächst einmal in der Höhe der rechten Hand des Führers der wichtigste aller Hebel, der Bremshebel. Er ist so angebracht, daß der Führer ständig bequem die rechte Hand auf ihn legen kann. Droht Gefahr, so genügt ein Ruck an diesem Hebel, um den Zug rasch zum Stehen zu bringen. Davor, unter dem Fenster, ein Rad mit Griff: die Steuerung. Je nach ihrer Stellung fährt die Lokomotive vor- oder rückwärts. Nicht weit davon ein kleiner Hebel, der „Pfeifenzug“, der nötig ist, um die Dampfpfeife zum Ertönen zu bringen. Darüber allerlei Meßinstrumente: zunächst der Geschwindigkeitsmesser, der nicht nur den Lokomotivführer in jedem Augenblick erkennen läßt, mit welcher Geschwindigkeit er fährt, sondern auch ständig die jeweilige Geschwindigkeit aufzeichnet, so daß nach der Fahrt festgestellt werden kann, ob der Führer die zulässige Schnelligkeit nicht überschritten hat. Andere Meßinstrumente zeigen an, ob genügend Druck in der Bremsleitung vorhanden ist, welcher Druck im Dampfkessel herrscht und wie hoch er in der Dampfheizung ist, die von der Lokomotive aus durch den ganzen Zug hindurchläuft. Dann ist ein Instrument da, das anzeigt, ob die Pumpe richtig arbeitet, die das Wasser aus dem Tender in den Kessel pumpt.

Im hinteren Teil des Kessels, der „Feuerbüchse“, die in den Führerstand hineinragt, bemerken wir die Feuertür, durch die der Heizer Kohlen in die Feuerung wirft, und darüber den „Reglethebel“, der bequem für die linke Hand des Lokomotivführers erreichbar ist. Drückt er ihn nach links, so strömt Dampf aus dem Dampfdom nach dem Zylinder, und der Zug setzt sich in Bewegung. Drückt er ihn nach rechts, so wird der Dampf abgesperrt, und der Zug verlangsamt seine Fahrt, um schließlich stehen zu bleiben. Daneben sehen wir das Wasserstandsglas, das erkennen läßt, wie hoch das Wasser im Kessel steht. Sollte es zerbrechen, so helfen die drei neben dem Reglerhebel befindlichen Hähne. Man öffnet einen nach dem anderen und sieht, ob Dampf oder Wasser herauskommt. Die auf der Seite des Heizers befindlichen Räder und Hebel dienen dazu, die Wasserpumpe in Bewegung zu setzen, den Zug in der Feuerung zu regeln, die Dampfheizung mit Dampf zu versorgen, die Schmierpumpe arbeiten zu lassen, die Öl nach allen Teilen der Lokomotive pumpt, usw.

Die Fahrt beginnt! Der Führer drückt den Bremshebel auf „Fahrt“ und stellt des weiteren die Steuerung nach vorwärts. Dann schiebt er mit der linken Hand den Reglerhebel nach links. Aus dem Schornstein entströmt in Stößen der Dampf, die Räder beginnen sich zu drehen. Der Zeiger des Geschwindigkeitsmessers steigt. Immer schneller



Ein Besuch
Eine neuartige Schnellzuglokomotive, von deren Kumpf ein Teil aufgeschnitten ist, so daß man die Siederohre erkennen kann, durch die die heiße Luft zieht, die zur Erhitzung des Wassers dient. Das

und schneller wird die Fahrt, immer stärker werden die Erschütterungen auf dem Führerstand. Wir merken, daß es sich hier nicht so sanft fährt wie hinten in den Wagen. Signal auf Signal fliegt vorüber, jedes einzelne vom Führer scharf beachtet. Da kommen zunächst die Vorfignale: runde, gelbe Scheiben, die wagerecht umgeklappt sind. Das bedeutet, daß das Hauptsignal „Freie Fahrt“ zeigen wird. Ist die gelbe Scheibe nicht umgeklappt, so steht das Hauptsignal auf „Halt“. Dann beginnt der Führer sofort zu bremsen, und er muß den Zug bis zum Hauptsignal unbedingt zum Stehen gebracht haben. Er drückt auf den Reglerhebel nach rechts und setzt die Bremsen in Wirkung. Die Entfernung zwischen Vorfignal und Hauptsignal beträgt bei Hauptstrecken mit Schnellzugsverkehr 700 Meter. Und nun sind wir auch bereits am Hauptsignal, einem hohen Mast, der oben einen beweglichen Arm trägt. Steht der Arm schief nach oben, so



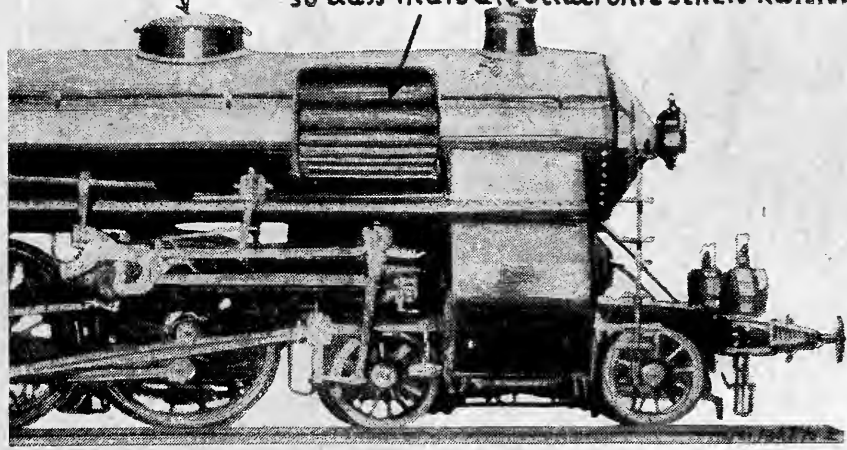
Worauf der Lokomotivführer achten muß. Rechts vorn ein Vorfignal, das anzeigt, daß das Hauptsignal auf „Halt“ steht.

bedeutet das „Freie Fahrt“, steht er wagerecht, so heißt dies „Halt“. Bei Nacht werden die Signale durch farbige Laternen gegeben: zwei grüne Laternen am Vorfignal melden, daß das Hauptsignal grünes Licht zeigt, d. h. auf „Freie Fahrt“ steht, zwei gelbe, daß dort rotes Licht, also „Halt“ zu erwarten ist.

Der Bahnhof, bis wohin die Probefahrt gehen soll, erscheint. Schon stellt unser Führer den Dampf ab. Die Fahrt wird auf die vorgeschriebene Geschwindigkeit von 15 Kilometern in der Stunde vermindert. Langsam fahren wir in die Station ein. Am Bahnsteig noch ein letzter Druck auf den Bremshebel, und der Zug steht — unsere Fahrt ist zu Ende!

Sandkasten

An dieser Stelle ist der Rumpf aufgeschnitten so dass man die Siederöhre sehen kann.

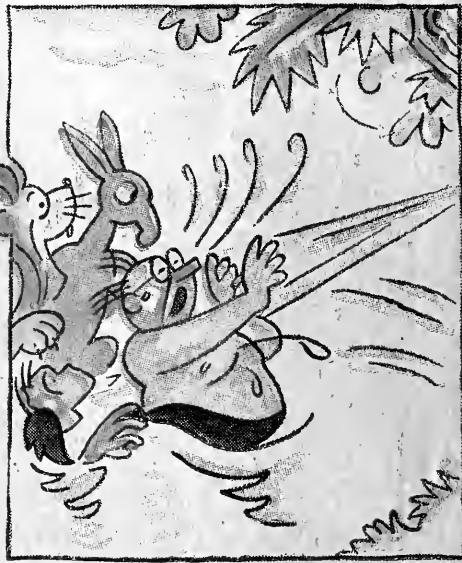


beim Lokomotivführer. vordere Gestell unter der Lokomotive mit den kleinen Rädern ist beweglich, damit die Kurven besser überwunden werden können. Die Lokomotive ist mit dem Tender zusammen ungefähr 25 Meter lang.

Wie der forsche Forscher Zimperlei



Den forschen Forscher nebst Genossen
Seh'n wir von Wellen hier umflossen;
Sie baden unter Spiel und Scherz,
Sind eine Seele und ein Herz.



Da störet jählings den Genuß
Ein nasser, kalter Wasserguß.
Es ist genau, als ob zu Hauße
Den Hahn man öffnet von der Brause.



Und steckt es in den Riissel vorn,
Der Elefant sträubt sich voll Zorn.
Doch alles dieses hilft ihm nischt,
Jetzt kriegt er eine ausgewischt.



Nun losgelassen! Alle seh'n
Neugierig, was jetzt wird gefeh'n.
Der Elefant kippt hintenüber.
Der Riissel schwebet hoch darüber.

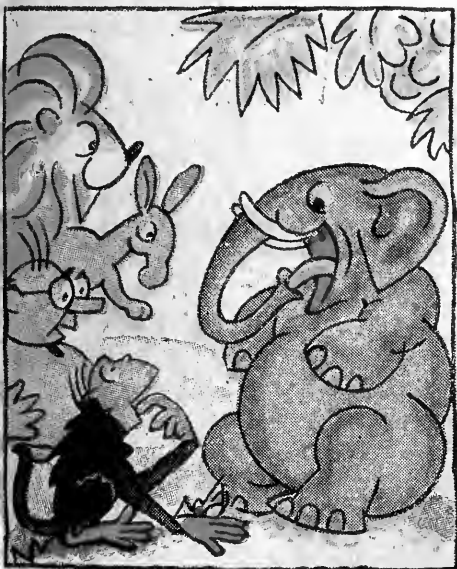
wieder einen neuen Anhänger bekam



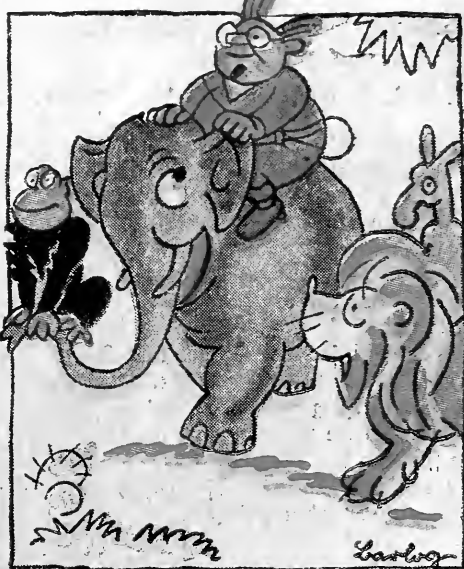
Es schiebt sich plötzlich etwas vor.
 Beim Zeus! Das ist kein Wasserrohr.
 Darauf versteht man sich ein bisschen,
 Das ist ein Elefantenrüssel.



Sie zieh'n nun mächtig, alle Mann,
 Schon ist der Elefant heran.
 Der Affe, schlau wie Affen sind,
 Pflückt ein Banänchen ab geschwind:



Die Dickschaut fühlt sich nicht gekränkt,
 Daß man ihr diese Frucht geschenkt;
 Sie sieht es an als reine Güte
 Und führt sie gern sich zu Gemüte.



Nicht lang', so hat man sich verbrüderet
 Und freundschaftlich sich angebidert.
 „Auf nach Europa!“ ruft man froh,
 „Wir gründen einen neuen Zool“

Weisheiten, die ihr euch merken müßt

Wenn du noch eine Mutter hast
Und eine Anverwandte,
Die deiner Mutter Schwester ist,
Dann ist es deine Tante.

*

Wenn du mal eine Droschke siehst,
Die ohne Pferde rennt,
Dann sei so gut und merke dir,
Daß man sie Auto nennt.

Wenn du mal in den Garten gehst
Und merkst, die Spargel schießen,
Dann meide sorgsam dieses Beet,
Sonst mußt du es begießen.

*

Wenn du ein Loch im Strumpfe hast,
Komm nicht aus heiner Ruh.
Rasch nimm zur Hand 'nen Tintenstift
Und male es dir zu.



Neues von dem türkischen Eulenspiegel Nasreddin

Unser guter Nasreddin, der nicht mit Unrecht der türkische Eulenspiegel heißt, kam eines Tages auf den sonderbaren Gedanken, dem Bei von Al-Sche-Mir drei herrliche Pflaumen zu schenken. Er legte sie also auf ein wunderbar geschnitztes Holzbrett und machte sich dann auf den Weg zum Palaste des Herrschers.

Es war sehr schönes Wetter, und Nasreddin sehr lustig. Vor sich hinfingend tanzte er den Weg entlang und war trotzdem sehr verwundert, als die Pflaumen auf dem Brett auch zu springen begannen. Er wurde zornig, und da er keine andere Strafe wußte, verpeiste er eine von den Früchten.

Die zwei, die übrig blieben, brachte er glücklich zum Bei und überreichte sie ihm mit einem tiefen Kniefall.

Der Bei, der gerade guter Laune war, nahm die Gabe freundlich entgegen und verabschiedete Nasreddin mit einem wertvollen

Geschenk. Das war nun ganz nach Nasreddins Geschmack, und er beschloß, schon am nächsten Tage dem Fürsten wiederum



Der Bei nahm Nasreddins Gabe freundlichst auf und ließ den Schalk beschenken.



Neues von dem türkischen Eulenspiegel Nasreddin.
Bei jeder Feige, die ihn traf, rief Nasreddin: „Allah sei gelobt!“

einen Besuch zu machen, weil er überzeugt war, daß er auch dieses Mal nicht leer ausgehen würde. Angestrengt dachte er nun darüber nach, was er dem Bei bei seinem neuen Besuch mitnehmen könnte. Da fiel seine Wahl schließlich auf Kürbisse. Er nahm also seine letzten Spargroschen und kaufte sich eine stattliche Anzahl dieser Früchte. Dann machte er sich wieder auf den Weg zum Palast.

Unterwegs nun traf er einen Freund, der ihn fragte, wohin er denn mit den vielen Kürbissen wolle.

„Die bringe ich dem Bei,“ antwortete Nasreddin und lachte vergnügt.

Der andere aber spottete und meinte:

„Ich glaube nicht, daß der Bei Gefallen an ihnen finden wird. Wenn ich an deiner Stelle wär, würde ich dem Herrscher lieber Feigen schenken.“

„Wirklich?“ Nasreddin begann tatsächlich zu überlegen, ob sein Bekannter nicht vielleicht recht hätte. Außerdem waren die vielen Kürbisse auch so schwer und drückten ihn sehr.

So ging denn Nasreddin, nachdem sein Freund ihm nochmals

versichert hatte, daß Feigen als Geschenk für den Bei besser wären, hin und tauschte seine Kürbisse gegen Feigen ein.

Die brachte er dann dem Fürsten.

An jenem Tage aber war der Bei gerade sehr schlecht gelaunt; so rief er denn einen seiner Diener heran, dem er befahl, dem Nasreddin alle Feigen an den Kopf zu werfen. Das war nun sehr schlimm für unsern Schalk.

Der Diener, der den merkwürdigen Befehl erhalten hatte, beeilte sich, dem Wunsche des Fürsten nachzukommen. Und so flog eine Feige nach der anderen dem guten Nasreddin an den Kopf.

Bei jeder Feige aber, die ihn traf, rief der Schalksnarr vergnügt:

„Allah sei gelobt und gedankt!“

Als ihn nun der Diener fragte, weshalb er die Würse so dankbar entgegen nähme, antwortete er:

„Ich wollte dem Bei zuerst Kürbisse schenken. Denkt euch nur, wenn ich mit diesen hierhergekommen wäre, und du hättest sie mir alle an den Kopf geworfen! Sicherlich wäre mein Schädel schon in tausend Stücke zersprungen!“



„Bring dem Bei lieber Feigen,“ meinte Nasreddins Freund.



Wie gut es amerikanische Kinder haben.

Ein Neu-Yorker Frisörgeschäft, in dem Kinder, während ihnen die Haare geschnitten werden, auf Holzpferdchen sitzen.

Wie gut es amerikanische Kinder haben

Neulich kam ich auf meinem Delphin-Rundflug mal wieder nach Amerika und sah mich dort ein wenig um. Da fiel mir ein merkwürdiger Frisörladen auf: Schaukelpferde standen darin, und auf diesen Schaukelpferden saßen die Kinder, denen ihre Haare geschnitten wurden. Das wollte ich euch unbedingt zeigen, deshalb habe ich gleich ein Bild davon mitgebracht. Dann sah ich noch etwas sehr Feines: kleine Automobile, für eine einzige Person zum Fahren eingerichtet. Der Junge, den ihr hier neben auf dem Bilde seht, fuhr gerade zur Schule, wie er mir erzählte. Ich glaube bestimmt, daß es viel angenehmer ist, in dem Liliputauto zu fahren, als zu Fuß zu trotten. Außerdem kann jeder Liliputautobesitzer, der mal zu spät aufgestanden ist (was, wie ich glaube, zuweilen auch vorkommen soll), doch noch pünktlich zur Schule kommen. Er kurbelt seinen Motor an und saust einfach mit doppelter Geschwindigkeit los. Das geht rascher, als wenn ihr eure Beine in die Hand nehmt!

Die Mütze rutscht nicht vom Kopf, und die Mappe fällt nicht hin. Das wäre doch etwas für euch, nicht wahr?
Fridolin.



Onkel Otto

als

Hellseher



Freundel

Es gibt Leute, die angeblich voraussagen können, was in ein paar Tagen, in ein paar Jahren eintritt. Solche Menschen nennen wir „Hellseher“. Etwas unheimlich sind sie uns, aber immerhin haben wir Achtung und Ehrfurcht vor ihnen. Heute will ich euch nun ein Spiel verraten, das ich neulich mit Onkel Soldi spielte, bei dem ich als „Hellseher“ gefeiert wurde; ordentlich stolz war ich, trug den Kopf kerkengerade und sagte selbst „Sie“ zu mir. Nachmittags waren eine Menge unserer Freunde zu Besuch gekommen; wir setzten sie alle in einen Kreis, und Onkel Soldi behauptete, ich wüßte, ohne dabei zu sein, welche Person aus dem Kreise für mich zum Raten aufgegeben werde. Das wurde bestritten, einige lachten mich sogar aus, bis ich mich bereit erklärte, den Beweis sofort anzutreten. Darauf sprach Onkel Soldi folgenden Spruch:

Vorne krumm und hinten krumm,
Wer es weiß, der dreh' sich um;
Weiß ist selten eine Maus,
Wer es kennt, der geh' hinaus.

Dann verließ ich das Zimmer. Nach ein paar Minuten wurde ich zurückgerufen und sagte sofort: „Ihr habt euch den Freizusgemacht.“ Es stimmte. Einige glaubten, daß es Zufall sei, andere sogar, daß ich gehorcht hätte (obwohl ich so etwas nie tue). Ich wiederholte also das Kunststück. Jedesmal gelang es. Das Staunen und die Bewunderung waren groß. Größer noch die Neugierde, wie ich es herausbekäme. Erst sagte ich, ich sei geborener Hellseher, aber als ein paar ganz Schlaue nicht nachließen, verriet ich ihnen das Geheimnis. Es ist ganz einfach. Onkel Soldi ist mein eingeweihter Verbündeter. Jedesmal, wenn er den Spruch gesagt hat, warte ich so lange mit dem Hinausgehen, bis einer aus dem Kreise das erste Wort gesagt hat. Und den schlägt Onkel

Soldi immer vor, sobald ich das Zimmer verlassen habe. Da ich dies weiß und selbst gehört habe, wer das erste Wort sprach, ist es nicht schwierig, die richtige Person zu erraten. So, nun weicht euren besten Freund in das Geheimnis ein, und spielt es in einem möglichst großen Kreise. Der Erfolg ist fabelhaft.

Nun will ich euch noch etwas erzählen, was euch sicher auch gefallen wird. Und zwar ist es ein Mittel:

Geheimtinte herzustellen

Manchmal will man etwas schreiben, was nicht jeder lesen soll. Da gibt es die wunderbarsten Hilfsmittel. Man holt sich einfach ein bißchen Milch, beschreibt eine Karte und läßt sie trocknen. Nichts ist zu sehen. Aber der Eingeweihte braucht nur ein warmes Bügeleisen zu nehmen und über die Karte zu bügeln, dann kommt allmählich die Schrift zum Vorschein. Ganz bräunlich ist sie, aber gut zu lesen. Fein, was! Genau so gut könnt ihr diese Zauberei auch mit Zitronensäure, die durch Wasser verdünnt werden muß, ausführen. Ich bin gespannt, wer mir die erste Karte mit einer „geheimen Tinte“ schreibt.

Onkel Otto.





Onkel Toldi gibt Echerzfragen auf

Was ist ein Scükel?
(ʃaʃi u a v h ʒ sɔʃoʊuaw h uʒ)

Was ist Marete?
(ʔarɔ b a v ʒ sɔʃɔɔaw aʊʒ)

Was ist ein Gelter?
(ʔaʔ a h a ʒa ʒaʃoʊaʒa uʒ)

Was ist ein Fer?
(ʔa u a v ʒ aʃoʊuaw uʒ)

Was ist ein Perpikel?
(ʔaʃi q u a ʔraʒ sɔʃoʊaʒa uʒ)

Was ist ein Landmann?
(ʔuʊuʊ a h a ʒa ʒaʃoʊaʒa uʒ)

Warum ist ein Radfahrer der ärmste
Mensch der Welt?
(ʔuadund ʔnʒ aʒ aʃoʊ aʃi ʔnu aʒ)

Welches Wort wird kürzer, wenn man
eine Silbe hinzufügt?
(ʔanz)

Was ist, wenn ein Schornsteinfeger in den
Schnee fällt?
(ʔaʃuʒ)

Welches Tier ist das genügsamste?
(ʔaʃpʒ ʔʃiʃ aʃ uʊaʒ ʔʃoʊ aʃiʒ)

Welche Nation ist die hellste?
(ʔuʃoʊʔuʃuʃuʃuʃ aʃiʒ)

Plaudereien mit meinen Lesern

Nochmals eine kurze Mitteilung über Onkel
Otto's Preisrätsel „Die 18 versteckten Dichter“!
Ihr könnt euch bestimmt nicht vorstellen, wie
viel Karten ich mit der Auflösung bekommen
habe. Jeden Tag fahren ein bis zwei Möbel-
wagen bei mir vor. Ob allerdings alle Lösung-

gen richtig sind, das ist eine andere Frage.
Die ganze Redaktion arbeitet jedenfalls Tag
und Nacht, um das festzustellen. In einer der
nächsten Nummern findet ihr das Ergebnis. —
Nun noch etwas, das unsern forschenden Forscher
Zimmerlein betrifft. Ihr habt ja alle in dieser
Nummer mein Abenteuer mit dem Elefanten
gesehen. Das war nun mein allerletztes. Denn
kurze Zeit darauf hat ihn — wie er mir
schrieb — ein Dampfer mit samt seinen Tieren
aufgenommen und nach Europa gebracht, wo
er einen zoologischen Garten gründete. Wir
wünschen ihm alle, daß es ihm wohlgehen
möge!
Fridolin.

Rätsel-Ecke

Groß und klein.

Man liebt es geräumig, warm und hell,
Klein geschrieben heißt's: „Nicht so schnell!“

Vielseitig.

Ich werde geblasen
Und steh' auf dem Kopfe;
Ich sitz' auf den Nasen,
Man macht mich zum Knopfe.

Sonderbar.

Man kocht's nicht,
Man kaut's nicht,
Man schlingt's nicht —
Und 's schmeckt doch vielen.

Versteckträtsel.

Ein Tierlein ist es, schlank und klein,
Stets wird's ein Freund der Kinder sein.
Da hab' ich kürzlich nun entdeckt,
Daß in dem Tier 'ne Karte steckt.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 20 Silben sind 9 Wörter
zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben,
beide von oben nach unten gelesen, ein Sprich-
wort ergeben (st ist wie ein Buchstabe ver-
wendet).

a — an — an — big — bus — der — e — e
— fei — ge — li — li — lie — na —
— nach — re — rest — rew — ster —
ton — ve

Die Wörter bedeuten: 1. männlichen Vor-
namen, 2. berühmten Chemiker, 3. weiblichen
Vornamen, 4. Berg in Asien, 5. Rätselart,
6. westdeutsche Stadt, 7. Fluß in Rußland,
8. Frucht, 9. Blume.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 13.

Silberrätsel.

Paradies und Hölle. Feuer, Wasser, Kohle.

1. Palette, 2. Apfel, 3. Rettich, 4. Auto,
5. Dänemark, 6. Indianer, 7. Elbe, 8. Sauf-
aus, 9. Umkreis, 10. Naphtal, 11. Dievenow,

12. Hunner, 13. Oje, 14. Lindau, 15. Laute,
16. Eislauf.

Wechselvoll: arm, Arm.

Verbündete: Regen, Fegen.

Geographie: Ojen.

Fridolins Lachkabinett



Vater: „Von dem berühmten Maler Rubens wird erzählt, daß er mit einem einzigen Pinselstrich ein weinendes Kind in ein lachendes verwandelt habe.“

Paulchen: „Das kann ich noch viel besser. Papa. Wenn Baby weint, stecke ich ihm einen Bonbon in den Mund, und sofort lacht es.“

*

Der Doktor ist Hänschens wegen gerufen worden. „So“, sagt er, „nun, Hänschen, steck mir mal die Zunge raus!“

Hänschen: „Jawohl, damit Mütter mir eine runterhaut!“

*

Lehrer: „Wie heißen die größten Affen?“

Schüler: „Die Giraffen.“

*

Ein alter Bauer kommt zum Schalterbeamten auf die Post und fragt: „Was kostet ein einfacher Brief von Heilsdorf nach Berlin?“

„Hundert Mark“, sagt der Beamte.

„So, und von Berlin nach Heilsdorf?“

*



„Wissen Sie, Frau Schulze, der Herr Adam von nebenan hat jetzt vierzig Kinder.“

„Ach, du meine Güte! Wie kommt denn das?“

„Na, das sind keine Schüler. Er ist doch Lehrer.“

„Nun, Peter,“ meint der gute Onkel, „sammelst du Marktschneide?“

Peter: „Ja, Onkel.“

„So, mein Junge, da hast du zwei für deine Sammlung. Wieviel hast du denn nun im ganzen?“

„Zwei.“

*

Lehrer: „Welcher französische König hatte den Beinamen ‚Der Heilige‘?“

Schüler: „Ludwig der Siebente, der Achte oder der Neunte.“

*



„Du, Willy, ich gehe nach Amerika.“

„Au, fein, da komm' ich mit. Wir wollen aber durch die Langestraße gehen, da ist es näher.“

*

Lehrer: „Es gibt Säugetiere, die nicht schwimmen können. Nenne mir welche.“

Schüler: „Ein schlafender Walfisch.“

*

„Weshalb willst du alle deine Kaninchen verkaufen, Trude?“

„Das Geld, das ich dafür bekomme, gebe ich unserem Zoologischen Garten. Dann braucht er nicht zu schließen.“

*

„Geht dein Bruder auch auf die Jagd?“

„Nein, er schießt seine Böcke nur in der Schule.“

*

„Hast du schon einmal ‚Tausend und eine Nacht‘ gelesen, Annchen?“

„Nein, nachts darf ich nicht lesen, da muß ich schlafen.“

Neue Heldentaten des Boxers Benjamin Pampe



Der Pampe, der nun Schwer-Athlet,
Als seiner Mann spazieren geht.



Ein Fräulein, weder jung noch schön,
Kann man hier eifrig schwagen sehn.



Da plötzlich — ha — ihr Herzschlag stoßt:
Ein scheinus Pferdepaar, das bockt.



Doch unser Pampe, kraftgeschwellt,
Eilt hin, borgt los — der Wagen hält.



Drauf hilft, als Mann und Kavalier,
Er schleunigst auf die Beine ihr.



Nun sinnt sie bis zur Nacht hinein:
Wer mag der schöne Jüngling sein?

(Fortsetzung in 14 Tagen.)

Der seitere Fridolin

A stylized illustration of a man wearing a hat and a suit, riding a large, winged fish. The fish is depicted in profile, facing left, with a human-like face and a mustache. The man is seated on the fish's back, holding the reins. The fish has a long, pointed snout and a large eye. The overall style is reminiscent of early 20th-century magazine illustrations.

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, UND ABENTEUER



Der weiße Aufseher nahm den Malaien fest, der beschuldigt war, gestohlen zu haben.
(Zu der Erzählung auf der nächsten Seite: „Die Perlentette“.)

Die Perlenkette

Eine australische Geschichte von Alfred Brie.

Kimutgars Herr, Sir Robert Macdonald, war in dienstlichen Angelegenheiten nach Sydney gefahren, und ausnahmsweise hatte er gestattet, daß seine Gattin, Lady Patricia, ihn begleitete und die Kinder allein ließ. So war für einen Tag Kimutgar, der alte Malaie, der des vornehmen Engländers vollstes Vertrauen genoß, Herr im Hause. Unermüdlich war er auf den Beinen, um seiner Pflicht nachzukommen. Vor allem achtete er auf die drei Kinder des Sir Macdonald, die auf der Straße spielten. Plötzlich tönten erregte Stimmen von draußen zu ihm herein. Irgend ein Streit mußte das fröhliche Spiel der Kinder unterbrochen haben. Und was der Alte vom Fenster aus erblickte, veranlaßte ihn, sofort hinauszueilen. Harry, der älteste der drei Knaben, bedrohte einen Malaienknaben mit einer kleinen Keitpeitsche.

„Er hat uns einen Ball gestohlen!“ rief er dem alten Diener entgegen, „und soll seine Strafe dafür erhalten.“

Ohne ein Wort zu sprechen, hob Kimutgar den kleinen Malaienknaben empor, streichelte ihm das Gesicht und hieß ihn, sich schleunigst

zu entfernen. Dann wandte er sich zu dem Sohne seines Herrn:

„Weißt du ganz bestimmt, daß Sidommy den Ball genommen hat?“

„Der Ball ist verschwunden,“ erwiderte trotzig Harry, „und kein anderer war in der Nähe.“

Kimutgar sah ihn ernst an.

„Und auf eine bloße Vermutung hin wolltest du den Knaben züchtigen? Weißt du nicht, daß ein Malaie einen empfangenen Schlag nie verzeiht, wenn er ihn unverdient empfangen hat?“

Eingeschüchtert sahen die Kinder zu dem Alten auf, den sie nie zuvor so ernst hatten sprechen hören.

„Ich freue mich, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin. Man soll nie im ersten Zorn handeln, sondern sich immer erst überzeugen, ob man wirklich im Recht ist. Kommt! Ich will euch eine Geschichte erzählen, aus der ihr eine Lehre ziehen könnt!“

Und Kimutgar erzählte:

„Eine vornehme englische Dame war einst zu einem Feste eingeladen. Als sie abends ihr wertvolles Perlenhalsband anlegen wollte, war es verschwunden. Das ganze Haus wurde vergeblich durchsucht. Der kostbare Schmuck blieb verschwunden. Die Dame war der Verzweiflung nahe, um so mehr, als ihr Gatte verreist war und erst am nächsten Tage zurück erwartet wurde. Was sollte sie beginnen?“

Da erzählte ihr eine Dienerin, daß am Morgen ein Malaie mit dem Sohne des Hauses in den Gemächern der Mutter gespielt habe und vielleicht als Dieb in Frage kommen könnte. Der weiße Aufseher holte den Malaien und unterzog ihn einem strengen Verhör. Der Beschuldigte leugnete und behauptete, nichts zu wissen; als man aber seine



Zu der Erzählung: Die Perlenkette.
Die Dame entdeckte, daß ihre wertvolle Perlenkette verschwunden war.



Zu der Erzählung: Die Perlenkette.

Der kleine Malaie wurde von den Kindern beschuldigt, ihnen den Ball gestohlen zu haben.

Taschen durchsuchte und einige Kupien fand, schien jeder Zweifel ausgeschlossen. Vergebens beteuerte er seine Unschuld. Die Dame glaubte ihm nicht und befahl, daß der Verdächtige gezüchtigt würde, bis er das Versteck der gestohlenen Halskette angeben würde. Umsonst waren die Bitten und Warnungen der Umgebung, die die Dame darauf aufmerksam machte, daß sie durch eine solche Handlungsweise den unverföhllichen Haß der ganzen Bevölkerung auf sich ziehen würde. Schon sollte die Peitsche auf den Rücken des Unglücklichen niedersausen, da, im letzten Augenblick, wurden die Tore des Hofes aufgerissen, und eine Sänfte wurde hineingetragen. Der Herr des Hauses kehrte früher, als erwartet von seiner Reise zurück. Weinend eilte ihm seine Gattin entgegen und erzählte ihm, was vorgefallen war. Stumm hatte ihr Mann zugehört, dann befahl er, den Malaien sofort freizulassen und zog ein Kästchen aus der Tasche:

„Ich wollte dir eine Ueberraschung bereiten,“ sagte er zu seiner Frau, „und dir die alte Halskette neu fassen lassen. Deshalb nahm ich sie mit nach Sydney und beilte mich mit der Rückkehr, daß du sie zu dem heutigen Feste noch anlegen könntest. Danke Gott, daß ich noch rechtzeitig kam, um die Züchtigung zu verhindern, denn nie hätte ich gutmachen können, was du die in der Uebereilung zuschulden kommen ließe.“

Aufmerksam hatten die drei Knaben den Worten des alten Malaien gelauscht, und als er geendet hatte, sagte Harry:

„Eine Frage noch, Rmutgar, was ist aus dem armen Malaien geworden?“

Der Alte lächelte.

„Die Dame, die damals glaubte, bestohlen worden zu sein, war eure Großmutter, und der Malaie war — ich.“

Plaudereien mit meinen Lesern

Freunde!

Zu der vorigen Nummer habe ich euch schon mitgeteilt, daß ich eine große Ueberraffung vorbereite, nämlich eine ganz spannende, lange Geschichte zum Abdruck bringen will. Heute kann ich euch die freudige Mitteilung machen, daß ihr bereits in dem nächsten „Fridolin“-Heft den Anfang der Erzählung: „Admiral Bobby“ finden werdet. Die Geschichte handelt von einem Jungen, der durch ganz seltsame Umstände Admiral wird, zu dem Kaiser von China kommt und nach mancherlei Abenteuer wieder in die Heimat zurückkehrt. Ihr werdet nach jedem Kapitel neugierig sein, wie es weitergeht.

Fridolin.



Wie der „heitere Fridolin“ entsteht

DER WERDEGANG EINES ZEITUNG

Maler Simmel beim Zeichnen.

Sicherlich hat sich schon mancher von euch gefragt: „Wie wird eigentlich

der „Heitere Fridolin“ gemacht?“ Die folgenden Zeilen sollen euch das erzählen.

Wenn eine neue Nummer hergestellt werden muß, dann ruft Fridolin alle Redaktionsmitglieder zusammen. Man setzt sich um einen großen Tisch und wartet gespannt, bis Fridolin die Sitzung eröffnet. Das tut er gewöhnlich, indem er Onkel Toldi den neuesten Streich von Laatsch und Bommel und das letzte Abenteuer von Benjamin Pampe erzählen läßt. Dann wird

meist sehr gelacht, und der Zeichner lacht sich natürlich einen Akt, während Simmel die einzelnen Vorgänge zwar nicht simmelt, aber sammelt. Beide zeichnen dann das eben Gehörte auf.

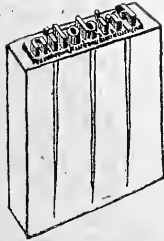
Währenddessen berät die übrige Redaktion, was für schöne Geschichten und Artikel man in die neue Nummer bringen, und

wie man sie am besten mit Bildern ausstatten könnte. Das

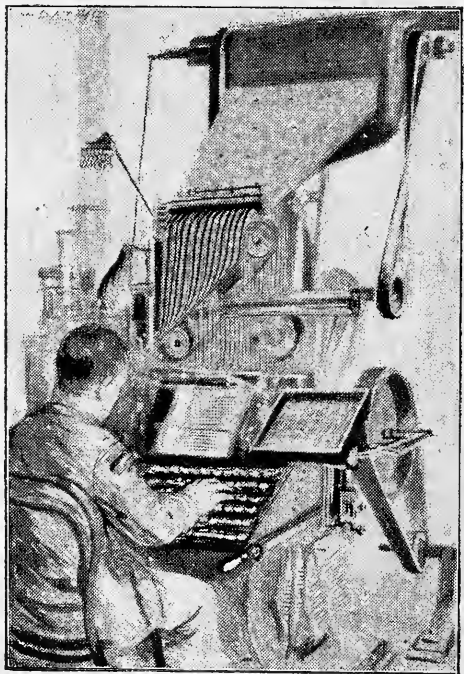
Onkel Toldi beim Schreiben.

so aus wie im Hühnerstall, wenn gebrütet wird. Onkel Toldi und Onkel Otto brüten am besten. Und wenn sie etwas ausgebrütet haben, kommt der Maler Pathe zu seinem Recht, der die meisten Geschichten so schön illustriert. Wenn das geschehen ist, gibt Onkel Toldi an, wo in der neuen Nummer die einzelnen Artikel mit den Bildern stehen sollen, und dann werden die Manuskripte — so heißen die noch ungedruckten Artikel — in die

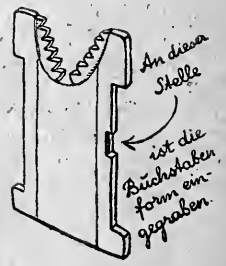
Sezerei und die Bilder in die Mezerei geschickt, wo sie auf Metallplatten übertragen werden. Die Sezerei ist ein großer Saal, in dem die Sezmaschinen stehen. Vor jeder einzelnen sitzt ein Seher, ein Mann, der auf einer Tastatur wie bei einer Schreibmaschine das ganze Manuskript abschreibt. Dieses Abschreiben heißt nun aber in der Sprache der Fachleute



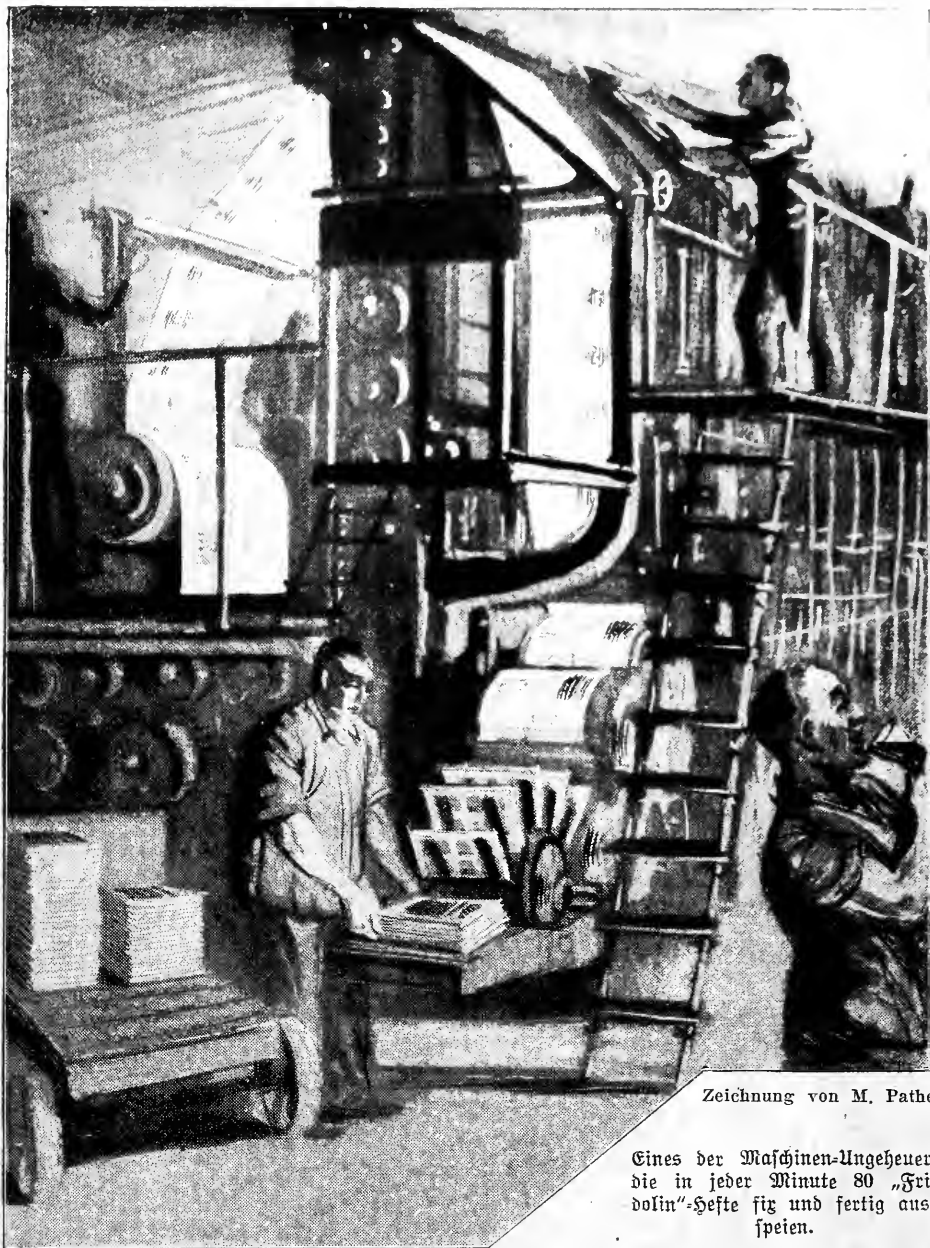
Wie die Metallbuchstaben aussehen, die in der Sezmaschine gegossen werden.



Eine Sezmaschine, auf der die Geschichten und Artikel abgesetzt werden, die ihr im „Fridolin“ findet.



Eines von den Metallstücken, in die die Buchstabenformen eingegraben sind.



Zeichnung von M. Pathe

Eines der Maschinen-Ungeheuer, die in jeder Minute 80 „Fridolin“-Hefte fertig ausspucken.

„absetzen“, denn wenn der Setzer z. B. auf die Taste „a“ drückt, dann fällt, hinter einer Glascheibe deutlich sichtbar, ein Metallstückchen herunter, in das der Buchstabe „a“ eingegraben ist. Die folgenden Buchstabenformen werden daneben gesetzt, Wort für

Wort, bis eine Zeile, oder besser nur deren Form vollständig ist. Dann drückt der Setzer — jetzt werdet ihr auch diesen sonderbaren Namen verstehen — auf einen Hebel, und die fertig gesetzte Zeilenform wird mechanisch hochgehoben, bis zu einem Behälter, in dem

sich flüssiges Blei befindet. Von diesem Blei wird etwas gegen die Form der Zeile gespritzt. Wenn es dann erkaltet ist, hat man erst die wirklich fertige Zeile, die, fest aneinandergefügt, zum Drucken bereit ist. Es kommt nun aber manchmal vor, daß der Setzer auf eine falsche Taste schlägt. Dann gibt es einen Druckfehler, und um diesen auszumerzen, muß die ganze Zeile noch einmal gesetzt werden, da ja die einzelnen Buchstaben nicht mehr wie bei der Handsetzerei lose nebeneinandergesetzt sind. Es scheint also, als wenn die Sache sehr mühselig sei. Ich kann euch aber verraten, daß diese Art des Setzens viel schneller geht als die frühere, da das Maschinensetzen nicht so viel Zeit erfordert, wie in der Handsetzerei das Herausheben und Umwechseln der einzelnen Buchstaben.

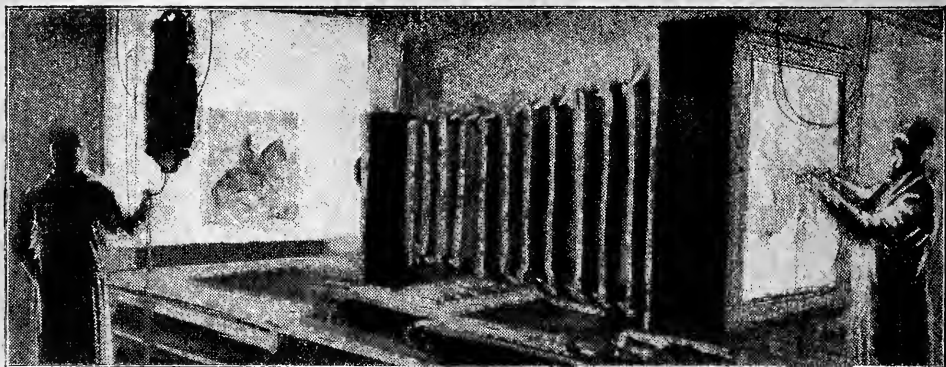
Wenn nun alle Artikel fertig gesetzt sind, dann werden sie so zusammengebaut, wie Onkel Soldi es angegeben hat, und die Klischees, die Metallplatten, von denen die Bilder abgedruckt werden, in den Text eingefügt. Dann kommen die so zusammengestellten Seiten in die Druckerei.

Euch die genaue Herstellung der Klischees zu erzählen, würde zu viel Platz wegnehmen. Vielleicht ein anderes Mal. Etwas anderes will ich aber erwähnen. Die photographischen Apparate, mit denen in der Negerei die Bilder auf die lichtempfindlichen Platten abphotographiert werden, sind sehr groß; so groß, wie sie sicher noch keiner von euch gesehen hat. Schaut euch nur das Bild an! Da werdet ihr auch sehen, daß diese riesigen Apparate auf einem Gestell laufen. Links und rechts von der weißen Wand, auf der

die zu übertragenden Bilder angeheftet sind, befindet sich je eine große Lampe, die sogenannten Jupiterlampen, die in Schienen laufen und durch einen kleinen Kettenzug an die Stelle gebracht werden können, wo sie hängen müssen. Diese Lampen sind nach hinten abgeblendet, aber nach vorn leuchten sie so stark, daß man, wenn man hineinsieht, wie geblendet ist.

Wenn die Seiten mit den Klischees fertig zusammengestellt sind, kommen sie in die Plattengießerei und zum Schluß in die Druckerei. Dort stehen die sogenannten Schnelldruckmaschinen, die sich wie sprunghafte Tiger auf ihre Beute stürzen möchten. Mit Bindeseile werden die gegossenen Platten in die Maschinen eingehoben, und der Druck kann beginnen.

Unter der Maschine befindet sich eine riesige Rolle Papier, das scheinbar kreuz und quer über die einzelnen Walzen gezogen ist. In Wirklichkeit besteht aber natürlich eine bestimmte Reihenfolge, und von jeder Platte, über die das Papier läuft, werden dem Papierbogen zwei neue Seiten aufgedruckt, so daß am Ende der Maschine die 16 Seiten alle abgedruckt sind. Nun werden sie gleich, immer noch von derselben Maschine, gefaltet und geschnitten. Bei einer Runddruckmaschine, die übrigens ein wahres Wunderwerk ist, kann man also den Werdegang einer Zeitung vom unbedruckten Papierbogen bis zum fertig gefalzten, geschnittenen und versandbereiten Exemplar verfolgen. Die Maschine arbeitet sehr schnell. In jeder Minute werden ungefähr 80 Fridolin-Nummern gedruckt, d. h. also eine Nummer in noch nicht ganz einer Sekunde.



Wie der „Heitere Fridolin“ entsteht.

Der große photographische Apparat, mit dem man die Bilder auf Metallplatten bringt, von denen dann die Bilder, die ihr im „Fridolin“ findet, abgedruckt werden.



Von der Maschine direkt ins Auto.

Wie die fertigen Hefte durch eine große Röhre direkt zu den Automobilen hinuntergleiten, die sie dann zu den Bahnhöfen fahren, von wo aus sie in alle Welt gelangen.

Wenn nun die Nummern alle fertig gedruckt sind, werden sie von dem Maschinenraum durch eine große Röhre direkt in die Automobile und Wagen hinunterbefördert, die sie zu den Bahnhöfen fahren. Von dort gelangen sie dann in alle Welt.

Ihr könnt aus alledem erkennen, wenn es sich auch so leicht und einfach liest, welche

Arbeit und was für Menschengeist dazu notwendig waren, all die Maschinen und Verfahren zu erdenken, um das zu erreichen, was man bis heute erreicht hat.

Und nun, da ihr wißt, wie euer „Seilerer Fridolin“ hergestellt wird, wird er euch doppelt so lieb sein, wie bisher.

Ontel Otto.

Ut de Franzosentid



ohl viele von euch kennen den plattdeutschen Dichter Friß Reuter, der vor ungefähr 100 Jahren gelebt hat, in einer fast ebenso stürmisch bewegten Zeit, wie wir sie heute haben. Aus dieser

Zeit, die ein einziger Kampf gegen die Franzosen war, hat er all das niedergeschrieben, was sich so um und in Mecklenburg zugetragen hat.

Eines der vielen Erlebnisse „ut de Franzosentid“, die er uns hinterlassen hat, will ich euch hier wiedererzählen.

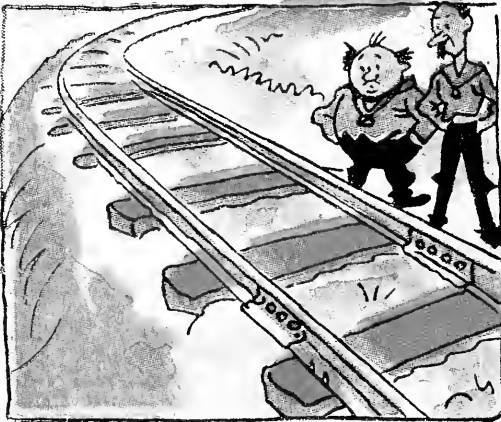
Eines Tages, es war zur Zeit, als die Franzosen aus Rußland zurückgekommen waren, da wurde es auf dem Hof des Herrn Amtshauptmann von Stavenhagen lebendig. Plötzlich ging die Tür auf, und herein kam ein französischer Oberst mit seinem Adjutanten. Das Stavenhagener Amtshaus hatte

Einquartierung bekommen. Die gute blaue Stube, in der nach Mamsell Westphals Behauptung immer ein geheimnisvolles „Tap, tap, tap“ zu hören war, wurde für die Herren Franzosen zur Nacht hergerichtet. Nun galt es noch, den Uhrmacher Drog, den der Herr Amtshauptmann in einer wichtigen Angelegenheit zu sich gebeten hatte, und

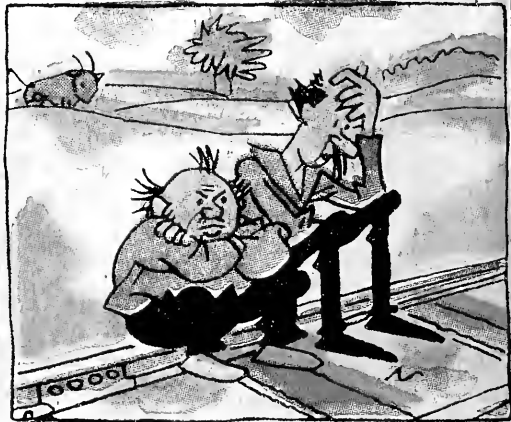


Friß Sahlmann holte sich einen Klumpen Eis, den er zur Ausführung seiner dunkeln Pläne unbedingt brauchte.

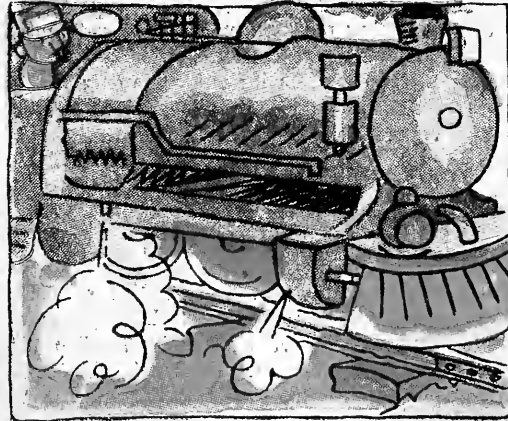
Laatsch und Bomme



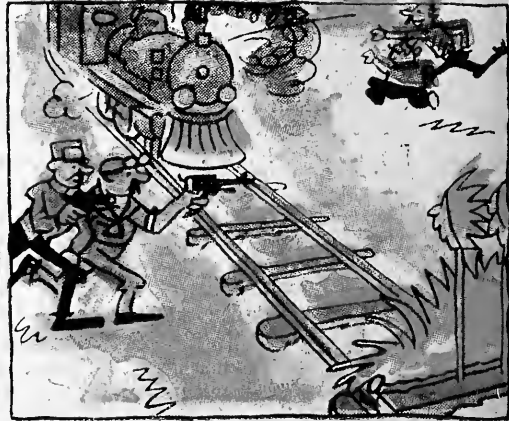
Laatsch und Bomme überlegen,
Wie man wohl auf schnellsten Wegen
An die Küste wieder käme,
Ohne Geld und recht bequäme.



Sprach der Laatsch, der niemals blöde:
„Mexiko, was bist du öde!
Hier in dieser Bullenhihe
Ich nun ohne Stüllen-fige!“



Zügle kommt herangebräuselt,
Führer etwas angeäuselt,
Sält die Ananasgesichter
Für leibhaft'ges Raubgelichter.



Und der Zug wird angehalten,
Und es springen zwei Gestalten
Mit Revolvern aus ihm raus —
Laatsch und Bomme rücken aus.

der bei dem elenden Hundewetter nicht den weiten Weg nach Hause zurücklegen konnte, zu verstaun. Alle Betten waren besetzt, und die Mamsell mußte ihm ihr eigenes Zimmer einräumen und bei den Wägden schlafen. Sie wünschte eine gute Nacht und verschwand. Gleich nach ihr verließ der Uhrmacher noch einmal das Zimmer. Raum

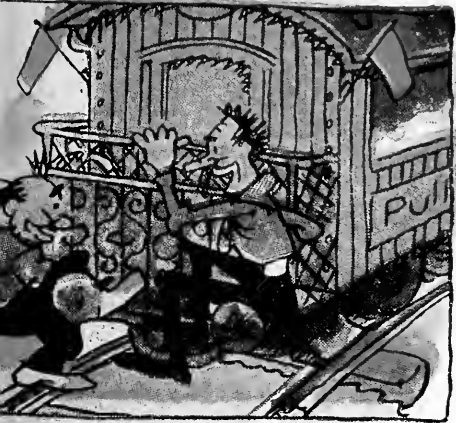
ist die Stube leer, da wischt etwas über den Gang in Mamsell Westphals Zimmer hinein. Das ist der Fritz Sahmann, der einen großen Klumpen unterm Arm trägt. Wie eine Kage springt er auf die Bettlade von Mamsell Westphals großer Gardinenbettstelle, legt den Eisklumpen oben auf den Himmel des Gestells und denkt dabei an die

Flucht aus Mexiko



Aber Bommel wußte Rat.
Eiligst schritten sie zur Tat;
Soltten wie zu neuen Späßchen
Schilf herbei und Ananaschen.

Auf den Schienen, und daneben,
(Welt, da wirste was erleben!)
Lassen sie Indianer lanern,
Während selbst sie abjetts lauern.



Währenddes man sucht die Rothaut
Und den Ananaskopf tothaut,
Schwingen' sie sich ohne Jagen
Auf den letzten Aussichtswagen.

Auf den Puffern ist's vorzüglich,
Ja, solch Reisen ist vergnüglich.
Nicht mehr lang, wird man durchs Ziel jehn,
Höchstwahrscheinlich in Brasiljehn.

von der Mamsell erhaltenen Maulschellen.
Dann wischt er wieder zur Tür hinaus.
Herr Droz kommt nun auch wieder hinein
und legt sich nieder. Plötzlich geht es: tap —
tap — tap! 'Aha, denkt Herr Droz, das ist
der Spuß von nebenan; aber gleich darauf ist
es ihm, als wäre es in seiner Stube. Richtig:
tap — tap — tap geht es wieder, dicht bei

Herrn Droz' Bett. Er richtet sich auf —
klatsch, fällt ihm ein Tropfen auf den kalhen
Schädel. Er denkt, das Dach ist nicht dicht
und zieht mit seiner Schlafstesse um. Aber
nun war der alte Eislumpen schon schön
durchgetaut, und das Wasser läuft in einem
feinen Strahl ins Bett hinein. Er zieht wie-
der um. Die Franzosen nebenan werden da-



Plötzlich ging die Tür auf, und der Oberst kam herein.

durch wach und schimpfen. Der Uhrmacher aber steigt auf die Bettlade und krabbeln auf dem Eislumpen herum; der ließ sich nicht fassen. Herr Droz legt sich mit aller Gewalt ins Zeug — knad sagt das Himmelbett, und

Himmelbett, Eislumpen und Droz, alles fällt gegen die Wand des Zimmers, in dem die Franzosen schlafen.

Mit einemmal geht die Tür auf, und herein kommt der französische Oberst. Hinter ihm ein Adjutant. Herr Droz rappelt sich auf, der Oberst guckt ihn empört an und schimpft in dem schönsten Französisch über die gestörte Nachtruhe. Die Ordonnanzen stürzen bei diesem Lärm von der einen Seite des Ganges herbei, und von der anderen rückt

Mamsell Westphal heran. Als sie ihr Zimmer erblickt, jammert sie über die entsetzliche Verwüstung. Da sieht sie ihr schönes Unterbett aus der Bettlade herabhängen, sie will es aufheben, greift aber unglücklicherweise gerade in die nasse Stelle, auf die das Wasser gelaufen war, schmeißt das Unterbett Herrn Droz an den Kopf und ruft: „Pfui! Auch das noch“ — und segelt aus der Tür. Draußen aber schien friedlich der Mond; unbekümmert um die nächtlichen Ereignisse in dem Stavenhagener Amtshause im aufregenden Jahre 1812.



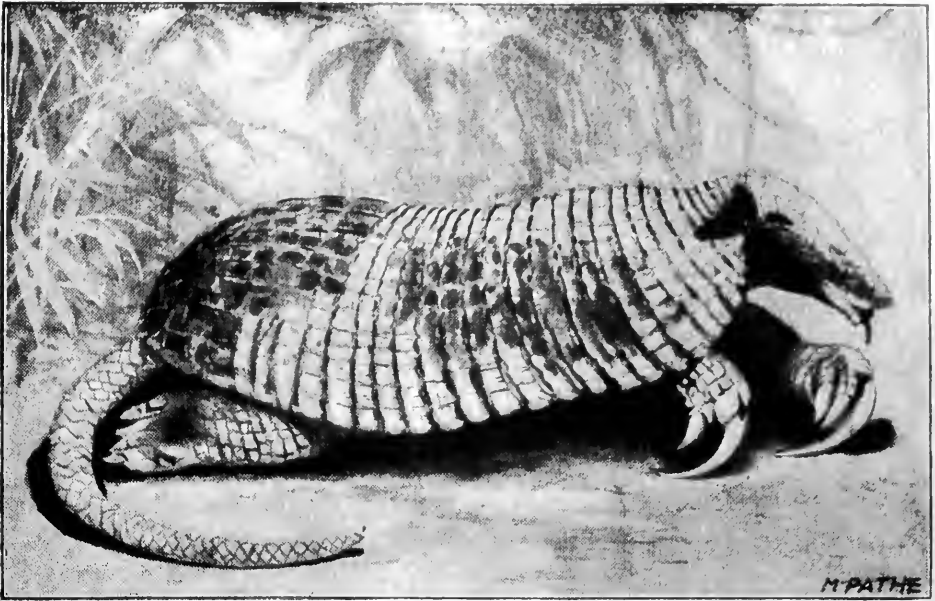
Als Mamsell Westphal das Laten mit dem nassen Fleck sah, rief sie empört: „Auch das noch!“

Das Panzertier

Ein sonderbares Tier, das in Südamerika lebt.

Südamerika beherbergt in der Ordnung der sogenannten „Zahnarmen“ eine Anzahl seltsamer Tiergestalten, unter denen die Gürteltiere oder Armadille (spanisch: Panzertiere) wohl die absonderlichsten sind. An einem zugespitzten Schweinskopf mit langen Rattenohren und seitwärts stehenden großen Augen, die auf ein Leben in der Dämmerung schließen lassen, sitzt ein walzenförmiger, fester Leib, der eine Art von Schildkrötenpanzer trägt und in eine knöchern gepanzerte Schwanzröhre endet. Merkwürdig kurze Beine tragen diesen Leib und wagen ihn bei dem hurtigen Lauf der Tiere in schaukelnder Bewegung hin und her. An den Füßen sitzen mächtige Grabkrallen, und wenn das Armadill bei einer Verfolgung keine andere Rettung mehr weiß, gräbt es sich mit diesen Krallen so blitzschnell in die Erde, daß es wie durch Zauberei vor den Augen des Jägers verschwin-

det. Betrachten wir den Panzer näher, so sehen wir, daß er nicht wie der Schildkrötenpanzer aus einer starren, großen Knochenplatte besteht, sondern von einer größeren Zahl durch Hautfalten verschieblich miteinander verbundener Knochenplättchengürtel und -schilde gebildet wird und daher sehr beweglich ist. Trotz solcher stolzen Ritterrüstung, die an die alten japanischen Panzer erinnert, sind die in unterirdischen Bauten hausenden und diese meist erst in der Dämmerung verlassenden Gürteltiere harmlose Ameisen- und Termiten-fresser; sie fangen solche Beute, indem sie die lange, wurmförmige Zunge einfach in das Getribbel der aus ihrem Bau aufgestörten Insekten hängen und sie darn, über und über mit den wie an einer Leimrut daran Haftenden bedeckt, ins Maul zurückziehen. Die Zähne aller der „Zahnarmen“ sind zum Zerbeißen oder Zerreißen derbeeren Nahrung nicht



Das Panzertier.

Ein Riesengürteltier auf der Jagd nach Ameisen. ($\frac{1}{10}$ natürlicher Größe.)

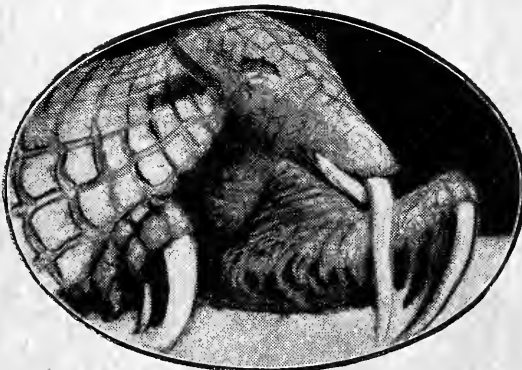
geeignet, da sie nur kurze, knöcherne Stifte ohne Schmelz und Wurzeln sind. Den größten Gürteltierarten sagen freilich die Brasilianer nach, daß sie auch Gräber aufwühlen, und wenn ein Holzfäller oder Jäger im Urwalde begraben werden muß, legt man daher die Gruft mit dicken Baumstämmen aus und bedeckt den Hügel mit Steinen. Alle Gürteltiere werden sehr fett, und Indianer wie Weiße rühmen das wohlschmeckende Fleisch; aus den Panzern macht man Körbe und Gefäße. Um

das Armadill zu fangen, gräbt man es aus seinen Schlupfhöhlen. nachdem man sich durch ein sonderbares Mittel davon überzeugt hat, daß das Tier in seinem Bau ist. Man führt zu diesem Zweck lange Ruten in jede Deffnung des weitverzweigten unterirdischen

Baues; ist die Höhle bewohnt, so erscheinen alsbald zahlreiche Mospitos, die

gern die ungeschützten Hautfalten zwischen den Panzergürteln des Tieres anfallen, an den Deffnungen. — Die heute lebenden Gürteltierarten sind vergleichsweise kleine Geschöpfe; selbst das sogenannte Riesengürteltier wird nur etwa ein Meter lang. In der Vorzeit lebte aber in denselben Gebieten ein wirklich riesenhaftes Gürteltier, das die Wissenschaft Glyptodon genannt hat, und das mehr als drei Meter lang war. Der Panzer dieser ausgestorbenen Riesengürteltiere war so hoch,

daß er den Pampasindianern als eine Art von natürlicher Schutzhütte diente. Man hat vielfach unter solchen Gürteltierpanzern die Steingeräte der Urindianer, ja selbst ganze Feuerstätten gefunden. Auch haben den Funden nach die Indianer ihre Toten gelegentlich unter diesen Riesengürteltierpanzern bestattet.



Der Kopf eines Riesengürteltieres, bei dem man die lange, wurmförmige Zunge sehen kann.

Dr. P. Fiedler.

Sportbericht von Peter Bollmann,

Fridolins neuestem Mitarbeiter.

Fridolin forderte mich kürzlich auf, die ständigen Berichte über das Neueste im Sport zu übernehmen. Manchmal will er mich sogar in seinem Delfin abholen, um mich vornehm und schnell zum Sportplatz hinauszubringen, denn es käme immer darauf an, euch alle Neuigkeiten brühwarm mitzuteilen. „Aber, lieber Bollmann,“ sagte er, „nicht flunkern! Gerade beim Sport gibt es so viel Staunenswertes, daß man nicht noch oben-



Der Reger Gourdin, der Weltrekordmann im Weitspringen. Seine Höchstleistung betrug 7,69 Meter.

drein zu übertreiben braucht!“ „Ich will nicht Bollmann heißen“, sagte ich, „wenn auch nur ein einziges Wort in meinen Berichten gestunken ist. Ich werde deinen Lesern alles ehrlich berichten, was sich zwischen Himmel und Erde auf allen Sportgebieten zuträgt!“ „Abgemacht!“ rief Fridolin, und so beginnt denn heute Peter Bollmann seine Tätigkeit.

Fabelhaftes sah ich neulich bei Hochsprung-Wettkämpfen in Amerika. Es hat sich wirklich gelohnt, eigens ihretwegen die Reise zu machen, denn die Sprungleistungen der Amerikaner sind bewundernswürdig. Ihr Können steht weit über dem der Europäer, was dadurch kommt, daß Körper und Muskulatur bei ihnen besser ausgebildet werden als bei uns. Freilich, wir werden in Europa das Versäumte bald nachholen. In einzelnen Fällen ist es Europäern schon gelungen, die Leistungen der Amerikaner zu erreichen. So hat im vorigen Jahr der Norweger Hoff einen Stabhochsprung von 4,12 Metern ausgeführt und damit den bisherigen Rekord der Amerikaner gebrochen. Stabhochsprung ist eine der schwierigsten Übungen, die es gibt. Aber das werdet ihr wohl alle wissen, da Fridolin mir erzählte, daß er früher schon mal etwas über Stabhochsprung geschrieben hat. Nun will ich euch aber noch erklären, was „Rekord brechen“ heißt.

„Rekord brechen“ nennt man — ach so, ich muß euch erst erzählen, was ein Rekord ist! Ein Rekord ist die irgendwo in der Welt erreichte Höchstleistung. Wenn 4,10 Meter der höchste Sprung war, der bisher ausgeführt wurde, so bildete dieser Sprung den „Rekord“. Gelang es nun dem Norweger, 2 Zentimeter höher zu springen, als die bisherige Höchstleistung war, so hat er damit den früheren Rekord „gebrochen“, und mit seinen 4,12 Metern einen neuen Rekord „aufgestellt“. —

Wunderbares sah ich im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten auch im Hochsprung mit Anlauf. Ein Engländer namens Vater hatte bisher mehrfach die Höhe von 1,90 Metern erreicht. Aber wie staunte ich, als ich drüben 6—8 Amerikaner erblickte, die es alle spielend leicht auf 1,95 Meter brachten. Und einer gar, ein wundervoller Kerl namens *B e e s o n*, sprang über 2 Meter hoch! Diese Höhe könnt ihr euch am besten vorstellen,



Zu dem Sportbericht von Peter Bollmann
Der Weltmeister im Hürdenlauf: Thomson. Er durchläuft die 110-Meter-Strecke in 14,4 Sekunden.

wenn ihr bedenkt, daß jeder gewöhnliche Tisch 80 Zentimeter hoch ist. Stellt nun zwei und einen halben Tisch übereinander, und ihr habt die knappe Höhe, über die Beeson leicht hinwegspringt.

Poltausend, das ist ein Anblick! Diese Teufelsterle von Amerikanern haben eine ganz andere Art zu springen, als wir in Europa. Bei uns hat es Leute gegeben, die im Hechtsprung über die Latte setzten. Aber bei den Amerikanern sieht es so aus, als wenn sie sich über die Latte gleichsam wälzten! Das heißt, sie springen schräg von der Seite ab, legen den Körper in der Luft zur Latte beinahe wagerecht und drehen sich über die Höhe hinüber.

Nun aber der Hürdensprung! Das hättet ihr alle sehen müssen! Ein junger Dachs, ein Student, namens Thomson, durchlief eine Strecke mit Hürden, die 110 Meter lang war, in 14,4 Sekunden! Versucht ihr mal, bitte, wie lang ihr dazu brauchen würdet! Sein Hürdensprung ist aber ebenfalls anders als der bei uns gepflegte. Beschaut euch nur das Bild. Da könnt ihr sehen, wie Thomson mit weit auseinandergestreckten Beinen über die Hürde gleichsam hinwegstreicht. Er scheint sie dabei fast zu berühren. —

Zulezt kam etwas, worauf ich richtig neugierig war, nämlich Weitspringen. Ich müßte nicht Peter Bollmann heißen, wenn ich nicht wüßte, daß es gerade darin die Europäer auch sehr weit gebracht haben. Ich kniff den Daumen, als ein Deutscher an die Reihe kam. Es war einer, der auch bei den nächsten Olympischen Spielen in Gothenburg um die Siegespalme ringen, oder besser gesagt, springen will. Lauter Beifall lohnte seinen Sprung, denn er sprang 7,20 Meter weit. Dann aber kam der Neger Gourd in, zurzeit der Weltmeister im Weitsprung und sprang 7,69 Meter! Alle jubelten ihm zu. Leider drängte die Zeit, Fridolins Luftdelphin war schon angefurbelt. Ich flog in zwei Tagen und einer Nacht nach Europa zurück.

Peter Bollmann.



Zu dem Sportbericht von Peter Bollmann
Der Amerikaner Beeson, der die Hochsprungmeisterschaft hält. Beeson springt mit Anlauf 2 Meter 1,4 Zentimeter hoch.



Freunde,
heute will ich euch wieder einmal ein hübsches
Spiel verraten! Es heißt das Ma-Spiel.

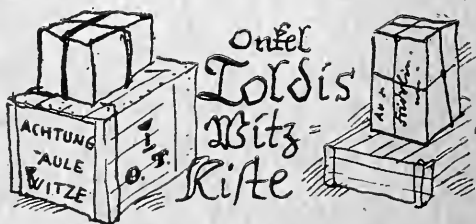
2 2 2 2 2 2 2 2 2 2
TJESHERING 4 2 NDARINE 2 KROME
Das MA Spiel 2 PAN IN
GENSCHMEZ 2 HARADSCHA 2 RZIPAN 2

Ihr laßt euch ein sauberes Taschentuch
geben, bindet einen Knoten hinein, setzt euch
in einen Kreis, und einer darf anfangen. Er
wirft das Taschentuch einem Mitspieler zu
und ruft die Silbe „Ma“. Der andere muß
nun die Silbe zu einem Wort ergänzen, also
fortfahren: „rmelade“ oder „fischwein“ oder
„tjeshering“ — kurzum ein Wort ergänzen,
das mit „Ma“ anfängt. Weiß er keins, so
muß er ein Pfand geben. Auf jeden Fall
wirft er das Taschentuch einem Spieler zu
und versucht ihn hineinzulegen. Ist es all-
mählich unmöglich, noch ein Wort mit
„Ma“ zu finden, so gibt es natürlich eine
große Auswahl an anderen Vorsilben. Ich
schlage euch „ro“ vor, schon um „Amops“ an-
zubringen. Und was ihr hinterher für
Pfänderspiele spielen könnt, das verrate ich
in einer der nächsten Nummer.

Nach diesem Spiel nun, das immer sehr
viel Vergnügen macht, werde ich euch noch
eines der allergrößten Geheimnisse der
Kartenkunststücklehre anvertrauen. Paßt aber
gut auf, denn zweimal erkläre ich es euch
nicht. Also:

Ich lasse mir so viel Spielkarten geben,
wie aufzutreiben sind, setze meine Freunde
um einen Tisch und behaupte, daß ich, ohne
hinzusehen, nur durch Befühlen der Karten
wüßte, ob ein Bild auf der Karte sei oder
nicht. Natürlich zweifelt man meine Be-
hauptung an, und ich muß sofort den Beweis
erbringen. Ich halte also die Karten auf

meinen Kopf, aber so, daß die andern sie
sehen können, lasse mir zur Vorsicht noch die
Augen verbinden, befühle und betaste die
Karten nacheinander und erkläre jedesmal,
ob Zahl, ob Bild, ohne mich ein einziges
Mal zu irren. Man bewundert mich,
einige besonders Eifrige wollen es so-
gar nachahmen und bekommen es nicht
fertig — kurzum, das Staunen ist
riesengroß. Ich erkläre natürlich, daß ich
unsichtbare Augen an den Fingernägeln be-
säße, aber ganz zum Schluß lasse ich mich
breitschlagen und verrate das Geheimnis.
Ich habe einfach meinen besten Freund, den
Onkel Soldi, neben mich gesetzt, und jedes-
mal, wenn es ein Bild war, hat mich der
Onkel Soldi kräftig auf den Fuß getreten.
Natürlich ohne daß es jemand merkte, und
ohne daß er meine Hühneraugen zu stark ver-
letzete. Aber Eindrud macht das Kunststück.
Versucht es nur! Onkel Otto.



Liebe Freunde!

Neulich saße ich in einem Restaurant und
esse ganz friedlich, als plötzlich der Hund
des Wirtes angelaufen kommt, sich auf dem
mir gegenüber stehenden Stuhl niederläßt
und mich unentwegt anstarrt. Eine Weile
ließ ich mir das gefallen. Als es aber zu
bunt wurde, rufe ich schließlich den Wirt
herbei und beklagte mich bei ihm. Da meinte
der gute Mann: „Wissen Sie, das liebe Tier-
chen weiß nämlich ganz genau, daß es sein
Futternapf ist, von dem Sie eben essen.“

Guten Appetit! dachte ich bei mir und
machte mich schleunigst aus dem Staube.

Onkel Soldi.

Ergebnis des Preisrätsels.

Nach langer Arbeit haben alle Mit-
arbeiter des Fridolin nunmehr die Lösungen
geprüft, die zum Preisrätsel: „Die 18 ver-
steckten Dichter“ eingegangen sind. In der
nächsten Nummer findet ihr das Ergebnis.
Mehr wird heute nicht verraten.

Onkel Otto.

Rätsel-Ecke

Eilbenrätsel.

Aus den Eilben:

a — cu — de — el — jo — kel — li — li
 — mam — mie — mit — na — ne —
 no — o — o — on — rich — ro — stro
 — tri — um — vi —

sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Hauptfigur aus einem berühmten deutschen Lustspiel eines Klassikers ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. ein vorweltliches Tier, 2. Wissenschaft, 3. Prophet, 4. Verwandten, 5. männlichen Vornamen, 6. Musikinstrument, 7. Namen eines Fastensonntags, 8. leichtes Metall.

Fridolins Lachkabinett



Paulchen: „Wie weit kann ein Hund in den Wald hineinlaufen?“

Karl: „So weit wie er will, natürlich!“

Paulchen: „Falsch — er kann bloß bis zur Mitte hineinlaufen — nachher läuft er wieder hinaus.“

*

Lehrer: „Es gibt mehrere Arten von Finken. Wer nennt eine?“

Erster Schüler: „Der Distelfink.“

Lehrer: „Gut. Wer kennt noch einen?“

Zweiter Schüler: „Der Schmierfink.“

*

„Was soll ich morgen kochen? Grüne oder weiße Bohnen?“

„Am liebsten wären mir Rakaobohnen, Mutter.“

*

Der kleine Fritz soll seine Mutter auf den Markt begleiten. Im letzten Augenblick kommt er noch einmal in das Zimmer zurück: „Sag' mal, Vater, braucht Mutter nicht auch einen Jagdschein, wenn sie beim Kaufmann einen Hasen kaufen will?“

Verwandlung.

Nimm kleinen Vögeln drei Zeichen fort, Wird's einer, doch dreißigmal größer, auf Wort!

Vermehrung.

Aus einer Schlange macht man vier, Nimmt man fort das Herzchen ihr.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 14.

Eilbenrätsel.

Aller Anfang ist schwer.

1. Anton, 2. Liebig, 3. Lili, 4. Everest,
5. Nebus, 6. Andernach, 7. Rarew, 8. Feige,
9. Afer.

Groß und klein: Gemach, gemacht!

Vielseitig: Horn.

Sonderbar: Schnupstabaal.

Versteckrätsel: Hase, As.

Lehrer: „Weshalb hast du in deinem Aufsatz über die Giraffe geschrieben, sie sei ein hochmütiges Geschöpf, Karlsruhen?“

Schüler: „Weil sie auf alle anderen Tiere herabsteht.“

*



„Diesen Badeanzug muß ich dem Händler aber wiederbringen; sehen Sie, nach nur einmaliger Benutzung hat er schon die ganze Farbe verloren.“

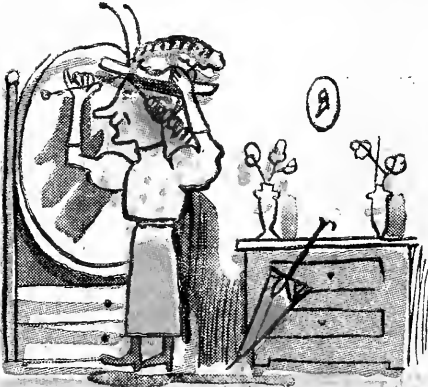
Herr: „Ach, dann ist er gewiß naß geworden . . .“

*

Freunde, falls die Bestellung für den nächsten Monat bei der Post noch nicht erneuert ist, bitte ich meine Postbezieher dringend, es noch heute zu tun, weil sonst mit Störungen in der regelmäßigen Welterlieferung gerechnet werden muß. Es genügt, wenn dem Briefträger ein Zettel mitgegeben wird, auf dem nur steht: Hierdurch bestelle ich für den Monat Mai den „Seiteren Fridolin“, sowie Name und Adresse.

Fridolin.

Wie Pampe der holden Jungfer Helene entging



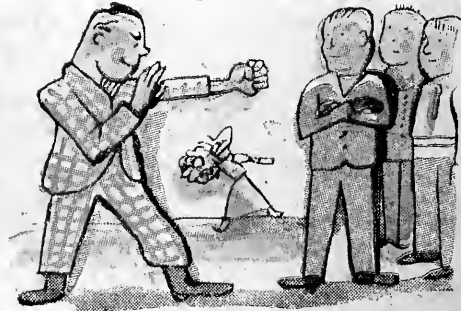
Die Maid, die unserm Pampe gut,
Piekt sich die Nadel in den Hut.



Es treibt die Sehnsucht sie hinaus;
Doch kauft sie erst 'nen Blumenstrauß.



Da draußen auf der grünen Matte,
Sie ihren Benjamin bald hatte.



Er gibt im Bogen, Unterricht
Und ahnet das Verhängnis nicht.



Da stürzt sie — er verliert die Führung —
Ihm an den Hals voll tiefer Rührung.



Die Trambahn erst das Unheil glättet,
Er springt hinauf — und ist gerettet.
(Fortsetzung in 14 Tagen.)



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, ...

Heute beginnt

Admiral Bobby

eine furchtbar spannende
Geschichte, die jeder
lesen muss!



Walpurgisnacht: In der Nacht zum 1. Mai, die Walpurgisnacht heißt, sollen nach altem
Überglauben die Hexen um den Blocksberg reiten. (Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.)

Walpurgisnacht und Anderes

In uns Deutschen schlummern bis zum heutigen Tage noch unzählige Anschauungen und Vorstellungen aus der germanischen Vorzeit; sie sind uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir uns darüber gar nicht mehr Rechenschaft ablegen. Der Gottesdienst unserer heidnischen Vorfahren war aufs engste mit dem Leben der Natur, mit Wald und Feld und Wasser verknüpft, und seit undenklichen Zeiten war der Frühling, zumal der Maimonat, eine Freudenzeit des germanischen Volkes. „Der Mai kann zaubern,“ singt Walther von der Vogelweide, und unsere Urahnen glaubten das buchstäblich. Viele Bräuche, die wir noch sorglich pflegen, ohne uns ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung eigentlich recht bewußt zu werden, zeugen hiervon. Gleich mit der Walpurgisnacht, der Nacht vom 30. April zum 1. Mai, hebt der Zauber an. Da reiten bekanntlich, wie Goethe das ja auch in seinem „Faust“ schildert, alle Hexen zum Blocksberg und treiben überall ihr Unwesen. Will man sich dagegen schützen, so muß man ein Kreuz mit Kreide an die Haustür malen, oder vor die Schwelle Rasenstücke legen oder mit Peitschen knallen und schießen. Im Vogtlande ziehen die Kinder vielerorts am Nachmittage zum „Besenbrennen“ ins Freie. Monatelang haben sie für diesen Tag alle alten Reijigbesen sorgfältig aufgehoben. Jetzt hängen sie sich Ruhhörner um, zünden auf dem Feld ein Feuer an, tüten in die Hörner und tanzen, ihre Besen in die Flammen tauchend und dann in der Luft schwingend, um die Hexen zu verhöhnen

und zu verjagen, um das Feuer. Auch in manchen Gegenden Schlesiens ist das noch üblich. Bei uns in Brandenburg aber jagt die Jugend einen als Hexe verkleideten und auf einem Besen reitenden Knaben mit Hufsa und Hallo zum Orte hinaus. Ein noch in ganz Deutschland geübter Brauch ist ferner das Maibaumsetzen; gewöhnlich wählt man dazu die Nacht vor Pfingsten, wenn auch das Fest nicht immer in den Mai fällt. Die Burschen pflanzen hierbei den Mädchen eine schöne Birke vor das Fenster, oder das ganze Dorf gräbt auf dem Ager eine Birke oder eine bis auf

die Krone weißgeschälte Lanne ein, schmückt sie mit Bändern und tanzt an den Pfingsttagen darum. Bei uns Städtern ist von dem Maibaum zu Pfingsten nur noch das Laub geblieben: wir schmücken zu Pfingsten mit „Maien“ (Birkenlaub) oder dem heilkräftigen Kalmus unsere Wohnung. Ihr wißt ja auch, daß wir zu Pfingsten auf den „Mundstücken“ des schönen grünen Kalmus immer „piepsen“. Es gibt wohl kaum einen Jungen, der das nicht täte. Die Bürger von Hildesheim pflegten ehedem einen vierspännigen Wagen mit Musfbegleitung in die Umgegend zu senden, um die von sieben Dörfern geschnittenen Maien feierlich in die Stadt zu bringen. Zum frischen Grün gehört das lebendige, belebende Wasser. Es ist ein wunderlieblicher Anblick, wenn man zur Pfingstzeit durch thüringische Dörfer wandert und überall die sprudelnden Quellbrunnen mit Birken und bunten Bändern geschmückt sieht. In den Kleinstädten und



Vogtländische Kinder beim „Besenbrennen“, das zur Verhöhnung und Vertreibung der Hexen in jedem Mai veranstaltet wird.

den Walddörfern hüllen sich auch die halbwüchsigsten Jungen vollständig in Birkenlaub und ziehen so durch die Dorfstraße. In der Rechten tragen sie dabei eine Haselgerte, mit der sie sich der anderen Kinder zu erwehren suchen. Denn diese versuchen das „Grünmännchen“ zu haschen und in den Lausbrunnen oder den Dorfbach zu tauchen. In Bayern kannte man bis vor kurzem hie und da noch das „Wasservogelsspiel“. Dabei wurde einer der Burschen als „Wasservogel“ mit Birkenlaub und Rindenmaske ausgestattet. Er versteckte sich im Walde, und die ganze Jugend zog aus, ihn zu fangen. Hatte man ihn endlich, so wurde er in feierlichem Zuge mit tau-

tem Geschrei und Hallo zum Dorf-tümpel geführt. Hier nahm man ihn mit großer Feierlichkeit und unter Lachen und Scherzen die Wäsche ab, „wusch“ ihn und tauchte ihn tüchtig unter. Dadurch glaubte man den schönen Mai am besten zu feiern.
Ein als „Pflingstocher“ aus-
Dr. Ernst Abt. geschmückter Bauernjunge.



Meister Haydn in London

Etwas aus dem Leben des großen Komponisten von Mathilde Weil.

Im Jahre 1794 fuhr der berühmte Komponist Josef Haydn, dessen herrliche Melodie zu den Worten „Deutschland, Deutschland über alles“ jeder von Euch kennt, nach London. Kein Mensch kannte ihn dort. Er betrat den großen Buchladen des Herrn Bland und verlangte nach Musikstücken. Aber nichts gefiel dem Meister.

Da rief Herr Bland, aufgebracht über die Nörgelsucht des Unbekannten:

„Etwas Besseres und Schöneres gibt es gar nicht, — denn die Quartette sind vom Meister Haydn — dem berühmten Wiener SONDICHTER!“

„Mein Gott — der Haydn bin ich ja selber!“ stotterte der kleine Herr ganz verlegen.

Da drehte sich Herr Bland blizschnell um, und, da er den Meister jetzt nach den Bildern, die er von ihm besaß, erkannte, schüttelte er ihm kräftig die Hände.

Von dieser Stunde an verband die treueste Freundschaft den Meister Haydn mit jenem englischen Buchhändler, der zugleich als sein Verleger seine Werke druckte und in den Handel brachte.

Während der drei Jahre, die der Meister in London verlebte, hatte er noch einmal ein drolliges Erlebnis mit Herrn Bland.

Eines Morgens, er war gerade beim Rasieren, merkte er, daß sein altes Rasiermesser zu stumpf war. Da trat zufällig Herr Bland mit frühlichem Morgengruße ein.

„Oh!“ rief Haydn ihm entgegen, „gleich

möchte ich mein schönstes Quartett für ein anständiges englisches Rasiermesser hergeben!“

„Da kann ich Ihnen helfen!“ lachte Herr Bland und verschwand, um bald darauf mit einem halben Duzend guter Rasiermesser zurückzukehren. Meister Haydn hielt natürlich Wort und komponierte ein Quartett, das noch bis heute den Namen „Schermesser-Quartett“ führt.

Die Londoner Jahre waren die glücklichsten in Meister Haydns so einfachem Leben. Die Engländer überhäufte ihn mit großen Ehren und Auszeichnungen, und die Universität Oxford ernannte ihn zu ihrem Ehrendoktor. Es regnete förmlich Gold und Lorbeeren auf den bescheidenen deutschen Meister — so daß es ihm im Jahre 1797 sehr schwer wurde, von der so kunstfönnigen und gastfreien Stadt Abschied zu nehmen.



„Ein Quartett für ein Rasiermesser!“ rief Haydn.

Ein

Besuch beim Leuchtturmwächter

Von Dr. Albert Reuburger.

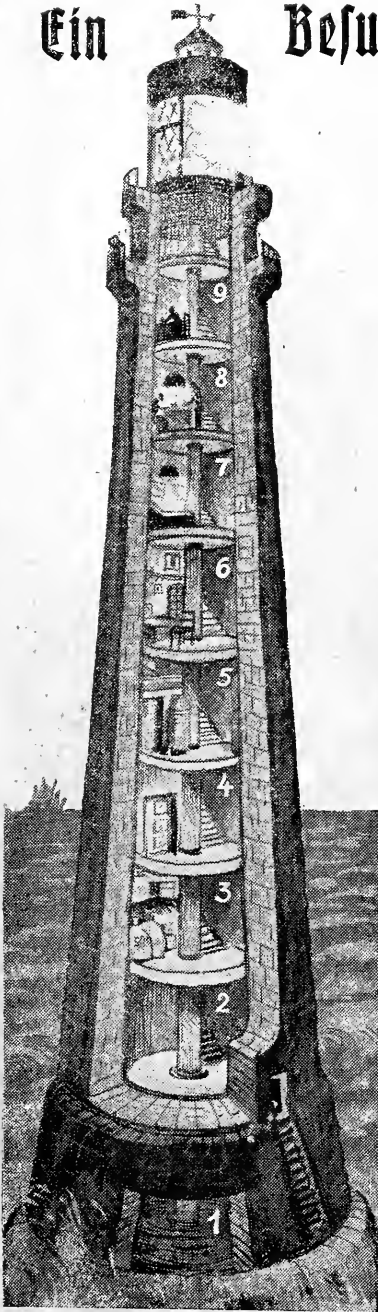
Sart an der Küste, die steil ins Meer abfällt, steht auf hohem Fels der Leuchtturm. Abend für Abend blüht schon lange, ehe es zu dämmern beginnt, sein Licht auf, um während der ganzen Nacht hindurch in regelmäßiger, kurzer Folge weit über das Meer hinaus zu erstrahlen und wieder zu verschwinden. Die Frage, wie dieses Aufleuchten zustande kommt, und wie es überhaupt auf einem solchen Leuchtturm aussieht, hatte uns schon lange beschäftigt, und so ergriffen wir denn eines schönen Tages Hut und Wanderstab. Nach einem Marsch von einer Stunde waren wir an der Spitze der Insel angelangt, vor uns ragte der mächtige Bau des Turmes in die Höhe.

Vor der Tür des Turmes saß der alte Wächter und schmauchte sein Pfeifchen. Auf unsere Frage, ob eine Besichtigung gestattet sei, erklärte er sich freundlich bereit, uns zu führen.

Wir betraten das Innere des Turms und staunten dabei über die Dicke der Mauern. „Die müssen so sein,“ erklärte uns der Wächter, „denn bei Sturmflut prallen die Wogen nicht selten hoch am Turme hinauf, so daß er unter ihrer Wucht erzittert. Darum sind auch seine Grundmauern bis tief in den Felsen hinabgeführt, so daß er die nötige Standfestigkeit hat.“

Im Innern führte eine Wendeltreppe empor, durch die wir bald in einen engen Raum gelangten, der nichts anderes enthielt als zwei Feldbetten, einen Tisch, ein paar Stühle, einen kleinen Ofen, ein Telephon und eine Uhr. Es war der Aufenthaltsraum für die Wächter, die während der Nacht im Turme Dienst tun. Von hier führte eine senkrechte Leiter weiter nach oben, und bald standen wir im obersten Teil des Turms, in der sogenannten „Laterne“.

Es war ein Glashaus im wahrsten Sinne des Wortes, in dem wir uns nunmehr befanden. Die runden Wände sind aus Glasscheiben zusammengesetzt, durch die hindurch der Blick weit hinaus auf das Meer und über das Festland schweift. Aber das interessierte uns jetzt weniger als die Beleuchtungsrichtung des Turmes. Wir sahen zu unserem Erstaunen, daß sie noch etwas altmodisch zu sein schien, bestand sie doch aus einer — Petroleumlampe, allerdings der größten, die wir je gesehen hatten, fast so hoch wie ein Mann. Der Brenner, durch den der Docht hindurchgeht, hatte die Dicke eines Armes. Wir fragten erstaunt, warum denn hier kein elektrisches Licht brannte. Darauf erklärte uns der Wächter, daß die meisten Leuchttürme mit Petroleumlampen



Wie es in einem Leuchtturm aussieht. Die Zahl 1 bezeichnet den Süßwassertank, 2 den Eingang, 3 den Vorratsraum, 4 und 5 die Kammern, 6 und 8 Wohnräume, 7 Schlafraum, 9 Dienstraum.



Ein Besuch beim Leuchtturmwächter.

Der Leuchtturm von Helgoland, dessen gewaltige Lichtstrahlen 64 Kilometer weit zu sehen sind.

ausgestattet seien, da ihr gelbliches Licht den Nebel viel besser durchdringt als die bläulich-weißen Strahlen der elektrischen Bogenlampen. In den Türmen aber, in denen es dennoch elektrisches Licht gibt, finden besonders starke elektrische Maschinen Verwendung, um jene gewaltigen Lichtbündel zu erzeugen, die auch bei starkem Nebel noch auf weite Entfernungen wahrnehmbar sind. So hat z. B. der Leuchtturm auf Helgoland eine elektrische Beleuchtungseinrichtung, deren Strahlen bei gutem Wetter in einem Umkreis von 64 Kilometern

deutlich zu sehen sind. Eine Petroleumlampe von solcher Größe, wie wir sie hier vor uns sahen, braucht, um eine helle, klare Flamme zu geben, sehr viel Luft. Darum befinden sich unten in der Mauer, auf der das Glashaushaus sitzt, zahlreiche Luftlöcher, während oben am Dache eine Art von Schornstein aufgesetzt ist, durch den die Luft und mit ihr die heißen, vom Brenner aufsteigenden Gase, wieder abziehen können. Dieser ständige, in der Laterne herrschende Luftzug verhindert auch das Beschlagen der Glas-

scheiben. Wäre nicht für ihn gesorgt, so würde es innen in der Laterne sehr heiß werden, während ihre gläsernen Wände durch die Kälte der Winternacht stark abgekühlt würden. Der bei der Verbrennung des Petroleums entstehende Wasserdampf würde sich dann in ähnlicher Weise an ihnen niederschlagen, wie wir dies von den Fensterscheiben unserer Zimmer her zur Genüge kennen. Durch den Beschlag würde das Licht des Leuchtturms aber trübe hindurchscheinen. Für den Wächter freilich ist dieser Luftzug, der den Wasserdampf durch den Schornstein mit hinausreißt, nicht angenehm. Er muß, bis er vom Wächterstübchen her abgelöst wird, stundenlang in der „Laterne“ sitzen und das Brennen der Lampe beobachten — eine gar langweilige Beschäftigung, die zur unheimlichen und ungemütlichen werden kann, wenn von außen her der Sturm gegen die Scheiben heult, die unter seinen Stößen erzittern.

Vor der Petroleumlampe ist eine Art von Glaslinse angebracht, die aber aus einzelnen Glasstreifen zusammengesetzt ist. Was hat sie zu bedeuten? Der Wächter erläutert uns ihre Rolle. Es ist eine

Verstärkungslinse für das Licht. Man hat sie aber aus einzelnen Streifen hergestellt, zwischen denen sich schmale Spalten befinden, damit auch hier die Luft hindurchzieht und sich das Glas nicht beschlägt.

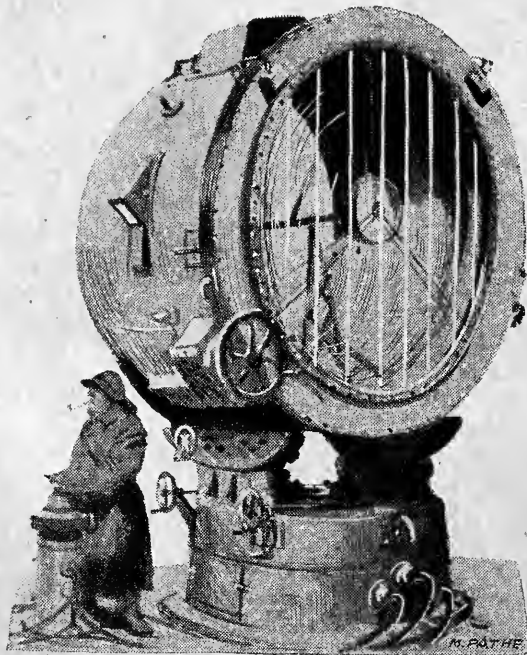
Am Boden des Glashauses läuft eine Schiene rund herum. Auf ihr steht eine schwarze Scheibe. Sie wird, sobald die Lampe entzündet ist, durch ein Uhrwerk ständig im Kreise herumgedreht. Dadurch wird das Licht in regelmäßiger Folge eine bestimmte Zeit lang verdunkelt, wor-

auf es wieder für eine gewisse Anzahl von Sekunden aufblitzt, bis die Scheibe von neuem vorbeigeleitet. Bei jedem Leuchtturm ist die Zahl der Sekunden, während deren das Feuer zu sehen ist, eine andere. Die Drehbewegung der Scheibe erfolgt mit äußerster Genauigkeit. In den Seekarten sowie in den Segelbüchern ist für jeden einzelnen Leuchtturm sorgfältig verzeichnet, in welchen Zeiträumen seine Blitze aufeinander folgen. Der Seefahrer ist also durch Abzählen der Zeit, die zwischen den Blitzen verstreicht, imstande, ganz genau zu erkennen, welchen Leuchtturm er vor sich hat.

Nun, nachdem wir alles kennen gelernt hatten, was zur Einrichtung und zum Betrieb eines Leuchtturmes gehört, wollten wir auch die herrliche Aussicht noch etwas genießen. Der Wächter lud uns ein, auf die Galerie hinauszutreten, die außen am Glashaus herumführt. Dabei fiel uns die Stärke der Glasscheiben auf, aus denen dieses zusammengesetzt ist. „Ja,“ meint der Wächter, „das hat schon seinen guten Grund. Während der ganzen Nacht fliegen Vögel, geblendet durch die

Strahlen und angezogen durch das Licht, auf die Laterne zu. Sie prallen mit Wucht gegen die Glasswände, und jeden Morgen ist die Galerie mit zahlreichen toten Seglern der Lüfte bedeckt. So muß man den Gläsern eine derartige Dicke geben, daß sie auch von den stärksten Vögeln nicht zertrümmert werden können.“

Nur schwer rissen wir uns von der Schönheit des Ausblickes los. Mit Dankesworten verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Wächter, der uns ein guter Führer war.



Was man beim Leuchtturmwächter sieht.
Ein gewaltiger Scheinwerfer, der sehr große Leuchtkraft hat.
Er ist ungefähr 4 m hoch



ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Frösche!

Freunde, heute beginne ich mit dem Abdruck der angeklüglichten langen, spannenden Geschichte. Lest sie recht aufmerksam! Viel Vergnügen!
Fridolin.

Erstes Kapitel.

Bobby verliert eine Schlacht und wird respektvoll begrüßt.

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Holzsohlen von Bobbys Schuhen knatterten wie das Schnellfeuer einer Kompanie auf das Pflaster von Liverpool. Der zwölfjährige Junge lief wie ein geschulter Schnellläufer durch die schmalen Seitenstraßen, wick im letzten Augenblick dem gewaltigen Bauch des Schlächtermeisters Enoble aus und schloß nach einer letzten Anstrengung in den breiten Schottendamm, wo ihn das Gewühl der Menschen und Wagen aufnahm, und er seinen Verfolgern entwand.

Bobby warf einen letzten Blick zurück. Nein, es gab keine Gefahr mehr, der Feind hatte seine Spur verloren. Es ließ sich nicht leugnen: die James'schule hatte eine schwere Niederlage erlitten, ihre Streitkräfte waren nach einem erbitterten Kampf zersprengt worden, und ihr Führer, eben unser Bobby, war nur durch schmähliche Flucht den Verfolgern entgangen. Der Sieg der Paul'schule war allerdings durch schändlichen Bruch des

gestern abgeschlossenen Waffenstillstandes errungen worden. Bobby wußte, daß dies nach Rache schrie, und daß die Stunde der Rache nicht fern war. Dafür wollte er schon sorgen.

Solche Gedanken bewegten den für sein Alter breitschultrigen und kräftigen Strajung Bobby Croft, als er durch die lauten Hauptstraßen seiner Heimatstadt Liverpool marschierte. Er war ein armer Junge in einer kurzen Jacke, deren Ärmel schon lange eine beträchtliche Verlängerung notwendig gehabt hätten. Dafür aber war seine Mühe zu groß und fiel ihm fast über die Augen. Dennoch hielt er sie für ein ungemein kostbares Stück; hatte sie sein Vater doch mehr als ein Jahrzehnt auf hoher See getragen. Von ihm hatte sie Bobby vor zwei Jahren erhalten, als John Croft als zweiter Steuer-
mann sich auf lange Fahrt einschiffte.

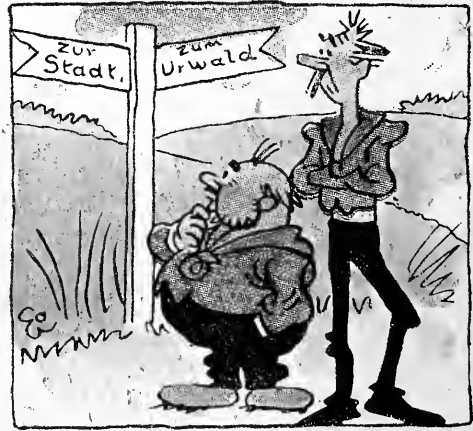
„Bobby,“ hatte der ehrenwerte Seemann gesagt, „ich schenke dir diese Mühe, die mir gute Dienste geleistet hat, und die mir tagsüber nicht vom Kopfe kam, ob es nun unter der Sonne des Äquators oder zwischen den Eisbergen der nordischen See war. Halte sie in Ehren und sei gut zu deiner Mutter!“

All das war lang her, doch die großkarierte Mühe saß fest auf dem hellbraunen Haar des Knaben, und es war ihm, als stehe er in der Hut seines Vaters, solange er sie auf dem

Laatsch und Bommels



Selbst im fremdesten Brasiljehn
Laatsch und Bommel forsch aufs Ziel jehn.
Mit Gehämmer und Geklopff
Gibt's ein Dach bald über'm Kopf.



Aber dann mit Sorgenmien
Fragt man sich: wie was verdienen?
Zwar ein Wirtshaus, das recht feste,
Hat man — aber nicht die Gäste.



In dem tiefen Waldesschatten
Seh'n wir ratlos den Mulatten,
Gräßlich klingt sein Hilfschrei,
Dämlich glöht der Papagei.



Seht, wie dem schon fast verlor'nen,
Schwer bedrängten Eingebor'nen,
Nun als Retter Bommel naht,
Leitend ihn auf rechten Pfad.

Kopfe hatte. Ein Seemann zu werden, wie er, war Bobbys höchster Wunsch. — Bobby hatte kein sehr gutes Gewissen, während er so durch die lauten Straßen der Stadt strich. Er wußte, daß seine Mutter ihn zu Hause ängstlich erwartete. Eine viertel oder eine halbe Stunde konnte er aber noch spazieren gehen; seine Mutter würde ihm verzeihen,

dachte Bobby und bog in die breite Line Street, die Lindenstraße, ein, die auf einen der schönsten Plätze Liverpools mündet. Doch die halbe Stunde, die sich Bobby selbst Urlaub gegeben hatte, war schon lange vorüber, ohne daß er sich zur Heimkehr entschließen konnte. Es gab auch zu viele Dinge, bei denen man unbedingt dabei sein mußte.

Wirtshaus in Brasilien



Ha! Ein rettender Gedanke!
Bommel klettert auf die „Banke“,
Dreht den falschen Arm zur Stadt,
Der zum Ziel den Urwald hat.



Ei, da trabt schon ein Mulatt' hin,
(Wie er annimmt) nach der Stadt hin.
Wart' nur, Bürschchen, halde, halde
Hast du dich verirrt im Walde!



Nach dem neuen, selbstgefügtten
Wirtshaus führt er den Vergnügten,
Wo der lange Laatsch den Wirt
Spielt für solche, die „verirrt“.



Alle, die sich so verliehen
Und verzweifelt Hilfe riefen,
Zeigten sich als Kavaliere.
Und als Wirte diese hier.

Dort stand ein Straßenhändler, der eine ganz neue Sorte von Bleistifthaltern anpries; das mußte man selbstverständlich ansehen und anhören. Dann stürzte mitten auf dem Fahrdamm ein Droschkenpferd nieder, das sich trotz dem Fluchen des Kutschers nicht mehr erheben konnte. Da war es doch natürlich Bobbys Sache, mit Rat und Tat behilflich

zu sein. Er war dabei, als der Kutscher die Pferddecke hervorholte und sie neben dem gefallenen Pferd auf das Pflaster ausbreitete, ja Bobby war sogar so kühn, einen Zipfel der Decke zurechtzuziehen, wobei er allerdings in gefährliche Nähe der Hufe des gestürzten Pferdes kam, so daß ihn ein fremder Herr am Ärmel zurückreißen mußte.

Er hätte vielleicht noch immer nicht daran gedacht, nach Hause zu laufen, wenn sich nicht in seinem Innern eine Stimme erhoben hätte, die ihn strenger und unerbittlicher als sein Gewissen an seine Pflicht mahnte. Es war ihm, als biße ihn eine Maus in den Magen, da wußte er mit einemmal, daß er fürchtbar hungrig war.

Und schon hatte er auch nicht mehr das geringste Interesse für das Treiben in den Straßen; er machte fehr und lief den breiten Weg hinunter, dem Hasen zu. Dort unten wohnte seine Mutter in einem kleinen Häuschen. „Wenn ich nur schon zu Hause wäre,“ dachte Bobby und lief, was er konnte, die Straße hinab.

Daß Bobby lief, war weiter nichts Besonderes. Jungen von zwölf Jahren gehen selten bedächtig im Schritt. Doch wenn er an diesem Nachmittag nicht so schnell und so unvorsichtig gelaufen wäre, dann wäre er wohl nicht an eine freundlich aussehende Dame so heftig angestoßen, daß sie ein großes Paket fallen ließ, dann wäre dieses Paket nicht auf dem Pflaster zerplatzt, dann wären die Äpfel, die es enthielt, nicht herausgerollt, und Bobby wäre niemals Admiral geworden.

Doch halt, so weit sind wir noch nicht! Wir sind erst bei den Äpfeln, die durch Bobbys Schuld auf der Straße lagen. Bobby schwankte einen Augenblick, ob es nicht besser sei, den Schaulplatz dieser neuen Ruhmestat in schleuniger Flucht zu verlassen. Aber dann siegte der bessere Teil in ihm. Er nahm seine Mütze vom Kopf und sagte: „Entschuldigen Sie, Madame, ich tat es nicht absichtlich.“ Und schon bückte er sich und begann die Äpfel von der Straße aufzulesen und sie in die zerrißene Tüte zurückzulegen.

Die gute Dame war rasch versöhnt; lächelnd sagte sie: „Behalte die Äpfel, mein Junge, und lasse sie dir schmecken. Ein andermal sei aber vorsichtig, wenn du durch die Straßen läufst!“

Glücksfälle bringen die Menschen niemals so außer Fassung wie Unglücksfälle. Auch Bobby fand sich rasch in seine Rolle als glücklicher Apfelbesitzer. — Die Frage, wie viele große Äpfel im Magen eines zwölfjährigen Knaben Platz haben, ist bisher noch nicht gelöst worden. Diesbezüglich hätte Bobby der Wissenschaft ein schweres Rätsel aufgegeben. Denn die große Tüte mit Äpfeln war so rasch leer, daß Bobby selbst ziemlich überrascht bemerkte, daß das Äpfelgehäuse, das er in der Hand hielt, der letzte Rest einstiger

Pracht war. Als er dies festgestellt hatte, nagte er es mit doppelter Zärtlichkeit rings herum ab und wog dann das Gehäuse wehmützig in der Hand. Das Fest war zu Ende. Wie konnte es würdig beschlossen werden?

Gerade gegenüber hielt zufällig eine prächtige Kutsche. Zwei edle Rappen mit silbernem Geschirr waren ihr vorgespannt. Neben dem stolzen Kutscher saß ein hochmütiger Kammerdiener. Hinter ihm in den dunklen Rissen des Wagens lehnte ein alter Herr, der die Augen geschlossen hatte, und dem man ansah, daß er ein hoher Beamter des Staates, vielleicht gar ein Mitglied der Regierung war.

Bobby hielt das abgenagte Äpfelgehäuse in der Hand, und vor ihm, nur wenige Schritte entfernt, saß der stolze und gewiß sehr mächtige Herr in seiner Kutsche. Ein schlimmer Gedanke zuckte in Bobby auf, und ehe er selbst wußte, was er tat, hatte er ihn auch schon ausgeführt. Er schwang die Hand vor und schleuderte das Äpfelgehäuse mit voller Kraft auf den vornehmen Herrn.

Wie gebannt folgten Bobbys Augen dem weißen Stumpf auf seinem Flug durch die Luft. Mit voller Wucht flog er auf die weiße, aufgebauschte Krawatte des vornehmen Herrn, der erschreckt zusammenfuhr.

Nun hatte Bobby, was er wollte: die Krawatte des stolzen alten Herrn hatte ihren Schmutzleck weg. Schon bereute Bobby den Wurf. Er hatte das deutliche Gefühl, daß der Herr in der Equipage sehr ungemütlich werden konnte.

Doch ehe Bobby noch Zeit hatte, aufzuspringen und sich aus dem Staube zu machen, schlug der Herr die Augen auf und sah Bobby ernst an. Wie gelähmt blieb Bobby stehen und wartete auf das Furchtbare, das jetzt geschehen mußte.

Doch das Furchtbare geschah nicht, sondern es ereignete sich etwas Seltsames. Der stolze Herr in der Kutsche erblickte den Attentäter, faßte ihn fest ins Auge und — fuhr, als er Bobby fest ins Auge gefaßt hatte, unwillkürlich mit der Hand an die Krempe seines spiegelnden Zylinders und hob ihn einen Zoll hoch grüßend vom Kopfe, so daß sein weißes Haar sichtbar wurde. Es war nicht zu verkennen, daß sein Gesicht in diesem Augenblick den Ausdruck von Ehrfurcht annahm, als sein Blick auf den ärmlich gekleideten, ganz erschrockenen Bobby fiel.

Doch dies dauerte nur eine Sekunde. Der vornehme Lord ließ sofort die Hand von der

Arampe seines Zylinders, sein Gesicht verzog sich zu einem herzlichen Lachen, das bis zu Bobby drang. Der Lord winkte dem Jungen freundlich zu, ja es schien, daß er ihn zu sich an den Wagen rufen wollte. Doch da war die Verkehrsstockung, die die Kutsche des Lords aufgehalten hatte, auch schon behoben, die herrlichen Rappen zogen an, und der prächtige Wagen rollte davon.

Das war mehr, als Bobby begreifen konnte. In tiefen Gedanken ging er nach Hause.

Die erste Falte auf seiner Stirn schwand erst, als seine Mutter die herrlich duftende Specksuppe auf den Tisch setzte. Es erwies sich bald, daß sich Bobby an den Aepfeln den Appetit nicht verdorben hatte, denn er löffelte die Suppe mit solchem Eifer, daß er die Aepfel und auch sein Abenteuer mit dem Lord vollkommen vergessen zu haben schien.

Zweites Kapitel

Bobby flüchtet vor seinem Glück, doch es holt ihn ein.

Einige Tage später fand die große Schlacht statt, in der die Schule von St. James furchtbare Rache für ihre letzte Niederlage genommen hätte, wenn nicht im letzten Augenblick — doch wir wollen der Reihe nach erzählen.

An einem schulfreien Nachmittag hatten sich die Schüler der obersten Klasse von St. Pauli in einem der kleinen Höfe versammelt, in dem sie gewöhnlich Kriegsrat hielten. Die Jungen von St. Pauli fühlten sich in ihrem Hof völlig sicher, hatten sie doch an den wichtigsten Zugängen verlässliche Wachen aufgestellt, die beauftragt waren, jede nahende Gefahr sofort zu melden.

Doch sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Bobbys Stolz konnte die erlittene Niederlage nicht überwinden. Er und die Seinen hatten den Verrätern furchtbare Rache geschworen. Heute war der Tag der Vergeltung. Einer ihrer Späher, ein kleiner Junge aus der untersten Klasse, der Bobby leidenschaftlich ergeben war, hatte das Versteck der Jungen von St. Paul aufgespiirt. Bobbys Wangen röteten sich vor Aufregung, als ihm

der kleine Tommy die wichtige Meldung von der Auffindung seiner Feinde erstattete. Doch jetzt galt es, einen Weg zu finden, auf dem man, ohne von den Wachen bemerkt zu werden, in den feindlichen Hof eindringt. Bobby erkannte sofort, daß dies nur durch List gelingen konnte. Er zerbrach sich den Kopf.

Da tönte von der anderen Seite der Straße her ein Pfiff, und Bobby erkannte Jimmy Swift, einen Jungen, der um zwei Jahre älter war als er, doch mit dem er immer gut Freund gewesen war.

„Hallo, Bobby,“ rief Jimmy und kam auf ihn zu. „Wie geht es? Ich bin Lehrling bei dem Schreinermeister dort drüben.“ Dabei wies er mit dem Finger auf einen Laden in dem Häuserblock, dem Bobbys Interesse galt. Da durchzuckte Bobby ein Gedanke. „Hat dein Laden einen Ausgang auf den Hof?“

„Nein, doch warum fragst du?“

Bobby war zu aufgeregt, um genau antworten zu können. „Gibt es bei euch keine Fenster, durch die man in den Hof gelangen könnte?“

„Ja, die gibt es,“ antwortete der größere Junge. „Unsere Hinterkammer hat zwei Fenster, die auf den Hof gehen. Doch, was sollen diese dummen Fragen?“

Mit schnellen Worten erklärte Bobby, daß er im Begriffe sei, an den Jungen von St. Paul furchtbare Rache zu nehmen. „Du kannst doch die aufgeblasenen Bengel auch nicht leiden, Jimmy! Bitte, bitte, laß uns aus den Fenstern steigen!“

Bobby tat keine Fehlbite. Jimmy ließ sich den wunderbaren Feldzugsplan erläutern und sagte mit einem Händedruck seine wertvolle Unterstützung zu. Wenige Minuten später betraten die Jungen leise den Schreinerladen, schlichen in das Hinterzimmer und lugten verstoßen aus den Fenstern in den Hof, wo die Knaben von St. Pauli noch immer am Brunnen saßen und mit ihren alten Heldentaten prahlten.

Bobby zwang seine gewaltige Erregung nieder und ordnete seine kleine Truppe. Die Gesellen der Werkstätte hatten den Jungen erlaubt, sich mit dünnen Holzstäben, die es in dem Laden als Abfall reichlich gab, zu bewaffnen. Als das geschehen war, verteilte Bobby



In der Kutsche saß ein ehrwürdiger, alter Herr, der nach Bobbys Meinung mindestens ein Lord war.

seine Schar an die beiden Fenster, ließ leise und behutsam die Fensterladen öffnen und gab mit einem Pfiff das verabredete Zeichen. Schon sprang er als erster aus dem niedrigen Fenster in den Hof, ihm nach die anderen Jungen, die ihre Schwerter und Speere schwingen und mit wildem Geheul auf den Feind eindringen.

Die Ueberraschung war vollkommen. Die Schüler von St. Paul sprangen entsetzt auf, als sie sich plötzlich von allen Seiten umringt sahen. Schon fielen die ersten Siege auf ihre Zacken nieder. An Widerstand war nicht zu denken. Obwohl sie in der Ueberzahl waren, konnte ihr Führer sie nicht zurückhalten und

eine Schlachtordnung bilden. Sie ergriffen die Flucht.

Die letzte Niederlage war glänzend gerächt. Bobby versammelte seine wackeren Soldaten um den Brunnen und war eben dabei, ihnen in einer wohlgefügten Rede für ihren Heldenmut zu danken, als das völlig Unerklärliche geschah.

Bobby, der siegreiche, kühne und listige Führer, lief plötzlich davon, als wäre ein Duzend Schüler von St. Paul hinter ihm her. Was war geschehen, warum verlor Bobby, der mutige, oft erprobte Held, plötzlich sein Herz? War ihm vielleicht ein Gespenst erschienen? (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 12

Die 18 versteckten Dichter

Freunde, ich habe zu diesem Preis ausschreiben, das wirklich nicht zu den leichtesten gehörte, sehr viele Einsendungen bekommen. Manche von euch hatten auch noch mehr als 18 Dichter gefunden; aber gemeint waren nur die ganz berühmten, deren Namen jeder von euch kennt. Wer aber glaubte, daß „Mann“ mit zu den versteckten Dichtern gehörte, hatte falsch geraten, denn „Mann“ stand ja offen da, war gar nicht versteckt. Die richtigen, versteckten Dichter sind im folgenden durch Fettdruck kenntlich gemacht:

1. Grimmig sah der gefangene Ritter zu, wie Landaarbeiter und Bürgerleute an der Senkung des Flusses sein Eigentum vernichteten.
2. Hoch auf feurigen Rossen, mit stolz erhobnem Haupt, Mann hinter Mann, ritten die Krieger daher. Der Führer voran.
3. Gell ertönte ein Pfiff, und der Wilddieb, der gerade dabei war Fallen aufzustellen, wurde unsanft emporgeworfen.
4. Der Ueberfallene ergriff einen Stuhl an der Lehne und ließ ihn auf seine Bedrückter trefflicher niederfallen.
5. Kaum hatte er den Papagei belohnt, da bereute Richard es schon, denn der Vogel unterließ nur alles Singen.
6. Der Fische!er brachte eine rotgoldene schillernde Schrantleiste.
7. „Ein Negername ist Mungo; Ethel ist ein englischer Name und Vektor, mein Lieber, ist der Name eines alten Griechen.“

Ich hatte diesmal 20 Preise ausgesetzt und mußte, da mehr richtige Lösungen eingingen, als Preise vorhanden waren, laut den vorher bekanntgegebenen Bedingungen, das Los entscheiden lassen.

Die 20 Gewinner, die sich jeder ein schönes Buch wünschen dürfen, heißen:

1. Clifford Andreae, Berlin, Altonaer Straße 5;
2. Willi Pietich, Borsdorf b. L.;
3. J. Steuer bei Langer, Breslau, Nachodstr. 11;
4. Jochen Seybold, Bad Nauheim, Ludwigstr. 33;
5. Fritz Schiedniogroski, Berlin, Rudolph-Birchow-Krankenhaus, Station 15 Saal 11;
6. Hans-Jürgen von Wahl, Berlin-Güldenbe, Stephanstr. 12;
7. Wolfram Kotte, Berlin-Schöneberg, Granewaldstr. 91;
8. Lotte Wolff, Heidelberg a. N., Hausackerweg 12;
9. Liselotte Neumann, Charlottenburg, Philippistr. 11;
10. Walter Philipp, Berlin-Friedenau, Cranachstr. 10;
11. Helmut Manner, bei Ruhnt, Breslau, Klosterstraße 76/78;
12. Carl Theo Schwer, Düren (Mhld.), Steinweg 21;
13. Edgar Koslin, Hamburg (Winterhude), Scheffelstr. 30;
14. Helmut Caschbaum, Berlin-Lichtenberg, Alfredstr. 5;
15. Günter Stein, Eltville am Rhein, Rheinstr. 4;
16. Edith Lewy, Ludenwalde, Burg 30;
17. Joachim Bielefeldt, Zoppot, Bülowallee 5/7;
18. Hildegard Eccius, Berlin, Weinbergsweg 25;
19. S. Winter, Essen, Klarastraße 12;
20. Carmen Miethz, Berlin, Zoffener Str. 11.

Vielleicht gebe ich euch bald wieder eine Ruß zu knaken. Damit müssen sich die trösten, die diesmal keinen Preis bekommen haben. Onkel Otto.

Warte noch eine Weile. Es war noch

! du mir bitte die Kelle reichen?

Ebbe lange nach Mitternacht. Würdest



Die versunkene Insel.
Zwei von den Götzenbildern der Oster-Insel, die sonderbarerweise alle auf das Meer hinausschauten.

Die versunkene Insel

„Ein ungeheures Erdbeben hat in Chile zahlreiche Städte zerstört, ungezählte Menschen sind dabei ums Leben gekommen, die Oster-Insel ist ins Meer gesunken,“ so meldete am 12. November 1922 der Telegraph. Heute allerdings wird diese Nachricht schon wieder stark angezweifelt, und es ist eine Expedition ausgerüstet worden, die feststellen soll, ob jene traurige Meldung vom vorigen Jahre auf Wahrheit beruht. Sollte es tatsächlich der Fall sein, so wäre damit ein Geheimnis begraben, das der Scharfsinn der Gelehrten bis zur letzten Stunde nicht zu enthüllen vermocht hat. Fern von allen anderen Südpazifik-Inseln lag das kleine, nur etwa 2 Quadratmeilen große Eiland. Am Ostertage 1722 hatte der hollän-

dische Seefahrer Jakob Roggeveen es entdeckt und deshalb „Paaschen-Eyland“ (d. h. Oster-Insel) genannt.

Man fand auf der Insel die wunderbarsten Figuren, Bauwerke und Götzenbilder, von denen letztere bis 15 Meter hoch waren. Und das Seltsamste war, daß diese Götzen alle aufs Meer hinausblickten; es ist unseren Forschern nicht gelungen, den Grund hierfür festzustellen, ebensowenig wie zu erfahren, wer diese Kunstwerke verfertigt hat. Nirgends hatte man bei den Eingeborenen Werkzeuge gesehen.

Und wenn nun das Meer wirklich die Oster-Insel mit all ihren Geheimnissen verschlungen hat, so werden diese für immer ungelöst bleiben.



Der Sport-Berichterstatter Peter Bollmann, Fridolins neuer Mitarbeiter bei der Arbeit.

Peter Bollmann

Freunde, auf meinen Artikel im letzten „Fridolin“ hat die Redaktion so viele Anfragen bekommen, wie ich, der neue Mitarbeiter, eigentlich ausführe, daß ich heute ein Bild von mir veröffentliche. Ihr seht mich hier bei meiner Arbeit als Sportberichterstatter. Es gibt kein Sportgebiet, für das ich mich nicht interessiere, ich liebe und verehere jeden Sport und werde deshalb auch über jeden Sport schreiben, wobei ich gewiß bin, daß ich euch damit Freude bereite. Siehe nächste Nummer! Peter Bollmann.



Augenblicklich herrscht ein herrlicher Frühlingwind. Der stürmt und tobt und bläst, daß man die größte Lust verspürt, mitzustürmen und mitzutoben. Damit ihr nun wenigstens ein bißchen „Wind“ spielen und ordentlich blasen könnt, verrate ich euch heute das

Puste-Spiel.

Ihr laßt euch von eurer Mutter ein Stück Watte schenken, es braucht nur ein kleines Stückchen zu sein, zupft es auseinander und nehmt mitsamt eurer ganzen Freundeschar um einen großen runden Tisch Platz. Jetzt wird die Watte in die Mitte des Tisches gelegt, und einer wird als „erster Windstoß“ ernannt. Der versucht nun mit aller Gewalt die Watte auf die Erde zu treiben und bläst sie irgendeinem der Mitspielenden in dieser Absicht zu. Der Angegriffene aber wehrt diesen Angriff ab und bläst die Watte nach einer anderen Richtung, aus der natürlich auch wieder geblasen wird. So tanzt die Watte immer von einer Seite nach der anderen und wird krampfhaft auf dem Tisch ge-

halten. Fällt sie nun doch einmal zur Erde, so muß derjenige ein Pfand geben, auf dessen rechter Seite sie hinuntergefallen ist. Dann möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß Ellenbogen oder Hände nicht auf dem Tisch geduldet werden. Nur der Mund ist als Werkzeug zugelassen. — Und damit ihr in der Blas-Übung bleibt, erzähle ich euch noch das

Blasbalg-Spiel.

Eure Mutter hat ein Streichholz angezündet und sofort wieder ausgeblasen; nun gibt sie das noch glühende Streichholz dem ihr zunächst Sitzenden. Der bläst es stark an und gibt es so rasch wie möglich weiter. Der nächste macht es ebenso. Erlischt nun die Glut, so muß der Mitspielende ein Pfand geben, bei dem das Streichholzköpfchen schwarz geworden ist. — Gut Spiel! Onkel Otto.

Aus Onkel Tohi's Witzkiste



In einer Gesellschaft verliert eine sehr kurzfristige Dame ihr Mundtuch. Ihr Tischnachbar, ein Herr mit einer riesengroßen Glase, bemerkt es und bückt sich, um das Tuch aufzuheben. Dabei berührt seine Glase die Tischplatte, so daß die kurzfristige Dame meint, es würde ihr eine Melone gereicht. Nur weil kein Besteck dabei lag, dankte sie.

Rätsel-Ecke

Silberrätsel.

Aus den Silben:

al — bra — cel — chi — e — e — el
 — ex — gen — ham — he — il — is —
 land — lat — lenz — li — li — lo — lo
 — mo — nel — no — ra — ra — ring
 — rurg — sa — sa — sam — tel — thrin
 — tis — tow — tun —

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Spruch ergeben. (ch ist wie ein Buchstabe verwendet.) Die Wörter bedeuten: 1. Symbol, 2. jüdischen König, 3. biblisches Volk, 4. nordosteuropäischen Staat, 5. Ort in

der Umgebung Berlins, 6. Name eines Dramas von Ibsen, 7. kleines Raubtier, 8. Wunderzgt, 9. unterirdischen Weg, 10. Schloß, 11. Blume, 12. ehemalige deutsche Provinz, 13. Titel, 14. Gemüsepflanze.

Wasser und Erde.

Mit „u“ such's an der nord'schen Küste,
 Mit „a“ liegt's immer in der Wüste.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 15.

Silberrätsel.

Major von Tellheim (Minna von Barnhelm).

1. Mammut, 2. Astronomie, 3. Joel,
 4. Onkel, 5. Roderich, 6. Violine, 7. Deuli,
 8. Natrium.

Verwandlung: Schwa(lbe)n, Schwan.

Bermehrung: Biper, vier.

Fridolins Lachkabinett



„Vater, was ist denn das für ein Blechkasten, der im Theater vorn auf der Bühne steht?“

„Da sitzt jemand drin, der den Schauspielern alles vorsagt.“

„Warum gibt es denn so was nicht in der Schule?“

*

Lehrer: „Wo ist der Sitz der römischen Kaiser deutscher Nation gewesen?“

Paul: „In ihrer Hauptstadt.“

*



„Kannst du mir etwas von den Vögeln erzählen, Max?“

„Die Vögel legen Eier, Herr Lehrer.“

„Richtig. Aber kannst du auch etwas von den Fischen sagen?“

„Die legen auch Eier.“

„Ist das alles, was du weißt?“

„Sie liegen auch auf den Eiern.“

„Hast du schon mal Fische auf Eiern liegen sehen?“

„Ja, Sardellen.“

Lehrer: „Wer nennt einen See?“

„Die Ost- und die Nordsee.“

„Gut. Wer weiß noch eine?“

„Die Odensee.“

*

Erika: „Du, ich habe so Angst vor dem Plombieren meines Zahnes.“

Karlchen: „Ach Unsinn, Schwester! Sei ein Mann!“

*



„Was ist eine Pyramide?“

„Außen Stein und innen eine Mumie.“

*

Mutter: „Nun Lottchen, wie war es bei der Kindergesellschaft?“

„Ach Mutti, es war gar nicht schön. Wir durften so viel essen, wie wir konnten, und ich konnte nicht.“

*

„Was ist das nur für eine wunderschöne Sache, die da gespielt wird?“

„Ein Klavier natürlich!“

*

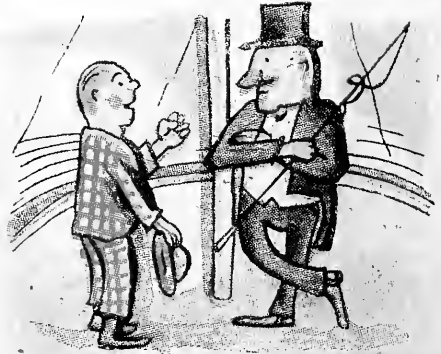
In der Gesangsstunde fragt der Lehrer: „Wer kann mir eine Tonart nennen?“

Sorfi: „Sehm.“

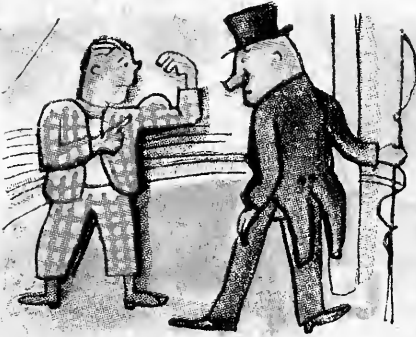
Pampes Kraftprobe



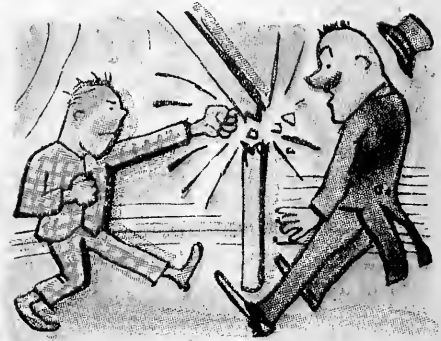
Am freien Sonntag tragt der Pampe
Bis an des Wanderzirkus Rampe.



Die freie Stelle des Athleten
Sätt' er so gern für sich erbeten.



Doch, daß er stark wie Trojas Hector,
Bezweifelt leider der Direktor.



Drum haut er gleich mit aller Macht,
Bis daß der starke Träger krächt.



Es wankt, es weicht, es stürzt, es fällt
Das ganze Zirkusleinwandzelt.



Kaum hat er dieses Stück vollführt,
Heißt's: „Pampe, Sie sind engagiert!“

(Fortsetzung in 14 Tagen.)



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Ein seltsames Naturwunder: Die blaue Grotte zu Capri.
Die ganze Grotte erstrahlt in blauem Licht, von dem man heute noch nicht weiß, woher es kommt.

Die Entdeckung der blauen Grotte



Von Moriz Müller.

Kein Reisender, den der Weg nach Neapel führt, wird es veräumen, die Halbinsel Capri zu besuchen, die hier, im Angesicht des Vesuvius, umspielt von den Fluten des Tyrrhenischen Meeres, schon vor mehr als zweitausend Jahren als einer der wunderbarsten Erdstellen galt. Jeder Italiensfahrer will das Naturwunder der „Blauen Grotte“ sehen, jene hohe, nur durch ein enges Felsenloch vom Meere aus erreichbare Höhle, die durch merkwürdige Lichtwirkungen in märchenhafter Schönheit erglänzt.

Viele Jahrhunderte waren diese im Felsland verborgenen Naturschönheiten unerkannt geblieben, bis ein junger deutscher Maler und Dichter kam, um sie von neuem

zu entdecken. Furchtlose Kühnheit und Verachtung dummen Aberglaubens führten ihn in die Höhle, in der, wie die Bewohner von Capri fest glaubten, Teufel und Gespenster lauerten.

Es war in den Sommertagen des Jahres 1826, als aus Prag zwei junge deutsche Künstler nach Capri kamen, der Maler und Dichter August Kopisch, dessen Gedicht: „Die Heitzelmännchen“ ihr sicher alle kennt, und sein Freund, der Maler Ernst Fries, zwei kraftvolle und fröhliche Gesellen. Kopisch wollte sich in Italien dem Studium der Altertumskunde und der Dichtkunst widmen. Den jungen Dichter zog alles Schöne, Geheimnisvolle und Romantische an. Wie horchte er auf, als ihm noch am Abend seiner Ankunft sein Wirt, der Notar Pagano, von einer fagenhaften Höhle erzählte, in der sich nach seiner Ueberzeugung Gold- und Silberschätze aus der Zeit der römischen Kaiser befänden. Diese Höhle sei aber nur schwimmend zu erreichen, und niemand wage es, sich ihr zu nähern, weil darin der Teufel und böse Geister wohnten. Sogleich war sein Beschluß gefaßt, schon am nächsten Tag das Wagnis zu unternehmen.

Ein wahrhaft Mutiger stärkt auch den Mut der anderen, und so fanden sich am nächsten Morgen neben Fries, dem Freunde des jungen Dichters, noch der Wirt Pagano, sein zwölfjähriger Sohn und der Fischer Angelo ein, in dessen Boot die Fahrt zum Eingang der Höhle angetreten werden sollte.

Umsonst war das Geschrei der abergläubischen Leute von Capri und ihre Schilderung der Schrecken, die die Eindringlinge in der Höhle erwarteten. Zuweilen, sagten sie, erblicke man Feuer darin, zuweilen sähen krokodilähnliche Tiere daraus hervor. Der



Geschehrecht bemerkte der junge Maler, daß die ganze Höhle wie mit blauem Licht übergoßen war.

Eingang verändere sich täglich siebenmal und sei bald breiter, bald enger. Zuweilen höre man Stöhnen und Wehzen und klagendes Kindergewimmer. In Wirklichkeit aber hatte niemand etwas dergleichen gehört oder gar gesehen.

So wurde denn am nächsten Morgen die Fahrt angetreten, und bald hielt das Boot vor dem Eingang der Höhle, der nicht viel größer als eine Kellerlufe war, wo das tiefblaue Meer ruhig heraus- und hereinwallte.

Und nun kam der große Augenblick. Das Boot wurde in die Höhle gestoßen und, eine brennende Fackel in die Höhle haltend, von Feuer und Rauch geblendet, schwamm Kopisch als erster durch die Felsenöffnung. Endlich konnte er sehen. Erschreckt bemerkte er, daß das Wasser in der Höhle gleich blauen Flammen entzündeten Weingeists ausleuchtete, aber die wunderbare Flut blieb kühl wie vorher. Dann meinte er, der Lichtschein müsse von der Decke kommen. Sie war aber geschlossen. Tropfsteine hingen von ihr herunter, und sie empfing ein gedämpftes Licht von der zauberisch blauen Flut des Wasserspiegels. Das

Kästel dieser geheimnisvollen Farbenpracht des Höhlenwassers ist bis heute noch nicht gelöst worden.

Auf Kopischs Ruße waren ihm die anderen Gefährten gefolgt. Jubelnd bestaunten sie die nie gesehene Pracht, die bei jedem Wellenschlag, der durch den Eingang drang, sich tausendfach veränderte. Bei Fackelschein wurden die Gänge, die vielleicht in die Felswände führten, durchsucht. Die erwarteten Schätze aus der Römerzeit fanden sich nicht, aber die Schönheiten, die sie entdeckt hatten, entschädigten sie reichlich.

Ganz Capri bewunderte den Mut der Helden, die dem Jahrhunderte alten Aberglauben getrogt hatten, und feierten besonders den jungen deutschen Dichter, den Entdecker der „grotta azurra“, der Azur- oder, wie man sie von nun an nannte, der „blauen Grotte“.

Seither haben viele Tausende die wunderbaren Farbenspiele dieses Juwels der Insel Capri bewundert und weder ein Gespenst noch ein Krokodil hat ihre Andacht gestört, seit ein mutiger Deutscher den Aberglauben brach.



Wer Coco war? — Das kann ich euch verraten. Coco war ein schöner, bunter, sehr schlauer Papagei.

Coco hatte das Licht der Welt in einem Urwalde Brasiliens erblickt. Seine Mutter, die ihn sehr liebte, fiel eines Tages einem Jaguar zum Opfer.

Das war sehr traurig für unsern Coco, denn jetzt mußte er allein für sich sorgen, und da er noch nicht genug Erfahrung besaß, geriet er in die Gefangenschaft eines Indianers.

Der Indianer nun verkaufte Coco einem Forschungsreisenden, und dieser nahm den schönen Papagei als Reifenasenden mit nach Europa. Hier sollte Coco nun sprechen lernen, und da das Tierchen sehr gelehrig war, konnte

es schon bald manches nachplappern. Näherete Coco sich einem Gegenstande, an den er nicht heran sollte, so brauchte sein Herr nur zu sagen: „Pfui, Coco!“ Dann legte Coco den Kopf auf die Seite und wiederholte: „Pfui, Coco!“ Damit war die Angelegenheit für ihn erledigt.

Da geschah es aber eines Tages, daß das Dienstmädchen vom Fensterpuzen abgerufen wurde; sie vergaß Cocos Bauer und das Fenster zu schließen, so daß niemand im Zimmer war, der „Pfui, Coco!“ rufen konnte. als sich unser kleiner, bunter Freund dem offenen Fenster näherte; nun dauerte es nicht lange, so befand sich Coco auf der Regenrinne des gegenüberliegenden Hauses. Aber der Lärm der Straßen, der bis zu seinem

lustigen Sitze heraufdrang, beängstigte den Kleinen sehr, und so hielt er Urschau, wo er sich verkriechen könnte.



Michel nahm ganz verblüfft die Mütze ab und entschuldigte sich höflich.

Da entdeckte er ein kleines Bildchen, das in der Nähe lag. Und als er gar das Maisfeld sah, das ihn anlächelte, glaubte er volkends aller Sorgen ledig zu sein. Unterkunft für die Nacht fand er in einer Scheune. Coco war so ver-

gnügt, daß er vor lauter Dankbarkeit eine lange Rede vom St-pel ließ.

Da kam nun gerade der Bauer Michel vorbei, dem die Scheune gehörte, in der Coco Unterschlupf gefunden hatte. Als Michel das Sprechen hörte, wunderte er sich sehr, denn er konnte zuerst niemand entdecken. Doch plötzlich sah er den schönen, bunten Vogel. „Den mußt du haben,“ dachte Michel, und näherte sich dem guten Coco, der ihn mißtrauisch ansah, und als er die böse Absicht erkannte, ihm laut entgegen-schrie: „Sie wünschen, mein Herr?“

Da nahm Michel ganz verdußt die Mütze vom Kopf und stammelte verwirrt: „Entschuldigen Sie man, ich dacht, Sie wär'n Vogel.“
Paul Stecher.

Telephon im Eisenbahnzuge

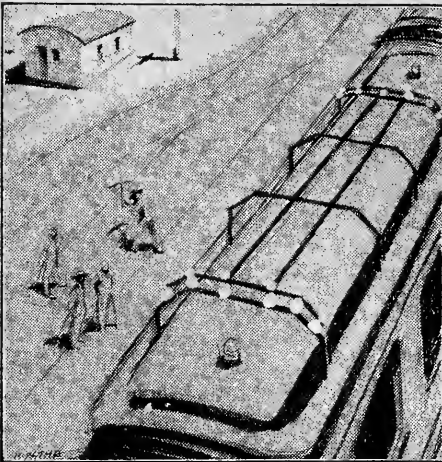
Deutsche Technik in der Welt voran. Versuche zwischen Berlin und Hamburg.

Von Dr. Albert Neuburger.

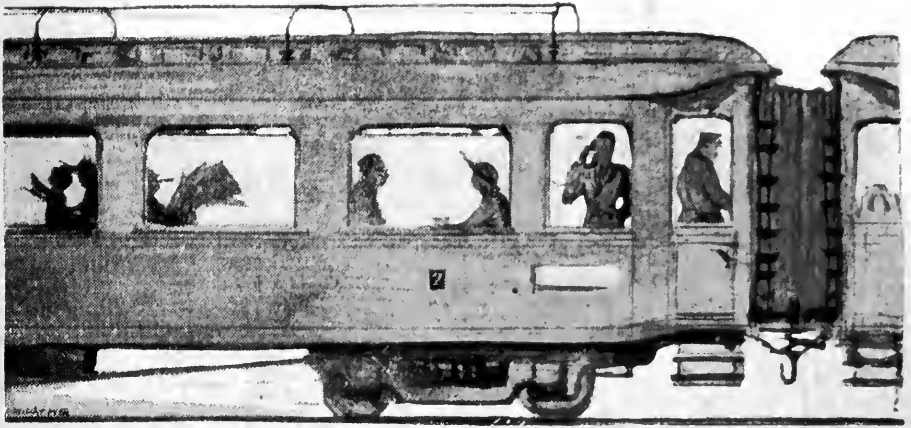
Im Lehrter Bahnhof zu Berlin steht der D-Zug nach Hamburg zur Abfahrt bereit. Auf dem Bahnsteig das übliche Bild: Reisende, die Abschied nehmen, Reisende, die sich ihren Platz suchen, solche, die hasten, und solche, die Zeit haben. Diese letzteren sind meistens Leute, die im glücklichen Besitze einer Platzkarte sind, und die nunmehr im beruhigenden Gefühl, daß sie sich nicht zu stoßen und zu drücken brauchen, noch ein wenig

am Zug entlang schlendern. Sie betrachten ihn mit kritischen Blicken und beobachten mancherlei. Die Lokomotive lößt ihnen ob ihrer Größe Bewunderung und gleichzeitig Vertrauen ein, ein Blick in den Postwagen läßt sie erkennen, daß hier schon fleißig Briefe geordnet werden, und beim Einladen des Gepäcks bestaunen sie die Geschicklichkeit der Packer. Nun vermeinen sie alles Interessante gesehen zu haben, was es an diesem Zuge zu sehen gibt und steigen getrost in ihr Abteil. Tatsächlich aber haben sie das Interessanteste gar nicht bemerkt.

Da laufen nämlich im Zug zwei Wagen dritter Klasse mit. Sie unterscheiden sich in ihrem Aeußeren in keiner Weise von sonstigen Wagen dieser Art, aber oben auf dem Dache erblicken wir ein ganz merkwürdiges Drahtgestell. Zunächst einmal sind da über die ganze Breite des Wagens hinweg, von einer Seitenwand bis zur anderen, Bügel gespannt. Auf diesen Bügeln sitzen kleine Porzellan-glocken, von jener Art, wie sie auch an den Telegraphen- und Telephonleitungen verwendet werden, um die Drähte zu traenen. Diese Porzellan-glocken sind sogenannte „Isolatoren“, die den Zweck haben, ein Entweichen des elektrischen Stroms aus seiner vorgeschriebenen Bahn zu verhindern. Wären sie nicht vorhanden, und wäre der Draht unmittelbar an den Telegraphenmasten befestigt, so würde niemals ein Teleqramm an seinem



Das Dach eines Eisenbahnwagens, mit den Antennen, die eine telephonische Verbindung von und nach dem Zug ermöglichen.



Telephon im Eisenbahnwagen.

Durch die neueste Erfindung, das Telephon im Eisenbahnwagen, das schon auf der Strecke Berlin—Hamburg mit großem Erfolg erprobt wurde, wird es z. B. jedem Vater ermöglicht, seinen Jungen telephonisch bei den Schularbeiten zu überwachn.

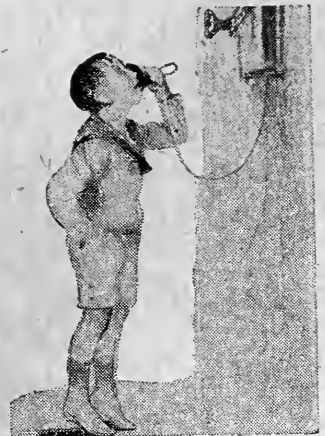
Bestimmungsort antommen. Der Strom würde glatt in die Erde fließen. Porzellan aber leitet ihn nicht, und so muß er schön im Drahte bleiben — es gibt keine Möglichkeit für ihn zu entweichen. Derartige Isolatoren sind es also, die man auch auf den beiden Wagen angebracht hat, und tatsächlich führen über sie in der ganzen Breite der Wagendecke Drähte hinweg. Bei näherer Besichtigung zählen wir sechs Stück. Nun interessiert uns noch ihre Länge. So schreiten wir mit möglichst großen Schritten am Wagen entlang. Jeder Schritt hat eine ungefähre Länge von 80 Zentimetern. Wir müssen 20 Schritte machen, um vom einen Ende der Drähte eines Wagens zum andern zu kommen. Nun wissen wir, daß jeder Draht 16 Meter lang ist. Wir haben also auf beiden Wagen alles in allem 192 oder rund 200 Meter Draht? Welchem Zwecke dienen sie?

Wir klettern in den Wagen und bemerken, daß die Tür zu jenem kleinen Abteil, das man gewöhnlich nur auf kurze Zeit aufsucht, offen steht. Das Innere sieht ganz anders aus als sonst! Waschküßel, Wassertaraffe, Handtuchbehälter sind verschwunden, dagegen stehen nunmehr merkwürdige elektrische Maschinen darin, an denen sich ein Arbeiter, ein Monteur, zu schaffen macht. Er überprüft diese Maschinen, findet alles in Ordnung, nickt zufrieden, geht hinaus und schließt ab. Im Nebenabteil, das gleichfalls verschlossen ist, erblicken wir durch die Glas-

tür hindurch — einen Fernsprechapparat! Ein Fernsprechapparat im fahrenden Zug? Das ist doch etwas ganz Neues! Ja, nun fällt es uns ein: wir haben hier den ersten Zug vor uns, in dem ein ständiger Fernsprechbetrieb zwischen Berlin und Hamburg aufrecht erhalten wird, so daß man also während der Fahrt in beiden Städten anrufen sowie aus beiden angerufen werden kann. Deutsche Technik in der Welt voran!

Nun ist uns plötzlich auch die Bedeutung der Drähte auf dem Dach des Wagens klar.

Sie stellen eine „Antenne“ dar, also eines jener Drahtgebilde, wie sie über jeder drahtlosen Station ausgespannt sind. Diese Antennen senden elektrische Wellen aus und empfangen sie. Sie führen ihren Namen nach den Führern



„Hallo, Vater! Ja, ich habe meine Schularbeiten schon gemacht. Wo bist du denn jetzt? — Im Zug nach Hamburg? — Au, fein!“

der Insekten, die gleichfalls „Antennen“ genannt werden. Beobachten wir zwei Ameisen, die sich begegnen, so erkennen wir deutlich, daß sie sich durch das Spiel ihrer Fühler verständigen. Im drahtlosen Verkehr erfolgt diese Verständigung durch Vermittlung in der Luft ausgespannter Drähte, darum ist der Name „Antenne“ ein gut gewählter. Manche Antennen dienen nur zum Aus-senden von Nachrichten, andere wieder nur zum Empfangen. In solchen Fällen spricht man von „Sendedrähften“ und von „Empfangsdrähften“. Da wir aber im Zuge sowohl anrufen wie angerufen werden können, so muß unsere Antenne also sowohl Sende-wie Empfangsdraht sein.

Unterdessen hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, wir haben noch zur rechten Zeit unsere Plätze aufgesucht; und nun möchten wir doch auch gern einmal telephonieren. Wir wenden uns an den Zugführer. Der zuckt aber die Achseln, denn vorderhand handelt es sich um einen Versuchsbetrieb, der den Fahrgästen noch nicht zugänglich ist. Er arbeitet aber derart glänzend, daß die Einrichtung bereits in nächster Zeit der Allgemeinheit übergeben werden soll. Da der mitfahrende Ingenieur zufälligerweise unseren Wunsch gehört hat, läßt er uns freundlich ein, mit ihm in das abgeschlossene Abteil zu kommen. Wir beschließen, Onkel Otto auf der Redaktion anzu-rufen. Kaum haben wir den Hörer abge-nommen, so ertönt es „Hier Zugstation Spandau, bitte“. Wir antworten: „Bitte,

Unt Dönhoff 3600“ und verlangen auf die Aufforderung: „Bitte, sprechen Sie“, die uns anzeigt, daß die Ver-bindung mit dem „Seiteren Fridolin“ hergestellt ist, den Onkel Otto. Er ist sehr erfreut, zu hören, daß wir aus dem Zuge auf der Fahrt nach Hamburg mit ihm reden und ist über die glänzende Ver-ständigung ebenso ent-zückt wie wir selbst. Wir sagen dann Onkel Otto, daß wir jetzt an-hängen werden. Nun möge er uns anrufen!

Auch das gelingt über alles Erwarten gut. — Schon seit mehr als einem vollen Jahrzehnt hat man sich bemüht, derartige Einrichtungen zu schaffen, wie wir sie eben kennengelernt haben. Der Erfolg war aber immer nur ein sehr einseitiger. Man konnte zwar von den großen Stationen mit ihren starken Maschinen Nachrichten nach den fahrenden Zügen geben. Es gelang aber nicht, vom Zuge aus zu sprechen, weil man hier keine Maschinen mitführen konnte, die genügend starken elektrischen Strom erzeugten. So mußte man sich damit begnügen, Einrichtun-gen zu schaffen, die es ermöglichten, den Lokomotivführer z. B. während der Fahrt vor plötzlichen Gefahren zu warnen. Wenn jetzt ein Sprechen nach beiden Seiten mög-lich geworden ist, so verdankt man es dem Umstande, daß es inzwischen gelang, Apparate besonderer Art zu bauen, die sehr schwache Ströme um ein Vielfachsfaches verstärken.

In jenem geheimnisvollen Kämmerchen, gleich neben der Eingangstür des Wagens, in das wir vorhin beim Einsteigen einen Blick werfen konnten, befinden sich die gewöhn-lichen Apparate für drahtlosen Verkehr. In Spandau bei Berlin und in Bergedorf bei Hamburg sind besondere „Zugstationen“ ein-gerichtet, die die Verbindung der in diesen Städten befindlichen Aemter mit dem Zug vermitteln. Darum hat sich auch vorhin auf unseren Anruf zunächst „Zugstation Spandau“ gemeldet. Sprechen wir nun, so mit Hilfe der draht-losen Einrichtungen in elektrische Wellen um-gewandelt; die Schall-schwingungen werden in elektrische Schwin-gungen umgesetzt. Sie gehen von der An-tenne auf die neben der Bahn entlang füh-renden Telegraphen-leitungen über und werden auf den Zug-stationen in die städti-schen Fernsprechleitun-gen umgeschaltet.

Auf diese Weise kam der neueste Fort-schritt der Technik, das Gespräch von und nach dem fah-renden Zug, zustande.

Auf diese Weise kam der neueste Fort-schritt der Technik, das Gespräch von und nach dem fah-renden Zug, zustande.



Wie es noch kommen wird.
Schaffner: „Herr Smith wird aus London
am Telephon verlangt!“



ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Fröschel

Wer den Anfang dieser spannenden Geschichte zu lesen versäumt hat, höre hier kurz, was der bisherige Inhalt war: Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bobby Croft, ein 12jähriger Straßenjunge, hat als Anführer eine Schlacht gegen seine Feinde, die Baulschüler, verloren. Nachdentlich durchstreift er die Straßen Liverpools und rennt dabei eine Dame an, die vor Schreck ihre Aepfelkürte fallen läßt. Doch leicht veröhnt schenkt sie Bobby die Aepfel. Der ißt sie raschelnd auf und nimmt dann feierlich Abschied von den Aepfeln, indem er das letzte Gehäuse einem Lord auf die Krawatte wirft. Da geschieht etwas Seltsames. Statt in Hohn zu geraten, küßt der Lord höflich den Hut und grüßt den kleinen Straßenjungen ehrerbietig. — Nach ein paar Tagen befehlt Bobby in einer wunderbar durchgeführten Schlacht seine Gegner. Doch mitten im Siegen nimmt er plötzlich Reißaus, niemand weiß, warum. Was ist geschehen? Welches Geschenk war aufgetaucht? Hier setzt die Fortsetzung ein.

(1. Fortsetzung)

Nein, es war kein Gespenst, das Bobby so sehr erschreckte. Es waren zwei Fremde: ein alter, grauhaariger Herr in schwarzem, hochgeschlossnem Rock, über dem sich eine große weiße Krawatte bauschte, und ein Offizier, der ihn begleitete. Eben sagte der Herr laut und vernehmlich zu dem Soldaten: „Da ist ja endlich der Junge, von dem ich Ihnen gesprochen habe!“ Als Bobby diese Worte hörte, war es mit seinem Mut zu Ende. Nur schnelle Flucht konnte ihn retten. Und ehe noch der vornehme Herr ganz in seiner Nähe war, sprang Bobby mit einem Satz über den Rand des Brunnens, lief, was er laufen konnte, über den Hof und stürzte durch den gegenüberliegenden Ausgang auf die belebte Straße. Da schüttelte der vornehme Herr ärgerlich den Kopf und

sagte zu dem Oberst, das war nämlich der Offizier: „Na, wir werden Mühe haben, den Jungen wieder zu ergreifen.“

„Ich verpflichte mich, den Bengel bis morgen abend einzufangen,“ entgegnete der Oberst, und ging sporenklirrend auf den kleinen Tommy zu, der mit aufgerissenen Augen in der Nähe stand und die beiden Herren mit Blicken verschlang. Der Oberst sah ihn streng an und fragte: „Wie hieß der Junge, der eben davonlief?“

Tommy zögerte einen Augenblick. Dann aber sagte er: „Es ist Bobby Croft. Doch Sie dürfen ihm nichts tun, Herr Soldat. Bobby ist unser Führer.“

„Kannst du mir sagen, mein Sohn, wo dieser Held wohnt und in welche Schule er geht?“

„Bobby wohnt neben dem Albertdock, und wir alle sind Schüler der James-Schule,“ gab Tommy zur Antwort.

Der Oberst griff in die Tasche und reichte Tommy einen blanken Schilling für seine Auskunft. Dann schritt er mit dem Herrn im Gehrock aus dem Hof.

*

Bobby erhielt natürlich von allem, was sich nach seiner Flucht in dem kleinen Hof ereignet hatte, getreue Nachricht. Er wurde von einer tiefen Unruhe ergriffen. Doch vorläufig zeigte sich keine Gefahr.

Es war an einem Donnerstagnachmittag gegen sechs Uhr; Bobby saß in seiner engen Schulbank und schrieb mühselig ein großes Lesestück ab.

Professor Pechmann



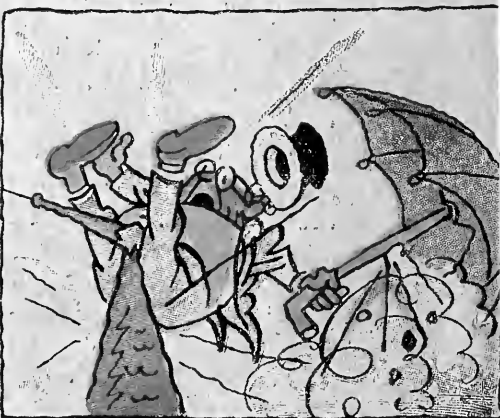
Hier seht ihr wandeln, liebe Kinder,
Professor Pechmann, den Erfinder;
Sein Regenschirm ist nicht gewöhnlich,
Denn Pechmann baute ihn persönlich.



Dem äußern Schein nach ist's ein dicker,
Entzückender Familienrider.
Jedoch sein Inn'res (Leser, merkt!)
Enthillt sich als ein Wunderwert.



O weh, o Pechmann, was erlebste!
Da fliegst du hin, als wemste schwebste,
Probiertst voll Mut, wie so was is,
Und ahnest gar kein Hindernis?



Bardauz, schon in des Fluges Dike,
Zerbricht du eines Kirchdums Spitze.
Der schöne Turm ist nun zertrakt,
Und deines Schirmes Motor plakt!

Dauerte damals die Schulzeit in Liverpool bis sechs Uhr abends? Nein, die Schule war auch damals im allgemeinen von vier Uhr zu Ende, doch in ganz besonderen Fällen machte man eine Ausnahme von der Regel. Bobby mußte nämlich nachhaken.

Wibleton, der Lehrer, saß auf dem Katheder und gestattete sich ein kleines Schläfchen. Die Perücke war ihm nach rückwärts gerutscht, während ihm die Brille ganz vorn auf der Nase saß. Und da Wibleton

leise schnarchte und so sein Riechorgan erschütterte, bestand die Gefahr, daß ihm die Brille von der Nase gleiten und in das Zintensaß fallen könnte.

Doch es sollte nicht so weit kommen. Im Augenblick, als die Brille schon ganz vorne an der Nasenspitze saß, als der gespannt zusehende Bobby bereits die Katastrophe erwartete, klopfte es an der Tür. Der Lehrer hörte das Pochen, richtete sich rasch auf und rief: „Herein!“ Die Tür öffnete sich, und

ns Wunderschirm



Man spannt ihn nicht, man kurbelt ihn.
Auf daß er als ein Motor dien'.
Und seinen Träger ohne Mühe
Wenn's regnet, durch die Lüfte ziehe.



Schnell ist die Seinsfahrt dann erledigt;
Denn unser guter Pechmann predigt:
Fortan sei jedes Erdenföhrchen
Sein eignes Regen-Aeroplärchen!



Auf eines Autobusses Deck
Erregt du einen Bombenschreck,
Vom Himmel hoch, wer kommt da her?
Die Passagiere schreien sehr.



Der schöne Schirmgriff aus Berlmutter,
Der Kirchturm, was ist kaputter?
Kein Wunder, bald heißt's: „So nun bleib' man,
Hier ist die Rechnung, lieber Pechmann!“

ein Lakai in dunkelblauer Livree trat ein. Mit verächtlichem Blick stolzierte er an den Schulbänken vorbei und fragte: „Bin ich hier recht bei dem Schullehrer Wibleton?“ „Das sind Sie,“ antwortete der Lehrer. „Was wünschen Sie?“

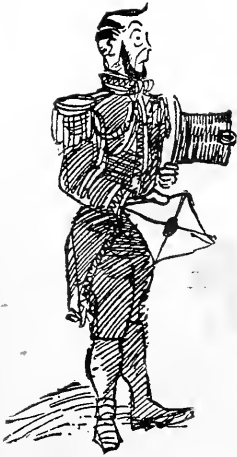
„Ich habe einen Brief abzugeben,“ entgegnete der Lakai.

Wibleton nahm den Brief kopfschüttelnd entgegen, öffnete ihn und überflog die wenigen Zeilen. Dann fragte er im Ton höchsten

Erstaunens: „Seine Herrlichkeit selbst erwartet den Jungen?“

„Jawohl,“ antwortete der Lakai mit seinem hochmütigsten Gesicht. „Ich soll den Burschen gleich mitnehmen.“

Nun wußte Bobby, der den Vorgang neugierig beobachtete, was die Glocke geschlagen hatte, und erschrak tödlich. Er duckte sich unter die Bank und wollte ganz leise zur Tür kriechen, da rief der Lehrer: „Bobby Croft! Sei ein folgsamer Junge und geh



In der Klassenzimmertür stand ein Lakai, der einen Brief in der Hand hielt.

men, wer ihn eigentlich verfolgte.

„Wie heißt Ihr Herr, Herr Diener?“ fragte Bobby. Der Lakai schwieg und schritt weiter. „Wohin führen Sie mich, Herr Diener?“

„Zu deiner Mutter, du Schlingel,“ sagte der Lakai und bog in der Tat in die Straße ein, die zum Hafen führte.

Da war auch schon das kleine Häuschen, in dem Bobbys Mutter wohnte. Der Lakai faßte Bobby an der Schulter, drückte die Türklinke nieder und stieß den Knaben vor sich in die Wohnstube.

Bobby tat einen Schritt über die Schwelle, dann wollte er wieder durch die Tür hinausstürzen. In der kleinen Wohnstube saßen seine Verfolger!

Doch seine Mutter rief ihn zurück und sagte: „Fürchte dich nicht, Bobby, die beiden Herren wollen dir nichts tun!“

Als Bobby diese Worte hörte, war seine Angst wie weggewischt. „Wer sind die Herren?“ fragte er leise.

„Der Herr im schwarzen Anzug ist Lord Dobernoon, und der Offizier ist der berühmte Oberst Cunning,“ sagte Frau Croft.

Bobby machte große Augen.

„Ich möchte gern mit meinem Jungen allein sprechen,“ sagte Frau Croft dann zu den vornehmen Besuchern und zog Bobby in die Schlafstube. „Ich darf dir nicht verraten,“ fing sie an, „was man mit dir vorhat. Es gilt der Königin und dem Vaterland einen großen Dienst zu erweisen. Worin dieser besteht, weiß ich selbst nicht genau. Die Hauptsache ist aber,

mit dem Herrn, wohin er dich führt!“

„Nein, nein!“ rief Bobby und wollte entflüchten.

Doch der Lakai war schneller als er. Bobby am Armel festhaltend, schritt er langsam der Tür zu, den kleinen Jungen wie ein Paket neben sich herziehend. Erst auf der Straße fügte sich Bobby in sein Schicksal und da er sah, daß der Lakai unerbittlich blieb, wollte er wenigstens herausbekom-

den, daß du recht brav bist und immer gehorchst.“

„Und du, Mutter, was ist mit dir?“

„Ich, mein Junge,“ sagte Frau Croft, und jetzt liefen ihr die Tränen die Wangen hinab, „werde dich einige Zeit nicht sehen.“

Bobby drängte die Tränen zurück, die ihm in die Augen getreten waren, und fragte: „Und wann soll ich fort?“

„Sofort, mein Junge,“ antwortete Lord Dobernoon, der leise die Tür geöffnet hatte.

Bobby dachte im Augenblick nicht an das Geheimnis, sondern er wußte nur, daß er von seiner Mutter Abschied nehmen mußte. Er schlang seine Arme fest um ihren Hals und küßte ungezählte Male ihren lieben Mund. Endlich riß er sich los.

Nun ging es die ansteigende Straße hinauf, und plötzlich stand er vor einem offenen, schwarzen Wagen; Bobby wurde in die Höhe gehoben und sank im nächsten Augenblick in weiche, tiefe Kissen. Gleich darauf zogen die Pferde an, die Wagentür fiel klirrend ins Schloß, und Bobby saß allein im Dunkeln des dahinrollenden Gefährtes.

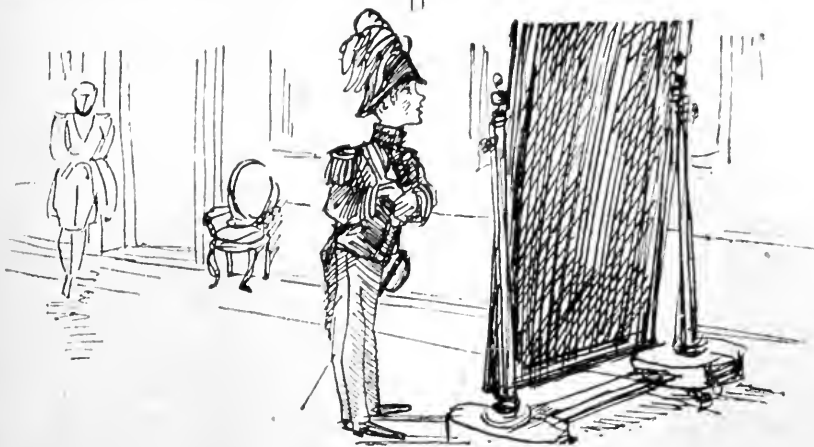
Er begann zu weinen. Doch bald ermannte er sich und fuhr mit der Hand in die Tasche, um mit dem Taschentuch seine Augen zu trocknen. Da zuckte er froh zusammen. Seine Hand hatte in der Tasche etwas Weiches gefühlt, die karierte Kappe, die ihm sein Vater einst geschenkt hatte. Nun war alles gut! Solange er die Kappe hatte, stand er unter dem Schutz seines Vaters.

Er preßte das alte Tuch fest in seiner Hand. Bobbys Furcht war geschwunden. Er lehnte den Kopf in die Kissen zurück und schlief ein, ohne darüber nachzudenken, welche Abenteuer noch auf ihn warteten.

Drittes Kapitel.

Bobby bekommt einen Orden und fährt im Triumph durch Liverpool.

Bobby erfuhr es nie ganz genau, wie er aus dem finsternen Wagen in das prächtige, weiße Bett gekommen war. Er schlug die Augen auf und sah um sich. Vor ihm stand ein alter Kammerdiener, der laut und vernnehmlich: „Guten Morgen, königliche Hoheit!“ sagte. Dabei stellte er ein Tablett vor ihn hin, auf dem es die köstlichsten Dinge zu sehen und zu riechen gab: goldgelben Tee und Butter, geräucherter Lachs, weiße Brötchen und gezuckerten Kuchen, eingemachtes Obst und in einem kleinen, goldenen Körbchen das wunderbarste Konfekt.



Zu der Erzählung: „Admiral Bobby“.

Bobby stand in seiner prächtigen Admiralsuniform vor dem hohen Spiegel und wurde vor Freude abwechselnd blaß und rot.

Aber warum nannte ihn der alte Kammerdiener „Königliche Hoheit“? War es ein Märchen oder ein Traum?

Bobby wollte es darauf antommen lassen. Schnell führte er die Schale mit Tee zum Mund. Rasch griff er nach einem Brötchen mit Butter und biß herzhaft hinein. Es knackte ganz wie ein wirkliches Brötchen und schmeckte auch so. — Schließlich war Bobbys Hunger gestillt, und das leere Tablett zurück-schiebend, sagte er: „Ich will in die Hölle fahren, wenn das nicht noch besser war als Mutters Specksuppe!“

Als Bobby diesen Fluch aussprach, sagte der alte Kammerdiener: „Es ist durchaus unpassend, zu fluchen, Königliche Hoheit!“

„Das sagt meine Mutter auch immer,“ antwortete Bobby. „Doch warum nennen Sie mich eigentlich Königliche Hoheit?“

„Das ist Ihr neuer Name. Ich heiße Henry und bin zu Ihrer Bedienung hier. Sie müssen sich daran gewöhnen, Königliche Hoheit genannt zu werden; aber bitte stehen Sie jetzt auf. Es ist höchste Zeit,“ befahl Herr Henry in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

Bobby schwang sich mit einem Ruck aus dem Bett. Im Zimmer entdeckte er nirgends eine Spur seiner alten Kleider. „Was soll ich anziehen?“ fragte er ratlos.

„Ich werde Sie bedienen, Königliche Hoheit,“ sagte der Kammerdiener, kniete nieder und zog ihm lange, schwarze Strümpfe über die Füße. Mit Staunen konnte Bobby bei dieser Gelegenheit feststellen, daß er völlig reine Füße hatte.

Hierauf zog ihm Henry ganz neue, seine Leibwäsche an, dann ein Paar schmale Lackschuhe, und schließlich legte er ein Paar Beinkleider vor ihn hin. Bobby zog sie an. Sie waren lang und dunkelblau, und an ihren Seiten liefen breite, goldene Borten hinab, gerade so wie bei den Uniformen der höchsten Offiziere.

„Was sollen denn diese goldenen Borten bedeuten?“ fragte Bobby.

„Die gehören zur Admiralsuniform,“ antwortete der Kammerdiener gemessen.

Bobby stand in einer Art Verzückung. Er trug eine blißblanke Uniform, mit einem Degen an der Seite.

Henry schob ihm etwas unter den Arm. Es war ein schwarzer Zweispitz mit zwei breiten, goldenen Streifen, die Kopfbedeckung eines hohen Seeoffiziers.

Bobby wurde abwechselnd blaß und rot, als er in den hohen Spiegel sah. Auf seiner linken Brustseite prangte ein Orden. Mit blaffen Lippen fragte er, auf sein Spiegelbild weisend: „Wer bin ich, Henry?“

„Königliche Hoheit sind Admiral der englischen Flotte,“ antwortete Henry mit vollkommener Ruhe.

Admiral der englischen Flotte! Admiral der englischen Flotte, der kam doch gleich nach dem lieben Gott! Mit unsicheren Händen setzte Bobby den Zweispitz auf, dann hob er die gestreckte Hand an seinen Rand und salutierte sich selbst, dem Admiral der englischen Flotte.

„Königliche Hoheit salutieren nicht ganz richtig,“ sagte der Kammerdiener. „Sie

müssen die Hand näher am Leib halten und dürfen die Finger nicht auseinanderpreizen. Sol" Henry machte es Bobby vor.

Bobby sah genau hin, und nach einigen Versüchen gelang es ihm, den militärischen Gruß richtig auszuführen.

"Gut so," entschied Henry. Dann mußte Bobby noch gehen, stehen und sitzen lernen. Er mußte sich abgewöhnen, mit den Armen zu schlenkern, die Hände in die Taschen zu stecken und den Kopf schief zu halten.

Als Henry mit seinem Zögling halbwegs zufrieden war, mußte Bobby essen lernen.

Endlich war Henry auch hierin zufrieden-gestellt. Bobby durfte zu Bett gehen.

Am nächsten Morgen begann der ein-förmige Unterricht im Gehen, Stehen und Sitzen wieder von neuem.

Es mochte ungefähr vier Uhr nachmittag sein. Bobby stolzierte unter dem Befehl Henrys im Zimmer auf und ab, und der Kammerdiener befaß zum hundertsten Male: "Die linke Schulter höher, langsam gehen, mit den Händen nicht schlenkern!" Da war plötzlich Bobbys Geduld zu Ende. Er riß den Zeigefinger vom Kopf, ließ sich in einen Sessel fallen und schrie: "Ich habe genug, ich will nicht länger königliche Hoheit sein, ich will nach Hause!"

Henry lockte vor Aergern. Wütend sagte er: "Ich werde an zuständiger Stelle melden, wie Sie sich benehmen, wie Sie Ihre Pflicht erfüllen!" Sprach's und schritt aus dem Zimmer. Bobby hörte, wie sich außen der Schlüssel im Schloß drehte; er war eingeschlossen. (Fortsetzung folgt.)

Die großen Boxkämpfe

Sportbericht von Peter Bollmann

Neulich hatte ich Benjamin Pampe gebeten, sich frei zu halten. Wir wollten gemeinsam den großen Boxkampf um die Deutsche Schwergewichtsmeisterschaft Breitensträter—Wagner besuchen. Eine viel-tausendköpfige Menge hatte sich schon eingefunden, als wir ankamen. Ich kramte immer in meinem Gedächtnis, ob ich eine noch größere Menschenmenge je gesehen hätte. Richtig, in Amerika war es, im Jahre 1921, als ich mal 100 000 Köpfe dicht gedrängt nebeneinander sah. Und das war ebenfalls bei einem Boxkampf.

Boxkämpfe gehören heute zu den größten Sportereignissen. Der große Weltmeister im Bogen ist der Amerikaner Dempsey, der damals, als ich in Amerika war, den Franzosen Carpenter niederbogte. Seitdem gibt es keinen, der an seine Fähigkeiten heranreicht. "Dempsey ist der größte, der je da war, findest du nicht?" fragte ich Pampe aus meinen Gedanken heraus. "Entschuldigen Sie, wenn ich widerspreche," mischte sich einer unserer Nachbarn ins Gespräch. "Der beste Boxer und der berühm-

teste zugleich war wohl der Amerikaner Bob Fitzsimmons. Dieser Fitzsimmons war ein seltsamer Kauz. Außerlich keineswegs ein sehr starker Athlet, war er doch ein Boxer, der über einen scharfen Verstand verfügte und ihn sehr gut auszunutzen wußte. Er machte sich einige Male den Spaß, seinem Gegner zu sagen: "In der dritten Runde wirst du durch einen Kinntraffer knock out sein." Das war dann für den andern kein angenehmer Kampf, denn Bob Fitzsimmons hat immer

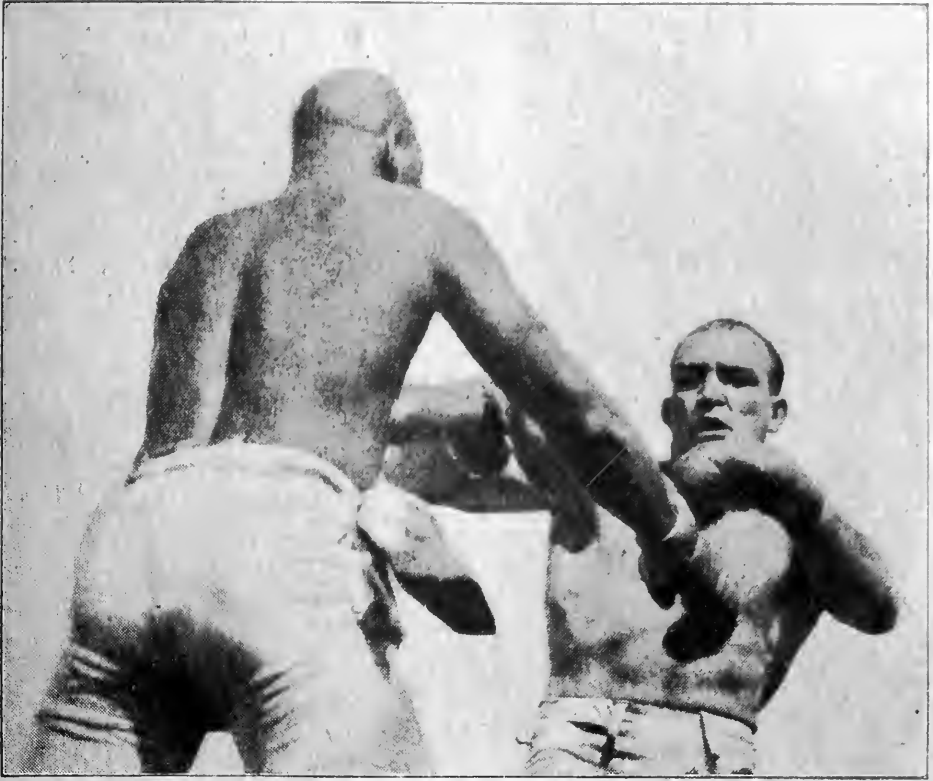
Wort gehalten." — "Ach verzeihen Sie," sagte da ein kleiner, schwächerer Herr mit einer scharfen Brille auf der Nase, "mein Name ist Engel-hupfer. Ich bin heute zum erstenmal bei einem Boxkampf. Können Sie mir nicht erklären, was knock out, Schwergewichtsmeister usw. ist!"

"Gewiß, gern," erwiderte ich, während Pampe mitleidig grinste. —

"Alle Boxer sind in "Gewichtsklassen" eingeteilt, weil nach den heutigen Boxregeln nur Leute miteinander kämpfen dürfen, die ziemlich gleiches Gewicht haben, weil nämlich der Schwerere dem



Hans Breitensträter, der deutsche Schwergewichtsmeister, der seinen Titel erfolgreich gegen Hans Wagner verteidigte.



Die großen Boxkämpfe.

Sack Johnson, der Neger, und Jim Jeffries während ihres Kampfes in Reno. Johnson gewann.

Leichteren gegenüber im Vorteil ist. Die Boxer z. B., die über 160 Pfund wiegen, ergeben die Schwergewichtsklasse. Die über 145 Pfund bis 159 Pfund wiegen, ergeben die Halbschwergewichtsklasse. Da gibt es übrigens sonderbare Namen für die verschiedenen Gewichte. Z. B. Papiergewicht, oder Federgewicht, weil die Boxer so leicht wie eine Feder sind. Freilich eine ganz anständig große Feder, denn das Federgewicht beträgt bei den Boxern 115 Pfund. Wer nun in seiner Gewichtsklasse auf der ganzen Welt keinen Gegner hat, der ihm überlegen ist, heißt Weltmeister." Weiter konnte ich nicht sprechen, denn nun begann der interessante Kampf, bei dem Hans Breitensträcker, der schon seit längerer Zeit den Schwergewichtsmeistertitel von Deutschland inne hat, sich gegen seinen Herausforderer Hans Wagener verteidigen mußte. Es gelang ihm vortrefflich. Denn in der siebenten Runde (eine Runde dauert immer drei Minuten)

mußte sich Hans Wagener besiegt erklären. Befriedigt von dem wirklich guten Boxkampf fuhren wir zur Redaktion zurück. — Hier setzte ich mich nun gleich hin und schrieb das obige Gespräch im Sportpalast nieder weil es meine Freunde, besonders die, die den Boxsport noch nicht kennen, interessiert. Dabei will ich noch einiges mehr erklären. Herr Engelhupfer fragte mich noch, was „knock out“ bedeute. Wörtlich heißt es „ausgeschlagen“. Wenn nämlich einer der Boxer sich innerhalb von zehn Sekunden nicht erheben kann, dann ist er „knock out“. Trifft ein Boxer seinen Gegner z. B. genau am Kinn, wo sich ein empfindlicher Nervenstrang befindet, so kann sich der andere, ohne Schmerzen zu empfinden, nicht rühren. Er fällt zu Boden, und ist, wenn er nicht innerhalb von zehn Sekunden aufstehen kann, besiegt.

„Was für ein roher Sport, dieser Boxsport,“ denkt mancher von euch. Das stimmt

nicht. Hätten sonst die Griechen den Kampf mit den Fäusten, Mann gegen Mann, in ihren Olympiaden, die alle vier Jahre stattfanden, eingeführt? Dabei erforderte das Bogen damals einen größeren Mut als heute. Mit dem Cestus bewaffnet, einem um die Hand gewickelten Lederriemen, der mit Bleistücken besetzt war, gingen die Gegner aufeinander los. Heute wird mit gepolsterten Lederhandschuhen gekämpft, wie ihr sie deutlich auf dem Bild von dem großen Kampf Jim Jeffries und Jack Johnson auf der vorigen Seite sehen könnt. Dabei erfordert das Bogen nicht nur körperliche Kraft, sondern, was viel wichtiger ist, Ueberlegung, Gedankenarbeit. Blitzschnell müssen die Bogler nachdenken, wie sie bei dem Gegner eine Blöße ausnützen können. Blitzschnell muß das Gehirn den Gliedmaßen gleichsam telegraphieren, wie sie sich einzustellen haben, um einem Schlag des Gegners auszuweichen, oder um selbst gegen den Gegner vorzugehen. Diejenigen von euch, die schon einen Bogkampf gesehen haben, werden mir zugeben, daß man wirklich über die Beweglichkeit und das Draufgängertum der Kämpfer staunen muß. Und jeder, der einmal Bogen gesehen hat und kein Mutterföhnchen ist, wird ein Anhänger des bei uns noch ziemlich neuen Sportes werden; so wie es in England und Amerika jeder rechte Junge ist. Das glaube ich bestimmt. Peter Vollmann.

Onkel Ottos Pfänder spiele



Neulich hatten wir mit hinreißender Begeisterung gespielt. Nun ging's ans Pfänderauslösen. Ich wählte einen Gegenstand und fragte: „Was soll dies Pfand in meiner Hand?“ Tiefes Schweigen. Keinem fiel ein Pfänderspiel ein: Dann ging es los: Bier-Eisen-Stehen, Sträußchen-Binden, Kästertüchlein, Ofen abeten, Schneide-schneide-Schinken, wen ich lieb hab, tu' ich winken. Lauter altbekannte Spiele. Da blinzelte ich meinem Freunde Onkel Toldi zu, worauf er schnell rief: „Fige-Idee-raten!“ Rasch erklärte ich das Spiel. Der Pfänderauslöser wird hinausgeschickt, und alle Mitspielenden bilden sich irgen etwas ein; sie haben eine „fige Idee“,

die der Hinausgeschickte durch Fragen herausbekommen muß. Z. B. sie fäßen alle im Theater bei einer „Freischütz“-Vorstellung, oder sie wären in einer Schwimmanstalt, oder auf einer Hochzeit, sie lebten im 5. Jahrhundert, oder ihr Schuh drückte sie. Rasch hatten wir uns geeinigt. Der Pfänderbesitzer stellte nun an jeden Mitspielenden eine Frage, und aus den verdrehten Antworten erriet er unsere fige Idee. Je geschickter und witziger ihm geantwortet wird, desto lustiger ist das Pfänderspiel. — Dann schlug ich das Bekenntnisspiel vor:

„Verbeuge dich vor der Witzigsten,
„Knie nieder vor der Schönsten,
„Und küsse die Hand von der, die du am liebsten hast.“

Da wurde manchem Gepfändeten die Wahl schwer. — Bald folgten weitere Pfänderspiele. Also Geduld! Onkel Otto.



Liebe Freunde,

Ich habe einen kleinen Neffen, der Fritz heißt. Neulich bin ich bei seiner Mutter zu Besuch. Da stürzt plötzlich der kleine Kerl ins Zimmer, sagt ganz nebenbei zu mir: „Tag, Onkel Toldi,“ und fährt dann auf seine Mutter los: „Siehst du, Mutter, ich habe dir gleich gesagt, du sollst mich nicht baden lassen. Setz kann man das Loch in meinem Strumpf sehen!“

Ich habe auch mal drei Maler gekannt, von denen einer immer schlimmer flunkerte als der andere. Als ich eines Abends mit ihnen zusammen saß, erzählte der erste: „Ich habe neulich eine Marmorsäule so natürlich gemalt, daß die Leinwand, auf der das Bild war, sofort wie ein Stein unterfant, als ich sie ins Wasser warf.“ Da meinte der zweite: „Das ist noch gar nichts. Als ich neulich das Thermometer über meine „Nordpollandschaft“ hing, sank es gleich 20 Grad unter Null.“ „Liebe Freunde,“ sagte da der dritte, „ich kann euch beide übertrumpfen. Mein Samsonbild ist so echt, daß ihm jede Woche die Haare geschnitten werden müssen.“ Als ich das hörte, bin ich ausgerückt. Onkel Toldi.

Rätsel-Ecke

Der verwandelte Baum.

Es steht ein Baum im Wald,
Nimmst Du 'nen Laut und seht 'nen andern
ein,
So siehst Du dann sehr bald,
Ein Strich wird es nur sein.

Lotterie

Wird etwas „o“, gewinn' ich nimmer,
Ich hab' „u“ dabei gar immer.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: ba—bel—den—di—durch
—fleur—ich—laucht—le—mi—o—ra—rek—

rus—sau—soul—thy—tor—wies sind sechs
Wörter zu bilden, deren Anfänge (3 und 2
Buchstaben) von oben nach unten gelesen, ein
Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:
1. Badeort, 2. Fürstentitel, 3. Pflaumenart,
4. Theaterangestellten, 5. vorweltliches Tier,
6. Schulleiter.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 16.

Silbenrätsel.

Es ist nicht alles Gold was glänzt

1. Ehering, 2. Salomo, 3. Israel, 4. Saut-
land, 5. Teltow, 6. Nora, 7. Iltis, 8. Chirurg,
9. Tunnel, 10. Alhambra, 11. Lilie, 12. Loth-
ringen, 13. Eggellenz, 14. Salat.

Wasser und Erde: Sund, Sand.

Fridolins Lachkabinett

Der Kleine Franz: „Sag' mal, Vater, ist
das Beamtenbeleidigung, wenn ich zu einem
Polizeihund ‚alter Köter‘ sage?“

*

Der Lehrer fragt in der Schule: „Wer
kann mir einen Satz mit Dänemark bilden?“
Erst Schweigen. Dann meldet sich Franz
und ruft: „Ich schenk' den 'ne Mark und
den 'ne Mark.“

*



„Nennt mir Hunderassen.“
„Schäferhund, Mops und Terrier.“
„Gut. Wer weiß noch mehr?“
„Der Rollmops.“

*

In einem großen Dorfe steht eine sehr
kleine Kirche. Darüber wundert sich ein Be-
sucher, worauf der Küster antwortet:

„Ja, wenn alle 'rein gehen, dann gehen
nicht alle 'rein, wenn aber nicht alle 'rein
gehen, dann gehen alle 'rein.“

*

Aus Mägchens Aufgabheft: „Der Esel ist
ein Säugetier und ein Schimpfwort. Seine
Ohren findet man in vielen Büchern vor.“



Lehrerin: „Nennt mir einen hohen An-
gestellten in unserem Land.“

Leni: „Der Leuchtturmwächter.“

*



Lehrer: „Woran erkennt man, daß die
Erde eine Kugel ist?“

Schüler: „Am Globus.“

*

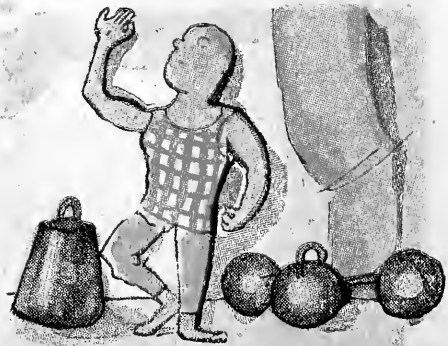
Freunde, falls die Bestellung für den
nächsten Monat bei der Post noch nicht er-
neuert ist, bitte ich meine Postbezieher
bringend, es noch heute zu tun, weil sonst
mit Störungen in der regelmäßigen Weiter-
lieferung gerechnet werden muß. Es genügt
wenn dem Briefträger ein Zettel mitgegeben
wird, auf dem nur steht: Hierdurch bestelle
ich für den Monat Juni den „Seiteren
Fridolin“, sowie Name und Adresse.

Fridolin.

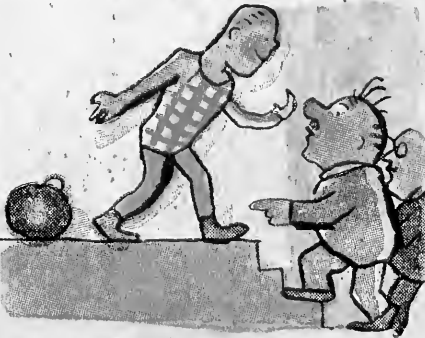
Pampe, der Athlet



Was drängt die aufgeregte Masse
So wild sich an die Zirkuskasse?



Den Pampe es zu sehen gilt,
Ihn, dessen Ruhm die Welt erfüllt.



Er lädt das werthe Publikum
Zur Prüfung auf das Podium.



Herr Bollmann geht sogleich hinauf
Und hebt die Schwergewichte auf.



Drauf schwenkt sie Pampe wie zum Gruß;
... O weh, das war Herrn Bollmanns Fuß!



Da schreit empört Herr Peter Bollmann:
„Von dir hab' ich die Nase voll, Mann!“
(Fortsetzung in 14. Tagen.)

Der weitere Fridolin



Fortsetzung von
Admiral Bobby
 Bobby tritt
 eine Weltrise an!

SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Jagd auf Elefanten: Beschießung mit vergifteten Pfeilen.
 (Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.)

M. PATHE

Elefantenjagden

Vom Afrikaforscher Dr. A. Berger.

Wenn ich an meine Afrikazeit zurückdenke, steigen Erinnerungen an wunderbare Elefantenjagden in mir auf. Den Eingeborenen kommt es im allgemeinen nur auf Erlegen des Tieres an; sie wollen Fleisch und Elfenbein, für das sie bei jedem Händler alles mögliche eintauschen können.

Die Jagdart ist aber bei den einzelnen Stämmen sehr verschieden. Meist gehen die Leute mit geradezu fabelhaftem Schneid vor.

So jagen die Bagharas, ein Mohammedanerstamm, die Riesentiere mit Schwert und Speer. Ich habe mir selbst von diesen Leuten die Jagdart genauer erklären lassen; leider war ich zu schlecht beritten, um diese wirklich hochinteressante, wenn auch grausame Jagdart aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Gewöhnlich versuchen die Leute die Elefanten an der Tränke aufzuspüren. Mit Tagesanbruch wird die Spur aufgenommen; die Jäger entledigen sich fast ihrer ganzen Kleidung, um im Dickicht unbehindert zu sein.

Ein alter, wohlerfahrener Mann übernimmt die Führung. Er folgt der Spur, bis er die Herde eingeholt hat. Dann erwartet er seine Genossen, die ihm, teils zu Pferde, gefolgt sind.

Ziehen die Elefanten weiter, so begleiten die Jäger sie bis an eine zum Ueberfall geeignete Stelle; haben sich aber die Dickhäuter am Nachmittag zum Schlafen unter schattigen Bäumen eingestellt, so wird gleich zum Angriff geschritten.

Der Anführer schleicht sich an sein Opfer heran, nur ein haarhartes Schwert oder einen riesigen, mit breiter Spitze versehenen Speer in der Hand. Da die Tiere meist mit dem Kopf nach dem Winde stehen, so ist es dem Jäger, der immer von der anderen Seite kommt, leicht, an die verwundbarste Stelle, die Sehnen der Hinterbeine, zu gelangen. Mit einem mächtigen Streich stößt er hier die Waffe ein, und nun ist das Tier rettungslos verloren. Die Sehnen sind durchtrennt, es kann nicht mehr fort.

Jetzt treten die berittenen Jäger in Tätigkeit. Sie umkreisen den verwundeten

Elefanten, reizen ihn, so daß er seine ganze Aufmerksamkeit ihnen zuwendet und sich nach ihnen dreht. Dies benutzt wieder der Genosse und durchschneidet mit einem zweiten wuchtigen Hieb die Sehnen des anderen Hinterbeines. Der Elefant ist nun nicht mehr in der Lage, sich aufrecht zu halten, er knickt hinten zusammen, setzt sich hin wie ein Hund. Jetzt umringen ihn die Jäger mit wilden Gefängen und umtanzen ihn schreiend. Da nimmt das Tier seine Kräfte nochmals zusammen, es versucht einen der Frechsten mit seiner furchtbarsten Waffe, dem Rüssel, zu fassen; aber der Jäger ist auf seiner Hut, mit einem schnellen Sprung bringt er sich in Sicherheit und beantwortet den Angriff mit einem blitzschnellen Speerstoß oder besser gesagt Hieb mit der gewaltigen Lanze in den Rüssel des Tieres. Dann wird es getötet.

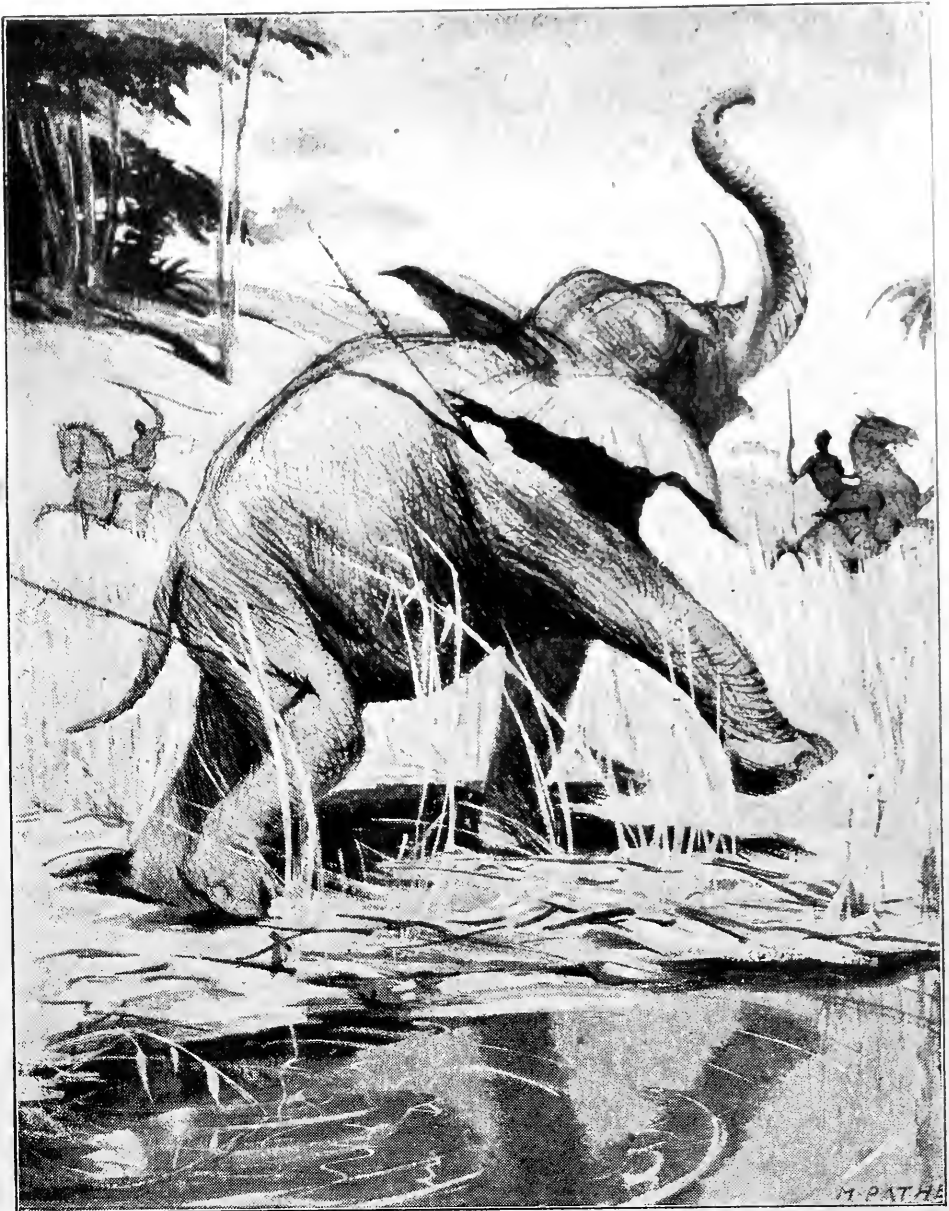
Eigentlich dürfen ja die Mohammedaner kein Elefantenfleisch essen. Trotzdem aber geht nicht ein Pfund des Fleisches verloren.

Das Fett wird ausgefocht, die Jäger setzen sich im Kreise um das Feuer, und nun wird Rundtrunk gemacht. Ich habe das selbst mit angesehen. Am nächsten Morgen erschien die ganze Gesellschaft vor meinem Zelt und klagte über Leibweh. Ich glaubte es ihnen gern. —

Mit fast noch mehr Schneid als die Bagharas gehen die Eingeborenen der Lado-Enklave vor, jenes kleinen Landstreifens, der sich westlich vom Weißen Nil, dem Bahr el Sebel, vom Albert-See bis Lado hinzieht.

Hier greifen sie den Elefanten nicht von hinten an, sondern sie kommen von der Seite. Nur mit einer mächtigen Stoßlanze sind sie bewaffnet. Der Jäger pirscht sich heran und stößt dem ahnungslosen Tier diese furchtbare Waffe nach Möglichkeit hinter das Blatt. Es ist unzweifelhaft die ritterlichste Art, dem Riesen so zu Leibe zu gehen, und nicht selten müssen ein oder mehrere Jäger dabei ihr Leben lassen.

Weniger Mut setzen die gewöhnlichen, von den Negern bevorzugten Jagdarten voraus. Die meisten Stämme bedienen sich der



Zu dem Artikel: „Elefantenjagen.“

Ein von Eingeborenen gejagter Elefant, der mit vergifteten Pfeilen angeschossen ist, wird von Berittenen gereizt, damit seine Aufmerksamkeit von dem Jäger, der ihn vollends zur Strecke bringen soll, abgelenkt wird.

vergifteten Pfeile, die sie den Tieren in möglichst großer Zahl in den Leib schießen. Vielfach jagen mehrere Leute zusammen und überschütten das von ihnen aufgespürte und

bejagte Riesentier mit einem Hagel von Geschossen. — Oft werden auch vergiftete Fußangeln gelegt. Im Gras werden auf vielbegangenen Elefantenwechselfeln scharfe, mit

Widerhaken verschene Eisenspitzen in den Boden gesteckt, die sich die Tiere in die Füße stoßen. Natürlich werden sie dadurch in ihrer Bewegung ganz bedeutend beeinträchtigt, und wirkt auch das Gift nicht auf die gewünschte Weise, so ist es den verfolgenden Jägern doch leicht, den halb wehrlosen Riesen zu fällen.

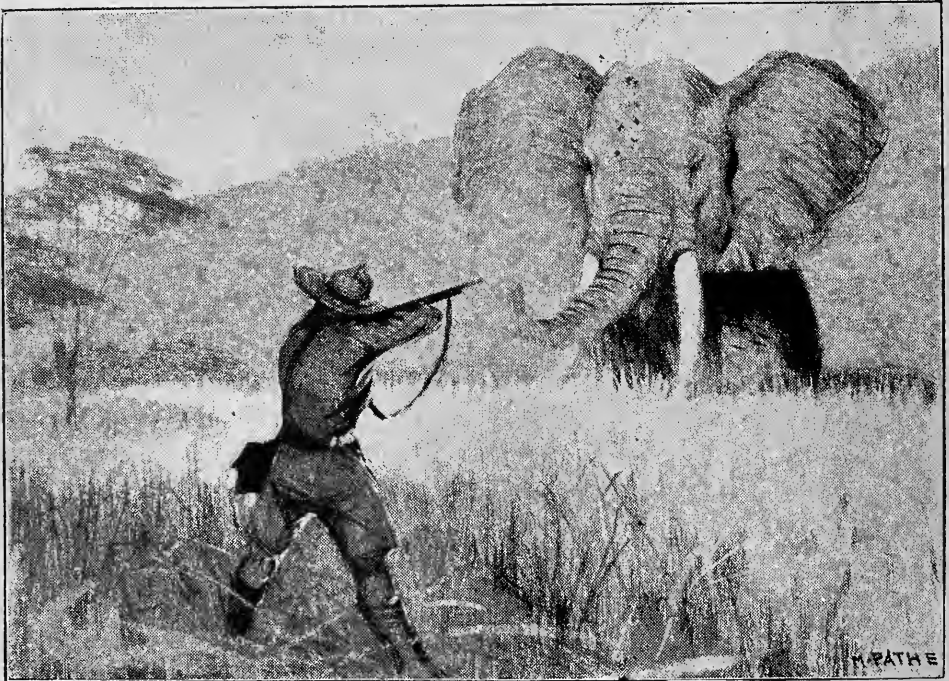
Eine andere interessante Art der Elefantenjagd wenden die Eingeborenen in der Nähe des Victoria-Sees an. Sie stellen eine Art Selbstschuß mit Speer her. Ein mächtiger Speer mit einer etwa 80 Pfund schweren eisernen Spitze wird mit Steinen belastet, an einem Strick aufgehängt, und zwar so, daß er herabfällt, wenn ein Tier einen über den Weg gespannten Strick berührt. Diese furchtbare Waffe saust natürlich mit großer Wucht aus der Höhe herab und dem Opfer ins Genick. Auf diese Weise werden eine sehr große Anzahl Elefanten und Nilpferde erlegt. Allerdings besteht bei dieser Jagdart sowohl wie bei der vorher angeführten auch für die Eingeborenen große Gefahr, weil sie unter Umständen, bei ungenügender Aufmerksamkeit, selbst Opfer dieser tödlichen Jagdlisten werden können. —

Eine weitere sehr unangenehme Jagdart bilden die Fallgruben. Inmitten eines vielbegangenen Wechfels, das ist der Weg, den die Tiere ständig gehen, wird eine geräumige, tiefe und entsprechend breite Grube gegraben, etwa 3 bis 4 Meter tief, mit ganz steilen Wänden. Der Boden ist eben und in der Mitte häufig, nicht immer, mit einem spitzen aufrechtstehenden Pfahl versehen. Diese ganze tödliche Grube ist auf das sorgfältigste mit Zweigen, Laub und Erde überdeckt, so daß man nichts von ihr bemerkt.

Die alten Elefanten, die schon ihre Erfahrungen hinter sich haben, sind aber vorsichtig; sie kennen diese Art der Jagd, und wiederholt fand ich am Kenia derartige Fallgruben, die von Elefanten aufgedeckt waren.

Bevor ich schließe, möchte ich aber auch noch einiges darüber sagen, wie wir Europäer die Elefanten jagen.

Mit den kleinen Büchsen, die man heute gebraucht, fällt man das stärkste Tier ebenso gut wie mit den früheren großen Gewehren; es kommt ja nur darauf an, daß die Kugel an dem rechten Platz sitzt, und hierin



Zu dem Artikel: „Elefantenjagden.“
Ein Elefantenjäger beim Schuß auf einen riesigen Elefantenbullen.

liegt die Hauptschwierigkeit der Jagd auf diese Riesen. Die Sache ist nicht ganz einfach, zumal wenn man bedenkt, daß der Jäger ja nur in den seltensten Fällen an ein freistehendes Tier herankommt; meist sind sie im Gebüsch mehr oder weniger gedeckt. Die besten und erfahrensten Elefantenjäger bevorzugen deshalb den Blattschuß. Wenn die Kugel an der richtigen Stelle eindringen kann, dann ist der Schuß fast immer tödlich. Die Hand des Jägers darf aber keinen Augenblick zittern, denn ein angeschossener Elefant, der nicht tödlich verwundet ist, wird zu einem der fürchterlichsten Gegner. Er kennt

keinen Pardon und zertritt alles, was ihm in den Weg kommt. —

Eine sehr wichtige Frage für den Jäger ist, wie schwer das Elfenbein sein muß, bis ein Elefant jagdbar ist. In den englischen Provinzen Afrikas muß das Gesamtgewicht der beiden Zähne mindestens 60 Pfund betragen; das ist eine sehr vernünftige Bestimmung, die aber leider nicht streng genug beachtet wird; es ist jedoch unbedingt notwendig, daß hierin ein Umschwung eintritt und die Regierung scharfe Maßnahmen ergreift, damit die wertvollen Elefantenbestände in Afrika noch recht lange erhalten bleiben.

Wie mache ich mir ein Herbarium?

Eine Anleitung zur Selbstherstellung einer Sammlung getrockneter Pflanzen.

Von Onkel Otto.

Freunde, ich will euch heute etwas über die Anfertigung eines Herbariums erzählen: Für Liebhaber der schönen Pflanzenwelt ist es von großem Nutzen, ein Herbarium anzulegen; das ist eine Sammlung getrockneter Pflanzen. Es ist ein vorzügliches Anschauungsmittel und geradezu unerlässlich zur Erlangung genauer Kenntnis der Pflanzen mit ihren vielen Familien und Ordnungen.

Zum S a m m e l n der Pflanzen an ihren natürlichen Standorten beschaffe man sich eine Mappe in der Größe von etwa 25×40 Zentimeter, die eine ansehnliche Menge fest eingestepeten Papiers enthalten muß. Zwischen die einzelnen Blätter legt man die gesammelten Pflanzen; zwischen je zwei von ihnen braucht nur eine Papierseite zu sein. Eine Botanikerbüchse, wie man sie früher häufig benutzte, ist nicht empfehlenswert, da es in einer solchen ohne Beschädigung der Pflanzen nicht abgeht. Der wahre Naturfreund ist beim Sammeln natürlich auf möglichste Schonung der Pflanzenwelt bedacht; es dürfen keine Pflanzen unnötig zerstört und ausgerissen, noch weniger seltene Arten bis zum letzten Stück ausgerottet werden. Die Sammelmappe läßt sich bequem an einem Tragriemen oder im Rucksack mitführen. In der Mappe halten sich die Pflanzen sehr gut und bewahren die zum Pressen nötige Frische 1—2 Tage, so daß man nicht sofort nach der Heimkehr an die weitere Behandlung heranzugehen braucht.



Wie die Seiten eines richtig angelegten Herbariums aussehen sollen.

Die einzulegenden Gewächse müssen nach Möglichkeit alle ihre Teile, auch die unterirdischen — Wurzel, Wurzelstock usw. — enthalten. Bei Früchten, Knollen und Zwiebeln, dicken Stengeln und Blättern hat das seine Schwierigkeiten. Man muß sich hier mit einem Halbieren oder Herausschneiden von Teilen behelfen. Das geeignetste Material zum T r o c k n e n der Pflanzen ist Zeitungspapier, das das teure Löschpapier völlig überflüssig macht. Man legt die Pflanze in einen Umschlag von Zeitungspapier, breitet die Blätter der Pflanze glatt aus, legt den Umschlag zusammen und bringt nun eine Schicht ebenso groß geschnittenen Zeitungs-

papiers darunter und darauf. Es folgt ein neuer Umschlag mit einer Pflanze, wieder eine Schicht Papier und so fort, bis alle gesammelten Pflanzen eingelegt sind. Das Ganze wird mit einem Brett bedeckt, einem Ziegelstein beschwert und bis zur völligen Trocknung der Pflanzen liegen gelassen. Je nach Witterung und Stärke der Pflanzen dauert die Trocknung etwa drei Tage bis drei Wochen. Einer Zubereitung künstlicher Wärme ist zu widerraten. Durch Auswechslung der feuchten Zwischenschichten kann man die Trocknung fördern; bei schwer trocknenden Pflanzen wie Orchideen und Fettgewächsen empfiehlt sich ein Eintauchen des gesamten Gewächses mit Ausnahme des Blütenstandes in kochendes Wasser.

Wer die Ausgabe nicht scheut, kann sich zum Pressen der Pflanzen einer Drahtgitterpresse bedienen, wie sie in Naturalienhandlungen zu haben ist. Kopierpressen sind dagegen ungeeignet, da sie die Pflanzen zerquetschen; es genügt ein geringer Druck, der das Verschrumpfen der Blätter verhindert und sie in glatter Lage erhält. Keine Pflanze darf vor völliger Trocknung in ihrem Umschlag bewegt oder aus ihm herausgenommen werden.

Zur endlichen Einlage ins Herbarium bedient man sich halber Bogen haltbaren, weißen Papiers. Die Pflanzen werden auf den Bogen mit wenigen Streifen gummierten Papiers befestigt und unten mit Namen, Gattung und Standort bezeichnet. Jeder Bogen darf nur Pflanzen derselben Familie aufnehmen; die einzelnen Blätter werden familienweise in besonderen Umschlägen vereinigt; zur Aufnahme des Ganzen dient eine

festе Mappe, die mit Bindebändern zuzuschneiden ist. Damit die Mappe in der Mitte nicht unformig dick werde, ist es nötig, die Pflanzen auf den Bogen gut zu verteilen und sie nicht immer auf die Mitte zu bringen. Beim Wachsen der Sammlung wird man mit nur einem Band für einzelne Familien nicht auskommen; man muß dann für besonders große Familien, wie die Rosazeen, Kompositen, Gräser und andere, mehrere Hefte und vielleicht auch Sondermappen anlegen.

Ein wichtiges Kapitel ist schließlich auch die Sicherung der Sammlung gegen Ungeziefer. Es gibt mancherlei Insekten, wie Milben, Käfer- und andere Larven, die in dem Pflanzenbestande durch Zernagen großen Schaden anrichten können. In einem ständig benutzten und oft durch die Hände des Sammlers gehenden Herbarium ist ein Insektenfraß weniger zu befürchten, um so mehr aber an einer längere Zeit ruhenden Sammlung. Man sorge für eine recht trockene Aufbewahrung in möglichst dichtem Behälter und bewirke auch eine Desinfektion, d. h. eine Reinigung der Sammlung durch chemische Stoffe. Am besten kann man hierzu das allbekannte Naphthalin, das man in jeder Drogehandlung bekommt, verwenden. Man streut es in Briefumschläge und legt diese zwischen die Herbariumblätter und Mappen. Den Geruch, den das Naphthalin ausströmt, können die Schädlinge nicht vertragen, und deshalb verlassen sie schleunigst die für sie sonst so nahrhafte Sammlung. Da das Naphthalin sich aber bald verflüchtigt, müssen die Briefumschläge von Zeit zu Zeit neu gefüllt werden. Vergesse das also nicht! Und nun legt euch schnell ein Herbarium an!

Unmöglich!

Eine Anekdote, nacherzählt von Karl-Heinz Bretschel.



König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erkrankte einstmals sehr schwer. Seine Behandlung übernahm der damalige Leibarzt Schönlein. Als sich aber die Leiden des Königs tagtäglich verschlimmerten und Schönlein die alleinige Verantwortung für des Königs Wohl ablehnte, wurde

noch der Medizinalrat Doktor Weiß mit hinzugezogen. Aber auch das genügte der besorgten Gemahlin des Kranken nicht, und sie äußerte den dringenden Wunsch, man möge noch den Doktor Nix aus München kommen lassen. Doch davon wollte Doktor Weiß durchaus nichts wissen. Lächelnd schüttelte er den Kopf und bemerkte dann: „Schönlein hat recht. Es ist unmöglich, daß die Krankheitsberichte unterzeichnet werden:

Schönlein Weiss Nix



ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Fröschel

Wer den Anfang dieser spannenden Geschichte zu lesen verfaunt hat, höre hier kurz, was der bisherige Inhalt war: Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bobby Croft, ein 17jähriger Straßenjunge, hat als Anführer eine Schlacht gegen seine Feinde, die Paulschüler, verloren. Nachdenklich durchstreift er die Straßen Liverpool und nennt dabei eine Dame an, die ihre Apfelmütze fallen läßt. Doch leicht verschönt schenkt sie Bobby die Apfel. Der wirft das letzte Gehäuse einem Lord auf die Krawatte. Da geschieh, etwas Seltsames. Statt in Zorn zu geraten, lästet der Lord den Hut und grüßt den kleinen Straßenjungen ehrerbietig. — Nach ein paar Tagen besiegt Bobby die Paulschüler. Doch mitten im Stegen nimmt er plötzlich vor zwei Herren Reichthum. Der eine ist Lord Dobernoon, dem er das Apfelgehäuse auf die Krawatte geworfen hatte, und der andere Oberst Cunning. Durch einen kleinen Freund Bobbys erfahren die beiden Herren seine Adresse, und am andern Nachmittage wird Bobby durch einen Diener aus der Schule abgeholt und zu seiner Mutter gebracht, wo auch die beiden Herren sind. Jetzt erfährt er, daß er sich von seiner Mutter trennen muß, um seinem Vaterland einen großen Dienst zu erweisen. Man bringt ihn in einer Kutsche fort. Am andern Morgen erwacht er in einem prächtigen Bett. Dann kommt ein Diener, der Henry heißt. Der zieht ihm eine Admiralsuniform an und nennt ihn „Königliche Hoheit“. Bobby muß dann gehen, grüßen und essen lernen. Schließlich ist aber seine Geduld zu Ende. Er macht nicht mehr mit. Henry geht hinaus und schließt ihn ein. Hier beginnt die Fortsetzung.

(2. Fortsetzung.)

Bobby hob den Kopf. Jetzt hatte er Gelegenheit herauszubekommen, wo er eigentlich war.

Ohne viel zu überlegen, stieg er auf das Fensterbrett und begann sich damit abzuplagen, den Riegel zurückzuschieben. Dabei

erkannte er an den gegenüberliegenden Häusern, daß er im Rathhaus war.

Eben bewegte sich der Riegel unter Bobbys Fäusten ein wenig, als sich die Thür öffnete, und eine ernste Stimme fragte: „Bobby, was treibst du da?“

Bobby erschrak nicht, obwohl der Eintretende Lord Dobernoon war, der vornehme Herr, auf den Bobby einst das Apfelgehäuse geschleudert hatte. Aber Bobby wußte nun, daß Lord Dobernoon dennoch sein Freund war. Deshalb gestand er offenherzig: „Ich wollte nach Hause. Seien Sie mir nicht böse, doch Henry quält mich allzu sehr.“

Lord Dobernoon wandte sich an Henry: „Lassen Sie es genug sein. Den Unterricht werden Sie dann in Ruhe an Bord fortsetzen.“

Lord Dobernoon reichte Bobby die Hand und ging mit freundlichem Gruß. Bobbys Augen hatten aufgeleuchtet, als er die Worte „an Bord“ hörte. Schiffe schwimmen gewöhnlich auf dem Meer. Er würde also auf See gehen.

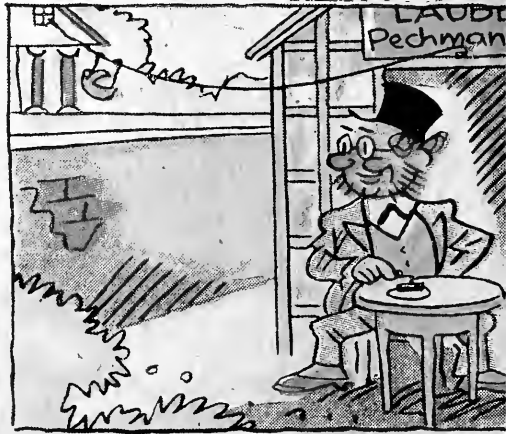
Am nächsten Morgen kam der Diener Henry viel früher als an den ersten zwei Tagen und wachte mit besonderer Strenge darüber, daß die Uniform, die Bobby anzog, vorschriftsmäßig saß. Dann ließ er den Knaben in sichtlicher Aufregung alle Bewegungen, die er mit ihm geübt hatte, wiederholen. —

Plötzlich hörte er ein Geräusch vor der Thür, sprang hin und riß sie auf. Sporen-

Professor Pechman



In seinem wunderschönen Hause
Schafft Pechmann Wunder ohne Pause.
Sein höchst genialer neuer Plan
Ist eine Speisen-Schwebebahn.



Ersparen soll sie viele Kröten;
Kein Kellner ist fortan von Räten.
Ein Knopfdruck, ganz amerikanisch,
Und alles schwebt heran mechanisch.



Und wieder wird der Knopf gedrückt,
Das Körbchen wird zurückgeschickt.
Nun bringt's Getränke: „Bahne frei!“
Tönt Pechmans lauter Warnungschrei.



Zu spät! Schon hat es sie erwischt,
Mit Pechmans Glück ist's wieder nicht.
Wer denkt auch gleich — du meine Güte,
An solche Riesen-Damenhüte?

Wirrend, in großer Paradeuniform, mit einem breiten Ordensband über der Brust trat Oberst Cunning ein. Er wandte sich zu Bobby und prüfte seine Uniform von oben bis unten mit durchbohrenden Blicken. „Gut, mein Junge,“ entschied er endlich. „Das Vaterland verlangt deinen Dienst, du mußt ihn leisten, ohne mit der Wimper zu zucken! Verstanden?“

„Nein, Herr Oberst,“ sagte Bobby laut. „Das macht nichts. Halte dich brav, grüße

recht stramm und hab' keine Furcht. Und jetzt komm!“

Doch Bobby zauderte und entschloß sich endlich zu fragen: „Soll ich auf ein Schiff, Herr Oberst?“

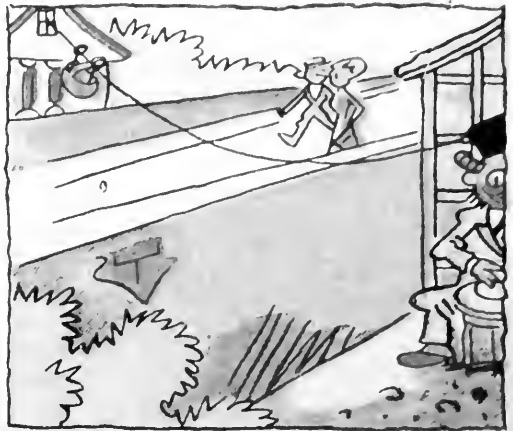
„Ja,“ knurrte der Oberst, ärgerlich über die Frage.

„Ich kann nicht auf das Schiff gehen, Herr Oberst,“ sagte Bobby da mit überraschender Entschlossenheit, „wenn ich nicht etwas mitnehmen darf.“

s neueste Erfindung



In seiner Laube sitzt man dann
Und futtert, was man futtern kann.
O selb, wer so unbehindert
Von ferne seinen Vorrat plündert!



O welche Wonne, so im Grünen
Sich ganz alleine zu bedienen
Durch eignen Sänge-Apparat,
Wenn weit und breit kein Menschlein naht.



Der Korb, auf so was nicht gefaßt,
Rippt um mit seiner ganzen Last
Und schüttet seine Flüssigkeiten
Auf die, die grad' vorüberstreiten.



Durchnäht und böse zugerichtet,
Man nun den Missetäter sichtet,
Man schreit: „Na warte, Freund, nun blech' man,
Du kriegst die Rechnung, lieber Pechmann!“

„Was willst du mitnehmen?“ fuhr Cuning den kleinen Jungen an.

„Meine alte Hose . . . Ich kann nicht auf das Schiff, Herr Oberst,“ sagte Bobby, „wenn ich nicht die karierte Kappe mitnehmen darf, die in der Hose steckt.“

Der alte Oberst mußte lachen, daß das Zimmer dröhnte, und rief: „Nun gut! Henry, schaff sie herbei!“

Henry gehorchte, und bald hielt Bobby die alte, verdrückte Mütze in der Hand, die

ihm sein Vater einst geschenkt hatte. Er knüllte sie ganz fest zusammen und steckte sie in die rückwärtige Tasche seiner Uniform. So, Bobby war gerüstet.

„Sind Eure Königliche Hoheit nun bereit?“ fragte der Oberst, und Bobby fiel es auf, daß er nun in einem ganz anderen Ton zu ihm sprach. Er nickte.

„Dann bitte ich Eure Hoheit, voranzugehen zu wollen!“ Ehe Bobby noch wußte, was geschah, stand er auf einer blumen- und

lorbeergeschmückten Freitreppe, die ihm den Blick über einen weiten Saal bot, an dessen Wänden Fahnen in den Landesfarben hingen, und in dem eine festliche Versammlung in andachtsvoller Stille wartete. Als Bobby jedoch auf der Freitreppe stand, ertönten Hochrufe von allen Seiten; alles winkte Bobby zu.

Dem kleinen Jungen schwindelte es in seiner engen Uniform. Als Cunning sah, daß Bobby völlig die Fassung verlor und im Begriffe war, davonzulaufen, trat er schnell neben Bobby, stellte sich so, daß er ihn gegen den Saal verdeckte, und gab Bobby einen tüchtigen Puff zwischen die Rippen. Dabei flüsterte er: „Zeig', daß du wert bist, die Uniform eines Admirals zu tragen!“

Die Grobheit des Obersten war das rechte Mittel, Bobby wieder zur Besinnung zu bringen. Der Knabe gehorchte, hob die Hand an den Zweispiz und grüßte ganz so, wie er es von Henry gelernt hatte.

Nun hörte Bobby wieder die Stimme des Obersten neben sich: „Genug begrüßt, — Zweispiz abnehmen!“

Bobby befolgte auch diesen Befehl. Im Augenblick, als er seinen braunen Kopf entblößte, wurde es totenstill im Saal, und langsam stieg ein Herr in einem prächtigen Talar mit einer großen, goldenen Kette um den Hals die breiten Stufen empor. Er machte vor Bobby einen sehr demüthigen Bückling, den Bobby in gleicher Weise erwidert

hätte, wenn ihm der Oberst nicht ins Ohr geflüstert hätte: „Hoheitsvoll mit dem Kopf nicken!“

So nickte Bobby denn steif mit dem Kopf, und der Herr mit der goldenen Kette um den Hals begann eine lange Ansprache, von der Bobby kein Wort

verstand. Sie schloß mit einem dreimaligen Hoch, in das die ganze glänzende Versammlung jubelnd einstimmte. Nachdem die Hochrufe verklungen waren, bahnten die Diener mit weißen Stäben eine Gasse, und Bobby ging langsam durch den langen Saal, dabei wie eine Puppe bald nach rechts und bald nach links nickend.

Doch als Bobby dann den Saal durchschritten hatte, die breite Prachttreppe des Rathauses hinabgestiegen war und auf den offenen Platz trat, da fiel er einen Augenblick aus seiner Rolle.

Vor dem Thor des Rathauses stand eine offene Kutsche, deren Räder golden glänzten, und vor die sechs herrliche Schimmel gespannt waren. Auf dem Vordach saß ein Kutscher mit einer ungeheuer langen Peitsche; neben ihm ein Lakai. Hinter dem eigentlichen Wagen standen noch drei Diener, denen kleine, weiße Zöpfe über ihre hellgelben Livreen fielen.

Als Bobby dieses Bild sah, klatschte er vor Entzücken in die Hände.

Der Oberst fuhr herum, sagte Bobbys rechte Hand und drückte sie so fest, daß Bobby den Schmerz bis in die Zehenspitzen fühlte. Gleichzeitig tat er so, als sei er dem Knaben beim Einsteigen behilflich.

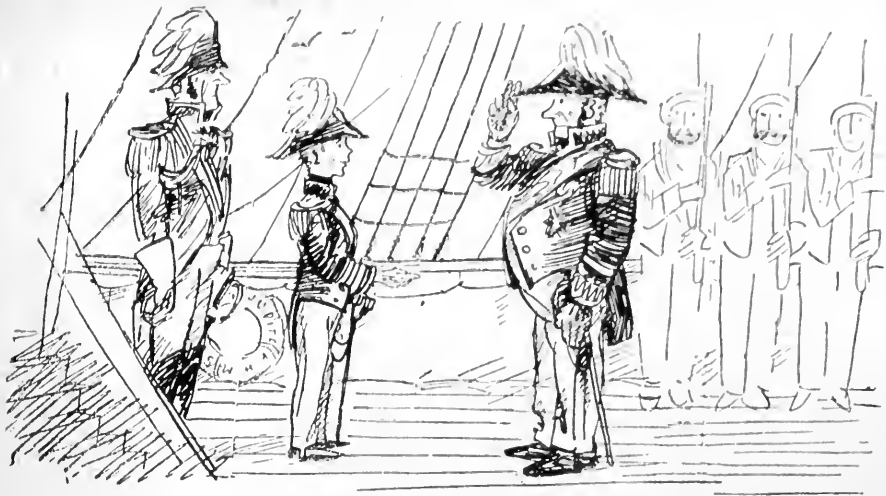
Dann begann Bobbys Triumphfahrt durch die große, schöne Stadt Liverpool. Oberst Cunning, sein Adjutant, saß links von ihm und flüsterte ihm zu: „Freundlich lächeln, aufrecht sitzen und vor allem — grüßen!“

Und Bobby lächelte und grüßte, und das Volk jubelte, als es Bobby erblickte. Plötzlich richtete sich Bobby ganz steil im Wagen auf und winkte mit der Hand, anstatt zu grüßen, zu einer bestimmten Stelle hinauf, wo sich ein paar Straßenjungen einen besonders günstigen Aussichtsplatz erobert hatten. Bobbys Gesicht wurde dabei blutrot, und seine Augen leuchteten. Er kannte die Straßenjungen, die dort hoch über den gewöhnlichen Zuschauern auf einem Baume thronten, und die doppelt so laut schrien, die ihre Mühen doppelt so hoch in die Luft warfen als alle anderen Jungen. Es waren Bobbys beste Freunde Jimmy und Tommy. Bobby winkte ihnen zu, und sein Gruß machte die beiden Knaben zu den stolzesten Jungen von ganz Liverpool — doch sie erkannten ihn zu Bobbys größtem Leidwesen nicht.

Vorüber — vorüber! Die schnelle Fahrt ging weiter, der breite Merseystrom wurde sichtbar. Eine große Flaggenparade der Far-



In den Zweigen eines Baumes saßen Bobbys beste Freunde.



Zu der Erzählung: „Admiral Bobby.“

Auf dem Deck des Kriegsschiffes wurde Bobby von einem hohen Seeoffizier empfangen.

ben aller Länder flatterte im Wind, und weiter draußen lag ein großes, schlankes Kriegsschiff, dessen Mannschaft in weißen Uniformen in Reih und Glied auf dem Deck und auf den Rahen in den Masten stand. Bobbys Augen leuchteten auf.

In prächtigem Bogen fuhr die sechspannige Prunkkutsche zwischen den Decks hindurch bis zu der Stelle, wo gewöhnlich die großen Passagierschiffe anlegten. Dort lag ein langes Boot, in dem sechzehn Matrosen unter dem Befehl eines Fregattenleutnants an den Rudern saßen.

Überall grüßten Fahnen und Wimpel, die Matrosen auf den Rahen riefen ihr „Hipp — hipp — hurra!“, und nach ein paar Minuten stand Bobby zum erstenmal in seinem Leben an Bord eines großen Kriegsschiffes. Es war der „Jupiter“.

Ein Seeoffizier in großer Paradeuniform meldete: „Herr Admiral, Kapitän Woolsey meldet sich gehorsamst als Kapitän Ihrer Majestät ‚Jupiter‘.“

Bobby sah erschreckt zu Oberst Cuning hinauf. Was sollte er tun? Cuning flüsterte ihm leise zu: „Danke!“

Da grüßte Bobby, reichte dem Kapitän die Hand und sagte: „Ich danke, Herr Kapitän!“

Kapitän Woolsey nahm achtungsvoll Bobbys Hand.

Eine kleine Stille entstand. Endlich fragte Kapitän Woolsey: „Befehlen Herr Admiral, daß der ‚Jupiter‘ in See sticht?“ — Und diese Frage beantwortete Bobby, ohne zu

Oberst Cuning aufzusehen. Mit heller, klarer Stimme sagte er: „Ja, wir wollen in See gehen, Herr Kapitän!“

Kapitän Woolsey hatte keinen anderen Befehl erwartet. Ein Pfiff ertönte, die Schraube begann sich rauschend zu drehen, und langsam und majestätisch glitt der „Jupiter“ den breiten Strom hinab, dem Meer zu. — Admirals Bobbys große Fahrt hatte begonnen!

Viertes Kapitel.

Bobby erfährt des Rätsels Lösung und hat eine schlechte Nacht.

Langsam schwand das Festland auf beiden Seiten dahin. Bobby schritt aufrecht an den Matrosen vorüber, die militärisch grüßten, und betrat mit Oberst Cuning einen kleinen, weißen Raum, an dessen geschlossene Luken das Meer rauschte.

„Dies ist dein Eck- und Empfangszimmer, und hier nebenan ist dein Schlafraum. Hier schläft dein Kammerdiener Henry, und jenseits ist der Raum für den Matrosen, der für alle schwereren Arbeiten jedergzeit zur Hand ist. Ich selbst habe meine Kajüte am Ende des Ganges. Hast du verstanden?“

„Ja, Herr Oberst!“ sagte Bobby, doch es war etwas sehr Unsicheres in seiner Stimme.

Cuning sah den kleinen Jungen, und der kleine Junge sah den großen Oberst an. Und plötzlich liefen dem kleinen Jungen zwei große Tränen die Wangen hinab. Nach einer Weile brummte der Oberst schließlich: „Warum heulst du?“

„Weil . . . weil . . .“ Bobby stockte, schluchzte: „Weil ich das alles gar nicht verstehe! Ich will wissen, was ich vorstelle, warum ich hier auf dem Schiffe fahre, und warum man nach meinen Befehlen fragt. Alles, alles will ich wissen, sonst schreie ich ganz laut heraus, daß ich kein Admiral und keine königliche Hoheit, sondern nur ein armer Junge bin, den man hier zum Narren hält!“

Die letzten Worte hatte Bobby dem Oberst mit funkelnden Augen ins Gesicht gesagt. Der Offizier ging zweimal durch die Kajüte und sagte: „Du bist ein wackerer, kluger Junge, mein Sohn. Du wirst und mußt alles erfahren. Laß dich jetzt von Henry umkleiden. Dann wollen wir miteinander sprechen wie zwei vernünftige Menschen.“ —

Henry stand schon bereit. Er reichte Bobby einen weißen Leinenanzug, leichte Schuhe und eine helle Kappe hinüber.

So trat Bobby denn eine Weile später in seine Empfangskajüte. Der Oberst hieß ihn auf dem kleinen Sofa Platz nehmen, setzte sich neben Bobby und sagte: „Ich halte dich für einen verlässlichen Jungen, der sein Vaterland liebt, und der es versteht, ein Geheimnis zu bewahren. Also höre: Du weißt, daß England die halbe Welt gehört. Es gibt nur noch ein Reich, das so groß ist wie England — das ist China, das uralte Kaiserreich der Mitte. Dieses mächtige Reich wird von einem sehr jungen Kaiser regiert.

„Unserer Königin liegt nun sehr viel daran, mit diesem jungen Kaiser in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Der junge Kaiser von China feiert in vier Monaten sei-

nen fünfzehnten Geburtstag. Das ist für ihn ein großer Tag, denn mit fünfzehn Jahren wird er nach den Gebräuchen seines Landes großjährig und kann von da an das Reich selbst regieren. Deshalb wird der Geburtstag des Kaisers von China dieses Jahr mit ganz besonderer Pracht gefeiert, und unsere Königin will den jungen Kaiser auf eine ganz besondere Art ehren: sie will ihren ältesten

Sohn, den Kronprinzen, der, wie du weißt, Prinz von Wales genannt wird, nach China schicken, um durch ihn dem Herrscher im Reiche der Mitte ihre Glückwünsche entbieten zu lassen. Der Minister der Kolonien und noch einige sehr hohe Beamte sollten den Kronprinzen auf seiner Fahrt begleiten, damit gleich Verträge abgeschlossen werden könnten, die unserer Königin für das Wohl Englands wünschenswert erscheinen.

„Du kannst dir denken, daß unser junger Kronprinz schrecklich froh war, als er hörte, er werde eine so weite Reise in fremde Länder unternehmen. Doch je näher der Tag seiner Abreise kam, desto schwerer wurde das

Herz der Königin. Nur mühsam gelang es dem Ministerpräsidenten, sie zu überzeugen, daß es unmöglich sei, den einmal angekündigten Besuch rückgängig zu machen. Es wäre eine tödliche Beleidigung für den jungen Kaiser gewesen.

„So mußte unsere Königin denn ihre Zustimmung geben, und alle Vorbereitungen zur Abreise des Kronprinzen wurden getroffen. Da trat plötzlich ein Zufall ein, der die Reise des königlichen Kindes völlig unmöglich machte.

(Fortsetzung folgt.)



Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.
„Wie die kleine Niddy Tänzerin wurde.“
Die kleine Niddy Impekoven als Tänzerin der Oper in Frankfurt am Main.

Wie die kleine Niddy Tänzerin wurde

Etwas aus dem Leben der Tänzerin Niddy Impekoven.

Kennt ihr die kleine Niddy, die Niddy Impekoven? — Sie ist eine sehr berühmte Tänzerin, die, wohin sie auch immer kommt, Bewunderung und Begeisterung erregt. Schon als kleines Mädel von fünf Jahren hat sie zu tanzen angefangen. Ihre erste öffentliche Tanzprobe gab Niddy auf einer Seereise, zu der ihre Eltern sie mitgenommen hatten. Auf dem Deck des Dampfers, auf dem sie fuhren, spielte eine Musikkapelle. Plötzlich hörten die Eltern Klein-Niddys das laute Beifallsklatschen einer riesigen Menschenmenge, die sich in der Nähe der Kapelle versammelt hatte. Schnell eilten sie hin und waren sehr überrascht, als sie ihr Töchterchen tanzen sahen. — Zwei Jahre später, auch auf einer Seereise, geschah das gleiche. Während die Leute am Strande ruhig auf- und abspazierten und eine Musikkapelle lustige Weisen spielte, begann Niddy plötzlich zu tanzen. Die Leute ringsum waren zuerst sehr erstaunt. Dann aber klatschten sie ganz laut Beifall; Klein-Niddy machte sich aber daraus gar nichts; sie tanzte in der Sonne, sie tanzte auf dem Rasen und war glücklich, daß sie überhaupt tanzen durfte.

Aber dann hat sie richtig lernen und arbeiten müssen. Und sie war äußerst fleißig und sorgfältig in allem, was ihre Kunst anbetraf. Sogar ihre Tanzkostüme hat sie mit ihrer Mutter selbst geschneidert und genäht. Außer ihrem Talent zum Tanzen besitzt Niddy aber auch noch andere. Sie malt sehr gut und kann sehr hübsche



Die Tänzerin Niddy Impekoven mit ihrer Mutter beim Schneidern neuer Tanzkostüme.



Niddy Impekoven in ihrem Tanz als „Münchener Kaffeewärmer“.

Märchen erzählen, von denen eins: „Die Fee Unsterblichkeit“ sogar veröffentlicht wurde. Aber eins hat sie einmal offen zugestanden: sie hätte immer lieber stundenlang getanzt,

als in der Schule auch nur eine Stunde gerechnet. Ja, wenn man die Ziffern tanzen könnte! Das wäre etwas anderes. Aber so war Rechnen ihre schwache Seite. Berühmt ist Niddy Impekoven aber doch geworden! Und mindestens ebenso beliebt wie all die großen Künstlerinnen, die bei ihrem Auftreten ungeheure Mengen Blumen erhalten. Bei Klein-Niddy waren es keine Blumen, aber viele, viele Schokolade und Bonbons.

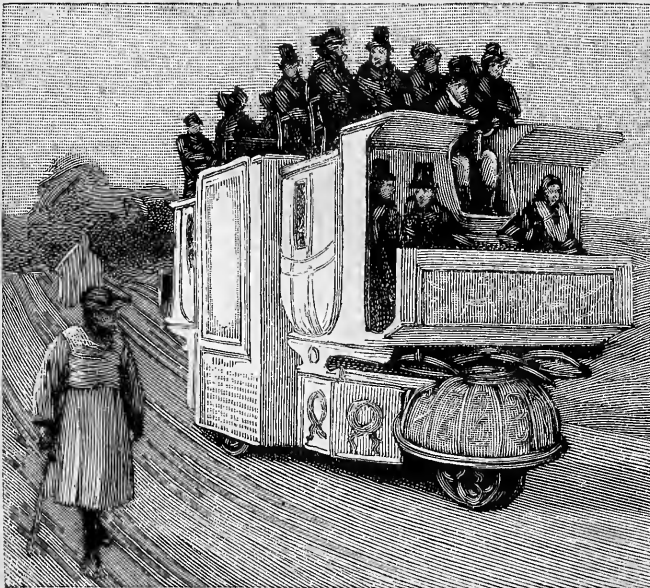
Der Urahne unseres Automobils

Wenn ihr heute die schönen, schlanken Automobile durch die Straßen flühen seht, denkt sicherlich keiner von euch daran, daß man vor gar nicht allzu langer Zeit diese Gefährte noch gar nicht kannte. Eure Großeltern werden euch sicher noch von den Dampfswagen erzählen können, die auf den Landstraßen dahinrumpelten und kaum schneller vorwärts kamen als die Fußgänger. Diese Dampfswagen, von denen ihr einen auf unserem Bilde seht, kann man als Urahnen unseres Automobils bezeichnen, denn ihr werdet zugeben müssen, daß er eine, wenn auch geringe Ähnlichkeit mit einem Lastautomobil besitzt. Der Wagen, den ihr auf der Abbildung seht, ist ein englischer und von William Church erfunden. Er verkehrte im Jahre 1832 zwischen Englands Hauptstadt London und der Stadt Birmingham. Sehr bequem mag die Fahrt darin nicht gewesen sein, denn ich glaube, daß die Leute ordentlich durchgeschüttelt und gerüttelt wurden. Betrieben wurde der Wagen, wie schon gesagt, mit Dampf. Heute dagegen, das wißt ihr ja, werden die Automobile durch Benzin oder benzinähnliche Stoffe in Gang gebracht. Ganz

neue Autos brauchen aber nicht einmal mehr Benzin, weil sie elektrisch betrieben werden können. Wenn das die Leute, die sich damals in den „Dampfrumpelkäfer“ ihre Glieder wund stoßen lassen mußten, sehen und mit ihnen fahren könnten! Ich glaube, die würden sich wundern!
Onkel Otto.



Habt ihr noch Sicherheitsnadeln, Taschentücher und Hosentnöpfe? Ja? Dann kann ich euch getrost neue Pfänderspiele verraten. Eine der beliebtesten Pfandauslöseaufgaben ist Sch u h - R e n n - Spiel. Der Pfandverlierer wird hinausgeschickt; rasch ziehen alle Mitspielenden ihre Schuhe oder Stiefel aus (hoffentlich hat niemand Fenster für seine Zehen im Strumpfl) und stellen sie öllig vertauscht in einer Reihe auf. Nun muß der Pfandauslöser jedem Mitspielenden die richtige Fußbekleidung zuschustern. Mißlingt es ihm, und irrt er sich in der Verteilung, so erhält er von dem wahren Schuhbesitzer einen möglichst kräftigen Nasenstüber. Uebrigens fällt mir bei „Nasenstüber“ noch ein Pfänderspiel ein. Der Pfandverlierer wird hinausgeschickt; jeder Mitspielende bewaffnet sich mit einer Zeitung und setzt die Kopfbedeckung von einem der Anwesenden auf. Dann verlassen alle das Zimmer. Der Hinausgeschickte wird zurückgerufen, und einer nach dem andern steckt nur seinen Kopf zur Tür herein. Er hält sich dabei die Zeitung fest vors Gesicht und hat sich nur Raum für die Nase geschaffen. An dieser Nase muß er nun erkannt werden. Mißlingt's, so dürfen alle „Verannten“ den Pfandauslöser tüchtig an der Nase ziehen!
Onkel Otto.



Der Urahne unseres Automobils.

William Churchs Dampfswagen, der im Jahre 1832 zwischen London und Birmingham verkehrte.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

be — ho — burg — del — der — drei
 — eb — el — ex — gen — le — len — mal
 — mö — ni — nie — phi — port — re — rad
 — rich — richt — rit — sehn — si —
 — sit — ter — ter — ter — tich — tracht
 — ul — un — vet — xe —

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Taucher“ ergeben („ch“ und „sch“ sind als ein Buchstabe gerechnet). Die Wörter bedeuten: 1. Knabennamen, 2. Meerjungfrau, 3. Beförderungsmittel, 4. Orakelstadt, 5. Meeresgezeit, 6. alte Festung, 7. Stadt in Schweden, 8. Ausfuhr, 9. schlechte Eigen-

schaft, 10. Bildungsanstalt, 11. Verwandtschaftsgrad, 12. Teil des Armes, 13. Mädchenname, 14. Papagei, 15. Belehrung,

Geographie.

Meine erste Silbe: Vorwort oder Präposition, Besinne dich, du lernest dies in der Schule schon,

Die drei letzten als Mädchenname wohl bekannt,

Auch wird ein Heideblümchen so genannt, Das Ganze die mächtigste Republik, Gar mancher versuchte wohl dort sein Glück!

Auflösung der Rätsel aus Nr. 17.

Der verwandelte Baum: Linde, Linie. •
 Lotterie: Verloßt, Verlust.

Silbenrätsel:

Wie du mir, so ich dir.

1. Wiesbaden, 2. Durchlaucht, 3. Mirabelle, 4. Chauffeur, 5. Ichthyosaurus, 6. Direktor.

Fridolins Lachkabinett

Der kleine Kurt will durchaus mit den Eltern mit, die zu einer Gesellschaft geladen sind. „Aber Kind, du bist doch nicht eingeladen, weil du noch viel zu klein bist.“

Da meint Kurt ganz ärgerlich: „Na, wartet man, wenn ich erst groß bin, da gebe ich eine ganz große Gesellschaft und lade keinen Menschen ein.“



Mutter: „Wohin hast du die Schalen der Nüsse gebracht, die du in der Straßenbahn gegessen hast, Hansel?“

Hansel: „Ich habe sie dem neben mir sitzenden Herrn in die Tasche gesteckt.“

Hänschen kam am ersten Schultag strahlend nach Hause und rief: „Vater, Mutter, ich habe schon schreiben gelernt. Paßt mal auf!“

Er nahm seine Tafel und kritzelte sie voll. „Na, nun lies mal vor,“ sagte die Mutter. „Lesen? — Ja, Mutti, lesen habe ich doch noch nicht gelernt.“



Lehrer: „Wenn 1 Mann ein Haus in 12 Tagen bauen kann, so können 6 Männer es in 2 Tagen tun.“

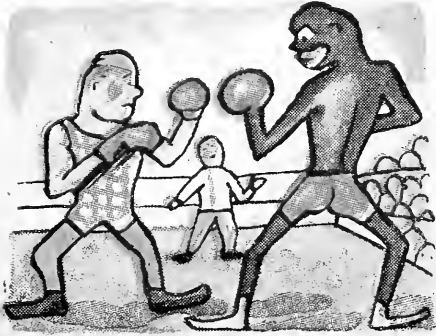
Peter: „Und wenn ein Schiff den Ozean in 6 Tagen durchfährt, dann können wohl 6 Schiffe ihn in einem Tag durchfahren, Herr Lehrer?“



Horst: „Ich lasse mir von meinem Vater Geld geben, damit ich mir Äpfel kaufen kann.“

Herbert: „Ach, das mache ich viel einfacher. Ich schneide der alten Äpfelfrau Fragen. Dann wirft sie mir ein paar Äpfel an den Kopf.“

Wie die Jungfer Helene den Boxer Pampe in die Flucht schlug



Den schwarzen Boxer kennt man lange,
Doch Benjamin hat keine Bange.
Gelassen, selbstbewußt und groß
Erwartet er des Gegners Stoß.



Der Kampf entbrennt: ein Stoß ans Rinn —
Schon ist der Weltpreiboxer hin.
Mit starker und geübter Hand
Streckt Benjamin ihn in den Sand.



Es jauchzt das Volk, und Kampfen ziert
Der Lorbeerfranz, der ihm gebührt.
Kraftvoll und männlich steht er da;
Ein Glanzstück für die Kamera



Da kommt, in heißer Lieb' entbrannt
Die Jungfer Lene angerannt.
Als Dolmetsch ihrer Hochgefühle
Sält sie den Blumenfrauß am Stiele.



Da faßt den ruhmgekrönten Recken
Vor dieser Jungfrau blasser Schrecken.
Der Photographenkasten fällt,
Es rennt davon der starke Held



Der Jungfrau jauchzt man zu begeistert,
Weil sie den Meister hat bemieistert.
Der Held des Tages ist jetzt Lene —
Es ist 'ne wundervolle Szene.

Der seitere Fridolin

Fortsetzung von
Admiral Bobby
Bobby erfährt,
warum er plötzlich Admiral ist!

SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Ein kleiner Chinesenjunge als Straßenmusikant.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.)

Chinesische Strassenmusikanten

Von Dr. Ernst Abt.

Seid ihr schon einmal in China gewesen? Natürlich lacht ihr mich wegen dieser Frage aus. Offengestanden: ich war auch noch nicht dort. Aber ich habe mir viel darüber erzählen lassen. In keinem Land leben so viele Bettler wie in China. Die Armut ist groß und eine staatliche Unterstützung kennt man dort nicht. So ziehen Tausende von Bedürftigen durchs Land, betteln und singen und verdienen so ihr kärgliches Mahl. Manchmal treten sie auch in Scharen auf, trotten dann im Gänsemarsch einher und stimmen ein recht klägliches Lied an. Andere wieder lassen sich ein Bein wegschnüren, um durch solche oder ähnliche Gebrechen das Mitleid der Vorübergehenden zu erwecken. Die meisten Bettler aber fristen als Straßen-

musikanten ihr Leben. Musik ist nämlich in China sehr beliebt, weil sie den Zuhörer immer in angenehme Stimmungen versetzt. Für europäische Ohren klingt chinesische Musik freilich durchaus nicht angenehm. Die Straßensänger spielen zumeist auf dem Hsien, einem „Banjo“, wie unser Bild es zeigt, oder auf der Pi-pa, einer Art Gitarre. Häufig ersinnen sie sich die bald gefühlvollen, bald witzigen Liedertexte selbst. Solch ein bekanntes Lied lautet wörtlich übersetzt und entsprechend gereimt: „Grün die Grasau, weiß der Frühtau, friert und fest liegt, Laub wird frostgrau. Auf dem Strom blau sah im Schiffsbau meinen Mann ich reisen weg rauh. Könnt' zum Ostgau ich im Wind lau mit ihm reisen, seine Hausfrau!“



Chirurgus Weiss

Eine Erzählung von Mathilde Weil.

Die Offenheit des jungen Arztes gefiel dem Kurfürsten so gut, daß er sich gern einer Kaltwasserkur unterzog, die ihm Weiß verordnete. Und da er sich danach viel wohler fühlte, behielt er den jungen Wundarzt an seinem Hofe. Dies erregte große Mißstimmung bei den beiden anderen Hofärzten.

Doch August der Starke ließ sich nicht beirren, und Chirurgus Weiß gewann täglich mehr Einfluß auf den Kurfürsten.

August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, lernte einst auf seiner Reise einen einfachen Wundarzt kennen, der ihm wegen seiner Gradheit und Schlichtheit außerordentlich gefiel. Chirurgus Weiß, wie er sich nannte, sagte dem Kurfürsten ganz ungeschminkt, daß seine große Körperfülle, auf die der Kurfürst immer sehr stolz gewesen war, höchst ungesund sei, und der Kurfürst schleunigst etwas für seine Abmagerung tun müsse.

Der Zufall nun wollte es, daß August der Starke sich eine kleine Verletzung an einer Fußzehe zuzog, diese aber nicht weiter beachtete, bis sich unerträgliche Schmerzen einstellten. Da endlich zeigte er die Zehe dem jungen Wundarzt, der sichtlich erschraf und zur schleunigsten Entfernung der Zehe riet. Dazu konnte sich aber der Kurfürst nicht gleich entschließen. Er ließ die beiden Hofärzte kommen, und als diese die Ansicht des Chirurgen Weiß hörten — widerrieten sie natürlich dringend und baten, man möge den

berühmten Chirurgen Petit aus Paris kommen lassen.

Chirurgus Weiß sagte nichts; als aber die Schmerzen im Fuß des Kurfürsten so arg wurden, daß er sich zu Bett legen mußte, begab sich Weiß zu dem Leibkosaken Peter, der dem Kurfürsten überaus treu ergeben war, und ihn außerordentlich liebte und verehrte, da ihm der Kurfürst einst in einer Schlacht gegen die Schweden, wo Peter unschuldigerweise als Spion hätte hingerichtet werden sollen, das Leben rettete.

„Peter,“ sagte Weiß, „unser Herr ist in Lebensgefahr; in seiner Zehe zeigt sich der Brand. Wird sie nicht schleunigst noch in dieser Nacht abgenommen, so besteht Gefahr, daß diese furchtbare Entzündung den ganzen Fuß ergreift. Und bis Petit aus Paris eintrifft, ist der Kurfürst vielleicht schon unrettbar verloren. Ich bin bereit, wenn du mir beistehst, diese Operation heute nacht vorzunehmen. Ich werde den Kurfürsten in tiefen, narkotischen Schlaf versenken, die Zehe auf meine Verantwortung abtrennen und so sein Leben retten. Doch mußt du mir helfen, ich muß mich auf dich, Peter, verlassen können.“

Peter sagte es zu, und Chirurgus Weiß drückte dem Leibkosaken die Hand. „Ich bau auf dich. Ich werde schnell alles Nötige vorbereiten.“

Als die Nacht kam, entfernten sich die beiden Hofärzte, und der junge Wundarzt übernahm mit dem Leibkosaken Peter die Nachtwache.

Dann mischte Weiß ein starkes Schlafmittel in den Trunk des Kurfürsten und versenkte August den Starken in einen tiefen, fast todähnlichen Schlaf.

Schnell nahm jetzt Weiß, unterstützt von dem treuen Leibkosaken, die Operation vor, die glatt gelang.

Wohl stöhnte der Kurfürst furchtbar auf und rief im Schlafe — „Weiß, was soll das? — der Fuß brennt verdammt!“

Weiß war aber gleich mit einem Beruhigungsmittel zur Hand — und dannverband er rasch den Fuß.

Als am andern Morgen der Kurfürst gestärkt erwachte, bemerkte er seinen verbundenen Fuß, der aber nun nicht mehr so entsetzlich schmerzte.

„Was soll das heißen, Weiß?!“

„Halten zu Gnaden, Majestät! Ich habe mir erlaubt, die kranke Zehe abzutrennen. Es zeigen sich untrügliche Zeichen des

Brandes, und wäre dies nicht geschehen, wären Majestät unrettbar verloren gewesen!“

Erst wollte der Kurfürst empört aufahren, aber die schlichte Ruhe des jungen Wundarztes beruhigte August; er nahm eine goldene Dose, die auf seinem Nachttischchen stand und übergab sie dem jungen Chirurgen. „So, Weiß, da hat Er ein Andenten an seinen Mut!“

Als nach fünf Tagen der berühmte Chirurg Petit aus Paris anlangte, und die Hofärzte ihm von der Erkrankung des Kurfürsten erzählten, rief Petit ärgerlich: „Aber zum Kukud, da holt ihr mich im Eilwagen aus Paris her, und es wird doch zu spät sein! Dem Anscheine nach war die Zehe brandig, und wenn sie nicht zur rechten Zeit entfernt wurde, ist Euer Kurfürst verloren!“

„Die Zehe wurde zur rechten Zeit entfernt!“ nahm da Chirurgus Weiß das Wort, der sich bis dahin bescheiden im Hintergrund gehalten. „Ich tat's auf eigene Verantwortung, eingedelt Eurer weisen Lehren, mein Herr und Meister!“

„Ah, sieh' da, mein Lieblingschüler Weiß ist hier. Nun meine Herrn, in bessern Händen konnte Euer Kurfürst gar nicht sein.“

In kürzester Frist genas der Kurfürst, und fortan ließ er sich nur mehr von dem schlichten Wundarzt behandeln, während er die beiden Hofärzte danonjagte.

Der treue Leibkosak erhielt gleich dem Chirurgus Weiß eine große, wahrhaft fürstliche Belohnung, und bis an das Ende seiner Tage behielt August der Starke diese beiden Getreuen um sich.



Der Kurfürst schenkte Weiß aus Dankbarkeit eine goldene Dose.



Dreht sich die Erde wirklich?

Etwas über Foucaults Versuch im Jahre 1851.

Von Artur Fürst.

Es ist eine merkwürdige Frage, die in der Ueberschrift steht, nicht wahr? Natürlich, selbstverständlich dreht sich die Erde! Das wissen wir doch alle! Es hat aber einmal eine Zeit gegeben, in der das gar nicht selbstverständlich war, wo ein jeder einen solchen Vorgang für das denkbar Unnatürlichste hielt. Der Grund der Erde galt als das Feststehende, einzig Ruhende im Weltall, um das die Sonne und alle Sterne kreisten. Erst Nikolaus Kopernikus stellte in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Behauptung auf, die Sonne wäre der Mittelpunkt unseres Weltsystems, in dem die Erde nur ein bescheidenes Sternchen sei, das sich mit vielen Genossen um den Zentralkörper und noch dazu um sich selbst drehel.

Ein Jahrhundert lang wollte diese kühne Lehre den Menschen gar nicht in den Kopf. Auch kluge Leute, die darüber nicht verächtlich lächelten, vermochten sich beim besten Willen nicht vorzustellen, daß die Erde eine Drehbewegung ausführe, weil sie gewohnt waren, sie als das Urbild der Ruhe anzusehen. Es schien ihnen verständlicher, daß die Fixsterne, die doch sämtlich so furchtbar weit von der Erde entfernt sind, sich immer wieder in 24 Stunden im Kreis um diese herumzwingen. Dazu waren aber Geschwindigkeiten nötig, die selbst für Weltenkörper völlig unmöglich sind.

Wir heute sind alle mit der Lehre des Kopernikus aufgewachsen und kennen gar nichts anderes. Wir sind überzeugt, daß die Erde sich dreht. Alle astronomischen Beobachtungen bestätigen dies auch als Tatsache; aber hat schon jemand wirklich beobachtet

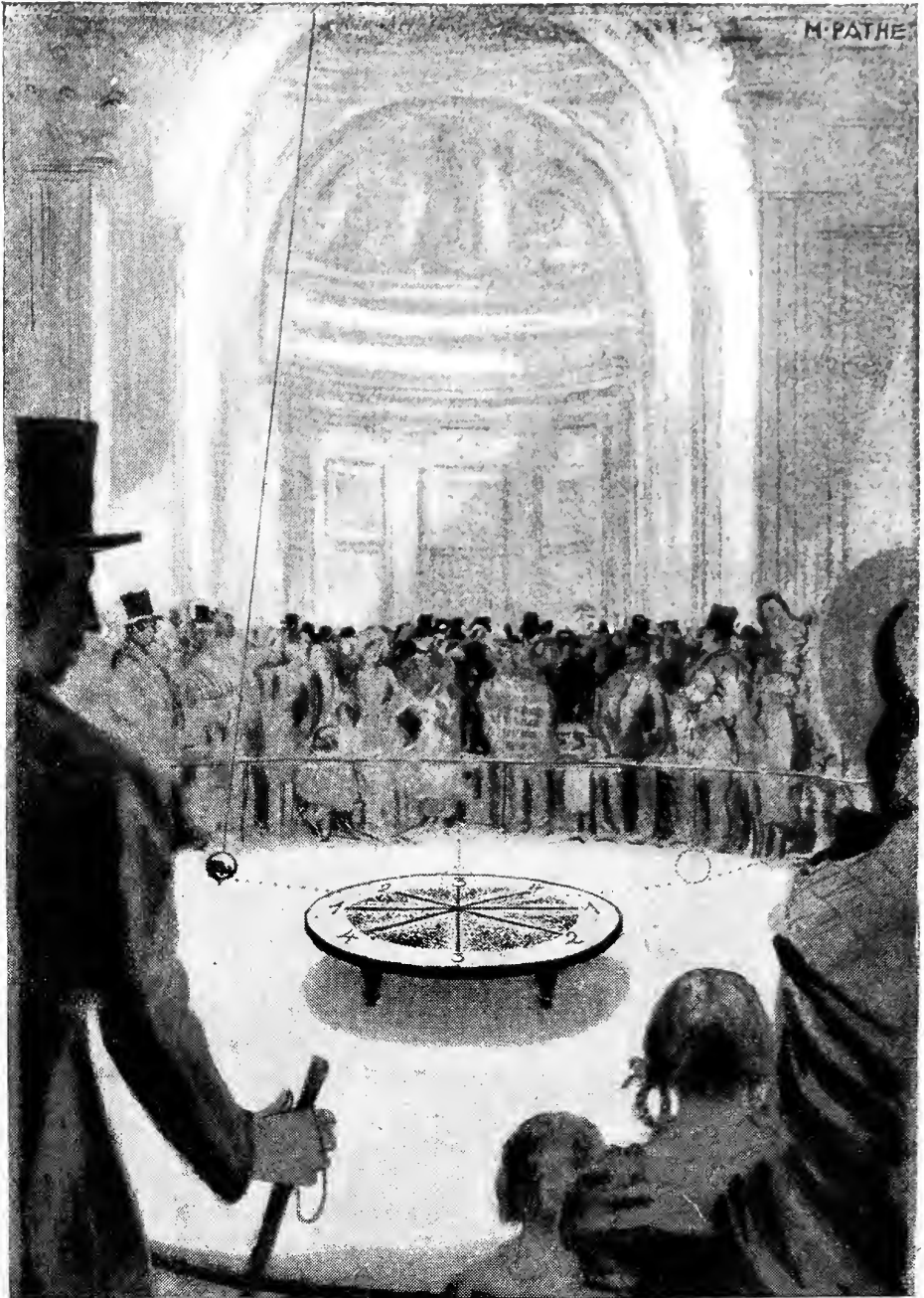
können, daß die Erde sich alltäglich um ihre Achse wälzt? Alles was wir sehen, alle Geschöpfe, die Häuser, die Luft und die Wolken, machen ja die Drehbewegung mit. Schön wäre es aber, wenn die gewaltige Lehre des Kopernikus durch den Augenschein bewiesen werden könnte.

Das ist tatsächlich geschehen, so unwahrscheinlich es klingt. Ein sehr kluger Mann, der französische Gelehrte Léon Foucault, hat im Jahre 1851 einen prachtvollen Versuch ausgeführt, der die Drehung der Erde um sich selbst klipp und klar vor Augen führte.

Hierzu mußte er etwas auf der Erde schaffen, das man sehen kann, das aber doch an der Erdbewegung nicht teilnimmt, sondern im Weltenraum ruht, so daß die Erde sich dagegen verschiebt. Denn nur dadurch, daß ein Körper seine Stellung zu einem anderen verändert, vermag man eine Bewegung zu erkennen.

Das im Weltenraum Ruhende, das Foucault schuf, konnte kein Körper sein. Ein solcher hätte auf keine Weise zum Stillstehen gebracht werden können. Der Gelehrte mußte etwas Ungreifbares, Stoffloses nehmen, aber doch etwas Sichtbares. Das klingt sehr geheimnisvoll und ist doch, wie alle wahrhaft großen Dinge, sehr einfach.

Wenn man ein Pendel um den festen Punkt, an dem es aufgehängt ist, hin und her schwingt, dann bewegt es sich über einer Fläche. Sie reicht vom Aufhängungspunkt bis zur Spitze des Pendels und vom äußersten Pendelausschlag nach rechts, zum äußersten Pendelausschlag nach links. Diese



Wie die Drehung der Erde um sich selbst von Foucault im Jahre 1851 im Pantheon zu Paris bewiesen wurde.

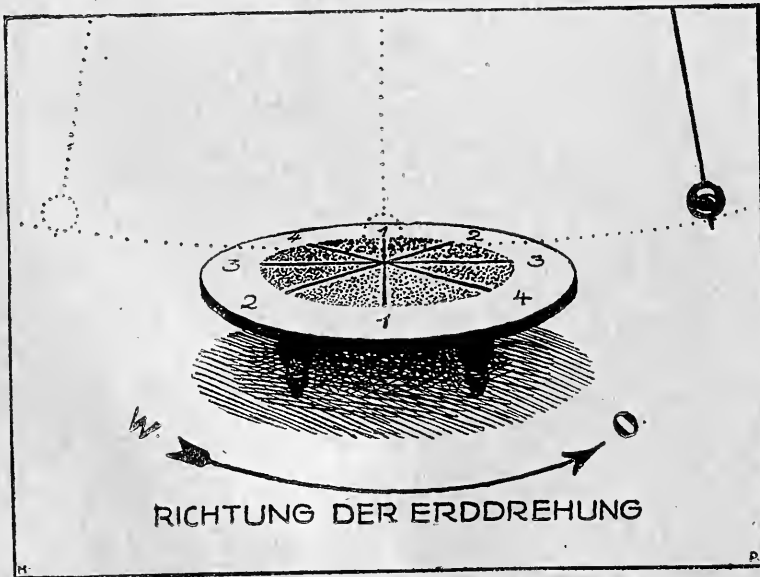
Ein Riesependel schwang über einem mit Linien versehenen, niedrigen Tisch. Es wurde um 12 Uhr mittags so in Bewegung gesetzt, daß sich seine Spitze über der Linie 1—1 bewegte.

Schwingungsfläche des Pendels oder Schwingungsebene ist eigentlich gar nichts; man glaubt sie aber doch richtig sehen zu können. Nun hat ein Pendel, wenn es einmal angestoßen ist, ein recht kräftiges Bestreben, immer in derselben Fläche zu schwingen. Es bleibt darin, wenn es nicht mit Gewalt hinausgeschwungen wird. Hängt das Pendel, wie in unseren Uhren, an einer fest aufgeschraubten Vorrichtung, dann wird es von der sich drehenden Erde mitgenommen, und die Schwingungsebene ändert fortwährend ihre Lage im Weltenraum.

Foucault aber richtete sein Pendel so ein, daß die Aufhängung nicht fest, sondern leicht drehbar war. Dazu nahm er noch ein sehr langes, schweres Pendel, daß besonders große Kraft hat, in der einmal angenommenen Schwingungsebene zu verharren. Er machte den Versuch in dem riesigen Gebäude des Pantheon zu Paris, dessen Kuppel sich fast 70 Meter über dem Boden der darunter liegenden Halle wölbt. Droben war an einer fein ausgedachten Vorrichtung ein Drahtseil befestigt mit einer 25 Kilogramm schweren Eisenkugel am Ende, deren angefezte Spitze bis fast auf den Boden reichte. Drahtseil und Kugel bildeten das gewaltige Versuchspendel. Wenn

es zur Seite gezogen und losgelassen wurde, brauchte es die sehr lange Zeit von acht Sekunden, um eine seiner mächtigen Schwingungen zu vollenden.

Unter dem Pendel war ein niedriger Tisch aufgestellt und mit Strichen dertart versehen, wie unsere Bilder es zeigen. Um 12 Uhr nachmittags wurde das Pendel so in Tätigkeit gesetzt, daß seine Spitze über der Linie 1—1 schwang. Foucault behauptete, daß es sechs Stunden später, wenn die Erde ein Viertel ihres Laufs um sich selbst beendet hätte, über die senkrecht auf 1—1 stehende Linie 3—3 schwingen würde. Viele Gelehrte und eine große Volksmenge wohnte dem Versuch in der prächtigen Halle des Pantheon bei. Nach gar nicht langer Zeit sah man bereits deutlich, daß das Pendel nach Westen abzuweichen begann, indem seine Schwingungsebene im Weltenraum stehenblieb, während die Erde sich nach Osten drehte. Und um 6 Uhr abends lief die Spitze tatsächlich über die Linie 3—3. Mit ungeheurer Freude wurde dieses Ereignis von den Anwesenden begrüßt; hoher Stolz, große Freude, und Dankbarkeit gegen Foucault erfüllte ihre Gemüter, weil sie die ersten gewesen waren, deren Augen die Drehung der Erde wirklich wahrgenommen hatten.



Sechs Stunden später.

Das Weltenraum-Pendel hatte die Lage seiner Schwingungsebene nicht verändert, aber die Erde hatte eine Viertel-Drehung um ihre Achse ausgeführt. Um 6 Uhr abends schwang die Pendelspitze daher über der Linie 3—3.

Fünfundzwanzig Jahre später, 1901, wurde der Versuch zu Ehren Foucaults in Paris an der gleichen Stelle mit der gleichen Anordnung wiederholt. Damals sah der Verfasser dieses Aufsatzes das Weltenraum-Pendel schwingen, und er fühlte, als die Abweichung von der ursprünglichen Richtung hervortrat, seine Seele von einem Hauch der Ewigkeit berührt. Ihr könnt mir's alle glauben, die sich Erde dreht, die wirklich!



ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Fröschel.

Freunde, heute beginnt die 3. Fortsetzung von „Admiral Bobby“. Für diejenigen von euch, die den Anfang der Erzählung noch nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Bobbys Erlebnissen steht. Wer einen solchen Druck haben will, schreibe es mir. Er kostet 200.— M. portofrei.

Fridolin.

(3. Fortsetzung.)

Der Oberst fuhr in seiner Erzählung fort: „Der Kronprinz hatte seinen Geburtstag gefeiert. Zu diesem Fest wurden alle Kinder des königlichen Hauses und zahlreiche Knaben und Mädchen aus den höchsten Adelsfamilien in das königliche Schloß geladen, wo es eine herrliche Feier mit unendlich viel Schokolade und Kuchen gab. Da zeigte sich nun, daß ein prinziplicher Magen auch nicht mehr vertragen kann als der Magen ganz gewöhnlicher Kinder. Der Kronprinz ließ sich die Schokolade und den Kuchen allzu gut schmecken, und als die Geburtstagsfeier zu Ende war, hatte er sich den Magen gründlich verdorben. Noch in der Nacht mußten sechs Ärzte an sein Bett gerufen werden, doch alle ihre Pillen und Arzneien nützten nichts. Der dumme Magen blieb verdorben, und der Kronprinz verbrachte ein paar sehr schlechte Tage. Als er endlich wieder halbwegs genesen war, sah er sehr schlecht aus, war schwarz auf den Füßen und fühlte sich recht elend.“

Die Sorge der Königin kannst du dir wohl denken, lieber Bobby, und als die Ärzte erklärten, daß der Prinz noch ziemlich lange Zeit strenger Schonung bedürfe, da verbot Ihre Majestät ein für allemal,

von der Reise des Kronprinzen überhaupt noch zu sprechen. Wenn sich der Prinz schon in London so sehr den Magen verdarb, was konnte ihm erst in China zustoßen, wo es vielleicht gebadene Regenwürmer zu Mittag gab? Die Königin erteilte den Befehl, daß der Besuch des Kronprinzen abgesagt werde. Die Minister waren außer sich.

An diesem Tag fuhr Lord Dobernoon, der erste Kämmerer der Königin, in schweren Sorgen nach Hause. Da wurde, während er in tiefen Gedanken in seinem Wagen saß, ein abgenagtes Apffelgehäuse nach ihm geworfen.“

„Ja, du warst es, Bobby,“ fuhr Oberst Cunning fort. „Lord Dobernoon sah auf. Dort stand ja der Erbe der englischen Krone in kurzen Hosen und plumpen Schuhen! Der Lord griff nach dem Hut und wollte bereits ehrfürchtig grüßen, als er seinen Irrtum erkannte. Nein, es war nicht der Kronprinz selbst, es war nur ein ungezogener Straßenjunge, der dem Kronprinzen so ähnlich sah wie ein Ei dem anderen.“

Im selben Augenblick kam dem Lord ein kühner Gedanke. Er mußte diesen Straßenjungen noch einmal sehen, dieser kleine Kerl konnte vielleicht dem mächtigen England aus einer schweren Verlegenheit helfen. Lord Dobernoon sah sich noch einmal nach dem Knaben um und winkte ihm; doch der dumme Bengel machte kehrt und lief davon.

Du weißt am besten, Bobby, wie sehr wir dich in den nächsten Tagen suchten, und wie schwer es uns gelang, dich zu finden. Endlich aber erfuhren wir doch, wo du wohntest!

Wie Laatsch und Bommel



Bommel und sein Spießgeselle
Bitten nun um eine Stelle,
Denn sich redlich zu beköftchen,
Dazu braucht der Mensch ein Fößtchen.



Cowboys oder Viehgendarme
Werden sie auf einer Farme;
Trotz der Bullenglut nicht faul
Traben sie nun hoch zu Gaul.



Und den Lasso wirft er munter,
Reißt dabei den Freund herunter,
„Hilf!“ sieht man diesen stammeln,
Und am Strick den Bommel hanteln.



Sa! Was taucht da, giell besonnt
Sinten auf am Horizont?
Laatsch, erschrickt, erkennt geschwind's,
„Himmel! Indi-ner find's!“

Lord Dobernoon und ich trugen deiner Mutter die Sache vor. Wir erklärten ihr, daß das Vaterland ihren Jungen brauche. Mit ihrer Erlaubnis brachten wir dich in das Rathaus, wo dich der alte Henry in einen Kronprinzen und Admiral verwandeln mußte, denn der Kronprinz von England ist auch immer Admiral der englischen Flotte. Du weißt ja, daß es gelang. Nun mußt du weiter der

Kronprinz von England sein. Der Kaiser von China erwartet den Besuch des Prinzen. Ist es da ein fürchtbares Verbrechen, wenn irgendein anderer Junge, wenn du ihn besuchst, und nicht der echte Kronprinz? Versteh' mich recht, Bobby: die Besuche von Prinzen und Königen sind immer nur Form-sachen; eigentlich besuchen sich dabei nicht Menschen, sondern nur Uniformen, Titel und

an den Marterpfahl kamen



Doch nicht nur die Sonne sticht,
Auch die Bremse ist erpicht,
Daß sie einem armen Pferd
Noch das Leben recht ershwert.



Daß der Gaul, der 'n Stich empfangen
Gleich mit Bommel durchgegangen
Ist sein Recht, sein angekamtes.
Aber Laatsch ruft: „Dies, verdammtes!“



Dolche haben sie und Kolter,
Scharfe Messer und Revolver,
Ja, mit Roten in Brasilien
Ist, weiß Gott, nicht gut zu spielen!



Und man sieht die beiden wimmern!
Wird ihr Los sich noch verschlimmern?
Wird der Rothaurtrat beschließen,
Daß der Freunde Blut muß fließen?

Oden. Die eigentlichen Verhandlungen werden von den Ministern und den hohen Regierungsbeamten geführt, die königlichen Herrschaften selbst kommen nur mit, damit das Volk etwas zum Gaffen hat, und damit der Höflichkeit Genüge geschieht. Der Kaiser von China kennt dich nicht. Alles wird sich über den Besuch des angeblichen Prinzen freuen, die guten Chinesen werden sich die

Hälse vor Begeisterung ausschreien, und unser Minister wird hoffentlich den Vorteil für England erreichen, den er in China durchsetzen will; verstehst du das, Bobby?"

"Ich glaube schon. Ich soll so tun, als wäre ich Kronprinz von England. Doch wo ist der echte Prinz?"

"Der ist auf einem Schloß in Schottland. Aber die Leute glauben, daß er sich heute in

Liverpool nach China eingeschifft hat. Sei du brav und folgsam, sprich nicht zu viel und schließe keine Freundschaften mit den Matrosen, du könntest dich verplaudern. Heute abend ist große Tafel im Speisesaal, besleedere dich nicht und vergiß nicht, daß du der Kronprinz von England bist.“ Oberst Cunning reichte Bobby die Hand und ging.

Bobby war allein in seinem Zimmer. Er öffnete den Schrank, der zwischen den beiden Fensterlücken stand, und seine Augen wurden größer und größer. Da war Spielzeug, wie er es nicht einmal in seinen kühnsten Träumen erblickt hatte; das ging über den Horizont eines armen Seemannssohnes, der in seinem Leben nicht einmal einen einfachen Ball sein eigen genannt hatte. Was gab es nicht alles in dem herrlichen Schrank! Große Schachteln mit Zinnsoldaten, Fußvolt, Reiterei und Artillerie, deren Kanonen wirklich schießen, deren Pferde ein- und ausgepannt werden konnten; ferner Soldaten-trachten aller Art, Kinderbücher, Ballspiele, mechanisches Spielzeug aus Eisen und Holz, vor allem jedoch eine herrliche, selbstlaufende Eisenbahn mit vielen Metern zusammensetzbarer Schienen! Damit konnte man sich schon ein paar Stunden vertreiben. Es war doch hübsch, Kronprinz zu sein!

Schon saß Bobby, ohne auf seine weiße Uniform und auf seine Würde als Admiral weiter zu achten, auf dem Fußboden und begann die Schienen zusammenzustellen. Da plötzlich verfärbten sich seine Wangen und wurden so blaß wie weißes Papier. Es mußte etwas Furchtbares mit seinem Magen geschehen sein, vielleicht hatte er einen lebendigen Frosch geschluckt. Sein Magen drehte und krümmte sich und stieg langsam bis zur Kehle hinauf. Noch nie war ein kleiner Junge so krank gewesen wie Bobby.

„Ich sterbe, ich sterbe,“ sagte er tonlos und rollte sich auf dem Diwan zusammen.

„Rein, du stirbst nicht, Bobby!“ tröstete ihn Henry, der eben eingetreten war und sofort erkannte, was dem Knaben fehlte. „Du bist bloß ein bißchen sekrank.“

Es wurde die schlimmste Nacht, die Bobby je verbrachte. Er lag in seinem kleinen, weißen Bett, und dieses verteuflaste Bett stand nicht eine Sekunde lang still. Es schaukelte und wackelte in kurzen, unregelmäßigen Stößen, und jeder Stoß fiel wie ein Faustschlag auf Bobbys armen Magen.

In dieser schrecklichen Nacht lernte Bobby den Matrosen Finn kennen, der die groben Arbeiten bei ihm verrichten sollte.

Doch zu einer engeren Freundschaft zwischen Bobby und Finn kam es in dieser Nacht noch nicht. Bobby sah alles nur wie durch einen Schleier und mußte sich mühsam zu einem gequälten Lächeln zwingen, wenn der große, breitschultrige, weißblonde Bursche ihn mit seinen starken Armen eine Weile in der Kajüte auf und ab trug.

Auch seinen Leibarzt lernte Bobby in dieser Nacht kennen. Es war ein junger Deutscher, namens Fritz Grollmann. Er war um Mitternacht an Bobbys Schmerzenslager gerufen worden.

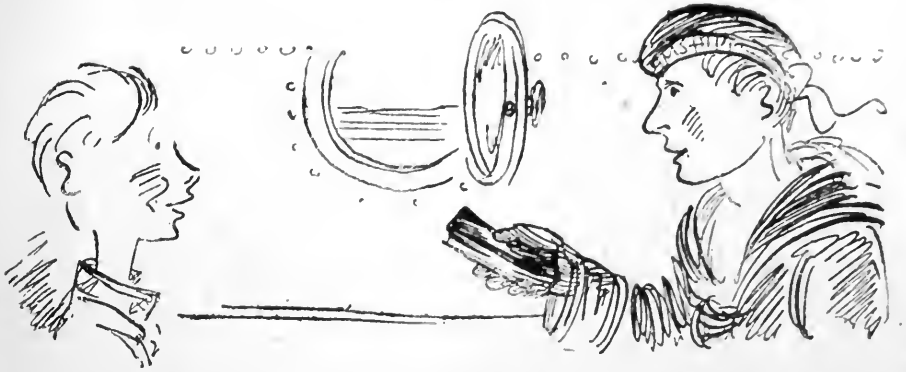
Er verordnete ein paar Tropfen heißen Tee und endlich, endlich beruhigte sich Bobbys Magen.

Als Bobby am Morgen erwachte, sah er einen riesigen, hellblonden Matrosen neben seinem Bett sitzen, der ihn mit gutmütigen, wasserblauen Augen beobachtete und lachend seine Zähne zeigte. Bobby erwiderte sein Lachen mit gleicher Münze, worauf Finn ihm freundlich guten Morgen wünschte.

Damit war die Bekanntschaft remacht oder vielmehr erneuert, und Bobby wagte zu gestehen, daß er furchtbaren Hunger habe. „Das ist ein gutes Zeichen,“ sagte Finn, zog ein mächtiges Stück Brot aus der Tasche und reichte es Bobby hinüber. Bobby dachte nicht daran, daß er als Kronprinz von England eigentlich das Recht auf ganz besondere Leckerbissen hatte, sondern grub seine Zähne mit Wonne in das frische, duftende Brot. Das veranlaßte Finn, Bobby mit den Worten: „Speck gehört zu einem richtigen Seemannsfrühstück!“ ein Stück Speck anzubieten, das auch aus seiner Tasche stammte.



Bobby wurde blaß wie weißes Papier. Mit seinem Magen mußte etwas Furchtbares geschehen sein.



Zu der Erzählung: „Admiral Bobby“.

„Speck gehört zu einem richtigen Seemannsfrühstück,“ sagte der Matrose Finn zu Bobby.

Der Knabe verschmähte auch den Speck nicht, dankte, und so entspann sich zwischen den beiden ganz von selbst ein Gespräch.

„Warst du schon in Liverpool, Finn?“ fragte Bobby.

„Natürlich,“ antwortete Finn. „Liverpool ist eine feine Stadt!“

„Nicht wahr,“ rief Bobby entzückt, „eine sehr feine Stadt!“

Und nun hätte Bobby in seiner Freude beinahe das große Staatsgeheimnis ausgeplaudert und Finn erzählt, daß er in Liverpool zu Hause sei, wo seine Mutter in einem kleinen Häuschen zwischen den Docks wohne, wenn nicht in diesem Augenblick Henry in die Kajüte getreten wäre. Sein glattrasiertes Gesicht legte sich in Falten, als er Finn an Bobbys Bett sitzen sah. Steif sagte er: „Matrose Finn, gehen Sie an Ihre Arbeit.“

Finn erhob sich und trabte hinaus.

Bobby war zornig, daß der eingebildete Kammerdiener seinen guten Freund Finn aus der Lüre gewiesen hatte und drehte sich der Wand zu, so daß nur seine Rückseite Henry zugeteilt blieb.

Doch Bobby mußte diese Stellung aufgeben. Doktor Grollmann trat ein, verneigte sich und fragte: „Wie haben Königliche Hoheit die Nacht verbracht?“

„Gut, Herr Doktor, ich schlief wie ein altes Murmeltier,“ antwortete Bobby munter.

Doktor Grollmann glaubte falsch gehört zu haben. „Wie beliebten Königliche Hoheit sich auszudrücken? Königliche Hoheit haben geschlafen...“

„... wie ein altes Murmeltier,“ rief Bobby laut, da er meinte, daß der Arzt schwerhörig sei und ihn nicht verstanden habe.

„Darf Seine Königliche Hoheit das Bett verlassen?“ fragte Henry, der die Unterhaltung Bobbys mit dem Arzt in unbeschreiblicher Stimmung angehört hatte.

„Ich will Seine Hoheit zuerst gründlich untersuchen, um seine Körperbeschaffenheit näher kennen zu lernen,“ antwortete Doktor Grollmann und begann Bobby an Brust und Rücken abzutupfen und zu behorchen.

„Wann haben Königliche Hoheit diese Kontusion davongetragen?“ fragte Doktor Grollmann, auf eine Stelle an Bobbys Oberarm weisend.

„Kontusion — was ist das? Ach, Sie meinen den blauen Fleck am Arm, der hat nichts zu sagen! Da hat mich Jimmy vor drei Tagen hingedroschen, doch ich habe es ihm tüchtig heimgezahlt und ihm die Schnauze blutig geschlagen!“ Doktor Grollmann traute seinen Ohren nicht.

„Und wo haben Königliche Hoheit diese Verletzung erlitten?“ fragte er weiter und wies auf eine große Schramme an Bobbys Schienbein.

„Das ist mir passiert, als ich für meine Mutter Kohlen aus dem Keller holte; es tat eklig weh, und ich konnte zwei Tage nicht zur Schule laufen,“ antwortete Bobby harmlos.

Zum Glück hatte Oberst Cunning, der gerade eintrat, Bobbys Antwort gehört. „Seine Königliche Hoheit scherzt,“ warf er schlagfertig ein. „Die jungen Hoheiten besitzen ein wunderbares, großes Puppenhaus, und da ist wohl einmal beim Spiel das Unglück geschehen, daß Seine Königliche Hoheit ausglitt und sich am Bein verletzte.“ — „Ah, jetzt verstehe ich erst!“ sagte Doktor Grollmann

jögernd und empfahl sich. Raum war Oberst Cuning mit Bobby allein, als er herausplatzte:

„Junge, Junge, du wirst uns alle ins Unglück stürzen! Wirst du denn nie lernen, daß sich königliche Prinzen weder auf den Straßen herumprügeln, noch über Kellerstiegen fallen? Zum Unglück ist noch ein Journalist an Bord, der dir unbedingt vorgestellt werden will!“

„Ein Journalist — was ist das?“

„Das ist ein Mann, der das schreibt, was in den Zeitungen gedruckt wird. Der Journalist wird dich über alles Mögliche fragen, und du mußt ihm so antworten, als wenn du ein echter Prinz wärst. Wirst du das können?“

„Ich darf ihm also etwas vorkohlen?“ fragte Bobby eifrig.

„Natürlich, du mußt ihn tüchtig beschwindeln, sonst glaubt er dir nicht.“

Bobby klatschte in die Hände. „Das wird ein großer Spaß! Ich werde ihm ein

paar gehörige Lügen erzählen, doch erst muß ich meine Uniform anhaben, dann sehe ich viel prinzlicher aus!“ Eine halbe Stunde später verließ Bobby seine Kajüte. Er trug wieder die leichte, weiße Uniform und war mit der Welt und sich selbst durchaus zufrieden. Es hatte doch sein Gutes, ein Prinz zu sein; das Frühstück zumindest war ausgezeichnet gewesen! Als er eben in dem Gang um die Ecke bog, hörte er Schritte hinter sich. Es war Finn, der ihm Zeichen machte und ihn scheinbar sprechen wollte.

„Leise, leise, kleiner Prinz! Wenn Sie Lust haben, einen Haijisch zu angeln, kommen Sie heute nacht auf Deck. Ich erwarte Sie unter dem dritten Rettungsboot!“

„Ich komme, Finn, ich komme ganz bestimmt!“ flüsterte Bobby begeistert zurück.

Dann stieg er in großer Aufregung die Treppe zum Deck empor. Er sollte einen Haijisch angeln — wenn das die Jungen in seiner Klasse wüßten! (Fortsetzung folgt.)

Hans Luber Deutschlands bester Kunstspringer

Sportbericht von Peter Bollmann.



Deutschlands bester Kunstspringer: Hans Luber.

ins Wasser hinunter. Ihr dürft aber nicht wie Benjamin Pampe denken, daß es das gleiche Springen ist, das ihr in der Schule und auf den Sportplätzen seht. Nein, es ist viel schwieriger.

Vor einigen Tagen nahm ich mir vor, mit Pampe zum Kunstspringen zu gehen. Ich holte

Neulich habe ich etwas Interessantes gesehen! — Also wißt ihr, was Kunstspringen ist? — Kunst-ho-nig und-butter kennt ihr sicherlich, aber auch Kunst-springen? Nun, ich will euer Wissen bereichern. Kunst-springen ist das Springen von einem hohen Brett

unsern Freund ab und sagte zu ihm: „Benjamin, wir wollen uns Hans Luber anschauen.“ — „Hans Luber,“ fragte er, „wer ist das?“ Nun mußte ich lachen. „Was, du kennst Hans Luber nicht, unsern großen Kunstspringmeister?“ Da wurde Benjamin richtig rot und sagte leise: „Nein.“ — „Na, pass' auf, mein Freund, dann will ich es dir erzählen,“ sagte ich. „Er war schon als Junge ein großer Freund von jedem Wassersport, und es gab keine Schwimmveranstaltung, bei der Hans nicht dabei war. Eines Tages sah er einen berühmten Kunstspringer, dessen Arbeit ihm so ausgezeichnet gefiel, daß er ganz Feuer und Flamme war. Das wollte er auch lernen. Er ging zu dem Meister hin und ließ sich unterrichten. Und schon bei seinem ersten Auftreten hatte er einen Erfolg, wie kaum jemand vor ihm. Er hat unzählige Preise. Ich war vor einiger Zeit einmal bei ihm. Da zeigte er mir unter seinen vielen Prämien eine große Vase, den sogenannten Oesterreichischen Kaiserpreis. Die Vase hat einen Wert von mehreren Millionen Mark.“ — „Das ist ja wunderbar,“



Hans Luber bei einem Salto nach rückwärts.



Hans Luber bei einem Sprung vom Turmbrett.

cief Benjamin Panpe aus. Und er war wirklich gespannt darauf, Hans Luber beim Kunstspringen zu sehen.

Ich kann euch erzählen, Freunde, daß Benjamin und ich, sowie auch alle anderen Zuschauer, die bei dem Kunstspringen zugegen waren, nicht enttäuscht wurden. Es war

wundervoll, Hans Luber, der einen prächtig gebauten Körper hat, springen zu sehen. Von dem sogenannten Turmbrett, das 10 Meter



Der deutsche Kunstspringer bei der Vorführung einer Drehung in der Luft.

über der Wasseroberfläche liegt, schlug er beim Sprung unter anderem mehrere Male Salto, d. h. sein ganzer Körper überschlug sich in der Luft und schoß dann wie ein „geölter Blitz“ in die kalten Fluten.

Ein Sprung vom Turmbrett ist jedesmal eine ungeheure Energieanstrengung, denn der geringste Fehler kann unter Umständen dem kühnen Springer das Leben kosten.

Vor einiger Zeit erhielt Hans Luber einen Ruf nach Amerika, wo er der dortigen Schwimmerklasse das Kunstspringen beibringen sollte. Denn so seltsam es auch klingen mag, in Amerika, dem Lande des Sports, kennt man unser Kunstspringen nicht, und wir Deutschen können wohl den Ruhm für uns in Anspruch nehmen, dasjenige Volk zu sein, das diese Sportart am meisten pflegt. Soffen wir, daß der eine oder der andere von euch auch so ein großer Meister wird wie unser Hans Luber, Deutschlands bester Kunstspringer.

Peter Bolmann.

Zwei Dichteranekdoten

Von Eduard Münz.

Der Dichter Peter Rosegger kam auf einer Wanderung ans Ufer des Wörther Sees und wollte sich übersehen lassen. „Heda, Leute,“ rief er den Schiffern zu, „wer von euch kann schwimmen?“

Sofort umringten die Schiffer ihn und versicherten einer nach dem andern: „Ich kann es, Herr, ich kann's!“

Nur einer blieb stumm beiseite stehen. „Du dort,“ rief Rosegger, „kannst du nicht schwimmen?“ — „Nein, mein Herr!“ — „Gut, so fahr' du mich hinüber! Du bist sicher vorsichtiger als die andern.“

✱

Als der Dichter Viktor v. Scheffel einst zur Erholung im Süden weilte, bekam er von einem Freunde aus Deutschland einen unfrankierten Brief, in dem weiter nichts stand als: „Mir geht es gut, mit Gruß Dein . . .“

Ärgerlich über das unnütz ausgegebene hohe Strafporto beschloß der Dichter, sich auf komische Weise an dem Schreiber zu rächen. Er packte einen schweren Feldstein in eine Kiste und sandte diese ebenfalls unfrankiert an den Freund. In dem Glauben, eine wertvolle Sendung zu bekommen, zahlte dieser ohne Zögern das hohe Strafporto. Wer beschreibt

aber seinen Ärger, als er die Kiste öffnete und darin einen gewöhnlichen Feldstein fand. Am Stein war ein Zettel angeheftet, auf dem stand: „Bei der Nachricht von Deinem Wohlbefinden fiel mir beifolgender Stein vom Herzen. Scheffel.“

*Aus
Onkel Toldis
Witzkiste*

Siehe Freunde, heute habe ich besonders tief in meine Witzkiste hineingegriffen, um euch zwei sehr schöne Witze aufzulesen zu können. — Aufgepaßt, es geht los!

Drei kleine Jungen kommen in eine Drogerie. Der eine verlangt für eine Mark Lakrize. Der Drogist klettert auf eine Leiter bis an das höchste Regal, bringt die Dose herunter und gibt dem Kleinen für eine Mark Lakrize. Dann steigt er wieder hinauf und stellt die Dose auf ihren alten Platz zurück. Nachdem er heruntergekommen ist, fragt er den zweiten Jungen, was er denn haben möchte. Da antwortet der: „Geben Sie mir auch für eine Mark Lakrize.“ Der gutmütige Drogist klettert also die Leiter wieder hinauf, holt die Dose herunter und gibt dem kleinen Kunden das Berlangte. Ehe er aber nun wieder auf die Leiter hinaufsteigt, fragt er vorsichtshalber den dritten Jungen: „Willst du auch für eine Mark Lakrize?“ — „Nein!“ antwortet der Kleine. Also trägt der Drogist die Dose wieder hinauf. Als er heruntergekommen ist, fragt er den dritten: „Und was möchtest du?“ — „Bloß für fünfzig Pfennig Lakrize!“

So ein Lausbub, was? — Nun noch etwas anderes:

Ein Uhrmacher aus Schwindelsdorf läßt sich für Taschenuhren einen Waggon Sekundenzeiger schicken. Da trifft eines Morgens ein Eilbrief ein mit folgendem Wortlaut: „Kommen Sie bitte um 9 Uhr zum Nordbahnhof. Ihr Waggon Sekundenzeiger ist in einen Waggon mit Pflaumenmus hineingefahren. Haben Sie die Güte, die Sekundenzeiger herauszufinden. Die Eisenbahndirektion.“

Viel Vergnügen! — Wer möchte helfen? Ich nicht, wer noch? —

Onkel Toldi.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

bus — chen — eho — del — del — du — e
 — en — er — erb — fant — ga — go —
 gon — hin — hu — i — käl — ke — la
 — le — li — mär — me — me — mo —
 na — nach — nat — nel — niz — o — ost
 — rät — ral — re — ril — ro — ruf —
 se — se — see — sel — ta — te — tor
 — tung — u — ul — za

sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Kindervers ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Zeitabschnitt, 2. Meer, 3. Rätselart, 4. Affenart, 5. Ursache von Schnupfen, 6. Körperteil, 7. Erzählung, 8. griechischen Buchstaben, 9. Sporigerät, 10. Fahrzeug, 11. Hülsenfrucht, 12. Grabrede, 13. Stadt am Mittelmeer, 14. Vogel, 15. Dentübung, 16. Blume, 17. europäischen Staat, 18. Kirchengesang, 19. Gebäud., 20. Jnder, 21. Dickhäuter, 22. Baum.

Berwandlung.

Ein Feld war ich, in deutschen Freiheitskriegen,
 Die hundert Jahr und mehr zurück wohl liegen;
 Häng' ein Fürwort an mich, im Nu
 Hast als Dichter mich dann du.

Vorsicht!

Mit „ch“ schweb' ich bald fein, bald schwer
 Ueber Schornsteinen der Fabriken daher.
 Doch schreibst du mich mit „sch“ — dann hüte
 dich vor mir —
 Gewöhnlich stamm' ich dann vom Weine oder
 Bier.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 18.

Silbenrätsel.

Und der Mensch versuche die Götter nicht.
 1. Ulrich, 2. Nixe, 3. Dreirad, 4. Delphi,
 5. Ebbe, 6. Ritterburg, 7. Malmö, 8. Export,
 9. Niedertracht, 10. Schule, 11. Wetter,
 12. Ellenbogen, 13. Rest, 14. Sittich, 15. Unter-
 richt.

Geographie: am — Erika — Amerika.

Fridolins Lachkabinett

„Gefällt dir das Klavierspiel, Willi?“

„Ja, aber nur von andern.“

*

Mutter: „Wenn du schläfst, Trudchen,
 bist du das artigste Kind von der Welt.“

Trudchen: „Aber, Mutti, ich kann doch
 nicht immer schlafen.“

*



„Weißt du, Franz, wenn ich groß bin,
 will ich eine Glaze haben, dann brauche ich
 mich gar nicht mehr zu kämmen.“

„Dafür mußt du dann aber eine Menge
 Gesicht waschen.“

*

Lehrerin: „Wieviele Sprachen werden in
 Europa gesprochen?“

Schülerin: „Ebensoviel wie Länder da
 sind.“



Erika trifft den Postboten und fragt ihn,
 ob er einen Brief für sie hätte. „Wie ist
 denn dein Name,“ fragt sie der Beamte.
 Da ruft Erika ganz entrüstet: „Na, der
 muß doch auf dem Brief stehen, wenn Sie
 einen für mich haben.“

*

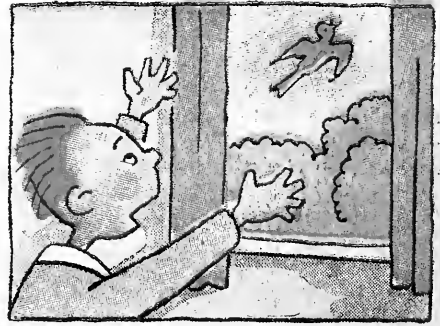
Freunde, falls die Bestellung für den
 nächsten Monat bei der Post noch nicht
 erneuert ist, bitte ich meine Postbezieher
 dringend, es noch heute zu tun, weil sonst mit
 Störungen in der regelmäßigen Wetter-
 lieferung gerechnet werden muß. Es genügt,
 wenn dem Briefträger ein Zettel mitgegeben
 wird, auf dem nur steht: Hierdurch bestelle
 ich für den Monat Juli den „Seiteren
 Fridolin“, sowie Name und Adresse.

F r i d o l i n.

Ein kleiner Irrtum



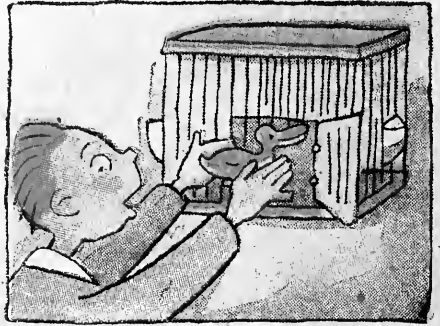
Recht unnütz macht der Friz sich hier
Durch Öffnen einer Bauertür.



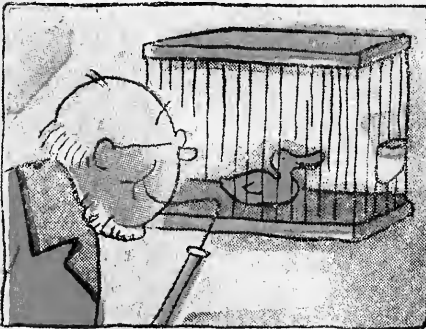
Nun flieht der Vogel von Kanarien
In Freiheit wunderschöne Arien.



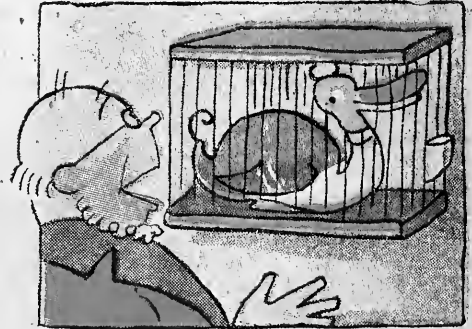
Da sieht der kleine Friz Ersatz
Und findet einen Enten-Matz.



Den bringt er schnell im Bauer an
Und legt sich auf die Lauer dann.



Der Großpapa ist ganz vertattert,
Als sein Kanari plötzlich schnattert.

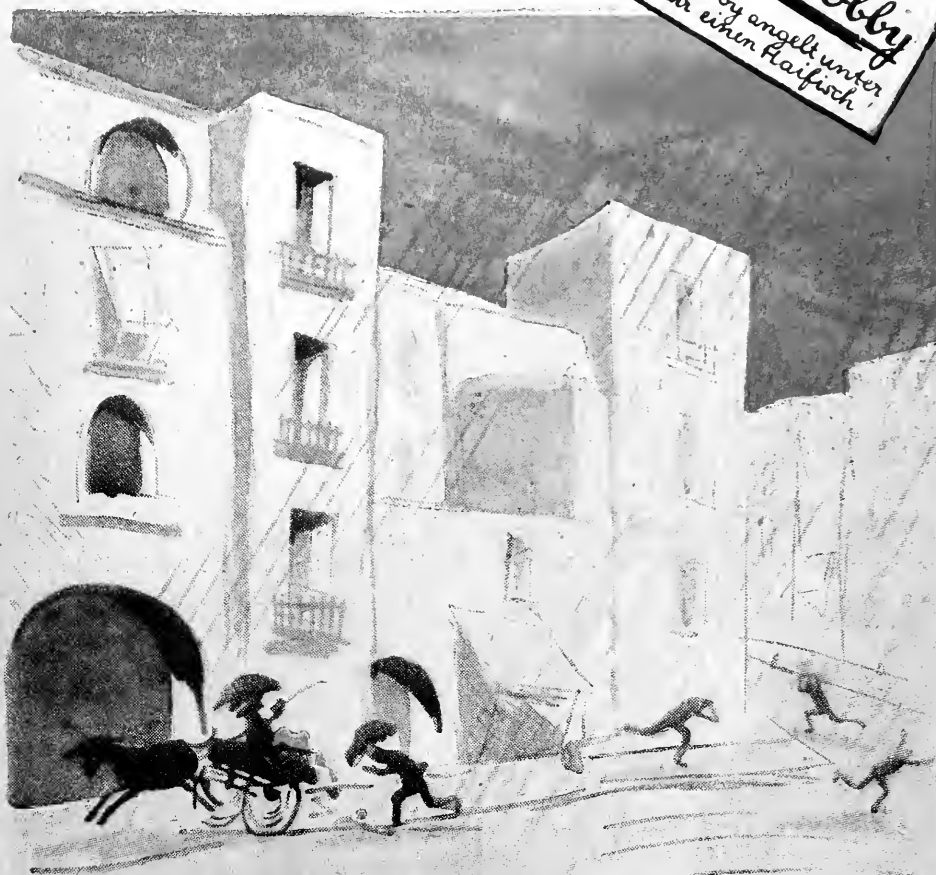


Zu spät merkt er, daß sein Kanari
Für ihn nur 'ne „Ent“-Läufung war.



HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT. SPIEL.

Fortsetzung von
Admiral Bobby
Bobby angelt unter
Lebensgefahr einen Haifisch!



M. PATHE

Eine seltsame Naturerscheinung: Blutregen in Neapel.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.)

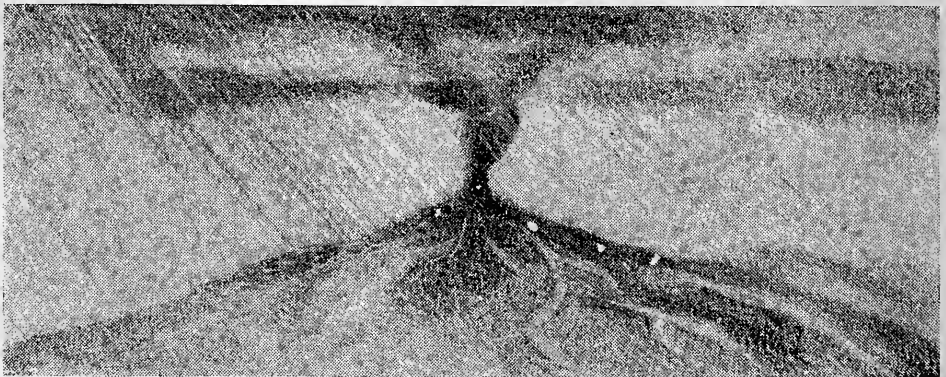
Blut- und Aschenregen

Seltame Naturerscheinungen.

Die überaus abergläubischen Südeuropäer haben von jeher in nicht alltäglichen, ihnen rätselhaft dünkelnden Naturerscheinungen die Neußerungen überirdischer Mächte gesehen. So beunruhigt sie bis heute noch immer der in den Ländern am Mittelmeer gar nicht so selten zu beobachtende „Blutregen“, dessen Wesen die Wissenschaft längst richtig erkannt hat und als „Passatstaub“ bezeichnet. Dieser Passatstaub stammt aus dem Innern der Sahara, wo er durch Wirbelwinde vom glutheißen Boden in großen Wolken emporgerissen und mit der aufsteigenden Luftsäule davongeführt wird. Der östliche Passatwind treibt die rötlichbraunen Staubmassen über das Mittelmeer, und hier sinken sie infolge der Schwere und der Abkühlung der Luft früher oder später zu Boden. Oft sind die Schiffe dann mit so hohen Staubschichten bedeckt, daß man den Saharastrand vom Verdeck wegschaukeln muß. Fällt zu gleicher Zeit Regen, so erscheint der Staub blutrot gefärbt, und eben das ist der ohne Grund gefürchtete „Blutregen“. Gelegentlich handelt es sich um schier unglaublich große Mengen solches Saharaftaubes. Der Staubsfall, der vom 9. bis 12. März 1901 in Europa beobachtet wurde, ließ sich auf mindestens 1,8 Millionen Tonnen (eine Tonne = 1000 Kilogramm) in Europa und auf rund 150 Millionen Tonnen im afrikanischen Küstengebiet gefallen, von einer einzigen Luftsäule in der Sahara emporgerissenen Sandes berechnen. In fast ebenso großen Mengen und meist noch in weitere

Entfernungen wird der oft genau so angestaunte und furchterregende Aschenregen getragen. Sein Ursprung ist stets auf einen vulkanischen Ausbruch zurückzuführen, bei dem er in bedeutende Höhen emporgeschleudert wird. Er ist eine viel gefährlichere Naturerscheinung, als der ihm verwandte Blutregen. Hat er doch im Jahre 79 n. Chr. die beiden Städte Herculaneum und Pompeji in Unteritalien vollständig verschüttet und zerstört. Heute sind sie es allerdings nicht mehr, denn im 19. Jahrhundert hat man Pompeji und Herculaneum unter gewaltigen Anstrengungen von der jahrtausendelangen Verschüttung befreit und mit großem Erstaunen wohlerhaltene Geräte, Schmuckstücke, ja ganze Häuserzüge ans Tageslicht befördert. Der Aschenregen hatte die beiden Städte mit einer luftabschließenden Schicht überzogen und so die mit der Zeit einsetzende Vernichtung verhindert. — Vulkanausbrüche wie der des Vesuvius im Jahre 79 n. Chr. hat die Geschichte in solcher Stärke kaum mehr zu verzeichnen. Hier und da allerdings kam es bei einem längst schon erloschen geglaubten Vulkan zu neuer Tätigkeit.

So schleuderte nach zweihundertjähriger Ruhe der Kratatau in der Sundastraße ungeheure Aschenmengen in Form einer mächtigen Säule bis 10 400 Meter in die Höhe. Drei Tage lang, vom 20. Mai 1883 bis zum 23. Mai, fiel Aschenregen herab und verfinsterte das Tageslicht. Die Leute lebten in einer abergläubischen Furcht und versuchten durch die unsinnigsten Mittel dieser ge-



Eine seltame Naturerscheinung: Vulkanischer Aschenregen.

waltigen Naturerscheinung Herr zu werden. Besonders in Indien, wo bei Vulkanausbrüchen niemals zusammenhängende Lavaströme auftreten, sondern stets nur Ascher-

regen einsetzt, versuchen die Eingeborenen durch feierliche Gebete und Umzüge diesen unheimlichen Regen von sich und ihrem Lande abzuwenden. — Dr. C. T.



Der geheimnisvolle Raubritter

Eine gruselige Erzählung
von Onkel Toldi



Herr Pimpernello war von Jugend auf immer etwas ängstlich gewesen. Noch jetzt war es ihm äußerst peinlich, ohne Licht von seinem Wohnzimmer nach seinem Schlafzimmer zu eilen. Denn — ganz im Vertrauen gesagt — Herr Pimpernello glaubte an Gespenster. Und wer von euch wüßte nicht, daß solche schreckliche Wesen sich gerade in die Ecke zwischen dem Wohn- und dem Schlafzimmer aufstellen? — Eines Abends nun ging Herr Pimpernello mit zweien seiner Freunde in angenehmer Stimmung nach Hause. Die beiden hatten ihn untergefaßt, und Herr Pimpernello mußte immer ein wenig hüpfen, wenn er mit ihnen Schritt halten wollte. Eben bogen sie um die etwas zugige Ecke des Blittersdorfsplatzes, als Herrn Pimpernellos kleine Augen sich vor Entsetzen weit aufsperrten, und sein Herz mit deutlichem Knall in den linken Stiefel fiel. Vor ihm, angelehnt an den altvertrauten Rathenburger Laternenpfahl, stand ein leibhaftiger Raubritter. Sein Visier hatte er in die Höhe geschlagen, die Enden seines Schnurrbarts bligten keck in die Luft, und im Mund hielt er — nein, Herr Pimpernello irrt sich nicht, — eine Zigarette. „Hallo,“ rief einer der Freunde aus, „wer ist denn da aus dem Grabe aufgestanden?“ „Nicht möglich,“ schrie der zweite, „das ist ja der Ritter von Quixenburg. Ich erkenne ihn deutlich an dem schief getretenen linken Absatz und dem weiß-blauen Federbusch. Der hat im 13. Jahrhundert mit unserer berühmten Stadt in Fehde gelebt,“ — und listig blinzelte er seinem Freunde zu — „sicher hat er noch eine alte Blutschuld zu rächen.“ Das war zu viel für meinen Freund Pim-

pernello. Schnurstracks riß er sich von seinen Begleitern los und rannte, rannte, was ihn nur immer die Stiefelsohlen trugen. Die Freunde liefen vorne weg. Und — o entsetzliches Geräusch — der Ritter hatte bei der plötzlichen Flucht seine abwartende Stellung aufgegeben und — eilte mit dröhnenden

Schritten hinterdrein. Immer näher, immer näher, kam das Gespenst. Rechts und links keine Hilfe. Das rettende Haustor in weiter Ferne. „So wartet doch, wartet doch,“ fleuchte Pimpernello in Todesangst, „es hat mich gleich, da, da —“ ein gurgelnder Laut erstückte die letzten Worte. Die Freunde drehten um, liefen zurück. Sie sahen gerade, wie der Ritter mit furchtbar drohender Gebärde auf Pimpernello zuschritt, der sich klein und völlig fassungslos an



An dem wohlvertrauten Laternenpfahl lehnte ein Raubritter.

eine Hauswand lehnte. „Weiche von mir, weiche von hinnen!“ murmelte er ständig vor sich hin. Doch der Raubritter dachte gar nicht daran zu entweichen, immer geringer wurde die Entfernung zwischen ihm und dem zitternden Pimpernello. Ganz deutlich spürte der schon den grabenstiegegen Atem. Da, jetzt — „Ach verzeihen Sie, können Sie mir nicht etwas Feuer für meine Zigarette geben“ — kam es ganz friedlich aus der finsternen Gestalt heraus. Pimpernello erstarrte. Ein Raubritter? Feuer?

„Sie müssen meinen sonderbaren Aufzug schon entschuldigen,“ fuhr der Ritter fort, „mir wurden nämlich bei einer Filmaufnahme meine Kleider gestohlen, in denen das Feuerzeug steckte. Ich mußte deshalb diese Rüstung anbehalten.“ „Aber gewiß, sehr gern,“ beeilte sich Pimpernello zu stottern, „ich dachte, weil, nämlich, ja“ — aber da brannte die Zigarette schon, der andere grüßte mit einer raubritterlichen Bewegung und entfernte sich. — Pimpernello war endlich von seiner Gespensterfurcht geheilt.

Wie das Geld entstand

Von Dr. Adolf Heilborn.



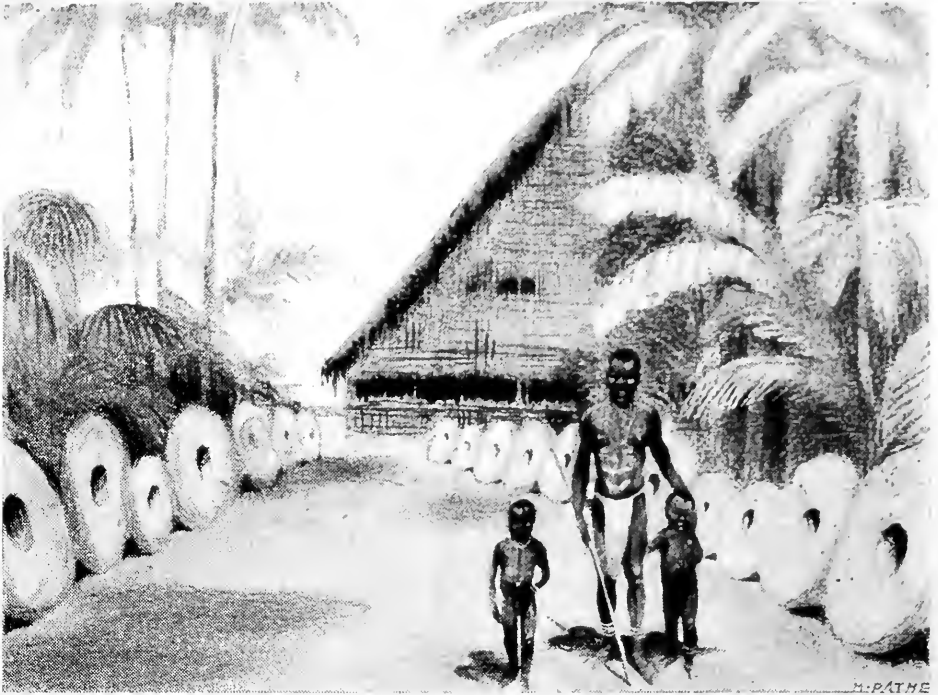
Ein Neger mit einem Muschelgelbring.

Ob ihr euch vorstellen könnt, daß es einmal eine Zeit gab, da man vom Gelde noch nichts wußte? — Es hat lange gedauert, ehe die Menschheit sich diesen „Wertmesser“ ersann, ohne den es gar nicht möglich wäre, Handel im Großen zu treiben,

und der doch trotz solchen Segens so vielen Menschen zum Fluche geworden ist und immer wieder werden wird. Ganz so wie ihr es noch heute tut, wenn ihr Briefmarken gegen Stahlfedern, bunte Bilder gegen lebende Kaulquappen oder Maiskörner gegen Stecknadeln tauscht, hat anfänglich der Mensch alles, was er brauchte, von seinen Nachbarn eingetauscht. Der eine wußte tüchtige Waffen zu fertigen, der andere war besonders geschickt im Herstellen von Kleidung, ein dritter verstand sich vornehmlich auf Jagd und Fischfang, ein vierter zog die besten Feldfrüchte. Da nun aber jeder zur Erhaltung des Lebens Waffen, Kleidung und Nahrung brauchte, so tauschte man diese Dinge untereinander. Dieser Tauschhandel konnte aber naturgemäß nicht allzu lange bestehen; denn nicht alle Tauschgegenstände hatten für alle immer den gleichen Wert. Wer sich z. B. einmal einen guten Bogen

eingehandelt hatte, der brauchte nicht so bald einen zweiten und dritten. Nur ein Wertgut gab es, das alle immer brauchten: die Nahrungsmittel; denn essen muß man ja immer wieder. So wurden denn Nahrungsmittel aller Art, wie Feldfrüchte, Vieh, Jagdwild, Salz, allmählich die Grundlage des Tauschhandels. Nun haben aber diese verschiedenen Nahrungsmittel einen sehr verschiedenen Wert. Ein Schaf ist viel wertvoller als ein paar Rüben, und für eine Handvoll Roggenkörner wird keiner einen Hasen geben mögen. Deshalb suchte man nach einem Tauschmittel, das allen begehrenswert und gleich wertvoll erschien, und fand es in solchen Naturgegenständen, die als Schmuck dienen können. Muscheln, bunte Federn und als wertvollstes endlich die Metalle. Haben doch gerade die Metalle Eigenschaften, die jeder Anforderung genügen, die man an ein Tauschmittel stellen kann: sie lassen sich leicht aufbewahren, sie sind nicht zerbrechlich und nützen sich wenig ab.

Auch heute besitzen noch keineswegs alle Völker des Erdballs Metallgeld, sondern sie benötigen als Wertmesser und Tauschmittel, als „Münze“ vielmehr das, was ihnen von den genannten Dingen gerade die Natur bietet. Das Wort „Münze“ ist nebenbei bemerkt lateinischen Ursprungs, aus dem Worte „moneta“ umgebildet, woraus der Engländer sein „money“, der Franzose sein „monet“



Wie das Geld entstand.

Eine Steingelballe auf der Insel Yap. Die Steine werden je nach ihrer Schwere und Größe berechnet.

machte. Unser Wort „Geld“ aber, das noch bis ins 17. Jahrhundert „Gelt“ geschrieben wurde, stammt von „gelten“ und „Entgelt“ ab.

Noch heute bilden Nahrungsmittel bei vielen Völkern die gangbare Münze, die kleine Münze, die „Scheidemünze“ (Scheiden = teilen), wie wir sagen. Wie in Island noch im 18. Jahrhundert der Stoddfisch Scheidemünze war, so bezahlt das in der Sahara lebende Volk der Tibbu mit getrockneten Fischen. In China werden häufig

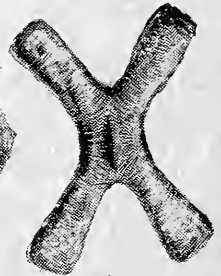
Steuern und Gehälter der Beamten in Reis beglichen. Im alten Mexiko waren Kakabohnen kleine Münze und sind es heute noch in Guatemala. In Peru und Bolivien bezahlt man hier und da mit spanischem Pfeffer, wie im 14. Jahrhundert die Rheinschiffe in Basel den Zoll in Pfeffer erlegen mußten. In Tibet waren früher Walnüsse das Kleingeld, heute ist es dort und in anderen Gebieten Hochasiens der Tee, der in Ziegelform gepreßt wird. Ein sehr



Perlmuttergeld von der Insel Yap.



Abessinisches Steinsalzgeld.



Kupfergeld vom Kongo.

weit verbreitetes Geld ist das Salz, Steinsalz, auf das im alten China der kaiserliche Stempel gedrückt wurde, und das andernorts in Form von Beßsteinen und in Bast gewickelt, in Umlauf ist. Hirtenvölker zahlen noch heute in Vieh: Schafen, Ziegen, Rindern und Pferden, und die Affen im Kaukasus rechnen nach ein Zehntel, ein Hundertstel Kuh. Sogar Sklaven stellen Geld dar.

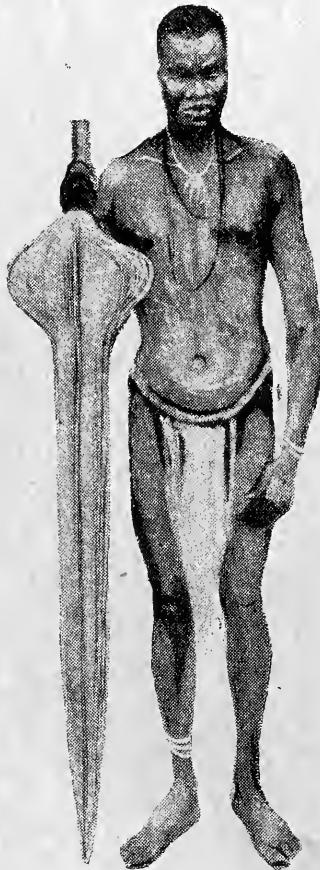
Schmuckgeld ist noch recht weit verbreitet. Federgeld (meist rote Federn) finden wir bei den Indianern, in der Südssee und in Afrika. Zähne von Hunden oder Ebern, von Delphinen, Haifischen, Eiden usw. sind vielfach beehrtes Schmuckgeld. In Affam und auf Borneo sind Schädels von Tier und Mensch als Geld in Umlauf. Außerordentlich weit verbreitet ist das Muschelgeld. „Kauri“ (kleine Schneckengehäuse) waren schon in ältesten Zeiten Tauschgut, sind in Afrika die wichtigste Münze und prangen noch immer an den Geldbeuteln unserer Alpenbewohner. In manchen Südsseegebieten schleift man winzige Schnecken-schalen flach ab und reißt sie auf Rohrstäbe zu Kieselsträngen. Das „Wampum“-Geld der Indianer bestand aus roten und weißen Muschelstücken. Auf den Karolinen hat man ein Steingeld, dessen größte Werte riesigen Mühlsteinen in Form und Gewicht gleichen. Europäische Perlen aus Glas sind bei zahlreichen Völkern in Afrika, Asien und Amerika das Geld.

Das Metallgeld hat oft sonderbare Formen erhalten. Eisengeld in Form von Lanzenspitzen oder Spaten kennen die Afrikaner, und auch der „Obolos“ der Griechen war eine eiserne Lanzenspitze. Kupfergeld hat man in Ringsform, in T-förmigen Platten usw. Bronzeringe waren bei den Germanen Geld, und bei den Malaien ist größeres Geld in Gestalt von bronzenen — Kanonenläusen und

Kesselpaunen anzutreffen. Silbergeld hat man in Asien in Barrenform; beim Kauf schlägt man mit Meißel und Hammer ein Stück davon ab. Goldgeld war ursprünglich überall als Goldstaub und in Kristallform in Umlauf; man wog sich die betreffende Menge auf seiner Wage vor den Augen des Verkäufers ab und füllte es in kleine Beutel. Unser geprägtes Geld ist vermutlich von kleinasiatischen Griechen erfunden worden. Die Bedeutung dieser Erfindung liegt darin, daß dem Metallstück von einem gewissen Gewicht ein Stempel (ein Kopf, ein Bild, ein Wappen, eine Zahl usw.) eingeprägt wurde, und daß dann unter dem Volk und weiterhin unter den Völkern der ganzen Erde vereinbart wurde, diese Münze soll soviel Wert haben, wie etwa eine Ziege oder ein Rind wert ist, und man prägte dann wohl auch das Bild des betreffenden Stückes Vieh darauf.

Als praktischste Form des Tauschmittels hat das Münzgeld schließlich durch die ganze Kulturwelt seinen Siegeszug angetreten. Ummäglich hat jedes Volk besondere Geldstücke geprägt, sie mit denen der anderen im Gewicht und Wert verglichen und diesen Wert als allgemein gültig festgesetzt.

Noch bleibt uns ein Wort über das Papiergeld zu sagen. Es ist in China einst erfunden worden, und der berühmte, venezianische Reisende Marco Polo erzählt uns, wie der Kaiser von China seine Untertanen zwang, es, „als wenn es lauter lötlig Silber und klares Gold wäre“, in Zahlung zu nehmen. Papiergeld ist nunmehr in allen Ländern die wichtigste Münze geworden, weil man darauf bequem jede beliebige Wertzahl drucken kann. Für den „Wert“ des Scheins ist der betreffende Staat Bürge: er verpflichtet sich, dem Besitzer dieses Tauschmittels dafür Metallgeld oder andere Gegenstände im gleichen Werte zu geben.



Wie das Geld entstand.
Ein Kongoener mit Speergeld.

ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Fröschel.

Freunde, heute beginnt die 4. Fortsetzung von „Admiral Bobby“. Für diejenigen von euch, die den Anfang der Erzählung noch nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderabdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Bobbys Erlebnissen steht. Wer einen solchen Druck haben will, schreibe es mir. Er kostet 200.— M. vorlosfrei. Fridolin.

(4. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Bobby schießt eine Kanone ab und angelt einen niedlichen Fisch.

Es war ein Bild lebhafter, wohlgeordneter Tätigkeit, das sich Bobby darbot, als er an Deck trat. Doch nur einen Augenblick konnte er sich daran erfreuen. Denn schon sprangen von allen Seiten flinke Seelentants herbei, die sich vor Bobby aufstellten und mit knarrender Stimme meldeten: „Herr Admiral, ein Unteroffizier, zehn Mann beim Geschützegezerieren!“ — „Herr Admiral, zwei Unteroffiziere, achtzehn Mann beim Segelgezerieren!“ — „Herr Admiral, ein Unteroffizier, zwanzig Mann beim Reinmachen!“

Bobby schwindelte es vor Augen und Ohren. Er wußte nicht, warum ihn alle diese Leute so furchtbar anschrien und ihm diese Dinge erzählten, von denen er doch nichts verstand. Und da er nicht ahnte, was man von ihm wollte, so griff er, so oft sich ein neuer Offizier vor ihm aufpflanzte, mechanisch an die Kappe und salutierte. Gerade damit schien er aber das Rechte getroffen zu haben, die Offiziere entfernten sich befriedigt.

Dann sah Bobby sich weiter auf dem Schiffe um. Er bemerkte einen kleinen Mann mit einer Brille vor den kurz-sichtigen Augen, der krampfhaft seinen runden, schwarzen Hut festhielt, und mit Notizbuch und Bleistift auf Oberst Cunning einredete. Der gab Bobby die notwendige Erklärung, indem er in respektvollem Ton sagte: „Ich bitte Eure Königliche Hoheit um die Erlaubnis, Herrn Redaktör Humbert Fellowfull vorstellen zu dürfen.“

Der kleine Herr verneigte sich, besuchte den Bleistift an den Lippen und sagte: „Ich habe die Ehre, im Auftrag der größten Zeitung Englands, der „Times“, an Bord zu sein, um ihr und damit ganz England fort-

laufend über die Erlebnisse Eurer Königlichen Hoheit zu berichten. Darf ich Eure Königliche Hoheit bitten, mir etwas von der Seereise und von Ihren Gefühlen für die Heimat mitzuteilen?“

Während der Redaktör eifrig notierte, sagte Bobby: „Das Meer ist ziemlich groß. Wenn man auf der Kommandobrücke steht, ist es noch größer. Matrosen sind netter als Kammerdiener, und ich habe ein wenig Heimweh nach den Docks von Liverpool.“

Der Redaktör sah sehr überrascht von seinem Notizbuch auf. „Nach den Docks von Liverpool? Königliche Hoheit sehnen sich nicht nach Schloß Windsor, nicht nach London?“

Bobby warf einen Blick auf Oberst Cunnings Gesicht und war klug genug einzulenken. „Gewiß, ich sehne mich auch nach Windsor und nach London. Doch bitte schreiben Sie in Ihrer Zeitung, daß ich mich auch nach den Docks von Liverpool sehne!“

Bobby dachte, daß seine Mutter diese Worte verstehen würde, wenn sie sie in der Zeitung las; sie sollten ein Gruß für die alte Frau in Liverpool sein. Als Bobby diesen Artikel in einem italienischen Hafen zu Gesicht bekam, da las er mit großer Bewunderung, was er alles gesagt und getan haben sollte. „Dieser Humbert Fellowfull ist doch noch ein besserer Schwindler als ich!“ dachte er. Doch er behandelte den Zeitungsmann von da an mit größter Höflichkeit. Er hatte einen Begriff von der Bedeutung der Presse gewonnen.

Nach seiner Unterredung mit Fellowfull sah sich Bobby die Kanonen an. Ganz dicht trat er an die metallene Riesen heran.

Da stand plötzlich Kapitän Woolsey neben ihm. Er salutierte und fragte: „Wünschen Königliche Hoheit vielleicht einer kleinen Kanonade beizuwohnen?“

„Einer Kanonade, bei der die Kanonen richtig schießen?“ fragte Bobby fassungslos vor Freude.

„Gewiß. Ich werde sofort die nötigen Befehle erteilen.“

Gleich war alles auf dem Schiff in voller Tätigkeit, um die Vorbereitungen für das Scharfschießen zu treffen. Auf dem Vorderdeck zimmerten die Matrosen ein langes.

Wie Laatsch und Bommel s...



„Nun!“ sprach der Häuptling, „ihr zwei Lummel,
Macht eure Rechnung mit dem Himmel,
Wir machen ohne Wortgeschwalle
Euch beide Reichesrichter alle!“



Um eine Gnade fleht noch Laatsch:
„Vollzieht sich nun der Kladderatsch,
Laßt mich, eh's ganz zu Ende geht,
Noch nachseh'n, wie der Dollar steht!“



Mit diesem Zauberapparat,
Mit dem er sich sehr dicke tat,
Verzaubert er mit frecher Frage
Des Häuptlings Kopf in eine Glase.



Beschämt, weil gänzlich machteraubt,
Frieret der Indiane auf dem Haupt,
Indes der Bommel Kränen lacht,
Weil jener solche Szenen macht.

einige Meter hohes Holzgerüst, auf das dann mit dunkler Farbe die Umrisse eines Kriegsschiffes gemalt wurden. Dieses Gerüst wurde ins Meer hinabgelassen, und als der „Jupiter“ zwei bis drei Kilometer davon entfernt war, sah es wie ein richtiger Kreuzer aus.

Nun gingen auf dem mittleren Mast zwei kleine rote Flaggen hoch, und Oberst Tunning, der jetzt neben Bobby in dem stärksten Panzerturm stand, sagte: „Dieses Signal

heißt: „Fertig zum Feuern!“ — Der „Jupiter“ jagte jetzt in voller Fahrt dahin, bog in scharfer Kurve nach rechts ab, und plötzlich flogen zwei kurze, harte Hammerschläge, zwei scharfe Stöße durch das ganze Schiff. Die beiden vorderen, kleinen Geschütze hatten das Feuer eröffnet.

Draußen in ungefähr sechs Kilometer Entfernung lag der feindliche Kreuzer wie ein schmaler, schwarzer Strich. Da sauste es mit einem hohen pfeisenden Ton heran, und

h vom Marterpfahl befreien



Gerührt ob der bescheiden Bitte,
Entläßt man ihn aus Rothhauts Mitte
Nur Vonnem, diesen süßen Bierat,
Behält als Geißel der Stalpier-Rat.



Doch bald erkennt man — gar nicht töricht,
Daß der zu schade für den Kebricht,
Denn lächelnd zieht er was herab;
Drob staunt der ganze Rothhaut-Chor.



Bergnügt sich er im Kreise dann:
Da laacht sich Laatsch von der Reife an,
Voll Sorgen, wie es weiter geht,
Weil Kirchturmhoch der Dollar steht.



Da gibt die Rothhaut die Erklärung:
„Wir zahlen euch in Dollar-Währung,
Nur bleibt als Zaub'rer bei uns hier.“
Die beiden schrei'n: „Das machen wir!“

Plan! Plan!! dicht vor dem Ziel flogen
zwei steile, weiße Wasserstrahlen aus dem
Meer. Die Schüsse waren zu kurz gewesen,
die Granaten hatten das Ziel nicht erreicht.

Doch schon wieder — Krach! Krach!!
Hui! Hui!! heulte es durch die Luft. Bretter
flogen, und eine Lücke klaffte in dem Kreuzer.

„Sie schießen sich langsam ein,“ sagte
Oberst Cunning. Und er hatte recht; denn
der gemalte Kreuzer hatte schon einige
gute Treffer erhalten, doch noch hielt das

Balkengerüst zusammen. Da hörte Bobby,
wie ein Offizier einige Kommandos gab,
und dann meldete: „Geschütz fertig zum
Schuß!“

Da salutierte der Kommandant des Pan-
zerturmes vor Bobby und sagte: „Wenn
Königliche Hoheit die Gnade haben und selbst
das Geschütz abfeuern wollen, wäre dies für
die Artilleristen des „Jupiter“ eine große
Ehre.“ Damit reichte er Bobby eine Schaar,
die in dem Verschluß eines mächtigen Ge-

schüßes mündete und ein wenig unheimlich aus sah. Bobby stand und hielt die Schnur. Da sagte hinter ihm Oberst Cunning mit fester Stimme: „Feuer!“

Bobby gehorchte. Er zog die Schnur, und im selben Augenblick war es ihm, als hätte die Welt ein Loch bekommen. Ein Knall ertönte, so stark, daß er einige Sekunden keinen Atem bekam.

Jetzt zuckte mitten in dem Strich eine rote Flamme auf, weißes Wasser sprang nach allen Seiten, Balken und Bretter flogen durch die Luft: Volltreffer! Der gemalte Kreuzer war von Bobbys Schuß in die Höhe der Wasserlinie zwischen den Schornsteinen getroffen worden, und die Explosion der Riefengranate zerriß das Gerüst in tausend Stücke.

„Ich bitte meinen gehorsamsten Glückwunsch entgegenzunehmen, Herr Admiral,“ sagte der Offizier zu Bobby. „Es war ein Meisterfuß!“ —

Am Abend fand in der Offiziersmesse ein großes Festessen statt. Kapitän Woolsey hielt einen schönen Trinkspruch, in dem er den jüngsten und besten Schützen der englischen Marine hochleben ließ. Bobby verhielt sich sehr schweigsam und sah immer wieder nach der Uhr. Es ging bereits auf zehn. Was würde Finn sagen, der ihn neben dem dritten Rettungsboot erwartete? Und wenn Finn auch Geduld hatte, würde der Haifisch Geduld haben?

Wie man wohl einen Haifisch angelte? Wo nahm Finn nur hier auf dem Schiff die Mehlwürmer für den Köder her, oder angelte man Haifische gar nicht mit Mehlwürmern? Bobby wurde von Minute zu Minute unruhiger, und selbst das wunderbare Eis, das als letzte Speise herumgereicht wurde, mundete ihm gar nicht.

Endlich war das feierliche Abendessen zu Ende, endlich war Bobby in seiner Kajüte und ließ sich von Henry ins Bett bringen.

Bobby lag einige Zeit still, atmete tief und gleichmäßig, als ob er schlief, und lautete dabei angestrengt wie ein Mäuschen. Endlich wurde es still auf dem Schiff. Leise, leise schlüpfte Bobby aus dem Bett und kleidete sich im Finstern an. Als er seine Jacke geschlossen hatte, tappte er im Dunkeln zum Tisch, öffnete die Lade und zog die alte karierte Mütze hervor, die ihm sein Vater geschenkt hatte. Bobby hatte ein ernsthaftes Unternehmen vor, da mußte ihn die alte Mütze begleiten und beschützen. Jetzt

öffnete er die Tür, flog den langen Korridor hinab und drückte sich an seinem unteren Ende rasch in eine Ecke. Der wachhaltende Matrose kam eben mit schweren Schritten vorbei. Bobby hielt den Atem an.

Raum war der Matrose vorüber, sprang Bobby leichtfüßig und sicher die Treppe empor und war in wenigen Sekunden auf dem Deck. Er lief schnell die Reeling entlang zu der Stelle neben dem dritten Rettungsboot, die er sich schon am Nachmittag gut angesehen hatte.

Dort lag Finn unter dem überhängenden Boote. Er ergriff Bobby am Ärmel und zog ihn neben sich in die Finsternis. „Guten Abend, kleine Hoheit,“ sagte er, „ich glaube, wir kriegen ihn. Alles ist schon bereit.“ Bei diesen Worten zeigte er Bobby ein dickes, weiches Ding, ein großes Stück Fleisch, das auf einen mächtigen Widerhaken gespießt war, der an einer dünnen, doch unzerreißbaren Stahltrosse hing.

„Was ist das?“ fragte Bobby.

„Das ist der Köder,“ antwortete Finn.

So erfuhr Bobby, daß Haifische nicht mit Regen- oder Mehlwürmern geangelt werden. Finn warf den Köder über Bord, und die Stahltrosse wickelte sich mit rasender Geschwindigkeit von der Eisencolle ab, über die sie gelegt war. Das Fleischstück fiel ins Meer und wurde von dem Kreuzer in ungefähr fünfzig Meter Entfernung mitgeschleppt.

„Jetzt heißt es Geduld haben, kleine Hoheit,“ flüsterte Finn, und so lagen die beiden, Finn und Bobby, lange, lange Zeit nebeneinander unter dem Rettungsboot und starrten auf das Meer.

Da flüsterte Finn plötzlich, heiser vor Aufregung: „Dort!“ und wies mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle der Wasseroberfläche.

„Was ist das?“ fragte Bobby.

„Das ist die Rückenflosse des Haifisches. So lange wir sie sehen, beißt er nicht an. Doch jetzt . . .“

Die Flosse verschwand unter dem Wasser, und Bobby sah statt ihrer undeutlich etwas Graues, Großes unter der Oberfläche herangeleiten.

„Das ist die lichte Bauchseite des Hais,“ erklärte Finn. „Sein Kopf ist so eigentümlich geformt, daß er sich auf den Rücken drehen muß, wenn er zubeißen will.“

Mit rasender Schnelligkeit schoß der Hai auf einen bestimmten Punkt zu und da — die Stahltrosse, an der der Köder hing, er-



Der Hai kämpfte verzweifelt.

zitterte plötzlich unter einem wilden Riß; der große Raubfisch hatte angebissen!

Jetzt begann ein Kampf auf Leben und Tod. Der Fisch, dem der eiserne Widerhaken grausam und unlösbar im Rachen saß, versuchte mit Riesenkraft sich loszureißen, schob dahin und dorthin und hing doch immer wieder an der Stahltrosse.

Finn sagte: „Jetzt sitzt der Haken fest helfen Sie, kleine Hoheit!“

Gleichzeitig stemmte sich der blonde Matrose gegen den Hebel der Rolle und begann die Trosse aufzurollen. Langsam zog er den Riesenfisch näher. Der Hai kämpfte verzweifelt. Doch es half ihm nichts, er mußte an das Schiff heran, und schon peitschte der ungeheurre Schwanz ganz in der Nähe des Kreuzers das Wasser, daß es hoch aufspritzte.

Finn stemmte sich mit aller Kraft gegen den Hebel, und auch Bobby stützte den Griff mit seinen Fäusten. Doch eben, als sich der Kopf des Haifisches aus dem Wasser hob, versagten die Kräfte der beiden kühnen Angler, der Gegenzug an der Trosse war zu stark. Sie konnten den Griff nicht mehr halten und ließen drei oder vier Drehungen der Rolle ablaufen. Dann versuchten sie es von neuem. Jetzt war der Fisch etwas schwächer geworden, und es gelang ihnen, den Kopf des Hais aus dem Wasser emporzureißen.

Doch es half ihm alles nichts.

Plötzlich sah Bobby, daß ein Gewehrlauf aus nächster Nähe auf seine Brust gerichtet war, und eine Männerstimme rief: „Halt! wer da?“

Bobby antwortete, ohne den Griff der Rolle loszulassen: „Hier ist der Admiral der Flotte!“

Der Posten hatte kaum die helle Knabenstimme gehört, als er auch schon das Gewehr präsenzierte und in strammer Haltung dastand, obwohl sein Gesicht zeigte, daß er durchaus nicht begriff, warum der Kronprinz von England um Mitternacht eine schwere Stahltrosse aufrollte.

Bobby erkannte, daß seine und Finns Kräfte nicht ausreichten. „Helfen Sie hier!“ befahl er dem wachhaltenden Matrosen.

Der gehorchte und drehte die Rolle. Langsam hob sich der breite, vorspringende Kopf des Fisches aus dem Wasser. Dann wurde das gräßliche Maul mit den beiden Reihen furchtbarer, spitzer Zähne sichtbar, und endlich tauchten der gedrungene Leib und der riesenstarke Schwanz mit der mächtigen Flosse aus dem Meer. Ein letzter Ruck — der riesige Körper slog auf das Verdeck!

Einen Augenblick lag der Hai betäubt auf den Holzbrettern. Finn hatte eine schwere Schiffsaxt ergriffen, um ihm den Schädel einzuschlagen; da bäumte sich der Fisch hoch, schmolle seinen Körper



nach vorn und schlug mit dem Schwanzteil um sich. Gleichzeitig glitt sein Kopf nach vorwärts, gerade auf Bobby zu, der wie erstarrt neben der Rolle saß.

Bobby sah keine Rettung mehr für sich. Hinter ihm war das Meer, und vor ihm klappte der Rachen des Fisches, der so groß war, daß er den kleinen Jungen mit einem Schluck verschlingen konnte. Bobby griff nach der Mütze auf seinem Kopf und zog sie sich über die Augen. Er stellte sich unter den Schutz seines Vaters, der ihm einst die alte, karierte Mütze geschenkt hatte.

Das dröhnende Schlagen des Fischschwanzes hatte inzwischen das ganze Schiff alarmiert. An der Spitze einiger bewaff-

netter Matrosen stürzten Kapitän Woolsey und neben ihm Oberst Cunning herbei. „Retten Sie den Admiral!“ rief Finn verzweifelt und wies auf Bobby, der neben der Seilrolle kauerte, während die Zähne des ungeheuren Raubfisches unmittelbar vor seinem Gesicht blinkten.

Der Kapitän und der Oberst erblaßten. Beide rissen gleichzeitig ihre Pistolen hervor und schossen blitzschnell ein halbes Duzend Schüsse in den Kopf und den Leib des Haifisches, der sich hoch aufbäumte.

Doch die Schüsse töteten den Fisch nicht. Er riß sich mit einem letzten Ruck von dem Angelhaken los, der noch immer in seinem Rachen steckte. (Fortsetzung folgt).

Motorrad = Rennen

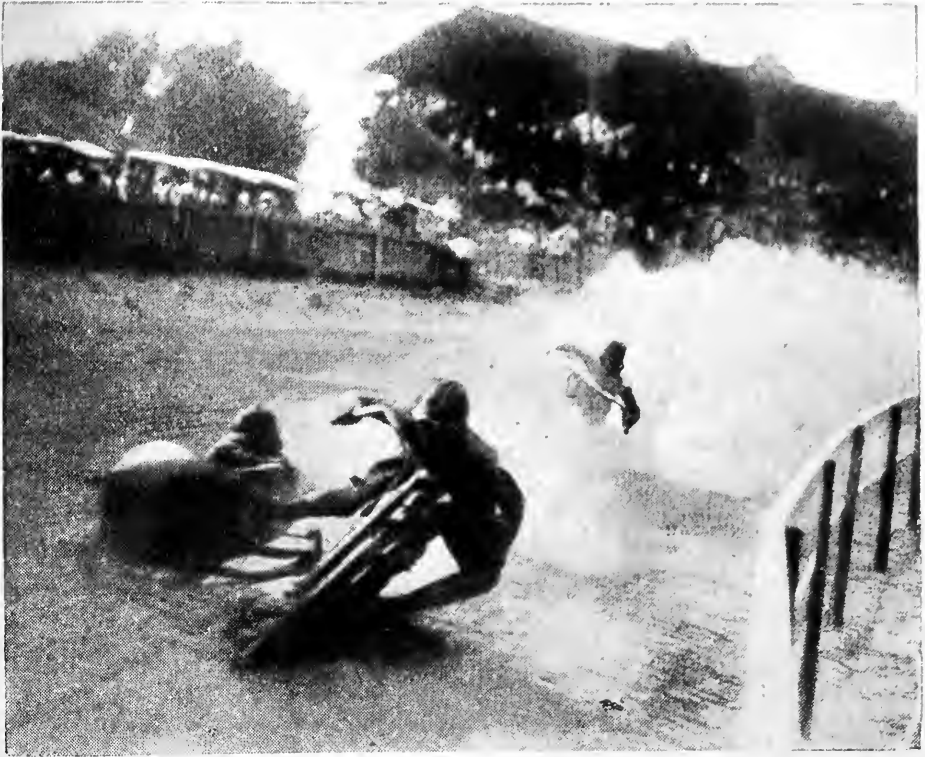
Sportbericht von Peter Bollmann.



Freunde, heute will ich euch etwas von einem „schnellen“ Sport erzählen: dem Motorradspport. Ihr kennt ja alle die kleinen, flinken Räder mit den eingebauten Motoren, die über die Straßen fliegen und dabei einen Lärm machen, daß man jedesmal unwillkürlich denkt, das Trommelfell würde einem plagen. Der Volksmund taufte sie „Schoffeeslöhe“.

Ihr dürft nicht etwa denken, daß ein Motorrad, weil es nur klein ist und keinen großen Motor hat, nicht so schnell fahren kann, wie ein Automobil. Der große Automobilmotor hat auch eine große Arbeit zu leisten, da der Wagen mit den Insassen sehr schwer ist. Ein Motorrad mit seinem Fahrer macht kaum ein Zehntel von dem Gewicht eines großen Wagens mit Insassen aus, der Motor des Rades braucht also auch nur ein Zehntel der Arbeit eines Wagenmotors zu leisten, und so kommt es, daß manche Motor-

räder schneller fahren können als Automobile. — Wie schnell Motorräder fahren können, seht ihr am besten, wenn für sie Rennen abgehalten werden. Diese Rennen finden öfter auf Radrennbahnen statt. Noch kürzlich war das große Stadion im Grunewald der Schauplatz solcher Motorrennen. Die Räder fahren hier so schnell, daß sie in den Kurven aus der Bahn hinausfliegen würden, wenn an diesen Stellen die Bahn flach wäre. Sie ist aber nach außen erhöht und bildet in den Kurven eine schräge Wand. Wenn der Motorradfahrer in die Kurven hineinsaußt, könnt ihr eine eigenartige Erscheinung beobachten. Der Fahrer und seine Maschine fahren auf der steilen Wand,



Interessanter Augenblick aus einem Motorrad-Rennen mit Beiwagen.

auf der sich ein Fußgänger nicht aufrecht halten kann, ohne hinunterzurutschen. Sie sind aber stark nach innen geneigt, so daß man fürchten könnte, sie würden umkippen. Das Rad faßt in dieser schrägen Haltung aber sicher durch die Kurven und richtet sich wieder auf, wenn es wieder auf die geraden Strecken der Bahn kommt. Wenn nun viele solcher schnellen Motorräder knatternd um die Bahn schießen und in den Kurven hoch an der Umzäunung entlang streifen, so ist das ein herrlicher Anblick, den man so leicht nicht vergißt. Wer als Sieger aus solchem Rennen hervorgeht, wird von den Zuschauern sehr gefeiert und muß, mit dem Siegerkranz geschmückt, eine Ehrenrunde fahren.

Auf Kadrennbahnen können Motorräder in einer Stunde etwa 90 Kilometer zurücklegen. Sie fahren hier also schon doppelt so schnell wie ein Schnellzug. Noch größere Geschwindigkeit können sie erreichen, wenn sie nicht, wie auf den Rennbahnen immer in die Runde und durch steile Kurven, sondern auf glatter Bahn geradeaus fahren. Solche

Rennen werden in einigen Seebädern abgehalten, die einen ebenen, langen Meeresstrand haben. Die berühmtesten Strandrennen finden in Europa auf der dänischen Insel Fanö statt. Im vorigen Jahre hat dort ein Motorradfahrer gefiegt, der eine Stunden-geschwindigkeit von 140 Kilometer erreichte, das heißt, er würde 140 Kilometer zurückgelegt haben, wenn er eine Stunde lang gefahren wäre.

In England und Amerika fahren viele Motorradfahrer mit einem Beiwagen, und es werden auch oft Rennen für diese dreirädrigen Fahrzeuge abgehalten. Auf unserem Bilde seht ihr ein Rad mit Beiwagen in einer Kurve, und ihr könnt bemerken, wie die Maschine schräg steht, und Fahrer und Insasse des Beiwagens sich nach innen neigen, um nicht nach außen geschleudert zu werden.

Wenn also jemand von euch später mal ein Motorrad besitzen sollte, so muß er immer daran denken, es ebenso zu machen, damit er nicht in den Schmutz fällt.

Peter Bollmann.

Was ist das für ein Schiff?



Ein dreimastiges
Bollschiff.

Am Strande macht es immer Spaß, wenn man die vorüberfahrenden Schiffe beobachten und beurteilen kann, welcher Klasse sie angehören. Da sehen wir zum Beispiel das stolze Bollschiff, einen Segler mit seinen drei Masten und zahlreichen Segeln. Dann gibt es Schiffe, die sowohl Segelschiff wie Dampfschiff gleichzeitig sind. Sie haben Masten und Segel, zugleich aber auch einen Schornstein. Diese Schiffe, meist ältere Arten, sollen es ermöglichen, auch bei Windstille vorwärts zu kommen.

Dann sind vor allem die Dampfschiffe da, die je nach der Zahl der Dampfkessel einen, zwei, drei oder auch vier Schornsteine besitzen. Auch sie haben Masten, die aber nicht zur Aufnahme von Segeln bestimmt sind, sondern nur für Zwecke des Ausgucks, der Aufstellung von Scheinwerfern usw. dienen.



Ein Handelsschiff.



Ein großer Passagierdampfer.

Zeigt ihr Rumpf keine Fenster, und hat er die Gestalt eines schwarzen Kastens, so sind es Frachtdampfer. Entströmt aus den Schornsteinen kein Rauch, so haben wir ein Schiff mit Delfeuerung vor uns. Der Schornstein ist nötig, um die rauchlosen Gase des verbrannten Deles abziehen zu lassen. Die meisten Dampfer



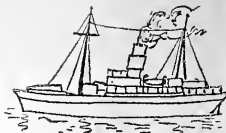
Ein Eratransportdampfer.

sind wohl Schraubendampfer, doch sieht man, insbesondere für Küstenfahrten, noch häufig Raddampfer, die zu beiden Seiten ein großes Schaufelrad besitzen, durch dessen Umdrehungen das Schiff fortbewegt wird.



Ein Raddampfer.

Wette, was es für Schiffe sind, die euch an der Nase vorbeifahren! Onkel Otto.



Ein Fischdampfer.

Sehr oft sieht man auch die kleinen Fischdampfer, die an ihrem niedrigen Bau und der langgestreckten Form erkennbar sind. Und nun ratet um die Onkel Otto.

Onkel Ottos große Sommerferienspiele

Heute scheint die Sonne richtig ferienmäßig und lädt uns zum Spielen im Freien ein. Also rasch hinaus und einen Kreis gebildet, bei dem immer zwei sich hintereinander aufstellen und ein zusammengehörendes Paar darstellen. Der Raum zwischen den einzelnen Paaren kann ziemlich groß sein, aber die Kreisform muß gewahrt bleiben. Nun ist einer übrig geblieben, der auf irgendein beliebiges Paar zugeht, sich neben den Hintermann stellt und folgende Frage an ihn richtet: „Männchen, woll'n Sie Ihr Kind verkaufen?“ Worauf der Gefragte ihm empört antwortet: „Lieber will ich Betteln laufen. Betteln tu ich nicht, und mein Kind verkauf' ich nicht.“ Bei diesen Worten stürzt er nach der einen Seite, der Fragende nach der anderen Seite ab, und beide müssen um den Kreis herumlaufen. Wer sich zuerst bei dem stehengebliebenen „Kind“ vorstellen kann, hat Schutz gefunden, und der Nachhinkende muß weiterfragen. Daß man bei Mädels nicht mit „Männchen“, sondern mit „Frauchen“ fragt, brauche ich hoffentlich nicht extra zu verraten. — Wenn ihr einmal etwas ganz Wildes spielen wollt, dann holt euch einen großen Stock, den ihr in die Erde steckt. Nun bildet schnell einen Kreis um ihn herum und zerrt dauernd hin und her, bis einer ihn umwirft. Der scheidet aus dem Spiel aus. Sieger ist der, dem es stets gelang, dem Umwerfen zu entgehen. Onkel Otto.

Rätsel-Ecke

Silberrätsel.

Aus den Silben:

a — berg — gar — gen — gold — kai
— koh — len — mo — ne — ne — re —
ser — un — wein — werk

sind fünf Wörter zu bilden, die ohne Aenderung der Reihenfolge, nur durch seitliche Verschiebung so zu lesen sind, daß zwei senkrechte, nebeneinander liegende Buchstabenreihen zwei europäische Flüsse bezeichnen. Die Wörter bedeuten: 1. Ziergewächs, 2. industrielle Anlage, 3. Blume, 4. Herrschertitel, 5. edles Getränk.

Vorsicht.

Mein Kind, laß Früchte niemals „l“,
Da sie dir „u“ sonst auf der Stell’.

Fridolins Lachkabinett



Fritzchen sah sich sein neugeborenes Brüdchen an.

„Nun,“ fragte der Vater, „wie gefällt es dir?“

„Ganz nett,“ antwortete Fritz, „aber ich will ihm erst mal Haare säen.“

*

Man erzählt sich alle möglichen und unmöglichen Geschichten von zerstreuten Bekannten. „Ach,“ bemerkt da ein Herr, „das ist alles noch gar nichts. Mein Bruder ist dermaßen zerstreut, daß er neulich nachts aufwacht und ein Streichholz ansteckt, um nachzusehen, ob er das Licht ausgemacht hat!“

*



„Treibst du Sport, Thomas?“
„Nein, aber Tennisschuhe habe ich schon.“

Verwandlung.

Ein Vogel sitzt auf einem Stückchen Feld,
Doch nein, er hat sich ganz hineingestellt;
Nun steht auf einmal da im Wüstenland
Ein Mann und auch sein Kopf, wie er genannt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 19.

Silberrätsel.

Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle
faulen Leute.

1. Monat, 2. Ostsee, 3. Rebus, 4. Gorilla,
5. Ertältung, 6. Nase, 7. Mädchen, 8. Omega,
9. Rodel, 10. Gondel, 11. Erbsen, 12. Nachruf,
13. Rizza, 14. Uhu, 15. Rätsel, 16. Kette,
17. Italien, 18. Choral, 19. Torten, 20. Hindu,
21. Elefant, 22. Ulme.

Verwandlung: Schill, er, Schiller.

Vorsicht: Rauch, Raufsch.

Lehrer: „Was ist Wind?“

Eberhard: „Wind ist Luft, die es eilig hat.“

*

Lottchen rutscht in der Küche aus und wirft dabei den ganzen Napf mit Pflaumen um. „Ich hab’ aber Glück!“ ruft sie, während sie sich wieder aufrichtet.

„Das nennst du Glück?“ meint die Mutter.

„Ja, Mutti, ich mag doch keine Pflaumen!“



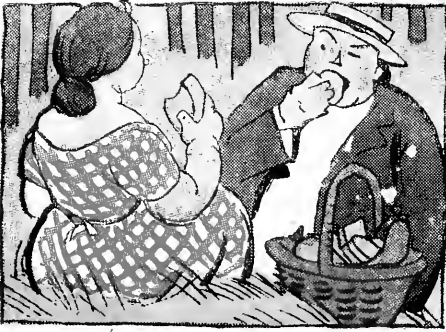
Karlchen: „Gestern habe ich einen Zauberer gesehen, der hat Wasser in Milch verwandelt.“

Fritzchen (dessen Vater Milchhändler ist):
„Das war doch kein Zauberer — das war einfach ein Milchmann.“

*

Ein Herr fragt einen anderen: „Entschuldigen Sie, ist das der Mond oder die Sonne?“ — Da sagt der andere: „Ich kann Ihnen das nicht sagen, ich bin auch erst heute hier zugereift.“

Wenn der Hund mit der Wurst durch 'n Holzzaun springt . .



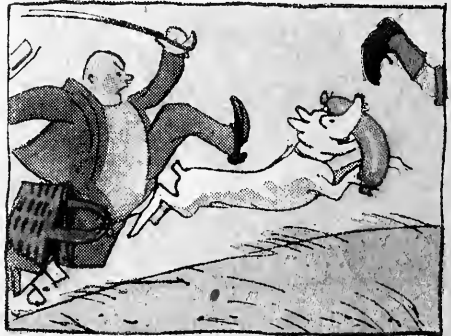
In einem Frühstück, appetitlich,
Ist man im Freien hier sich glücklich.



Kaum kehrt gesättigt man den Rücken,
Treibt schon ein Bengel tolle Zicken;



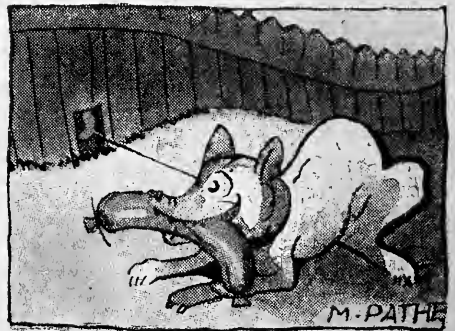
Spannt an den Korb den Köter an
Und lockt ihn mit der Mettwurst dann.



Natürlich rennt, wie's auch der Zweck,
Der Köter mit dem Korbe weg.



Den Jungen aber hemmt ein Zaun,
Er wird erreicht und durchgehau'n.



So wird bestraft der Attentäter,
Den Vorteil hat der Hundeköter.

Nr. 21. 2. Jahrgang.

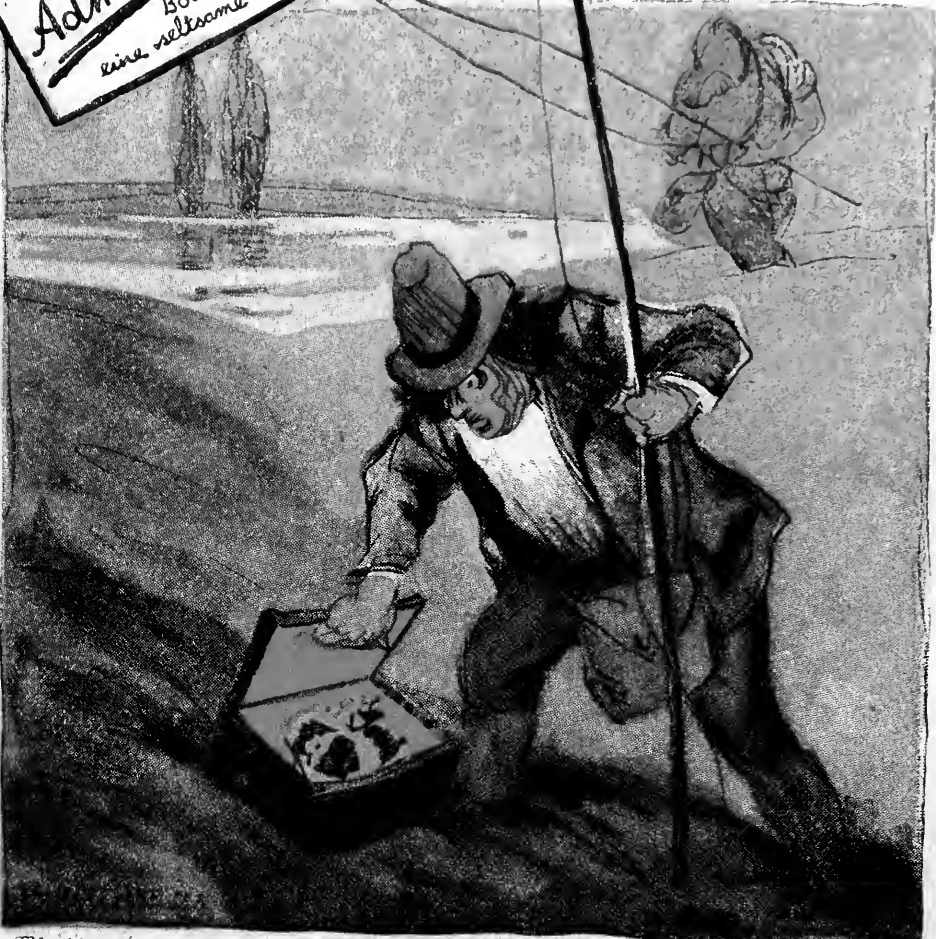
Grosses Preisauschreiben:
Onkel Toldis Brief aus der Sommerfrische

Neues
Preis:
1000 Mt. =
2-3 Gold-
pfennige

Der heitere fridolin

Fortschzung von
Admiral Bobby
Bobby hat in China
eine seltsame Begegnung

SPORT, SPIEL, SPASS UND ABENTEUER



Wie die ungarische Königskrone einmal im Sumpf gefunden und gerettet wurde.
(Siehe die Erzählung auf der nächsten Seite!)



DIE ABENTEUER DER UNGARISCHEN STEFANSKRONE

Nacherzählt von Mathilde Weil.

Gar selten mag eine Reichskrone so merkwürdige, abenteuerliche Schicksale erfahren haben, wie die über 900 Jahre alte ungarische Königskrone des heiligen Stefan.

Nach dem Erlöschen des arpadischen Stammes schritten die Ungarn zur Königswahl. Es waren da aber zwei Parteien; die eine Hälfte wählte Wenzel von Böhmen; die andere Hälfte wollte den Herzog Otto von Bayern zum König von Ungarn erheben, aber nur unter der Bedingung, daß er die nach Böhmen verschleppte Stefanskronen wieder herbeischaffe. Ohne langes Besinnen eilte Herzog Otto nach Böhmen und verhandelte mit Wenzel, der die Krone in seinem Besitz hatte, über deren Herausgabe. Dieser Aufforderung leistete Wenzel tatsächlich Folge, knüpfte

aber die Bedingung daran, daß Herzog Otto ihm gegen die kriegerischen Polen beistehen sollte. Gern willfahrte der Herzog dieser Bitte, und nach siegreicher Beendigung dieses Feldzuges kehrte er mit der ungarischen Krone heim.

Auf der Reise aber verlor Otto die Krone bei Fischamend im Donaufumpfe. Ein armer Fischer fand sie, in einem hölzernen Gefäße verborgen, glücklich wieder auf und brachte sie Otto, der sich allerdings nicht lange ihres Besitzes erfreuen konnte, da er zugunsten Karl Roberts von Anjou derselben entsagen mußte.

Am merkwürdigsten aber gestalteten sich später die Schicksale der Stefanskronen nach dem Tode König Albrechts II. von Ungarn. Als die Königin Elisabeth die Botschaft



Ein zweites Abenteuer der ungarischen Königskrone.

Als der Schlitten, in dem die Krone verborgen war, bei Komorn über die Donau setzte, brach er im Eise ein

von dem Ableben ihres Gatten erhielt, eilte sie sofort mit ihrem erst zweijährigen Töchterchen nach der ungarischen Festung Bisegrad, um die Krone und das Szepter zu retten.

Sie berief alle ihr wohlwollenden Magnaten auf die Plintenburg, wie die Festung Bisegrad auch genannt wurde, und ließ sich vom Adel die Reichskleinodien feierlichst übergeben. Elisabeth legte ihre eigene Krone zu der Stefanskronen und ließ dann die Truhe mit den Reichsfiegeln schließen und in eine wohlverwahrte Kammer neben ihr Schlafgemach bringen.

Ein unglücklicher Zufall wollte es nun aber, daß wenige Tage nach der Uebergabe der Krone im Schlafgemach der Königin Feuer entstand. Man löschte es zwar, aber kaum erfuhren die Magnaten in welcher Gefahr die heilige Stefanskronen in der Plintenburg geschwebt hatte, so verlangten sie dringend die Ueberführung der Reichskleinodien nach der Ofener Königsburg. Die Königin mußte gehorchen, und die Krone wie das Szepter samt dem Königsmantel kamen nach Ofen.

Drei Monate später baten die Magnaten in Bisegrad die Königin, sich einen Gatten zu wählen. Doch Elisabeth weigerte sich. Sie wollte allein über Ungarn regieren. Vorher hatte sie die Kinderfrau der kleinen Prinzessin zur Bewachung der Krone in Ofen zurückgelassen, denn Elisabeth wollte sich im geeigneten Moment der Krone bemächtigen.

Unaushörlich sann die Königin in der alten Plintenburg darüber nach, wie sie der Stefanskronen habhaft werden könnte. Der Burggraf Ladislaus Gara hütete die Krone, und die Königin konnte keine Mithelfer ge-

winnen. Endlich gelang es ihr aber, einen ungarischen Hirten zu bestechen.

An einem stürmischen Winterabend kam dieser, und mit Hilfe der Kinderfrau raubte er unter Lebensgefahr die ungarischen Reichskleinodien. Man versteckte sie in einem Samtpolster, und als der Morgen graute, begab sich die Kinderfrau zu dem Burggrafen und erzählte ihm, daß die Königin ihre Rückkehr nach der Plintenburg verlange, da sie ihr Töchterchen zu sehen wünsche.

Der Burggraf hatte nichts gegen die Rückkehr der kleinen Prinzessin einzuwenden, und bald harpte der Reisenden ein prächtiger Schlitten im Burghof. Die Kinderfrau kam mit dem Prinzgöckchen herunter, und der Hirt trug ihr das rote Samtpolster nach. Dann ging die Fahrt tausend fort. Doch war sie von manchen Gefahren begleitet. Der Schlitten setzte bei Komorn über die gestrorene Donau und brach ein: mühsam rettete die Kinderfrau das Prinzgöckchen und das kostbare Samtpolster.

Am dritten Tage endlich langten die Reisenden bei der Königin an. Noch an demselben Abend, als die Stefanskronen in die Hände der Königin gelangte, schenkte ihr der Himmel auch ein munteres Söhnlein.

Nun war die Königin doppelt glücklich, einen rechtmäßigen, männlichen Nachkommen für die Krone zu besitzen. Als aber wenig später Ungarn von Polen mit Krieg bedroht wurde, eilte die Königin, den kleinen Königssohn krönen zu lassen.

In tiefer Nacht flüchtete sie mit ihren beiden Kindern und ihren Getreuen nach Stuhlweißenburg; dort wurde dann der zwölf Wochen alte Ladislaus im Jahre 1440 zum König von Ungarn gekrönt.

Brief Onkel Fridolis aus der Sommerfrische

Fridolins lustiges Ferien-Preisauschreiben.



Freunde, mir fehlen die —, um euch zu schildern, wie schön es hier ist. Helft mir, die Sprache — — —, damit ich das — — Mal hinter — — erzählen kann. Ich fuhr mit meinem Gepäck, einem Kleiderkoffer und meiner — —, die aber leer war, hierher an den

Strand. Ich hoffte viel Lustiges zu erleben und Neues zu hören, das mir Gelegenheit gab, sie neu zu — —. Dann wäre ich froh zu euch — — —, und hätte für jede — — des „Heiteren Fridolin“ ein paar hier gesammelte — — herausgenommen und zum Besten gegeben. Prost Mahlzeit! Anfangs war ich hier der — — Gast, denn es war hier mehr Frische als — —, und es goß unaushörlich — —. Was tun, spricht —? Na, ich ließ mich einfach, weil keine — — hier war,

von den — — lieblosen, was so stürmisch geschah, daß ich dabei ganz naß wurde. Die gingen nämlich vor Freude —, als sie mich sahen, aber ich drehte ihnen, wie sie es von den Menschen gewöhnt sind, einfach den — zu. Sie nahmen es nicht —, denn immer mehr von ihnen kamen freudig auf mich zu, obwohl ich mit Händen und Füßen strampelte, um mich ihrer — — — zu erwehren. Unmählich bekam ich nun hier — — — und unterhalte mich mit allen vortrefflich. Die meisten lachen schon, wenn sie mich sehen, und wollen von mir neue — — hören. Dann erzähle ich ihnen die, die — — kennt, und tausche andere dafür ein, mit denen ich meine — — neu fülle. Nächstens kehre ich zu den heimischen — — — zurück und erzähle euch. Bis dahin lebt mir — —, wie auch ganz besonders und empfangt 778 + . . . = Grüße.

Euer Soldi.

Ich bringe hier diesen Brief Onkel Soldis zum Abdruck, damit ihr die fehlenden Wörter und Worthälften ergänzt. Jeder Strich bedeutet eine Silbe. Die Punkte bedeuten Zahlen. Wir wollen sehen, welche die Schlaupsten unter euch sind.

*

Als Preise für richtige Lösungen setze ich
50 schöne und wertvolle Bücher.

aus und bestimme, daß, wenn mehr als 50 richtige Lösungen eintreffen, unter diesen gelost werden muß.

Diesjenigen Fünftzig, auf deren Einsendung bei der Verlosung ein Preis gefallen ist, dürfen dann selber ein schönes Buch nennen, das sie sich wünschen, und wessen Wunsch nicht gar zu unbescheiden ist, dem erfülle ich ihn gern. — Aber merkt's euch, Freunde:

Wer nichts gewinnt zu seiner Qual,
Bertröste sich aufs nächste Mal!

Wer aber schimpft, und wer verdrossen,
Wird erschossen!

Nun aber die Bedingungen: Wer die fehlenden Wörter und Worthälften richtig ergänzt hat, schreibe sie der Reihe nach auf eine Postkarte, und zwar so, daß der linke Abschnitt der Vorderseite nur den Namen und die Adresse des Absenders, und die Rückseite nichts anderes als die gefundenen Wörter enthält. Wer das nicht beachtet, scheidet vom Wettbewerb aus. Die Lösungen müssen bis Montag, den 30. Juli, in meinem Besitz sein. Jeder Einsender muß sich Fridolins Entscheidung fügen.

Die Lösungen sind zu senden:

An die Rätseltube des
„Heiteren Fridolin“

Berlin SW 68.
Kochstraße 23.

Wer in Berlin wohnt, hat den Vorteil, seine Lösung in einen der „Fridolin“-Briefkästen werfen zu können, die in Berlin vor jeder Ullstein-Filiale hängen.

Das Ergebnis des Preisausschreibens veröffentliche ich wahrscheinlich schon in einer der Quast-Nummern.
Fridolin.

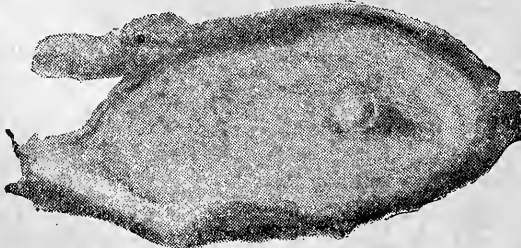
Wie man Perlen künstlich züchtet

Von Dr. Georg A. S. Körbik.

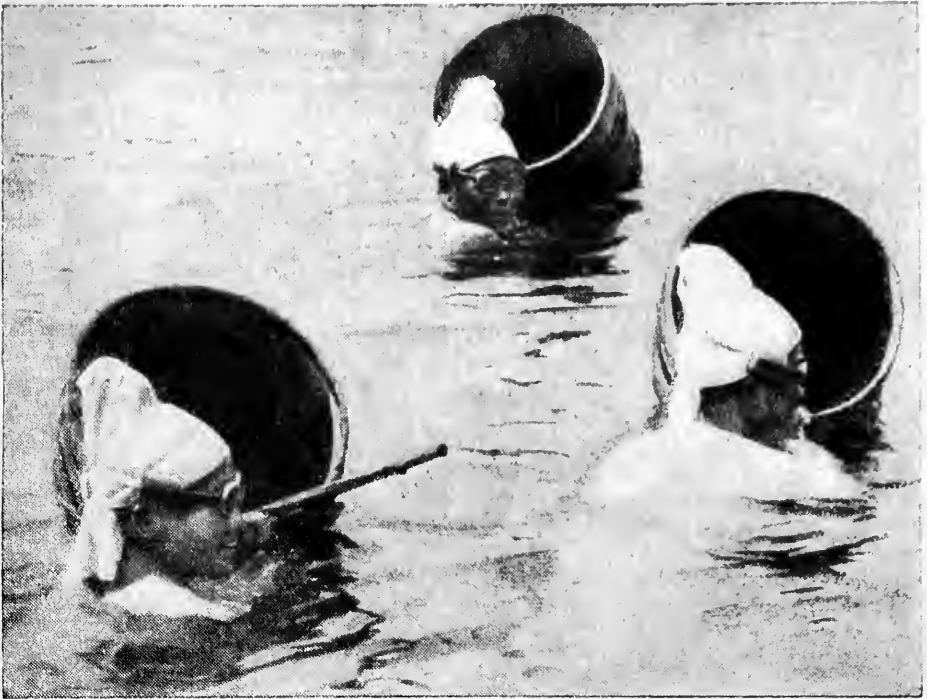
Perlen bedeuten Tränen, behauptet unser Sprichwort, und als Tränen eines Engels, die ins Meer fielen, hat unser Dichter Friedrich Rückert sie einmal besungen: Perlen sind himmlische Tautropfen, erklärt allen Ernstes der römische Naturforscher Plinius ihren Ursprung, Tautropfen, die im Frühling in die geöffneten Muscheln

fallen und sich je nach der Art des Taus verschieden gefärbt zeigen. Wir wissen heute, daß Perlen etwas viel

weniger Poetisches sind, nämlich Perlmuttermasse, die bestimmte Fluß- und Meeremuscheln aus gewissen Drüsen ihres fleischigen Mantels ausscheiden, wenn irgend ein Fremdkörper, ein Sandkorn etwa, oder häufiger noch



Eine Meerperlmuschel, mit einer Perle.



Wie man Perlen künstlich züchtet.

Japanische Perlentauerinnen mit ihren kleinen Bottichen, in denen sich die Perlmuscheln befinden.

ein winziger, tierischer Schmarozer in den Körper des Muscheltieres gelangt ist, und diese Drüsen zur Absonderung einer schützenden Masse reizt. Es bildet sich so nach und nach eine Art von mehrfach wie Zwiebelschalen geschichteter Kapsel um den Fremdkörper, der nun von dem Muscheltier nicht mehr so schmerzhaft empfunden wird. Dieser Ursprung der Perle war den alten Völkern Ostasiens, den Chinesen und Japanern, längst bekannt, und geschäftstüchtig, wie sie sind, haben sie sich die Eigenschaft der Muscheltiere, bei Reizung des fleischigen Körpers Perlmuttermasse auszuscheiden und Perlen zu erzeugen, für eine künstliche Perlenzucht zunutze gemacht. Sie fischen die betreffenden Fluß- oder Meermuscheln in Mengen auf, öffnen sie vorsichtig und schieben zwischen Mantel und Schale des Tieres den Fremdkörper hinein. Sehr beliebte „Fremdkörper“ dieser Art sind in China zum Beispiel winzige Buddha-bildchen aus Blei oder Zinn, die dann im Laufe der Zeit von der Muschel mit einer dünnen, sehr glänzenden, gleichmäßig starken Perlmutter-schicht überzogen werden. Hier-

bei handelt es sich um eine Flußperlmuschel, die der sogenannten „Malermuschel“ unserer Flüsse nahe verwandt ist, und die von den Chinesen der Provinz Ning-po in besonderen Teichen zu vielen Tausenden gezüchtet wird. Im übrigen besitzen wir auch in Deutschland eine echte „Flußperlmuschel“, die in Gebirgsbächen heimisch ist, und früher hat man bei uns, namentlich in der schwarzen Elster, dem rechten Nebenfluß der Elbe, ausgedehnte Perlfischerei betrieben. Zu Cäsars Zeiten war Britannien durch seine schönen Flußperlmuscheln berühmt, und — um das doch auch zu erwähnen — die Indianer des Mississippi-gebietes sammelten schon vor der Entdeckung Amerikas aus ihren Flußperlmuscheln goldgelbe, himmelblaue, purpurrote und schwarze Perlen. Aber alle diese Flußperlmuschelarten können in ihren Perlenbildungen sowohl was Größe und Schönheit wie Farbe betrifft — „vom reinsten Wasser“ rühmen die Juweliere besonders schön schimmernde Perlen — nicht in Wettbewerb treten mit den Perlen der echten Meerperlmuschel, die zumal an den Küsten des Indischen Ozeans auf flachen, nur

etwa 8—15 Meter unter der Meeresoberfläche gelegenen Brücken gleich unserer Auster (auch die erzeugt gelegentlich Perlen) gesellig lebt. Seit altersher wird hier, besonders an den Küsten Ceylons, Perlenfischerei getrieben; die Eingeborenen gehen gewöhnlich, mit einem Stein zu Füßen, der sie schnell hinunterbringt, an einem langen Seil in die Tiefe, raffen, was sie an Muscheln erreichen können, eiligst in einen Beutel zusammen und lassen sich dann wieder hinaufziehen. Ganz ähnlich gestaltet sich die Perlmuschelsuche auch im Persischen Golf, an den Küsten des Roten Meeres, im Golf von Panama und Mexiko und längs der Kalifornischen Küste. Die Ausbeute von Muscheltieren wirkt man einfach auf den sandigen Boden oder legt sie in große, flache Bottiche und ähnliches und läßt die fleischigen Körper der sich rasch öffnenden Muscheln in der prallen Sonne verwesen: die in der Muschel oft nur lose geborgenen Perlen fallen dann von selber heraus. Selbstverständlich enthalten nicht alle von den Tauchern zutage geförderten Muscheltiere auch Perlen. Tausende und Abertausende der Tiere gehen so nutzlos zugrunde, ohne die vom Menschen

begehrten Perlen erzeugt zu haben. Neuerdings untersucht man daher auf Ceylon die Muscheln mit Hilfe des Röntgenverfahrens auf Perlen und übergibt die nicht Perlen bergenden Tiere alsbald wieder dem Meere. Die praktischen Japaner aber züchten Perlen auf künstlichem Wege, indem sie jugendliche Meerperlmuscheltiere durch Einbringung von winzigsten Sand-, Quarzkörperchen und dergl. zur Perlbildung reizen, die Muscheltiere auf besonders angelegten Sandbänken in geringer Meerestiefe ansiedeln und dann in größeren Zeiträumen absammeln lassen. In Japan sind es vornehmlich Frauen, die mit dieser Fischerei betraut werden. Große Schutzbrillen vor den Augen, die ihnen unter Wasser gut zu sehen erlauben, mit einem Stabe zum Abstoßen der Muscheltiere und mit einem weitmaschigen Korbe zum Aufnehmen der Schalen versehen, tauchen die Frauen an den Bänken in die Tiefe und sammeln die Muscheln.

Die künstliche Erzeugung der Perlen gedeiht aber auf diese Weise nicht zur höchsten Vollendung: es ist bisher nur gelungen, halbkugelförmige Perlen zu erhalten. Perlen haben sich nun aber zu allen Zeiten der höchsten Wertschätzung des schmuckliebenden Menschen erfreut, und so hat man sie auch auf die verschiedensten Weisen nachgemacht. Eine sehr bekannte „künstliche Perle“ dieser Art ist die sogenannte „Bourgignon-Perle“; sie stellt ein kleines Glasbläschen dar, in das man „Perlenessenz“ — aus den Schuppen unseres allgemein bekannten Ucleis gewonnen — hineinbringt, so daß die perlmutterartig glänzende Substanz das Innere auskleidet, das dann mit Wachs gefüllt wird. Auch mit Hilfe von Zelluloid und Wasserglas erzeugt man heute künstliche Perlen.



Wie man Perlen künstlich züchtet.
Japanische Perlentäucherinnen an der Küste einer Perlenzuchtstation.



ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Fröschel.

Freunde, heute beginnt die 5. Fortsetzung von „Admiral Bobby“. Für diejenigen von euch, die den Anfang der Erzählung noch nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderabdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Bobbys Erlebnissen steht. Wer einen solchen Druck haben will, schreibe es mir. Er kostet 500 Mk. portofrei.
Fridolin.

(5. Fortsetzung.)

Eine Sekunde lang lag der Hai bewegungslos auf Deck. Doch dieser Augenblick genügte Finn. Er sprang vor, schwang die schwere Axt und ließ sie mit furchtbarer Gewalt auf den Kopf des Haiisches fallen, so daß die Schädelknochen zersplitterten.

Bobby richtete sich auf, ging auf Finn zu und drückte ihm fest die Hand. „Ich danke dir, Finn!“

Nachdem man noch den Hai gebührend bewundert hatte, wollte man sich in die Kajüten zurückziehen. Da stürzte ein kleiner Herr auf das Verdeck, stolperte über ein dickes Tau, schob seine Brille auf der Nase zurecht und fragte: „Was gibt es Neues, was soll ich melden?“ Es war Humbert Fellowfull, den der nächtliche Lärm geweckt hatte, und der Nachrichten für sein Blatt witterte.

„Nichts Besonderes,“ antwortete Kapitän Woolsey. „Seine Königliche Hoheit hat bloß einen Haiisch geangelt.“

Fellowfull schrieb eifrig in seinem Notizbuch. „Einen Haiisch? Das gibt eine Extraausgabe!“

Da tat Bobby einen Ausspruch, der alle Anwesenden mit Ausnahme des Obersten

Cunning sehr überraschte. „Eine Extraausgabe? Das ist gut! Da werden die Jungen der St. Jameschule, die sie verkaufen, tüchtig verdienen.“

Nach diesen Worten stieg Bobby gelassen in seine Kajüte hinab.

Sechstes Kapitel.

Bobby zieht in Peking ein und hat eine Begegnung am Tor des ewigen Friedens.

Langsam näherte sich der „Jupiter“ seinem Ziel. Er überquerte den Äquator, umschiffte die Südspitze von Afrika und fuhr dann über den Indischen Ozean.

Und an einem sonnigen Vormittag meldete Kapitän Woolsey: „Morgen fahren wir in den Golf von Petschili ein, dann noch einen Tag Fahrt, und wir sind in Tientsin.“

Raum hatte der „Jupiter“ im Golf von Petschili Anker geworfen, da war er auch schon von Dutzenden kleiner, chinesischer Boote und Dschunken umschwärmt.

Plötzlich stoben aber alle Boote auseinander, denn, mächtige Rauchwolken austoßend, näherte sich kurzatmig und unbeholfen ein breiter Raddampfer, der die chinesische Kaiserflotte führte.

Bobby stand in glänzender Paradeuniform mit allen Orden, die er besaß, an Bord des „Jupiter“, hinter ihm Oberst Cunningham, der Kolonialminister und die ersten Offiziere des Kreuzers. Er legte sein Gesicht in ernste Falten, doch wurde es ihm

Pechmanns wunderb



Sein Geist, der nie sich Ruhe gönnt
Und keinerlei Ermüdung kennt,
Erfindet jetzt eine Teigmaschine,
Daß endlich er der Menschheit diene.



Hier rührt sie schon den Teig, den Ickern,
Im Beifsein von zwei Zuckerbäckern,
Die voller Freude und Entzücken
Auf Pechmanns neueste Großtat blicken.



Daß man nicht an den Hebel räkentmt,
Das ist's, worauf es dabei ankommt.
Der Forscherdrang wird zum Verhängnis:
Schon sitzt der Woppel im Gefängnis.



Dann schlendert es — o Schre- und Graus,
Mit Wucht ihn wiederum hinaus.
Er taumelt, fliegt von Wand zu Wand
Die Bäcker seh'n es wutentbrannt.

sehr schwer, diesen Ernst beizubehalten, als er die seltsame Gestalt erblickte, die jetzt keuchend und wackelnd die Stufen des Fallreeps hinaufstieg.

Es war ein kugelförmiger, kleiner Mann mit einer ungeheuren Glase, in deren Mitte ein sadendünnere, langer Zopf entsprang. Er war ganz in gelbe Seide eingehüllt und trug auf Brust und Rücken je ein Schild; in das ein wunderschöner Kranich mit farbiger Seide eingestickt war.

„Nach seinen Abzeichen ist er ein Mandarin erster Klasse,“ sagte Doktor Großmann leise. „Es ist der Vizekönig der Provinz Petschili, Prinz Chung,“ flüsterte Kapitän Woolsey. —

Endlich betrat der Mandarin das Verdeck. Nun begann eine seltsame Zeremonie. Prinz Chung kniete nieder und schlug mit der Stirn dreimal auf den Boden, dann erhob er sich, kniete nochmals nieder, berührte wieder mit der Stirn dreimal den Boden und wieder-

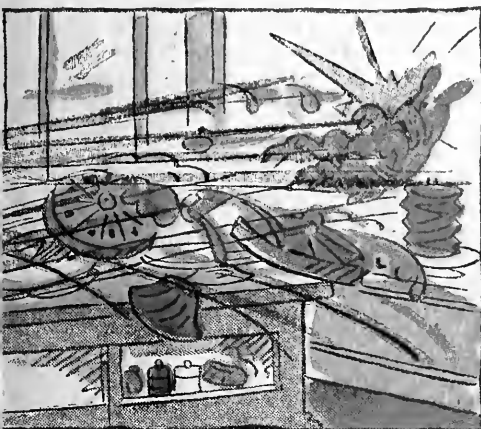
re Teigrührmaschine



Beifällig klingt der Meister Urteil,
Der Antauf scheint von großem Vorteil.
Indes man Unterhandlung pflegt,
Im Kopse sich die Neugier regt.



In seinem ganzen Hundeleben
Hat sich dergleichen nie begeben,
Drum als ein sachlicher Laie man
Besieht er sich das Ding genau.



Er fliegt durch die Konditorei,
Die Fensterscheibe geht entzwei.
Die Torten, muß wie cremegefüllt,
Sind hin — macht euch mal bloß ein Bild!



Ganz unermesslich ist der Schaden,
Der angerichtet ist im Laden.
Der Zudehbäcker brüllt: „Nu blech' man,
Hier ist die Rechnung, lieber Pechmann!“

holte schließlich das Ganze noch einmal. Kapitän Woolsey sagte leise zu Bobby: „Eure königliche Hoheit müssen diesen Gruß, der nur königlichen Personen erwiesen wird, mit einer dreimaligen Verbeugung erwidern, um nicht unhöflich zu sein.“

Bobby gehorchte und verneigte sich dreimal fast bis zur Erde.

Dann kam die eigentliche Unterhaltung in Gang. Das ganze Gespräch handelte in der Hauptsache von den Tugenden und Ver-

diensten der Vorfahren Bobbys und von den heldenhaften und gelehrten Ahnen des Mandarins.

Den Tee, der inzwischen für Bobby und seinen Gast serviert wurde, berührte der Chinese nicht, sondern ließ ihn kalt werden, während ihm ein Diener die für Bobby bestimmten Ehrengeschenke überreichte. Bobby mußte nun erklären, daß er völlig unwürdig sei, ein so kostbares Geschenk anzunehmen, und daß er sich nur dazu verstehen könne,

wenn auch sein Gast eine jämmerliche, durchaus verachtenswerte Gegengabe annehme.

Nach all den Zeremonien und endlosen Redereien fühlte sich Bobby schließlich ganz wirr im Kopf und führte dann, um doch irgend etwas zu tun, die Teeschale an den Mund.

Kaum hatte er das getan, so erhob sich der Bizetönig von Petchili und verabschiedete sich mit unendlichen Höflichkeitsphrasen. Bobby stand aufatmend auf der Kommandobrücke. „Das war ein schweres Stück Arbeit, doch ich glaube, ich habe mich recht gut gehalten,“ sagte er zu Kapitän Woolsey.

„Im Anfang recht gut, doch dann haben königliche Hoheit Ihren Gast geradezu hinausgeworfen. Sie berührten Ihre Teeschale, und das heißt bei den Chinesen: „Mein lieber Freund, mach, daß du weiter kommst!“ antwortete Kapitän Woolsey. —

Inzwischen fuhr der „Jupiter“ den Fluß hinauf gegen Tientsin zu. Von der Kommandobrücke aus bot sich ein recht trübseliges Bild dar. Der breite, träge, schmutzig-gelbe Strom floß zwischen einformigen Getreide- und Reisfeldern dahin.

Bobby war enttäuscht. Er hatte von prächtigen Tempeln und herrlichen Gärten geträumt, und nun sah er rings um sich eine flache, eintönige Landschaft. —

Nach vielstündiger Fahrt näherte sich der „Jupiter“ endlich Tientsin, der Hasenstadt von Peking. Von fern zeigten sich die Holztürme der Pagoden und darunter das Gewimmel der ebenerdigen, chinesischen Häuser.

Bobby betrachtete das eigentümliche Bild zuerst vom Schiff aus; dann jedoch drängte es ihn, einen Spaziergang durch die Stadt zu machen.

Kaum waren Bobby, Doktor Grollmann, Finn und Henry als Beschützer, an Land, so fürchtete Bobby bei dem Geschrei, dem Menschengewirr, dem scheinbar völlig regellosen Verkehr, den Kopf zu verlieren, und Doktor Grollmann flüchtet sich mit ihm auf eine Art Schubkarren, der vorne Platz für zwei Personen bot, und der von einem Chinesen geschoben wurde. Die ganze Stadt schien tagsüber auf den Straßen zu sein und Geschäften nachzujagen. Bettler, Lastträger, Fleisch- und Fischhändler schrien und lärmten durcheinander, wandernde Barbieri übten in aller Deffentlichkeit ihr Gewerbe und rasteren die Schädel ihrer Mitbürger bis auf den Scheitelkopf kahl.

Als Bobby einige Straßen durchfahren hatte, sagte Doktor Grollmann: „Nun haben königliche Hoheit ganz Tientsin gesehen.“

„Ist denn die Stadt so klein?“ fragte Bobby erstaunt.

„Das nicht,“ antwortete Doktor Grollmann, „sie dehnt sich stundenweit nach allen Richtungen, doch sie ist überall gleich. Ich glaube, wir können zum Schiff zurückfahren.“

Die Nacht verbrachte Bobby auf dem „Jupiter“, doch bereits bei Morgengrauen begann die weite Reise auf Pferden nach Peking.

Oberst Cunning hatte ein bedenkliches Gesicht gemacht, als Bobby in den Sattel kletterte. Bobby hatte nie reiten gelernt, und auch Henry hatte es ihm in den zwei Tagen, in denen er den Straßenjungen zum Prinzen heranbildete, nicht beigebracht. Doch Bobby war ein geschickter Junge, und es ging besser, als man eigentlich erwartet hätte.

Am Nachmittag des zweiten Reisetages hoben sich plötzlich drehend und schwarz gegen die untergehende Sonne die ungeheuren Mauern von Peking aus der Ebene.

Bobby hielt sein Pferd an, und ein eigentümliches Gefühl von Ehrfurcht überkam ihn. Er stand vor einer der ältesten Städte der Welt. Er war hierher gezogen, um den mächtigen Beherrscher eines Vierhundertmillionenvolkes zu begrüßen — was würde geschehen, wenn der Kaiser erkannte, daß er nicht der echte Prinz war? Ein Schauer überlief Bobby, und mechanisch griff seine Hand in die Tasche, in der die alte karierte Mütze steckte. —

Sie waren jetzt der Stadtmauer schon sehr nahe. Vor ihnen öffnete sich das breite Flügeltor, das von einem mächtigen Aufbau



Vor ihnen erhoben sich die Mauern von Peking.



Admiral Bobby.

Auf einem Pony ritt ein uralter Chineser, begleitet von seinen Dienern, auf Bobby zu.

mit dreifach geschwungenem Dach gekrönt wurde. Mit ohrenbetäubendem Lärm brach eine mächtige Reitertruppe aus dem Tor, an deren Spitze eine bunte Musikkapelle in vielfarbigen Uniformen auf seltsam geformten Pauken, Trommeln und Pfeifen eine knarrende, schrillende Musik erzeugte. Hinter ihnen galoppierten tausend Reiter in die Ebene, bildeten vor Bobby einen Halbkreis und standen plötzlich unbeweglich still.

Es verging eine geraume Zeit. Da teilte sich der Halbkreis der Reiter in der Mitte, und auf einem Pony ritt ein uralter Chineser, begleitet von acht Dienern, auf Bobby zu. Er trug eine der höchsten Auszeichnungen, die der Kaiser von China zu verleihen hatte: eine kurze, gelbe Reitjacke aus Seide. Auf Brust und Rücken hatte er in einem kleinen, runden Schild ein Nashorn eingestickt, und sein Hut trug als Knopf einen Rubin.

„Ein Militärrmandarin erster Klasse,“ sagte Doktor Großmann, „vielleicht der Gouverneur von Peking.“

Der kleine, gebrechliche Greis stieg vor Bobby aus dem Sattel, verneigte sich dreimal nach chinesischer Sitte und richtete Bobby seinen Auftrag aus, ihn in den friedlichen Palast des Himmels — so nannte er das kaiserliche Schloß — zu geleiten. Die Begleiter Bobbys würden im Namen (Palast) eines Mandarins in Peking einquartiert werden.

Als der Dolmetsch diese Worte übersetzt hatte, erschrak Bobby. Er wandte sich schnell zu Kapitän Woolsey: „Das soll wohl heißen, daß ich mich von Ihnen trennen muß?“

„Daran ist nicht zu denken, Königliche Hoheit. Wir weichen nicht von Ihrer Seite,“ antwortete der Kapitän. — Da war Bobby beruhigt, und er dankte dem chinesischen Cou-

verneur. Dann formierten sich die Reiter, Bobby gab seinem Pferd die Sporen, und Kapitän Woolsey und Doktor Großmann blieben dicht hinter ihm.

Als Bobby den Tunnel des Tores durchritten hatte, lag ein Meer von bewegten Lichtern vor ihm. Die Stadtmauer umschloß nicht unmittelbar die Gebäude der Stadt, sondern zwischen ihr und den Häusern lag ein weites Feld. Auf dieser sonst bei Nacht trübseligen und verlassenem Heide standen jetzt Hunderttausende von Männern und Frauen Kopf an Kopf, und jeder und jede schwang eine bunte Papierlaterne, in der ein helles Licht flammte. Sie waren auf Befehl ihres Kaisers aus den Häusern gezogen und empfingen den fremden Königssohn.

An der Spitze seiner Karawane, hinter den Reitern der kaiserlichen Garde zog Bobby in die erste Straße von Peking ein. Auch hier empfing ihn grünes, blaues und rotes Licht. Zwischen den niedrigen Holzhäuschen wogten die Chinesen mit ihren bunten Lampen auf und ab, in den offenen Fenstern hingen die farbigen Lichter an Schnüren; auf den niedrigen Dachfirsten brannten sie auf Stäben.

Schritt für Schritt ritt Bobby durch dieses schimmernde Meer; starr und mit mattem Glanz hafteten die Augen der Chinesen auf seiner kleinen Gestalt, die aufrecht zu Pferde saß.

Da erhob sich vor ihm die Mauer des kaiserlichen Palastes. Ein schmales Tor öffnete sich in der glatten, schwarzen Wand. Neben ihm standen zwei hohe, hell aufflammende Säulen aus Beschafeln. Langsam näherte sich Bobby diesem Tor, das die Chinesen das Tor des ewigen Friedens nennen. Schon wollte er sein Pferd nach einem letzten Blick auf die flammende Stadt über die

Schwelle lenten, da hielt er es plötzlich mit einem scharfen Ruck an.

Stumm saßen die Reiter auf ihren kleinen Pferden und blickten zu Bobby hinüber. Warum ritt der fremde Prinz nicht weiter? Dumpfes Staunen flüchtete in den schwarzen Augen der Chinesen auf.

Neben dem Eingang zum Palast, dicht an der glatten Mauer stand ein älterer, kräftiger, weißer Mann in abgetragener Seemannstracht. Seine blauen Augen sahen neugierig zu dem Anaben empor. Der Zufall hatte ihn

nach Peking verschlagen, wo er jetzt dem Einzug seines Kronprinzen beiwohnte.

Bobby sah den Mann. Er neigte sich über den Hals seines Pferdes und sah nochmals in das verwitterte Gesicht des Seemanns, und ein Freudenschrei drang aus seiner Brust. Er ließ sich vom Pferd gleiten und warf sich dem armen, schlecht gekleideten Seemann an den Hals. Die Chinesen erstarrten vor Staunen, und Kapitän Woolsey und Doktor Grollmann, die dicht hinter Bobby ritten, sprangen entsetzt aus den Sätteln. (Fortsetzung folgt.)

Wie sich Europa ändern würde — wenn das Meer um 200 Meter fiele oder stiege

Von Bruno S. Bürgel.

Wir Menschen sind geneigt, Erscheinungen der Natur, die — gemessen an unserer kurzen Lebensdauer — sehr langsame Veränderungen erfahren, für „ewig“ zu halten. Die Erde selbst, die leuchtende Sonne, die Gebirge der Erde, die Meere und Weltteile, sie scheinen uns für die Ewigkeit geschaffen, unveränderlich durch unvorstellbare Zeiten hindurch!

Und doch ist das alles irrtümlische, menschliche Auffassung! Wir leben ja nur so kurze Zeit, und bemerken nur nicht, daß sich alles

wandelt. Die Erde wurde, und sie vergeht auch wieder; die Sonne da droben leuchtete vor unzähligen Jahrmillionen auf und muß, da sie unablässig ihre Wärme in den kalten Weltenraum hinausstrahlt, auch nach Jahrmillionen wieder einmal verlöschen. Die Gebirge entstanden durch Faltungen der steinernen Haut der Mutter Erde, und Frost und Hitze, Sturm und Regen tragen sie wieder ab. Einst werden die Alpen so niedrig sein wie etwa die Hügel des Harzes, die in grauer Vorzeit ebenfalls hohe Felsen darstellten.

Aber auch die Meere und Länder sind nicht bleibend, denn unausgeseht erleidet der Erdball weitere Veränderungen, vor allem hervorgerufen durch die immer mehr fortschreitende Abkühlung der tieferen Schichten, wodurch starke, wenn auch sehr langsame Bewegungen der steinernen Erdrinde bewirkt werden, so daß sich die Formen der Länder und Meere und die Küstenlinien ändern.

Dort hebt sich der Meeresboden empor, hier sinkt er. Dort also wächst die Küste, hier nimmt sie ab. Die Kreidefelsen Rügens waren früher Meeres-



Wenn das Meer um 200 Meter fallen würde.

Man könnte z. B. trockenen Fußes von Berlin nach London gehen.

boden, ebenso die mächtigen Felsenwände der Dolomiten in Tirol, und es ist über allen Zweifel festgestellt, daß da, wo heute die Ostsee an Pommerns und Westpreußens Küsten rauscht, Flachland sich dehnt und die großen Wälder der Bernsteinlichten grünen. Diese Veränderungen aber gehen auch noch heute vor sich. Sorgfältige Beobachtungen an den „Strandmarken“, genaueste Aufzeichnungen über die Meereshöhe wichtiger Küstenpunkte, beweisen, daß Skandinavien sich aus dem Meer: emporhebt, daß die Küste Englands sich senkt, daß auch die Niederlande an Küstengelände verlieren. Die Mittelmeerküsten Spaniens, Frankreichs und Italiens haben sich ebenfalls seit historischen Zeiten stark gehoben, und so wie in Europa, ist auch in anderen Weltteilen ein ewiges Auf und Nieder erkennbar, ein „Atmen“ unserer alten Mutter Erde.

Wie gewaltig sich der Anblick Europas ändern würde, wenn das Meer nur um 200 Meter stiege oder fiel, zeigen unsere beiden hier abgedruckten Karten. Da könnte man in dem einen Fall trockenen Fußes von Berlin nach London und Stockholm wandern, im anderen Fall könnte man zu Schiff über Gebiete



Wenn das Meer um 200 Meter steigen würde, Prag z. B. wäre Meereshafen.

fahren, die heute Land sind, von Konstantinopel aus durch das Schwarze Meer, über Polen hinweg durch die mächtig gewachsene Ostsee nach Moskau. Die Themse wäre im ersten Fall ein Nebenfluß des Rheins, und im zweiten Falle wäre Prag ein Meereshafen. Alle Länder und Reiche an der Nord- und Ostsee wären teils verschwunden, teils zur Hälfte ins Meer eingetaucht. Die Natur hat wenig Achtung vor Ländergrenzen und Nationalitäten. Sie nimmt den großen Schwamm und löst hinweg, was ihr im Wege ist. Kein Feldherr und kein Staatsmann kann etwas daran ändern!



Bruno will seinem Freunde Wolfgang Schwimmen beibringen. Eine Weile sieht er zu, wie sein Schüler verzweifelt in dem Wasser rumpantst. Schließlich ruft er empört: „Na, nun hör' aber mit dem Wasser-schlucken auf! Andere wollen doch auch noch schwimmen.“

Eine Familie ist in eine andere Stadt gezogen und bringt dort ihr Töchterchen zur Schule. „Nun mußt du dich aber beeilen und dir Mühe geben,“ sagt die Mutter, „damit du bald die Beste in der Klasse bist.“

Da meint Klein-Ella ganz ernsthaft: „Die Beste ist aber doch schon da!“

4

Frischen hat einen Onkel, der seinem kleinen Neffen immer die haarsträubendsten Geschichten erzählt. Neulich wollte er ihm weismachen, daß es in der Türkei so heiß sei, daß man dort die Hühner mit Speiseeis füttere, weil sie sonst hartgekochte Eier legten.

Onkel Ottos griechisches Knabenspiel

Der Kampf der Schwarzen und der Weißen.

Ich will euch heute ein Spiel beschreiben, das im Altertum von den griechischen Knaben mit Vorliebe gespielt wurde. Die Spieler teilen sich in zwei Parteien und stellen sich in etwa fünf Meter Entfernung voneinander auf. Hinter jeder Partei — die „Schwarzen“ und die „Weißen“ genannt — wird in etwa zehn Metern eine Grenze des Spielfeldes gezogen. Ein Knabe stellt sich in die Mitte zwischen die „Schwarzen“ und die „Weißen“. Er hat eine Scheibe (Diskus) aus Pappe oder Metall, die auf der einen Seite schwarz, auf der andern weiß ist; diese Scheibe wirft er hoch in die Luft. Fällt sie nun so, daß die weiße Seite oben liegt, so müssen die „Weißen“ fortlaufen und so schnell wie möglich die hinter ihnen liegende Grenzlinie des Spielfeldes überschreiten. Fällt die schwarze Seite nach oben, so müssen eben die Schwarzen flüchten. Die Aufgabe bei der Flucht der „Weißen“ ist nun, daß die „Schwarzen“ so viele „Weiße“ wie möglich durch Handschlag fangen; bei der Flucht der „Weißen“ müssen die Schwarzen hinterherlaufen und die „Weißen“ fangen. Die „Gefangenen“ scheiden aus. Die Partei, die schließlich ganz „gefangen“ ist, hat verloren. Das ist ein sehr hübsches Spiel, das gleicherweise die Aufmerksamkeit ansport und die Beweglichkeit fördert. Es ist darum wohl wert, auch in unserer Zeit im Freien gespielt zu werden.

Das größte Mundwerk

Neulich ist mir eine hübsche Geschichte eingefallen. Als junger Student war ich in Göttingen und kaufte mir meinen Apfelvorrat auf dem Göttinger Wochenmarkt. Der war wundervoll: wohin man sah, stand ein Korb neben dem andern, und alle waren bis zum Ueberquellen voll mit gelben Äpfeln. Hinter den Körben saßen die Marktfräulein auf niedrigen Holzstühlen, guckten die Hausfrauen und die Studenten an, die vorübergingen, und schimpften hinter ihnen her, wenn sie ihre rotbäckigen, goldgelben Früchte

verschmähten. Im Schimpfen waren sie allesamt Meisterinnen. Das habe ich selber erfahren. Da wollte ich einmal mitten auf dem Markt einer Köchin ausweichen, die mit beiden Händen schwere Körbe schleppte, machte eine rasche Bewegung und rannte den hochgefüllten Korb einer der Göttinger Marktfräulein um, so daß die Äpfel polternd nach allen Richtungen rollten. Ehe ich noch ein Wörtlein der Entschuldigung herausbringen konnte, legte die Äpfelkorbbesitzerin aber los! *Meiner Seel!*, das ging ohne Punkt und Komma! „Können Sie sich nicht vorsehen?“



Das größte Mundwerk.

„Können Sie sich nicht vorsehen?“ schrie die Frau erboßt und begann dann fürchterlich zu schimpfen.

Sie Affe, Sie Esel, Sie Dohse, Sie Rindsvieh, Sie Schafskopf . . .“ Zum Glück mußte sie Atem schöpfen, um fortfahren zu können; ich ließ sie aber nicht dazu kommen. Ich schimpfte wieder und gleich in einem Zuge. „Seien Sie nicht so grob!“ rief ich, „Sie Alpha, Sie Beta, Sie Gamma, Sie Delta, Sie Epsilon, Sie Eta . . .“ Und so das ganze griechische Abe durch bis zum Omega! — Die Frau war sprachlos, sprachlos waren alle, die zugehört hatten. Als erster fand der Chemann meiner Widersacherin die Worte wieder zusammen. „Meine Alte,“ sagte er, und klopfte dabei auf meine linke Schulter, „kann verteuelt gut schimpfen. Sie aber, junger Mann, können's noch tausendmal besser.“ Erstreut über das unerwartete Lob half ich nun die Äpfel wieder einsammeln. Onkel Otto.

Rätsel-Ecke

Silberrätsel.

Aus den Silben:

a — her — bruck — che — che — ein —
 die — e — ei — hard — inns — ist —
 ken — laud — le — ke — mie — rei —
 sok — the — tich

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. („ch“ und „d“ sind als ein Buchstabe verwendet.) Die Wörter bedeuten: 1. Kleidungsstück, 2. weibl. Namen, 3. Gemüseart, 4. männl. Namen, 5. Land in Südamerika, 6. tüchter Raum, 7. geographische Bezeichnung, 8. jagendes Tier, 9. Stadt in Tirol, 10. Wissenschaft.

Eitfam.

Mit „D“ man viel benennen kann.
 Mit „N“ schmückt sich die Frau, der Mann.

Das Ei des Kolumbus.

Man braucht nur ein Ei umzulehren, um:
 aus einem Alten ein Nahrungsmittel,
 aus einem Dichter ein Haussteil,
 aus einem Getränk eine große Stadt,
 aus einem Stück Holz eine Hasenstadt,
 aus Kummer Gesang,
 aus Körperteilen ein Insekt zu machen.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 20.

Silberrätsel: Donau, Rhein.

1. Goldregen, 2. Kohlenbergwerk, 3. Ane-mone, 4. Kaiser, 5. Ungarwein.

Vorsicht: fallen, faulen.

Verwandlung: Habe, Nr, (Habe)c.

Fridolins Lachkabinett



Der Doktor besucht den Jungen seiner Waschfrau, um zu sehen, was ihm fehlt. Er stellt eine starke Erkältung fest und sagt zu ihm: „Du gehst mir drei Tage lang nicht vor die Tür!“

Am zweiten Tage sieht er ihn aber schon mitten unter seinen Kameraden auf der Straße spielen.

„Sunge, ich hab' dir doch streng verboten, vor die Tür zu gehen.“

„Bin ich ja auch nicht. Ich bin ja vor unserm Fenster.“



Der kleine Bernhard sieht, wie seine Mutter mit dem Staubsauger die Stuben reinigt. Da ruft er plötzlich ganz begeistert: „Weißt du, Mutter, jetzt reiten die Hegen

wohl alle auf Staubsaugern, anstatt auf Besen?“

*

Der kleine Werner ist mit seiner Mutter im Zoologischen Garten. Da sieht er das Zebra und ganz erstaunt ruft er: „Mutti, das Tier hat ja einen Badeanzug an“

*



„Mutti, weißt du, was ich dir zum Geburtstag schenken will?“ fragte Gretchen.

„Run, was denn?“

„So 'ne große blaue Schüssel mit Äpfeln drin.“

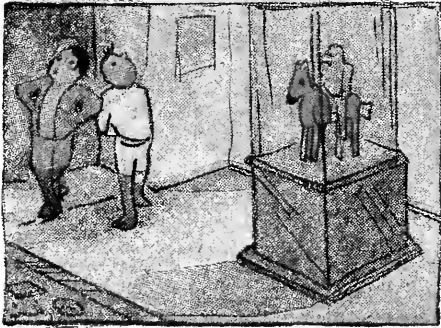
„Aber Grete, so eine habe ich doch schon.“

„Nein, Mutti, die habe ich eben kaputt gemacht.“

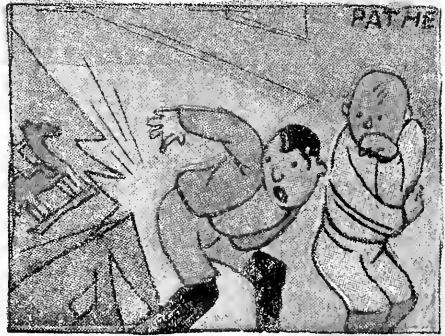
*

„Die Lante kommt auf Besuch, und um Hänschen, der statt „r“ immer „l“ jagt, zu necken, fragt sie ihn: „Na, Hänschen, bist du flos, daß ich hier bin?“ Da antwortet Hänschen ganz böse: „Nein, ich bin flos, wenn du laus bist.“

Wie's Peter und Paul im Museum erging



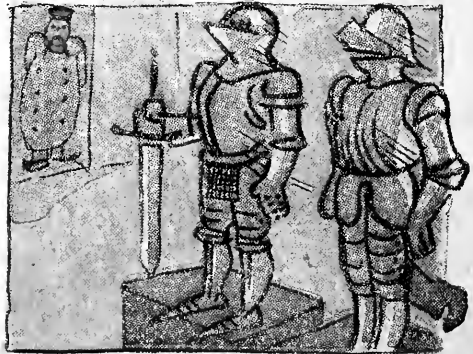
Zwei Burschen, die durch Nichtsnutz glänzten,
Mal eines Tags die Schule schwänzten,
Und trieben sich als Publikum
Derweilen im Museum 'rum.



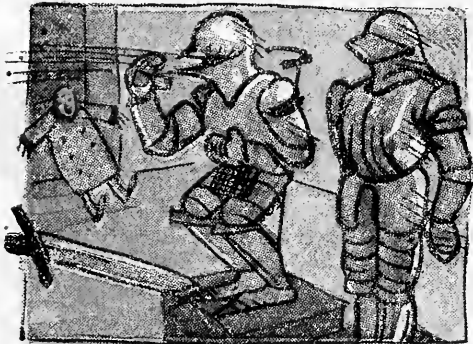
Doch ist solch Knabe, wie bekannt,
Ein Tollpatzsch wie 'ein Elefant',
Solch Ellenbogen hat kein andrer;
Sier sieht man's beim Museumswandrer.



Der Wächter hält die Hand ans Ohr,
Ihm scheint, es geht da etwas vor.
Wie oft wird nicht ein Stück gestohlen,
Er macht sich leise auf die Sohlen.



Doch schon sind die, die was verbrochen,
In eine Rüstung reingekrochen,
Zwo Ritter stehn nun da geharnischt,
Von Paul und Peter sieht man gar nicht.



So ginge alles glatt durch List,
Wenn nicht der Paul mal niesen müßt'.
Dem Wächter fährt er in die Glieder,
Er rennt davon und kommt nicht wieder.



Und während er nach rechts entweicht,
Das Freundespaar nach links entflucht
Mit Ritterrüstung und Visier,
Befeelt vom Wunsch: nur fort von hier!

Der heitere Fridolin

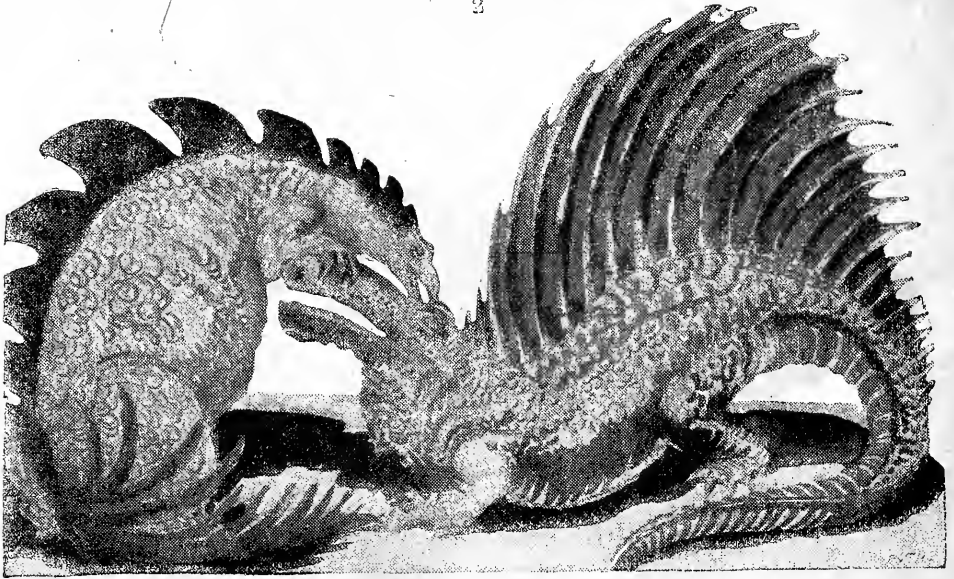


HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL

Fortsetzung von
Admiral Bobby
Bobby gerät
in eine Falle



Wie der Lindwurm der Sage, ein etwa 25 m langes Riesentier, in Wahrheit ausgesehen hat.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: Vorfintflutliche Tiere.)



Vorsintflutliche Tiere.

Kämpfende Rieseneidechsen, die in ihrem raubtierartigen Gebiß und scharfen Krallen eine gefährliche Waffe besaßen.

VORSINTFLUTLICHE TIERE

Von Dr. Georg U. S. Körbik.

Millionen von Jahren vor dem Erscheinen des Menschen auf Erden war unser Planet einmal der Tummelplatz seltsamster Tiergestalten, so absonderlich gebildet und so riesig von Wuchs, wie sie die kühnste Phantasie schwerlich hätte erfinden können. Man hat sie wohl als „Drachen“ bezeichnet, diese längst ausgestorbenen Reptilien (Saurier), die im sogenannten Mittelalter der Erde, dem „Mesozoikum“, oder der „Sekundärzeit“, das feste Land, das Meer und die Luft erfüllten, einander bekämpften und den Platz streitig machten, immer merkwürdigere Gestalt annahmen, immer gewaltigere Größen erreichten, bis eines Tags aus uns noch unbekanntem Gründen eine Eiszeit über die Erde dahinzog und diese ganze wärmegewohnte Tierwelt vernichtete. Nicht eine große, gewaltige Flut — das nämlich bedeutet das alte nicht mehr gebräuchliche Wort „sint“ — hat sie von der Erde getilgt: sie erlagen vielmehr dem Klimawechsel, der mit der „Kreidezeit“ begann, und so heißt es denn in Schaffers lustigem Liebe vom „Schthosaurus“ mit Recht:

„Es starb zu derselben Stunde
Die ganze Saurierei,
Sie kamen zu tief in die Kreide,
Da war es natürlich vorbei.“

Starke und Spaten aber und Geist und Sand des Forschers haben uns in den letzten Jahrzehnten einen großen Teil dieser „vorsintflutlichen“ Tierwelt wieder aus ihrem Grabe erstehen lassen, und so können wir heute in den großen Naturkundemuseen manche dieser Drachen der Vorzeit in ihren verfeinerten Skeletten zur Genüge betrachten und bestaunen. Zum Glück hatte der versteinerte Schlamm vielfach auch die Körperumrisse und die Hautbildungen getreulich bewahrt, so daß diese vorsintflutlichen Riesentiere lebenswahr vor uns stehen. Nur eins ist sicher: man muß scharf aufpassen, daß man nicht vor ihnen erschrickt!

Da ist zum Beispiel der *Iguanodon*, der „Lümmel“, wie ihn Schefel bezeichnet. Zu Bernissart in Belgien kam vor nicht langer Zeit gleich eine ganze Horde dieser *Iguanodonten* zutage. Bis zehn Meter lang wurde dieser wirklich lümmelhaft erscheinende Saurier. Wie ein Känguruh schritt

er aufrecht auf den mächtigen Hinterbeinen mit den dreizehigen Füßen einher, — solche „Patsche“ war dreiviertel Meter lang und einen halben Meter breit — mit dem Halse im Takt wippend, den langen Krokodilschwanz zur Stütze benutzend. Die kürzeren Vorderbeine dienten ihm wie dem Känguruh nur als Greifwerkzeuge, mit denen er die Pflanzennahrung aus den Wäldersümpfen in das breite, an einen Entenschnabel gemahnende Maul schaufelte. Denn dieser Koloss war — das verrät uns deutlich sein Gebiß — ein ziemlich harmloser Pflanzenfresser, der andern Sauriern höchstens durch sein Körpergewicht gefährlich wurde, und allenfalls seinen gewandteren Gegnern mit dem dolchartigen, dem Daumen aufstehenden, hornigen Dorn Schaden zufügen konnte. Wenn er langsam dahinschritt, muß der Iguanodon wie eine Ente gewatschelt sein, denn der uns erhaltene Abdruck seiner Fährten zeigt uns, daß er die Beine langsam eines vor das andere setzte. Der Iguanodon war nun keineswegs der gewaltigste unter den Sauriern der Sekundärzeit. Der Brontosaurus und der Atlantosaurus, die gleichzeitig mit dem europäischen Iguanodon im Westen des nordamerikanischen Festlands lebten, übertrafen sie an Größe und Massigkeit beträchtlich, wie sie wiederum von dem Riesen unter den Riesensauriern jener Vorzeit übertrifft wurden: dem kurz vor dem Weltkriege im Süden unserer ehemaligen ostafrikanischen Kolonie entdeckten Gigantosaurus, der nun im Berliner Naturkundemuseum bewahrt wird. Mehr als 30 Meter lang — also länger als ein Wal — mehr als 5½ Meter hoch — also höher als ein Elefant war dieser Koloss, der reichlich seine 20 000 Kilo gewogen haben muß; gewiß hat der Erdboden unter seinen Schritten gedöhnt, und unter dem Andrängen seines Körpers sind die Stämme des Urwalds wohl wie Streichhölzer abgeknickt worden. Solche



Vorjastflutliche Tiere.

Der Iguanodon, ein pflanzenfressendes Riesentier, das wie eine Ente watschelte.

Massigkeit und Größe haben sonst nur die Pflanzenfresser erreicht: die Raubsaurier, von denen uns allmählich auch eine ganze Anzahl von Arten bekannt geworden ist, blieben erheblich kleiner. Es ist da ein ganz ähnliches Verhältnis wie zwischen Pflanzenfressern und Raubtieren von heute. Diese fürperlich viel behenderen Raubsaurier, wie der Lälaps, Naosaurus, Megalosaurus, besaßen in ihrem raubtierartigen Gebisse, den scharfen Krallen und — nicht zuletzt — ihren

besser ausgebildeten Gehirnen gefährliche Angriffswaffen, mit denen sie der schwerfälligen, dümmen Pflanzenfauna unschwer Meister wurden. Im Ansprunge dürften sie diese plumpen Kolosse überrumpeln und dann durch Bisse getötet haben. Welche Einbildungskraft vermöchte sich wohl solchen Kampf vorzeitlicher Riesenfauna recht auszumalen? In alten Sagen werden diese Drachenkämpfe besungen. So wird Siegfried als der unbezwingliche Held gefeiert, weil er den „Rindwurm“ erschlug. Und doch drohte allen

diesen Kolossen schon der gewisse Tod auch ohne das Hereinbrechen der Eiszeit. In den Urwäldern erschien eines Tages ein winziges, nur etwa mausgroßes Tier, das von Ost zu Ost sprang: das erste Säugetier, dessen entwickelteren Nachkommen einmal die Herrschaft auf der Erde bestimmt war; das Säugetier, das nicht mehr von der Sonnenglut allein Lebenswärme empfing, sondern im eigenen Körper schon das Geheimnis der selbsttätigen Heizung trug und so den tödlichen Unilden der anrückenden Eiszeit zu trotzen vermochte.

Neuer von heute

In Amerika gibt es Viele in angesehenen Verufen.

Um die Freiheit des amerikanischen Negers ist in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein langer, erbitterter Krieg, sogar ein Bürgerkrieg, in Amerika gekämpft worden. Und als dann der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, einen Aufruf erließ, durch den den vier Millionen Negerflaven der Südstaaten die Freiheit verliehen wurde,

hat er damit der Negerklaverei, einer der schlimmsten, verruchtesten Einrichtungen, die es je gegeben hat, ein Ende gemacht. Zwar sind die scheußlichen Zustände, wie sie Frau Harriet Beecher Stowe in ihrem Buche „Onkel Tom's Hütte“ — das ihr ja sicher alle kennt — so furchtbar geschildert hat, nicht mehr anzutreffen, aber von der Gleichberechtigung mit den Weißen ist der Neger auch heute noch



Neger von heute:

Schneider, die unter freiem Himmel in ihrem Dorf an einer modernen Nähmaschine arbeiten.

meilenweit entfernt. Noch heute duldet kein besseres Hotel und Kaffee einen Neger als Gast; früher wurde er ohne Umschweife unfaßt hinausbesördert, heute wird ihm in etwas weniger derber Form bedeutet, daß seine Anwesenheit unerwünscht sei.

Bis vor dem Weltkrieg mußte der Neger in ein besonderes, nur für Schwarze bestimmtes Eisenbahnabteil steigen, in manchen südlichen Landesteilen wird er heute noch dazu genötigt. Betrat er das Parkett eines Theaters, so mußte er, durch allgemeinen Protest gezwungen, es sofort wieder verlassen; in den meisten Theatern wurde er in die besseren Ränge überhaupt nicht zugelassen.

Ganz abgeschafft ist diese harte Absonderung auch heute noch nicht. Die ungedulde Benachteiligung der Neger hat unter ihnen eine steigende Erbitterung hervorgerufen. Denn der amerikanische Neger hat seit seiner Befreiung in jeder Beziehung ungeheure Fortschritte gemacht. Vielen Negern wohnt ein starker Bildungsdrang inne, ebenso das Bestreben, sich zu höheren Berufen und Betätigungen aufzuschwingen: denn es ist wahr, daß die überwiegende Mehrzahl der Neger bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit nur untergeordneten Beschäftigungen nachgegangen ist. Er war zumeist Stiefelpußer, Kellner in kleineren und mittleren Gasthöfen, Aufwärter, Bedienter in Eisenbahnzügen usw. Jetzt aber gibt es nicht wenige gelehrte und geschickte Arbeiter unter ihnen: Zahlreiche Ärzte, Anwälte, Ingenieure, Architekten, Kaufleute, ja sogar Künstler und Dichter.

Besondere Begabung haben die Neger für das Malen und für die Musik. Ihr meint jetzt gewiß, daß sie nur ganz bunte, unerkennbare Dinge zusammenmalen könnten. Das stimmt nicht. Der Neger, den ihr auf unserem Bilde bewundern könnt, malt ebensolche Landschaften und Blumenstücke wie unsere Maler. Ihre Melodien erschienen uns



Neger von heute.

Der „Negerkaiser“ Garvey, der sich stets in goldstrogender Uniform zeigt.

erst unklar und verworren, ein richtiges Ragengejammer. Hört man aber näher zu, so bemerkt man mit Erstaunen den scharfen, guten Rhythmus, der ihnen innewohnt.

Auch von unseren Einrichtungen macht der Neger jetzt ausgiebigen Gebrauch. Die Schreibmaschine ist ihm nicht mehr unbekannt, der Telegraph hat für ihn den Schrecken einer teuflischen Zauberei eingebüßt. Vor dem Telephon fürchtet er sich nicht mehr, ja selbst die Nähmaschine ist bis in das entfernteste Negerdorf vorgeedrungen. So findet man häufig die allgemein beliebten Dorfschneider mit ihrer ganz modernen Nähmaschine mitten unter freiem Himmel ihre Arbeit verrichten, und ich glaube, es werden ebenso kerzengerade Nähte genäht wie bei euch zu Hause. Auch die Negerkinder erhalten geregelten Schulunterricht. Richtig tüchtig sind die kleinen Negerkinder geworden. Sie schrubbten und waschen und pugen und pflegen ihre Puppenkinder

ebenso gut wie ein kleines weißes Mädchen. Der berühmteste Neger der Vereinigten Staaten ist wohl der Prediger Washington Booker, dessen Predigten nicht nur die Schwarzen mit Vorliebe besuchen, sondern an denen auch unsere weißen Landsleute teilnehmen.

Für unsere Begriffe sieht es ja noch immer komisch aus, wenn ein Neger in Zylinder und Glacéhandschuhen, mit einem Spazierstock bewaffnet, auftritt, aber wenn wir in Amerika lebten, hätten wir uns bestimmt schon an diesen dort ganz alltäglichen Anblick gewöhnt. Denn bei der letzten Zählung stellte es sich heraus, daß mehr als zehn Millionen Neger ihren Wohnsitz in den Vereinigten Staaten aufgeschlagen haben.

Gerade weil die Neger jetzt das gleiche Leben führen wie wir selbst, verlangen sie eine gleichberechtigtere Stellung. Hier gehen sie manchmal in ihren Ansprüchen zu weit.

Da ist z. B. ein Neger Marcus Garvey,



Neger von heute.
Ein schwarzer Zeichenkünstler in seinem Atelier.

gründen, auf deren Schiffen die Neger in ihr neues Reich einziehen würden. Das Geld, das er dadurch den Negern herauslockte, hat er stillschweigend für sich behalten. Nun sitzt er seine wohlverdiente Strafe ab.

Also auch solche schlechten Kerle gibt es, aber sie sind Ausnahmen, denn im allgemeinen sind die Neger treu und gutmütig, harmlos und ehrlich.

der mit dem Plan hervorgetreten ist, ein großes Neger-Kaiserreich in Afrika zu gründen, an dessen Spitze natürlich er selbst als Kaiser treten würde.

Zunächst hat er sich eine goldüberladene Uniform zugelegt, aber seit einem Monat sitzt er im Gefängnis. Er hatte nämlich das Ansehen, das er sich unter allzu leichtgläubigen „Untertanen“ zu verschaffen gewußt hatte, dazu mißbraucht, sie zu beschwindeln. Er sagte ihnen, er wolle eine eigene Dampferlinie von den Vereinigten Staaten nach Afrika



Neger von heute.
In der Neger-Kinderschule, wo gelehrt wird, wie man Wäsche wäscht und zum Trocknen aufhängt.

ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Fröschel.

Freunde, heute beginnt die 6. Fortsetzung von „Admiral Bobby“. Für diejenigen von euch, die den Anfang der Erzählung noch nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderabdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Bobbys Erlebnissen steht. Wer einen solchen Druck haben will, schreib' es mir. Er kostet 1000 M. postfrei
Friedolin.

(6. Fortsetzung.)

Bobby jedoch hing am Hals des Seemanns und flüsterte seinem Vater ins Ohr: „Ja, ich bin's, ich bin dein Bobby!“

John Croft, der zweite Steueremann der „Frederica“, konnte es nicht glauben. Er hatte hier am Eingang des Palastes auf den englischen Kronprinzen gewartet, und der war in der Tat hinter tausend Reitern der kaiserlichen Garde herangeritten. Und jetzt sprang dieser königliche Prinz vom Pferd, warf sich ihm an die Brust und behauptete, sein Sohn zu sein.

Doch es war wahr. „Ich bin es wirklich, Vater!“ sagte Bobby sehr dicht am Ohr des Seemanns, „ich bin es wirklich, — ich habe auch die Kappe!“

Und Bobby griff in die Tasche und zog die alte, karierte Mütze hervor.

John Croft betrachtete die Kappe mit zitternden Fingern, sah nochmals in das Gesicht des kleinen Jungen und erkannte ihn. Mit einem wilden Griff riß er ihn an seine Brust. „Bobby, Bobby, mein Bobby!“ flüsterte er.

Schon stand Oberst Cuning hinter Bobby. „Ich muß fort,“ sagte der Knabe, „erwarte mich heute nacht hier am Tor!“

Noch einmal drückte Bobby die Hand seines Vaters, dann wandte er sich um und sah dem Oberst und dem Doktor fest in die Augen.

„Was war das, was wollen Sie mit

diesem Mann, königliche Hoheit?“ stammelte der Oberst emsezt.

„Fassen Sie sich, Herr Oberst,“ antwortete Bobby mit großer Entschlossenheit, „dieser Mann ist ein Engländer, deshalb habe ich ihn begrüßt. Kommen Sie jetzt!“

Und ohne die verblüfften Gesichter Cunnings und Grollmanns weiter zu beachten, trat Bobby durch das schmale Tor in das Gebiet des kaiserlichen Palastes.

Siebenies Kapitel.

Bobby verirrt sich im Palast, findet eine kleine Freundin und gerät in die Falle.

Bobby, Oberst Cuning und Doktor Grollmann standen auf einem halbdunklen Platz, der mit seinem gelben Sand bestreut war. Hinter ihnen schloß sich wie von selbst das schwarze Tor des ewigen Friedens. Vor der Schwelle des Holzgebäudes gab es einen Aufenthalt. Die kleinen Chinesen sprachen schnell und eifrig auf sie ein; es schien, daß man etwas von den Reisenden verlangte. Endlich begriff Doktor Grollmann: „Sie wollen, daß wir die Schuhe ausziehen, ehe sie uns in den Palast hineinlassen,“ sagte er zu Oberst Cuning.

„Was — ich soll die Schuhe ausziehen?“ rief der Oberst geärgert. „Nun meinenwegen. Mit den Wölfen muß man heulen!“ Oberst Cuning setzte sich auf einen vorspringenden Balken und begann seine Schuhe aufzuschneiden.

Erst als auch Bobby und Doktor Grollmann sich ihrer Schuhe entledigt hatten, gaben die dicken Palastwächter den Eingang in das Holzgebäude frei. Bobby war sehr enttäuscht, als er es betrat. Es öffnete sich ein weiter, völlig leerer Raum vor ihm, der mit



„Was, ich soll die Schuhe ausziehen?“ rief Oberst Cuning empört aus.

Wie sich Laatsch und Bomme



Laatsch und Bomme, beide helle,
finden eine Erdölquelle
Und sie stehn, vor Staunen stumm,
Mitten vor'm Petroleum.



Dies kommt ihnen sehr zustatten,
Denn von den Indianern hatten
Sie trotz manchem gu'en Schluß
Und trotz Dollar ganz genud!



Nach dem Brauche, nach dem heil'gen,
Alle Wilden sich beteil'gen.
Und man schaufelt ihm das Grab
Und beweint ihn nicht zu innap.



Ich, dahin ist er; jedoch
Bommels Geist tut Wunder noch.
Was der alles noch besorcht,
„Sunnetiel, Indianer, horcht!“

sehr feinen Strohmatten bedeckt war, und an dessen Wänden kleine Lämpchen glimmten. Nirgends war ein Mensch außer den lautlos hüschenden Palastwächtern.

Nun hatten sie den ersten Saal durchschritten. Es folgte ein sehr enger Gang zwischen durchscheinenden Papierwänden. Dann öffnete sich ein zweiter völlig gleicher

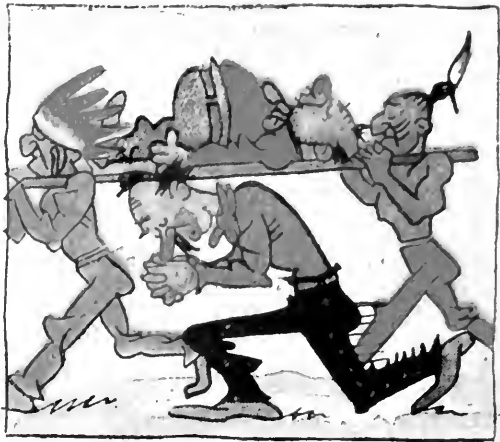
Saal. Die Wanderung schien unendlich. Und immer wieder schritten sie durch gleiche, öde, dämmerige Räume. Lautlos schlichen ihre Begleiter um sie herum und schwingen die mattschimmernden Papierlaternen.

„Ja, wird denn das nie ein Ende nehmen?“ fragte Oberst Cunning mit seiner lauten Soldatenstimme. Es waren die letzten

von den Rothäuten losmachen



Laatsch nun schreit, daß er in Not sei,
Weil der Bommel maufetot sei,
Und ganz laut er Hilfe hrischt
Dadurch, daß er schrecklich kreischt.



Aufgebahrt gleich einem Toten
Tragen Bommel weg die Roten.
Laatsch laatscht jammernd nebenher
Und es fließt das Tränenmeer.



Bommels Geist wird ganz lebend'g,
Und er steckt höchst eigenhändig
Jene Quelle, die er fand
Kunstgerecht und fig. in Brand.



Als die hellen Flammen glüh'n,
Sieht man die Indianer flieh'n.
„Endlich los! Welch Genuß!“
Freudensprung und Bruderfuß!

Worte, die Bobby von ihm hörte. Plötzlich war er allein. Ein tödlicher Schrecken durchschauerte ihn, als er sich nach seinen Freunden umwandte und bemerkte, daß sie verschwunden waren. Bobby wollte zurücklaufen, doch die Wächter vertraten ihm den Weg und flüster-ten und wisperten unmerkliche Worte. Der Knabe schrie: „Oberst Cunning! Doktor

Grollmann!“ Nichts rührte sich, nur die Chinesen zwitscherten und wisperten neben ihm, zupften ihn am Ärmel und wollten ihn weiterziehen.

Obgleich ihn niemand bedrohte, wuchs Bobbys Entsetzen von Minute zu Minute. Schritt für Schritt drängten und führten die Chinesen ihn bis zu einer niedrigen Tür,

aus der ihm ein angenehmer, ein wenig beläubender Geruch entgegenschlug. Ein kugelförmiger Wächter mit ganz schmalen Augen öffnete die Pforte vor ihm, und als er endlich auf ihrer Schwelle stand, da fielen alle Chinesen zu Boden und berührten mit ihren Stinnen dreimal die Strohmatte. Bobby trat ein, und schon schob sich die Tür lautlos hinter ihm zu. Er saß in der Falle.

Als ringsum alles still blieb, beruhigte sich Bobby allmählich und begann seine Lage zu überdenken. Er ging langsam die Wände des kleinen Raumes, in dem er eingeschlossen war, entlang. Nirgendes fand sich eine Öffnung, ja, er konnte nicht einmal entdecken, wo der Eingang war, durch den man ihn eingelassen hatte. Ueberall schlossen die mit schönen Zeichnungen bedeckten Holzwände dicht aneinander.

So mußte er also auf die Zusammenkunft mit seinem Vater verzichten! Zwei große Tränen rollten über Bobbys Wangen. Doch sein Magen war stärker als sein Herz. Es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Kostproben chinesischer Kochkunst, die für ihn bereit standen. Sie schmeckten nicht übel. Was es eigentlich war, konnte Bobby nicht erkennen. Wie hätte er auch ahnen sollen, daß er Schwalbennester und gebratene Heuschrecken, die Lieblingsspeise der Chinesen, aß!

Nachdem Bobby gegessen hatte, war seine Angst völlig geschwunden. Er versuchte, es sich auf der Matte bequem zu machen, und schob den kleinen Schemel als Kopfkissen unter sein Haupt. Doch damit hatte er sich zu viel zugemutet. Die chinesische Art der Nachtruhe sagte ihm durchaus nicht zu, er wurde völlig wach und unternehmungslustig.

Es mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn es nicht gelingen sollte, aus diesem hölzernen Gefängnis zu entkommen! Schon war Bobby wieder auf den Beinen und klopfte nochmals behutsam die Wände ab. Das Holz klang dünn und hohl; es mußten also andere Räume an sein Gemach anschließen. Und da hatte Bobby auch schon ein großes Taschenmesser in der Hand und begann ein Loch in die Wand zu bohren. Das Messer hatte ihm sein Freund Finn geliehen, als sich Bobby auf der Raft zwischen Tientsin und Peking aus Bambusrohr eine Angelrute schnitzen wollte. Nun sollte ihm das Messer wichtige Dienste leisten. Bobby war entschlossen, sich den Weg zu seinem Vater mit Gewalt zu bahnen. Jedes Geräusch vorsichtig vermeidend, begann er, mit der

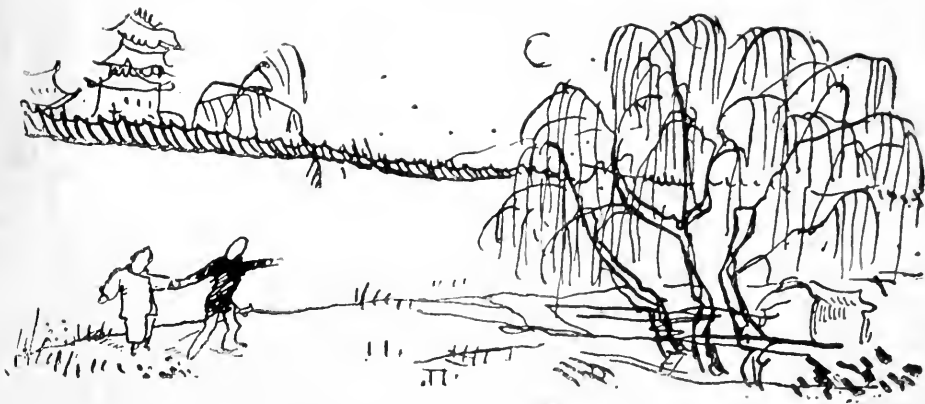
Rlinge die Papiertapete, die die Wand bedeckte, zu zerschneiden. Dann schob er den Stahl in die Fuge zwischen die Bretter, und es gelang ihm, sie zu lockern und nach einiger Mühe zur Seite zu schieben. Bobby kroch durch die Öffnung, die er geschaffen hatte. Auf den Fußspitzen schlich er durch den anstößenden Saal, dann durch einen langen, öden Raum und blieb gespannt laufend vor einer kleinen Tür stehen. Hinter ihr klang ein seltsames Geräusch, das Bobby für Vogelzwitschern gehalten hätte, wenn er nicht als Begleitung ganz deutlich den Klang von Saiteninstrumenten gehört hätte. Und daß Singvögel ihre Lieder zur Gitarre flöteten, war doch selbst in China unmöglich. Leise schob Bobby die Papiertür zur Seite und genoß überrascht einen seltsamen, reizvollen Anblick. Mit dem Rücken zu ihm saßen auf einer Matte etwa ein Duzend kleiner Mädchen in schimmernden, weiten Seidengewändern. Sie hielten seltsam geformte Lauten im Schoß und sangen ein einformiges Lied, dessen Melodie dem Zirpen von Grillen glich. Dabei neigten sie ihre Köpfe im Takt hin und her, so daß die schönen Blumen, die sie in ihren schwarzen Haaren trugen, leise schaukelten. Es waren die Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, die sich nach ihrer Art vergnügten.

Bobbys Furcht war völlig geschwunden. Er wollte diese kleinen Mädchen fragen, wo der Ausgang aus dem Palaß war, damit er zu seinem Vater gelangen konnte.

Ohne weiter zu überlegen, schob Bobby die Tür ganz zurück. Doch kaum hatten die Mädchen seine Schritte gehört, als Gesang und Lautenspiel verstummten, und vierundzwanzig hohl-schwarze Kugeln erschreckt auf Bobby sahen, der stolz und aufrecht auf die kleinen Mädchen zuschritt.

Doch er hatte falsch gerechnet. Wenn er sich auch nicht vor den zwölf Mädchen fürchtete, so fürchteten sich die zwölf kleinen Prinzessinnen desto mehr vor ihm. Als sie ihn im Halbdunkel erblickt hatten, da stießen sie gleichzeitig einen hohen, schrillen Ruf aus, sprangen auf und trippelten in einem sehr eigentümlichen Lauffschritt zur anderen Seite des Saales hinüber, wo sie wie die Mäuschen blitzschnell hinter einer Schiebetür verschwanden. Ehe der verblüffte Bobby noch recht begriffen hatte, was eigentlich geschehen, war er wiederum allein.

Nein, nicht ganz allein. Dort drüben an der Wand stand noch ein kleines Mädchen.



Admiral Bobby.

Im Schatten der Ringmauer schlichen Bobby und die kleine chinesische Prinzessin dahin.

Ihre Schwestern hatten ihr die Schiebetür gerade vor der Nase zugeschoben, und nun mühte sie sich vergeblich ab, mit ihren kleinen Händen den schweren Holzrahmen zurückzuziehen. Dabei sah sie mit einem ängstlichen Gesicht auf Bobby, der nun aufrechten Schrittes auf sie zukam. Als er vor ihr stand, salutierte er stramm und verneigte sich gleichzeitig, wie er es von Henry gelernt hatte, und sagte dabei: „Fürchten Sie sich nicht, ich will Ihnen gewiß nichts tun!“

Die winzige Prinzessin verstand ihn natürlich nicht, doch sie erkannte, daß sie nichts zu fürchten hatte. Deshalb erwiderte sie seinen Gruß auf chinesische Art. Plötzlich sank sie wie eine bunte Blüte zu Boden und berührte mit ihrer schmalen Stirn die Matte. Bobby ließ sie jedoch ihren demütigen Gruß nicht vollenden. Er nahm sie bei den Händen, hob sie auf und bot ihr wie ein erwachsener Kavaliere den Arm. Mit dieser Gebärde wußte nun wieder die kleine Chinesin nichts anzufangen, doch sie war nun völlig beruhigt, trippelte auf ihren winzigen Füßchen vor Bobby her zu der Matte zurück und lud den Knaben ein, mit ihr Tee zu trinken.

Bobby trank ein Schälchen und ließ die kleine Chinesin unterdessen plaudern, deren Namen er zu gern erfahren hätte. Er deutete sich selbst auf die Brust und sagte immer wieder Bobby, bis die kleine Chinesin das Wort mit komischer Betonung nachsprach und begriff, daß dies der Name des weißen Knaben war. Dann zeigte sie mit dem kleinen Finger auf sich und sprach das Wort Hiruto. Bobby sprach es ihr nach, und die kleine

Prinzessin freute sich darüber, daß ihr neuer Freund nun ihren Namen wußte.

Trotz aller Fröhlichkeit vergaß Bobby seinen Vater nicht. Als er sein Schälchen Tee ausgetrunken hatte, stand er auf und versuchte der kleinen Hiruto zu erklären, daß er aus dem Palast herauszukommen wünsche, und daß sie ihm den Ausgang zeigen sollte. Endlich begriff ihn die Prinzessin. Sie trippelte voraus, und öffnete ihm eine Schiebetüre nach der anderen. Endlich standen sie im Freien.

Im Schatten der mächtigen Ringmauer dahinschleichend, kamen die Kinder an langgestreckten Holzgebäuden, den eigentlichen Wohnbauten des kaiserlichen Palastes vorbei. Hierauf führte ihr Weg durch einen wundervollen Zypressenhain, in dem die seltsamsten Standbilder und Grabdenkmäler auftauchten. Neben vielstöckigen Tempeln aus gelben Porzellanwänden, über die sich grüne Dächer wölbten, erhob sich auf einer blendend weißen, kreisrunden Marmorterrasse ein ungeheurer Tempel, der von furchtbaren Drachen- und Riesengestalten in Bronze bewacht wurde. Terrassenförmig stieg der riesige Bau an, sich langsam verengend, und jede Terrasse war von einem himmelblauen Porzellandach überwölbt. Auf der obersten lag ein riesiger, weißer Marmorblock, den ein Purpurzelttuch überspannte. Es war der Altar des Kaisers, auf dem er, der gleichzeitig der oberste geistliche Fürst seines Landes war, den Göttern und den Geistern seiner Vorfahren opferte.

Prinzessin Hiruto mußte Bobby am Ärmel berühren, um ihn aus seiner bewun-

bernden Erstarrung zu wecken. Zusammen-
schreckend folgte er ihr aus dem hellen Mond-
licht an eine von dichten Büschen umgebene
Stelle des Parks, der hier von der Natur
gegen die Außenwelt abgeschlossen wurde.
Dort zeigte ihm Hiruto unter steinigem Ge-
röll eine kleine Oeffnung im Erdboden, die
einst wohl Füchse gegraben, doch die von

Menschenhänden erweitert worden war. Es
war das Ende eines Ganges, der unter der
Mauer hindurch ins Freie führte. Bobby
sah, daß es möglich war, durch ihn hindurch-
zukriechen. Schon stieg er hinauf und wollte
die kleine Chinesin mit sich ziehen, doch sie
folgte ihm nicht.

(Fortsetzung folgt.)



Hunde-Wettrennen

Sportbericht von Peter Bollmann.

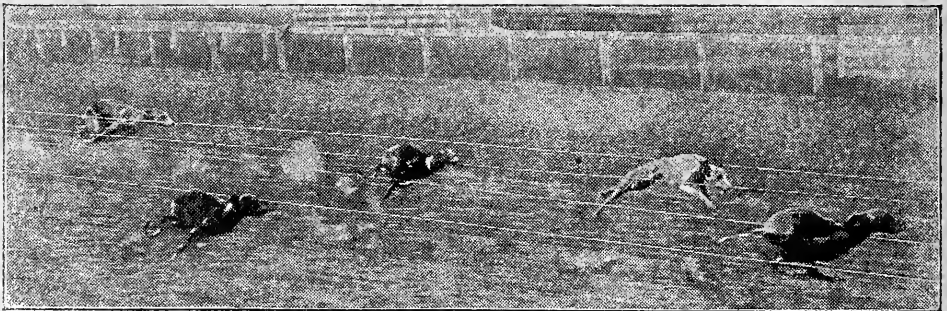
Neulich kam Benjamin Pampe strahlend zu mir auf die Redaktion gestürzt und zog einen krummbeinigen

Dackel hinter sich her. „Denke dir,“ schrieb er mir von weitem zu, „ich lasse Mägi bei dem Hunderennen im Grunewald mitlaufen.“ „Erlaube einmal,“ fiel ich ihm in die Rede, „ist denn dein Mägi rafferein?“ Ich sah zweifelnd auf den Hund, der die Kreuzung zwischen Terrier und Dackel nicht verleugnen konnte. Dabei stellte es sich heraus, daß Benjamin natürlich keine Ahnung von Hundewettrennen hatte, und auch diese erste Bedingung nicht kannte. Ich gab ihm darauffhin einige Angaben, die ich euch hier wiederholen will.

Das Land der richtigen Hunderennen ist England, wo es solche Veranstaltungen seit vielen Jahrzehnten gibt, während wir in Deutschland erst neuerdings Wettrennen

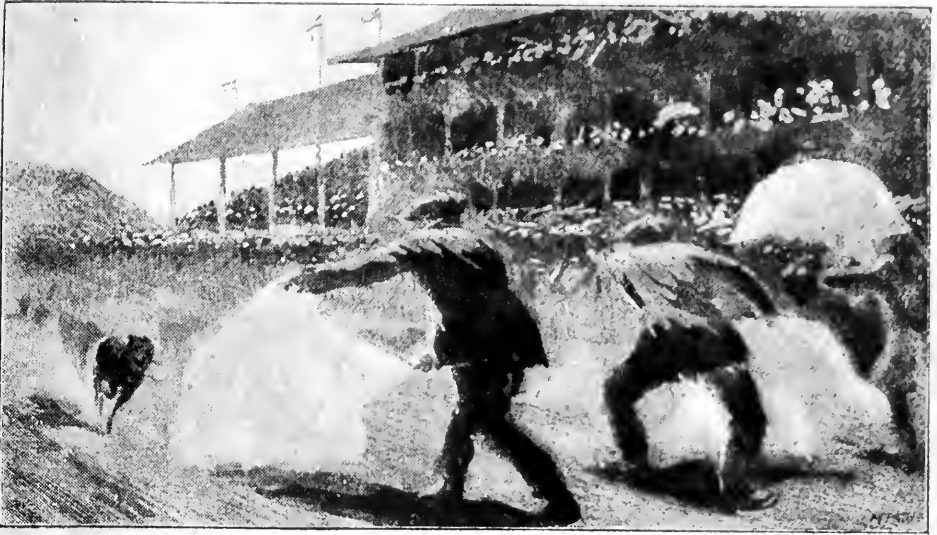
kennen. Das berühmteste englische Hunderennen geht um den Waterloo-Pokal, das von der hierfür geeignetesten Rasse, den Windhunden, bestritten wird. Die Austragung dieses Hunderennens bildet immer ein großes sportliches Ereignis, und die Aussetzung des wertvollen Goldpokals beweist die große Bedeutung, die man dem Rennen beilegt. Zahlreiche Hunde werden zur Beteiligung angemeldet. Immer zwei Windhunde bestreiten jeden Einzellauf des Waterloo-Rennens. Sie gehen unter Begleitung eines gewandten Reiters einen losgelassenen Hasen; welcher von beiden Hunden den Hasen fängt, ist Sieger eines Laufes. Man treten die erfolgreich gewesenen Hunde zu immer zwei gegen einander an, bis schließlich nur noch zwei Hunde übrig sind, die um die endgültige Entscheidung rennen müssen.

Unsere deutschen Hunderennen sind ein richtiges Wettlaufen zwischen den Hunden, genau wie bei den Pferden. Die Hunde werden von ihren Besitzern am „Start“, das



Hunde-Wettrennen.

Die ehrgeizigen Tiere sausen zwischen abgegrenzten Seilen dem Ziele zu



Hunde-Wettrennen.

Durch Tücherschwenken feuern die Hundebesitzer am Ziele ihre Tiere an.

ist der Ausgangspunkt des Rennens, gehalten und auf ein Zeichen des Starters zu gleicher Zeit losgelassen. Die klugen Bierflüßler wissen genau, was sie zu tun haben. Sie rennen, was sie können, auf der durch Seile abgegrenzten Bahn dem Ziele zu, an dem ihr Herrchen oder in den meisten Fällen ihr Frauchen aufgestellt ist. Von hier aus winkt man ihnen mit Tüchern, lockt sie, ruft ihren Namen, und in der Tat feuert es die recht ehrgeizigen Hunde zur Hergabe ihrer besten Kräfte an. Am Ziele gebärden sie sich wie toll vor Freude, da sie ja auch jetzt die brav verdiente Belohnung in Gestalt einer trefflichen Wurst erhalten! Die öftere Übung hat schon ganz richtige Rennhunde

herangebildet, die in den großen Rennen, wie dem „Hunde-Deerby“, an den Start geschickt werden. Die Schäferhündin „Stropp von den Rauhen Bergen“ ist so ein berühmter Rennhund.

Die Hunde laufen in den Rennen, die über 250 bis 500 Meter führen, mit ganz außerordentlicher Geschwindigkeit. Beim letzten Berliner Hunderennen wurden Zeiten von 28 $\frac{1}{2}$, 30 $\frac{1}{2}$, 37 und 46 Sekunden für die verschiedenen langen Strecken erreicht. In diesem Rennen liefen hauptsächlich Schäferhunde, Terrier und Dobermänner.

Wie ist's — wollt ihr euren Hund auch einmal mitlaufen lassen?

Peter Bollmann.

Die folgsame Postkarte

Was macht ihr mit euren vielen Postkarten, die ihr aus der Sommerfrische von euren Freunden geschickt bekommt? Natürlich entfernt ihr schleunigst die Briefmarken und hebt sie euch auf und laßt die Karten, nachdem ihr sie brav beantwortet habt, in den Papierkorb wandern. Bevor dies aber wieder geschieht, will ich euch ein Zauberfunkstück verraten, daß ihr mit jeder Postkarte anstellen könnt. Ihr laßt sie gehörig in der Sonne trocknen, vielleicht brennt auch noch irgendwo ein Ofen, und zieht die

Karte dann mehrmals zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger hindurch. Bringt ihr sie nun an die Wand, so bleibt sie daran hängen. Auch wenn ihr die geöffnete Hand nach unten kehrt, wird die Postkarte daran haften bleiben ohne abzufallen. Noch hübscher sieht es aus, wenn ihr euch ein ausgeblasenes Ei verschafft. Reibt ihr nun die Postkarte stark zwischen den Fingern, und haltet sie über das Ei, so folgt es ihr nach wie ein treuer Pudelhund. Auch mit einer Seifenblase gelingt das Kunststück. Ihr müßt nur geschickt sein!

Onkel Otto.

Onkel Toldi und der Druckfehlerteufel



Der Druckfehlerteufel ist ein ganz gemeiner Kerl. Das könnt ihr mir schon glauben. Neulich ließ ich einen langen, wundervoll verfaßten Bericht über meinen Sommerferienaufenthalt drucken, und wie ich mich hinterher an meinen eigenen Worten beraufsehen will, finde ich folgende Sätze:

Wie schön ist doch das Landleben! Lang im Grase liegen, auf dem Ziegen und Schafe weiden, über sich einen herrlichen Hammel. Manchmal wanderte ich auch weit hinaus in die Berge. Müde von dem langen Weg kehrte ich in einem Haus an der Landstraße ein. Der alte Herbergskater kam mir schon an der Tür entgegen und hieß mich herzlich willkommen. Ich nahm einen Bissen zu mir und eilte nach kurzer Ruhe in den Wald. Da stand am Rande des Waldes eine alte Tante, die zwei Leute nicht zu umfassen vermochten. — Nun hatte ich aber lange genug gefaulenzt. Mit Eifer ließ ich mich in den Lehren des Segelsports unterweisen und war nach kurzer Zeit vollkommen eingeweiht. Auch besuchte ich in dem nahegelegenen Städtchen eine Hundeausstellung, während der ein großes Moppelkonzert im Park stattfand. Befriedigt von all diesen Eindrücken kehrte ich nach Hause zurück. — Was jagt ihr dazu?

Onkel Toldi.

Ein wunderlicher Besuch bei Goethe

Wer so um das Jahr 1810 herum in Deutschland lebte, hatte einen ausgesprochenen Herzenswunsch: einmal nach Weimar zu Goethe pilgern. Der Geheimrat lebte zwar still und zurückgezogen, empfing nur ungern fremde Leute, aber was schadete das, vielleicht hatte man Glück und bekam doch ein Zipselchen von dem Größten des Jahrhunderts zu sehen. Aehnlich dachte wohl auch Frau

Duttre, eine biedere, offene Berliner Bürgersfrau, als sie an einem wundervollen Herbsttage durch Weimar kam und unter allen Umständen Goethe persönlich kennen lernen wollte. Dem Gärtner drückte sie verstoßen einen harten Taler in die Hand, damit er sie in einer Laube verdeckte und ihr einen Wink geben sollte, wenn Goethe vorbeikäme. Und als er nun die Allee herunterkam und der Gärtner ihr gewinkt hatte, trat sie rasch aus ihrem Versteck heraus und sagte: „Angebeteter Mann.“ Goethe stand still, sah von seinem Buche auf, blickte die brave Bürgersfrau groß an und fragte: „Kennen Sie mich denn?“ Da antwortete sie:



Ein wunderlicher Besuch bei Goethe: „Angebeteter Mann,“ sagte Frau Duttre und eilte aus ihrem Versteck heraus.

„Großer Mann, wer sollte Ihnen nicht kennen!“ und fing zu deklamieren an:

Festgemauert in der Erde
Steht die Form aus Gips gebrannt!

Mit hochrotem, begeisterungsglühendem Kopf sah sie auf Goethe, der lächelnd ihr die Hand drückte und ihr für ihren „lobenswerten Eifer“, mit dem sie Schillers (!) Gedichte lerne, dankte.

Freunde! Ich habe mir eine Riesenbrille angeschafft, damit ich alle Einwendungen, die auf mein Ferien-Preisauschreiben aus Heft 21 einkliefen, besser nachprüfen kann. Was Onkel Toldi alles in seinem Brief aus der Sommerfrische geschrieben haben soll! Stöße und Stöße von Postkarten liegen auf meinem Schreibtisch. Die Redaktion arbeitet Tag und Nacht. Wir fressen uns tapfer durch!

In einer der nächsten Nummern findet ihr das Ergebnis. Fridolin.

Rätsel-Ecke

Silberrätsel.

Aus den Silben:

ad — brei — dow — en — orhs — en —
fekt — fisch — ge — gei — horn — i —
im — ki — ler — li — nas — ne — o — pa
— per — ro — scha — schell — ta — tat —
to — un — wan

sind zwölf Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben; beim ersten Wort sind sch und ch wie ein Buchstabe verwendet. Die Wörter bedeuten:

1. Seefisch, 2. Gefäß, 3. Speise, 4. Königreich, 5. Musikinstrument, 6. Erdteil,

7. Dichthäuter, 8. Zeitwortform, 9. berühmten Bildhauer, 10. Stadt in Japan, 11. Raubvogel, 12. verbrecherische Handlung.

Ein Drei-Silben-Rätsel.

Die letzten zwei läuten die erste ein,
Das Ganze duftet zart und fein.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 21.

Silberrätsel.

Strecke dich nach der Deckel

1. Soden, 2. Thea, 3. Rettich, 4. Eberhard, 5. Chile, 6. Keller, 7. Eiland, 8. Drache, 9. Innsbruck, 10. Chemie.

Seltzam: Ding, Ring.

Das Ei des Kolumbus: Greis — Gries;
Geibel — Siebel; Wein — Wien; Keil — Kiel;
Leid — Lied; Beine — Biene.

Fridolins Lachkabinett



„Friedrich,“ sagte ein Herr zu seinem Diener, „geh' in das Theaterbüro und hole mir acht Parkettplätze zum Opernhaus.“

„Sawohl!“ erwiderte der brave Friedrich. „Werde ich sie denn aber auch tragen können? Ich will doch lieber eine Karre mitnehmen!“

*

Die Mutter sagt zu ihrem Jungen: „Unser Onkel Doktor verreist, weißt du das schon?“

Der Kleine überlegt einen Augenblick und schließlich antwortet er: „Na, die Kranken müssen doch auch einmal eine Freude haben.“

*

„Mutter, mein Zahnfleisch tut mir weh, ich muß zum Zahnfleischler gehen.“

*

Die kleine Willi hat zum ersten Male erlaubt bekommen, allein einen Besuch bei Bekannten zu machen. Die Eltern geben ihr alle möglichen Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg, dabei auch, daß, wenn man sie zum Essen auffordern wolle, sie sagen müsse, sie habe schon gegessen. — Es geht auch alles nach Wunsch. Als der Onkel sie dann auffordert, einen kleinen Bissen zu sich zu nehmen, erwidert sie: „Danke, Onkel, ich habe schon gebissen.“

„Zur Herstellung von elfenbeinernen Kugeln braucht man allein jährlich ungefähr 500 Elefanten.“

„Ach, wie merkwürdig! Ich hätte gar nicht gedacht, daß diese großen, plumpen Tiere eine so feine Arbeit verrichten können!“

*



Lehrer: „Du siehst so blaß aus, Karlchen. Ist Dir nicht wohl?“

Schüler: „O doch, Herr Lehrer. Aber Mutter hat mir heute früh das Gesicht selber gewaschen.“

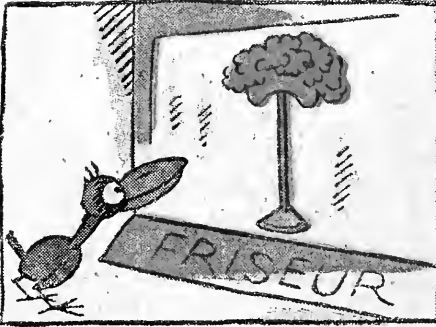
*



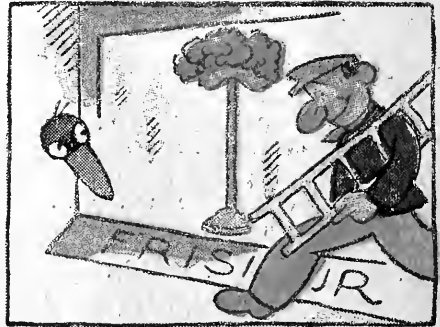
Vor dem Haustor steht ein kleines Mädchen, das einen vorübergehenden Herrn bittet, ihr die Tür aufzumachen. Als dies geschehen ist, fragt der Herr: „Warum konntest du denn nicht selbst auf die Klinke drücken?“

„Weil sie frisch gestrichen ist,“ antwortete die Kleine.

Die Perücke



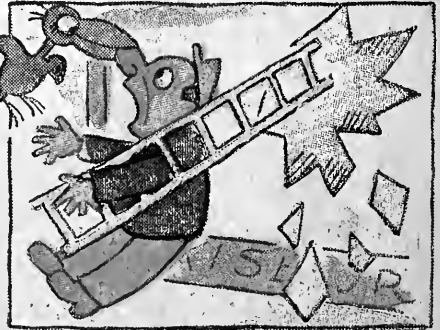
Hier sieht man die Perücke prangen.
Der Rabe fühlt ein heiß Verlangen.



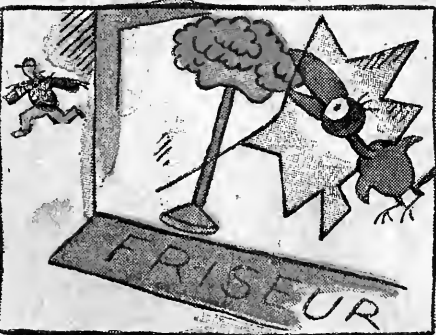
Es naht der Mann zum Fensterpuhen.
Der Rabe denkt: den muß ich ruhen.



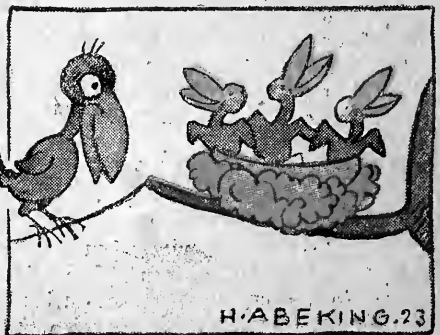
Er haßt ihn frech auf seine Nase.
Der gute Mann kommt in Ertase.



Die Leiter kommt dem Glas zu nah —
Pardaus! Der Kladd'radatsch ist da.



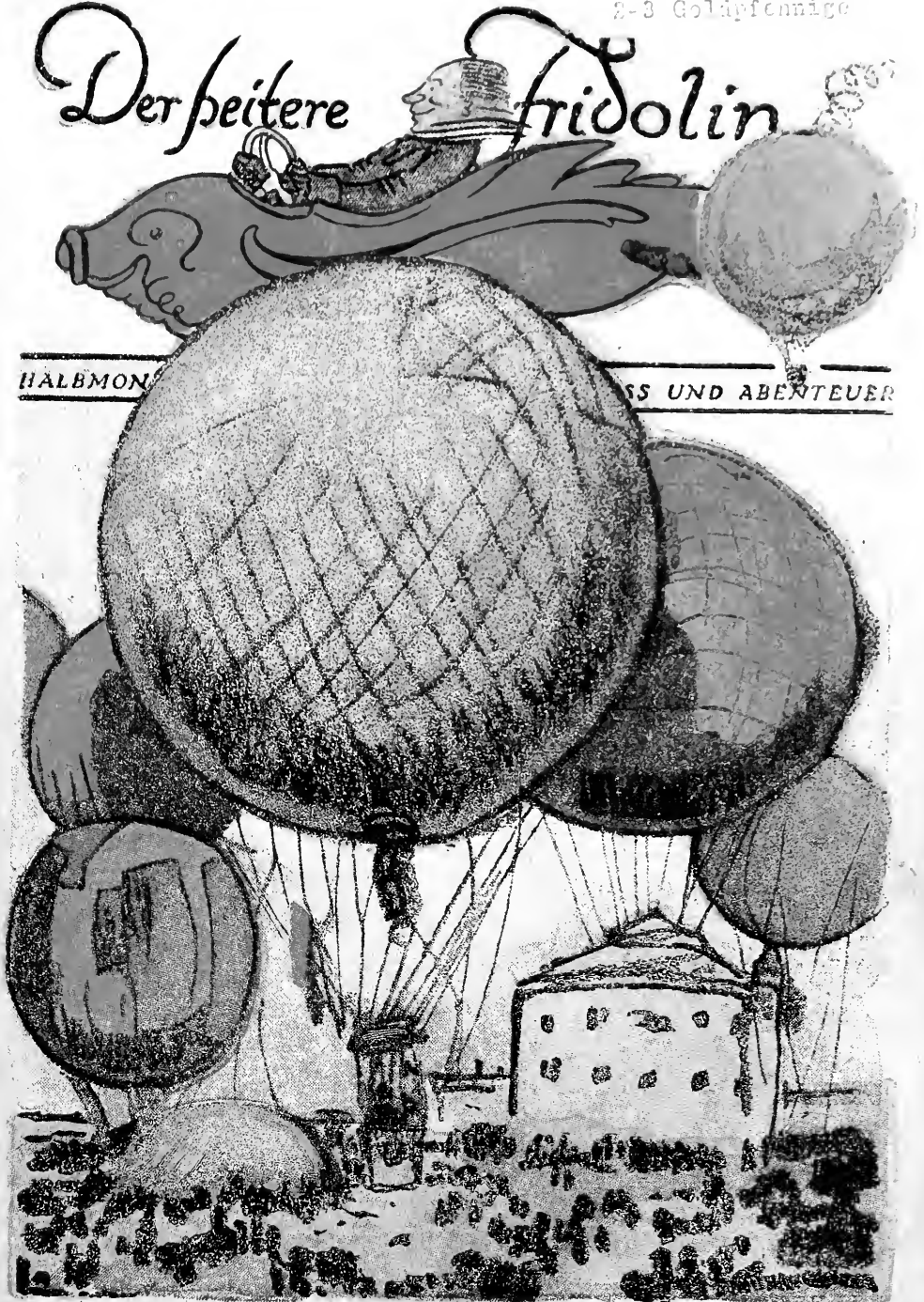
Der Fensterpuher sucht das Weite,
Der Rabe holt die leichte Beute.



H. ABeking. 23

Aus dem Perücken-Neste blickend,
Fand jeder Rabe es perückend.

Der seitere Fridolin



HALBMONATLICH

SS UND ABENTEUER

Aufstieg zu einer Freiballonwettsfahrt.
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite: Fahrten im Freiballon.)

Fahrten ^{im} Freiballon

Welt-Höhenrekord 10 800 Meter.

Im Jahre 1783 verbrannten die Brüder Joseph und Etienne Montgolfier über einer mit Papier luftdicht geschlossenen, kugelförmigen Leinwandhülle feuchtes Stroh und Wolle, weil sie den Rauch einfangen wollten, da sie beobachtet hatten, daß er in der Luft schwebte. Dieser Versuch glückte, und der erste Warmluftballon hielt sich 10 Minuten in den Lüften. Bald stiegen auch die ersten Luftschiffer auf, in Gestalt — eines Hammels, einer Ente und eines Hahnes. Da die Tiere nach siebenminütigem Flug wohlbehalten wieder auf der Erde landeten, wagten sich nun auch die Menschen in den Ballon. Wie wäre es, wollen wir auch eine Ballonfahrt wagen? —

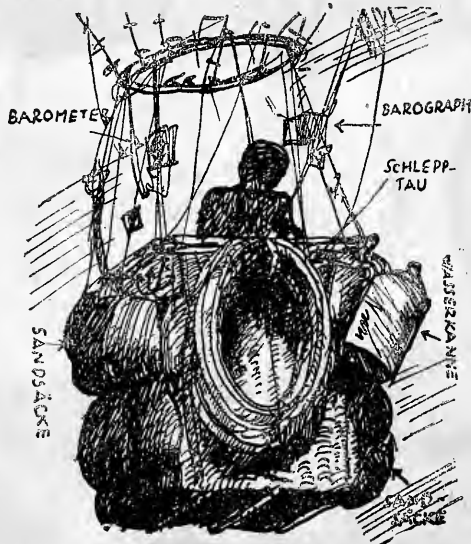
Das Bild eines Freiballons ist auch bekannt. An einer Kugelhülle — sie hat sich bei allen Versuchen als die beste Form bewährt — hängt der Korb. Das Steigen des Ballons wird durch das in der Hülle befindliche Gas bewirkt. Zur Füllung der Kugelhülle verwenden wir Leuchtgas oder Wasserstoffgas. Beide Gase steigen in der Luft, die schwerer als sie ist, empor. Um nun dieses Gas mit der Luft ins Gleichgewicht zu bringen, schließt man es in eine luftdichte Hülle ein. Dann wird sie mit so viel „Ballast“ beschwert, wie das Gas tragen kann. Als Ballast nehmen wir fein gesiebten und durch Rosten getrockneten Sand mit, der zumeist in Säcken zu 30 Pfund aufbewahrt und ausgeschüttet wird, wenn der Ballon in eine größere Höhe steigen soll.

Wir füllen nun den Ballon durch den Füllansatz, der am unter-

sten Teil der Hülle hängt. Die Verbindung der Gashülle mit ihrer Last, dem Korb, ist durch ein weitmaschiges, starkes Netzwerk hergestellt, das die Hülle fast bedeckt. An diesem Netz hängt durch starke, feste Leinen zuerst ein Eisenring, und an ihm der Korb. Er ist aus Weidengeflecht hergestellt; seine Höhe ist ungefähr 1½ Meter und bietet genügend Raum für uns und unser Gepäck.

Habt ihr auch das Ventil, das Schlepptau und die Reißvorrichtung beobachtet? Das Ventil hat den entgegengesetzten Zweck des Ballastes, nämlich das Fallen des Ballons zu bewerkstelligen. Es sitzt im obersten Punkt der Hülle und besteht aus einem Teller, der mittels Federn an die Hülle gepreßt wird. Von diesem Teller geht nun eine Leine durch den Füllansatz in den Korb. Zieht man an der Leine und lüftet den Teller, so entweicht das leichte Gas nach oben. — Das Schlepptau hat den Zweck, beim Landen des Ballons den Aufprall abzufangen. Es ist ein ungefähr 100 Meter langes, mehrere Zentimeter dickes Tau.

Nun noch die Reißvorrichtung. In dem Augenblick, wo der durch das Ventil ziehende Ballon landet, tritt eine erhebliche Gewichtserleichterung ein, der Ballon will wieder hochgehen. Da „reißt“ man ihn nun ganz auf und läßt das Gas entweichen. Des „Aufreißen“ hört sich gefährlicher an, als es ist. Zwei der schmalen Bahnen, aus denen die Ballonhülle zusammengesetzt ist, sind nämlich nicht zusammengenäht, sondern nur mit einem Stummel verklebt, der bei der Landung



Fahrten im Freiballon.
Ausrüstung eines Freiballons vor dem Aufstieg.



Fahrten im Freiballon.

Eine schwierige Landung bei Regen und Sturm auf freiem Felde.

wie ein Pflaster von der Wunde mit einem Ruck „abgerissen“ wird.

So, nun haben wir alles genug betrachtet! Der Ballon ist schon fertig, wir brauchen nur in den Korb hineinzuklettern. Die dicke Kugel pendelt gemächlich über unseren Köpfen hin und her. Schnell wird alles verstaubt, ich verteile die Plätze und kommandiere „Anlüften“, und ruhig steigt unser Ballon in die Höhe. Die Kugel hat einen Durchmesser von 12 Metern; unter ihr hängt an dem Seilwerk, das ungefähr 9 Meter lang ist, der Korb. Wir schauen auf die Erde, kleiner und kleiner ist das Häuflein unserer Freunde geworden. Die Bahnstrecke, auf der dort unten gerade ein D-Zug in schneller Fahrt dahinprustet, ist aus 800 Meter noch deutlich zu erkennen. Inzwischen sind wir auf 1000 Meter gestiegen. Dort unten ist Wochenmarkt: was ist das für ein Gewimmell! Hier oben aber geht es fast unbeweglich durch die Luft. — Wir wollen ein wenig höher, Ballast steigt hinunter, der Ballon steigt. Wie hoch ein Ballon wohl steigen kann? Der berühmte Ballonfahrer Prof. Berzon hat die bisher größte Höhe erreicht; er stieg mit Dr. Sühring auf fast 11 000 Meter. Seine Erzählungen hören sich märchen-

haft an. Trotz Sauerstoffatmung gelang es den beiden Forschern nicht, sich in der unerhörten Höhe bei Bewußtsein zu erhalten. Man will schlafen und wird matt und matter. Manche Ballonfahrer sind stundenlang ohnmächtig gefahren, und kamen erst auf der Erde wieder zu sich.

Nun sind wir aber lange genug geflogen. Also herunter. Das Ventil wird gezogen, und unser Ballon fällt. Unter uns sind Wolken aufgezogen, die auf der Erde dahinzukriechen scheinen. Doch in 800 Meter Höhe fallen wir durch sie hindurch. Langsam gleiten wir über eine Waldschonung, das Tau geht ohne Widerstand darüber hinweg. Jetzt wird es aber Zeit zum Landen, denn da hinten ist eine Telegraphenleitung, die wir lieber nicht mitnehmen wollen. 30 Meter sind wir noch hoch. Dort der Acker ist ein gutes Landungsfeld! Also noch einmal kräftig Ventil ziehen. Gut, wir fallen schnell. Noch etwas Ballast raus — hops — hops —, der Korb springt auf und ab. Ich ziehe die Reißleine, und schnell entweicht das Gas. Fauchend sinkt die Hülle zusammen, der Korb kippt um, nach wenigen Metern bleibt er liegen, und wir klettern heil und wohlbehalten heraus! —



Guten Morgen, Du Ochse!



Ihr wäret schön belei- digt, wenn man jeden von euch mit „Guten Morgen, du Ochse!“ begrüßen würde. Das sehe ich euch

schon an der Nasenspitze an. Und doch ist dies ein ganz feierlicher, ja ehrfurchtsvoller Gruß, der in vielen Gegenden des Innern von Ost- afrika angewandt wird. Wenn der schwarze Untertan seinem Herrscher begegnet, so wirft er Stock oder Speer oder was er sonst in Hän- den hält, schleunigst auf die Erde, kniet vor seinem Sultan nieder, klatscht in die Hände und sagt: „Adse dsenga“ — auf Deutsch: „Guten Morgen, du Ochse!“ Werauf der Sul-

tan huldreich erwidert: „Das bin ich!“ Eigentlich ist es doch sonderbar, daß der Herrscher, der Kö- nig, nicht mit dem

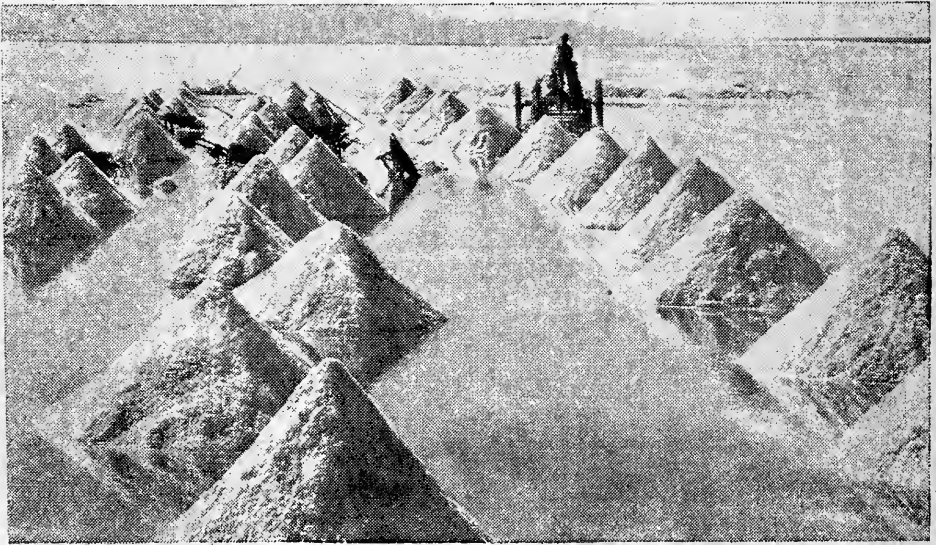
Löwen verglichen wird. Aber von ihrem Standpunkt aus haben die Schwarzen ganz recht. Ein einfacher Neger kann sich gar nicht freuen, wenn ein Löwe ihm begegnet. Dann „zittert er am Bauch“, wie es in der Eingeborenen- sprache heißt. Er schüttelt sich vor Angst. Wenn aber sein Auge auf einen fetten Ochsen fällt, dann freut er sich. Und dies soll bei der Begrüßung seines Herrschers zum Aus- druck kommen.
 Onkel Otto.

Wo das Salz herkommt

Von Dr. Ernst Abt.

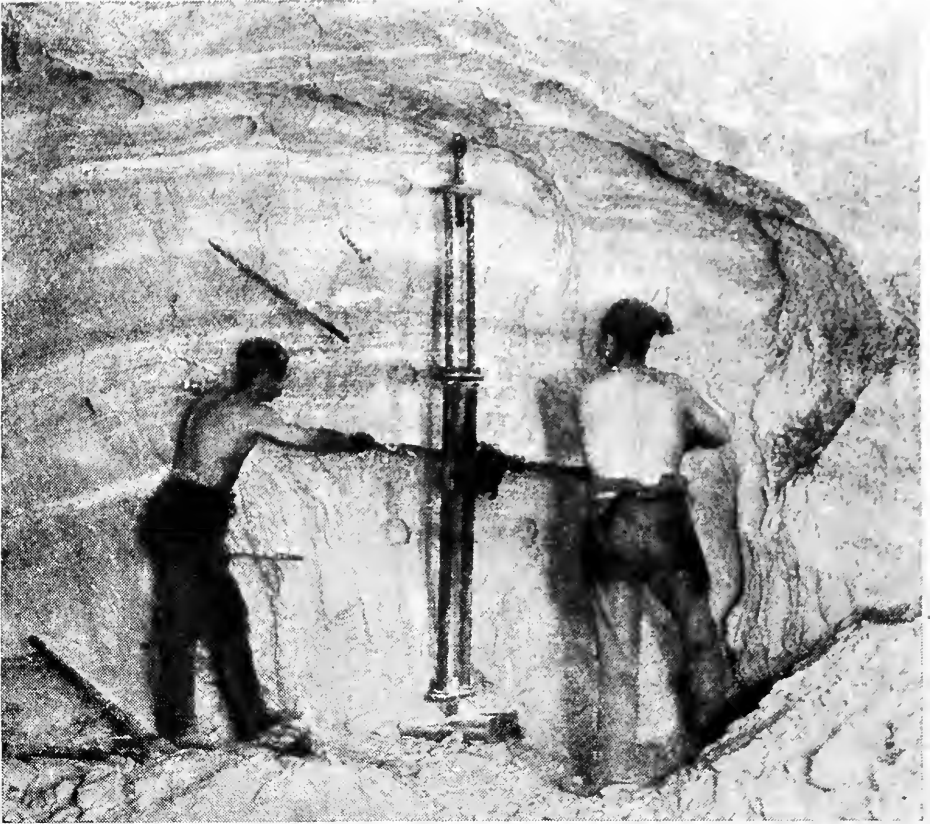
Das „göttliche“ Salz nennt Homer jenes naturgegebene Gewürz, dessen sich der Mensch seit den ältesten Zeiten in irgendeiner Form bediente, das uns zur Erhaltung unseres Lebens notwendig ist. Im Durch-

schnitt braucht der erwachsene Mensch jährlich rund 8 Kilogramm Salz zur Nahrung. Salz ist den Völkern des Altertums Opfergabe gewesen und wurde in seiner Unentbehrlich- keit, namentlich in salzarmen Gebieten, zu den



Salzgewinnung an flachen Meeresküsten im Süden.

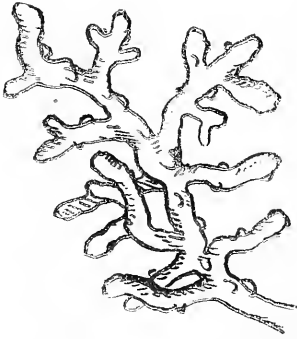
Unter der brennenden Sonne verdunstet das Meerwasser und läßt eine dicke Kruste Salz zurück, die hier zu Häufchen aufgeschichtet wird.



Wo das Salz herkommt.
Gewinnung von Steinsalz im Bergwerk. Arbeiter an der Bohrmachine.

„Kostbarkeiten“ gezählt. Im alten China war es nach dem Bericht des venezianischen Reisenden Marco Polo (13. Jahrhundert) Scheidemünze. Es gibt hier erzählt er, Salzquellen, aus denen die Chinesen Salz bereiten, indem sie es in kleinen Pfannen sieden. Wenn das Wasser eine Stunde lang gekocht hat, gibt es eine Art von Teig. Daraus formt man kleine, ziegelartige Stücke und drückt vor dem Trocknen den Stempel des Kaisers auf. In Abyssinien war ähnliches Salzgeld im 17. Jahrhundert die Hauptmünze. Begegnen sich zwei Freunde, berichtet uns ein alter Missionar, so zieht jeder sein Salzstückchen heraus, gibt es dem andern zu lecken und steckt es dann wieder ein. Glücklicherweise ist das Kochsalz einer der verbreitetsten Stoffe auf Erden. Im Wasser gelöst, als Seesalz und Quellsalz, aus dem Erdboden „ausblühend“ in Steppengebieten, als Steinsalz endlich gewaltige Lager bildend,

läßt es sich gewinnen und für den Gebrauch herrichten. Die älteste Gewinnungsart war zweifellos das einfache Auflesen des aus dem Boden heraus kristallisierenden Salzes in Steppen und an der Meeresküste. Dort, wo sich an flachen Küsten durch Dünen- oder Haßbildung Lagunen vom offenen Meere abtrennen, und wo nur bei Hochflut das Meereswasser einströmt, bilden sich unter dem Einfluß der brennenden Sonne mit der Zeit dicke Krusten unreinen Salzes an den Ufern, die ausgesammelt werden können. Solche natürlichen Seesalinen oder -salzgärten gibt es an den französischen Küsten, an Schwarzen Meere, in Arabien, Vorderindien und China. Schon im Altertum hat man derartige „Salinen“, d. h. „Salzwerke“, vom lateinischen Worte „sal“ für Salz, das wiederum dem griechischen Worte „hals“ eng verwandt ist, gekannt. (Daher beginnen oder enden unsere



Zweig aus einer Saline mit
Salzkrystallen.

krystallisieren ließ. Ein zweites Verfahren der Salzgewinnung besteht darin, daß man die den natürlichen Salz- oder Solquellen entströmenden Wasser sammelt und durch Sieden in riesigen Pfannen zum Verdunsten bringt. Das „Sudsalz“ bleibt dann in der Pfanne zurück. Früher und manchmal heute noch löst man die „Sole“ (Salzlösung) über ein Holzgerüst, in denen Vornenzweige zu dichten Wänden angeordnet sind, herabrieseln; ein großer Teil des Wassers verdunstet dabei, und die Salze scheiden sich an dem Gezweig des „Gradier-

Salzfundorte häufig auch mit „hal“, wie Halle, oder Reichenhall). — Man hat sie künstlich angelegt, indem man Bassins grub und sie mit Ton u. dergl. auskleidete und in diesen Behältern

dann das Salz aus-

werks“ als weißliche Kruste ab. Das Gradierwerk wurde gleichzeitig zu Heilzwecken benützt, indem die Kurgäste längs des Gerüstes auf- und abwandelten und die salzhaltige Luft einatmeten. Die Siedesolzgewinnung ist namentlich an die Solquellen zu Halle, Friedrichshall gebunden. Schon um das Jahr 800, zur Zeit Karls des Großen, haben in Halle die Vorfahren der heutigen „Halleren“ ihr Salzsiedehandwerk betrieben. Ihr alter Spruch heißt:

Han (haben) wir hüte Water un Holt (Holz).
So han wir morne (morgen) Silber un Golt.

Wohl die wichtigste Gewinnungsart des Salzes aber ist der Bergbau auf Steinsalz, das manchenorts in mächtigen Lagern von mehr als 1000 Metern Höhe vorkommt. Die wichtigsten Steinsalzlager sind Hohensalza (Bezirk Bromberg), Stassfurt-Leopoldshall, Gera, Halle, Artern (Thüringen), Friedrichshall, Schwäbisch-Hall, Berchtesgaden, Reichenhall, Hallstatt im Salztammergut, Wieliczka-Bochnia (südöstl. von Krakau) und Cardona (Spanien). Berühmt ist wegen seiner Größe das Salzbergwerk zu Wieliczka. Hier hat man ganze Kirchenräume, Versammlungshallen, Festsäle, ja Bahnhöfe aus dem Salze ausgehauen, das mit seinem weißen Leuchten und Glimmern wundervoll wirkt.



Wo das Salz herkommt.
Im Lagerhaus des Salzbergwerkes. Hier wird das ungereinigte Salz aufgestapelt.



ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Früschel.

Freunde, heute beginnt die 7. Fortsetzung von „Admiral Bobby“. Für diejenigen von euch, die den Anfang der Erzählung noch nicht gelesen haben, habe ich einen Sonderabdruck anfertigen lassen, in dem der Beginn von Bobbys Erlebnissen steht. Wer einen solchen Druck haben will, schreibe es mir. Er kostet 2000 M. portofrei.
Fridolin.

(7. Fortsetzung.)

Als Bobby sah, daß es ihm nicht gelingen wollte, die kleine Prinzessin zum Mitkommen zu bewegen — wie hätte sich eine kaiserliche Prinzessin in der Stadt zeigen können! — bat er sie durch Gebärden, am Eingang des unterirdischen Ganges zu warten; um ihn dann wieder in der Palast zurückzuführen. Erst als Hiruto durch ein Lächeln versprochen hatte, seine Bitte zu erfüllen, kroch Bobby nach einem letzten Blick auf das kleine, bunte, zarte Mädchen in die Tiefe des Ganges hinab.

Trotz der völligen Finsternis, die ihn umgab, gelang es ihm, sich bis zum Ausgang durchzutasten. Wie ein Maulwurf kroch er auf der anderen Seite der Mauer aus dem Gang und befand sich auf einem öden Platz in Peking.

Doch der Weg nach dem Tor des ewigen Friedens war nicht zu verlieren. Bobby mußte nur der Mauer folgen, um zu dem Eingang zu gelangen, an dem sein Vater wartete. Als sich sein klopfendes Herz ein wenig beruhigt hatte, setzte sich der kleine Admiral in Trab und lief längs der Mauer durch das schweigende, nächtliche Peking, in

dem es keine Beleuchtung, doch auch keine nächtlichen Spaziergänger gab.

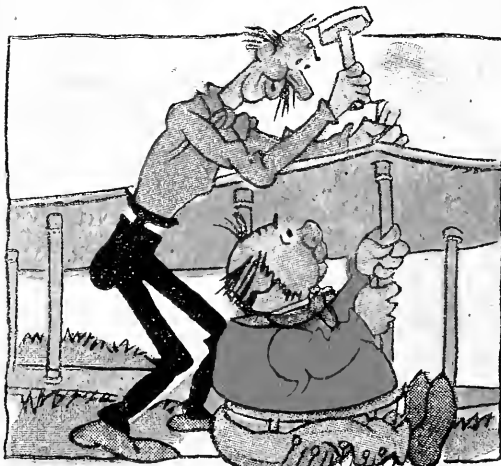
Da war auch schon die schmale Oeffnung des Tores, durch das er am Abend den Palast betreten hatte, und da — da lehnte eine Gestalt an der Mauer! Einen Augenblick später slog Bobby seinem Vater an die Brust.

Der Steuermann hatte seinen Knaben in eine dunkle Seitengasse gezogen und rasch in ein Holzhaus geführt, wo er bei einem chinesischen Wirt Unterkunft gefunden hatte. Bobby mußte sich ihm gegenüber auf eine Strohmatt setzen und stundenlang erzählen.

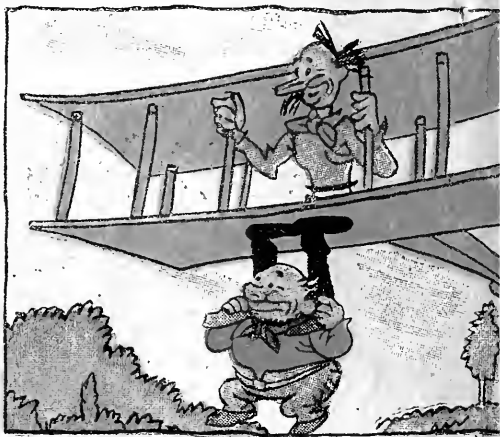
John Croft fiel bei der Erzählung Bobbys aus einem Staunen in das andere. Als der Knabe jedoch zu Ende war, da sagte den Steuermann die Angst, daß Bobbys Flucht entdeckt werden und damit auch das Geheimnis verraten werden könnte. „Du mußt sofort wieder in den Palast zurück,“ sagte er, „der Kaiser von China pflegt um drei Uhr morgens Audienz zu erteilen. Gewiß will er dich um diese Zeit empfangen!“

Bobby war bereit zurückzukehren, und John Croft schloß seinen Jungen noch einmal fest in die Arme, dann renkten Vater und Sohn mühsam die steifgewordenen Beine wieder ein und eilten durch die finsternen Straßen zur Palastmauer zurück. „Sei klug und mutig, Bobby,“ sagte John Croft zum Abschied, „und erkenne mich nicht, wenn ich dir wieder unter die Augen kommen sollte. Ich werde dann den rechten Mundwinkel nach unten ziehen — siehst du, so —“ John Croft

Wie Laatsch und Bommel durch ih



Ein Segelflugzeug wird gebaut,
Echt hier, wie Laatsch auf Latten haut;
Stets sind die beiden tätig,
Auch Bommel tut, was nötig.



Das Flugzeug fliegt gleich wie ein Hauch,
Und trägt den dicken Bommel auch,
Nur eins macht Sorge ihnen: —
Wie — was damit verdienen?



Schon zog man ihn empor am Seil,
Da stiegen sie heran in Eil,
Der Bommel schneidet — schwapp —
Den Schelm vom Galgen ab.



Der arme Sünder ist heil froh,
Es spricht das Volk von Hierfo:
„Die Strafe ist geschenkt,
Zweimal wird nicht gehent!“

schnitt eine furchtbare Grimasse und verzog den Mund so sehr, daß Bobby lachen mußte, — „und das bedeutet: Ich weiß, du bist mein lieber Junge, ich bin dein Vater, und wir haben uns gern. Verstehst du?“

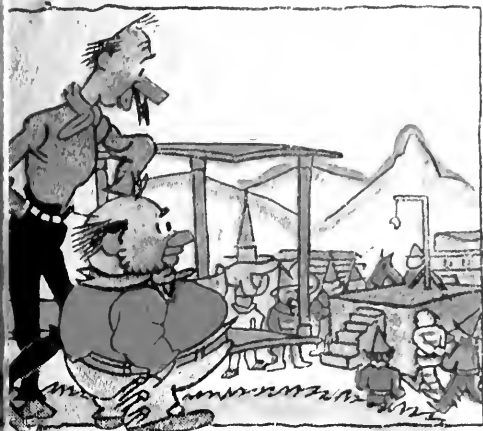
„Ja, Vater,“ sagte Bobby, und seine Stimme schwankte ein wenig von zurückgehaltenen Tränen.

„Nun heu' jezt nicht, Junge, und mach', daß du zu deinem gelben Kaiser kommst. Leb'

wohl!“ John Croft hob Bobby zum letzten Male in die Höhe, drückte ihn an sich und schob ihn in den schmalen Gang hinein.

Bobby kroch ohne Mühe zurück, und als er den Kopf auf der Parkseite aus dem Erdloch steckte, da begegnete sein Blick dem Blick der kleinen Prinzessin Hiruto, die treu auf ihn gewartet hatte. Die beiden Kinder eilten Hand in Hand durch den nächtlichen Park dem Palast zu. Die großen Tempel standen stumm

motorloses Flugzeug zu Geld kamen



Indes den Kopf man sich zerbricht,
Sieht man ein strenges Strafgericht.
Es soll — man sieht's am Drängen —
Ein Dieb am Galgen hängen.



Der arme Sünder betet bang,
Der Henker faßt schon an den Strang,
Doch Laatsch und Bommel denken
Das Leben ihm zu schenken.



Der Dieb ist seinen Rettern hold,
Und bringt voll Dank den Freunden Gold:
„Obwohl es nicht gewaschen,
Füllt es doch gut die Taschen!“



Surra! Die Masse Gold genügt,
Daß alles, was man wünscht, man kriegt.
Nun geht's zu den Chinesen,
Wo man noch nie gewesen.

und steil und fremdartig an ihrem Weg. Doch die beiden Kinder mußten die Richtung verfehlt haben. Statt zu den großen Höfen des Palastes, gelangten sie in eine finstere Zypressenwildnis, in der fremde Pflanzen betäubend dufteten. Hier und da lagen im Gebüsch umgestürzte Bronzestützen und furchtbare Götzenbilder, Drachen und Löwen standen unter den uralten Bäumen. Staunend garieten die Kinder immer tiefer in die Wild-

nis. Da stießen sie plötzlich beinahe mit den Stirnen an ein niedriges Steingebäude, das ihnen im Finstern den Weg versperrte. Bobby wollte Hiruto an dem schwarzen Steinwürfel vorbeiführen, da bemerkte er an der Rückseite eine kleine, offenstehende Tür, aus der ein schwacher Lichtschrimer drang. Eine unbezwingbare Neugierde erfaßte ihn. Was geschah dort in tiefer Nacht? Ohne viel zu überlegen, trat Bobby, Hiruto neben sich her-

ziehend, durch die kleine Tür. Die Kinder machten etwa zehn Schritte auf feinem Sand, dann sahen sie den Rücken eines großen Götzenbildes vor sich, das den sitzenden Buddha darstellte. Sie befanden sich in der halbverfallenen Gruft eines Angehörigen des Kaiserhofes. Hinter dem Buddha versteckt, konnten die Kinder das Innere der Gruft überblicken, ohne selbst gesehen zu werden. Es war ein kleiner Raum, in dessen Mitte auf dem Boden ein elendes Salzlichtgen brannte. Um dieses Licht saßen fünf

Männer in weißen Gewändern. Ihre Köpfe waren mit weißen Bändern zusammengeflochten, und jeder von ihnen hatte einen Dolch vor sich zwischen die Spalten der Marmorplatten gesteckt. Alle lauschten gespannt den Worten eines uralten Chinesen, der in einer finsternen Ecke saß und mit hoher, eindringlicher Stimme auf sie einsprach.

Als der Alte geendigt hatte, zog er aus seinem Mantel ein beschriebenes Blatt Papier hervor, das einer der Hörer dem anderen weiterreichte, und unter das jeder stumm und rasch entschlossen mit Lusche seinen Namen malte. Nun schien die Besprechung zu Ende zu sein, denn alle warfen sich nach vorn, berührten mit den Stirnen den Boden und murmelten ein leises Gebet, während sich der alte Chinese hoch aufgerichtet hatte und mit der Spitze seines Schwertes die Scheitel der Betenden berührte.

Bobby sah mit klopfendem Herzen dem seltsamen Schauspiel zu, während Hiruto angstvoll ihre Augen bedeckte. Bobby fühlte deutlich, daß er ein großes Geheimnis entdeckt hatte; er wußte jedoch auch, daß er und Hiruto in Lebensgefahr schwebten. Wenn man sie in ihrem Versteck aufspürte, dann würden diese Männer mit den starren, gelben Gesichtern wohl kein Erbarmen kennen! Jetzt erhoben sie ihre Köpfe vom Boden und standen auf. Das Gebet war zu Ende. Schnell

fort, ehe einer von ihnen auf den Ausgang zugeht und Bobby und seine kleine Gefährtin erblickte!

Bobby ergriff die Hand Hirutos und wollte sie mit sich in den Gang, durch den sie gekommen waren, zurückziehen. Doch er kam nicht mehr dazu. Plötzlich lag eine dünne Seidenschlinge um seinen Hals, die sich mit furchtbarer Gewalt zog. Bobby schrie auf, doch nur ein undeutliches Gurgeln kam aus seiner zusammengeschnittenen Kehle. Stöhnend sank er zu Boden, und das letzte, was er erblickte, war Hirutos blaßes, verzerrtes Gesicht die wie er plötzlich von rückwärts erwirgt wurde. Dann wurde es finstere Nacht um ihn.



Jeder der Chinesen malte seinen Namen unter das Blatt.

Achtes Kapitel.

Bobby im Sarg und der Kampf auf der Mauer.

Um drei Uhr nachts erschienen die obersten Würdenträger des kaiserlichen Hofes in dem Raum, der Bobby angewiesen worden war, um ihn zu Seiner Majestät zu führen. Sie fanden den Saal leer und die Dellämpchen ausgebrannt. Verduzt sahen

sich die Fürsten und Prinzen und Mandarinen an, und sofort fuhr ihnen ein furchtbares Entsetzen in die Glieder. Wo war der kleine weiße Prinz, den der Kaiser erwartete? Hatte er sich versteckt? Wo war er nur? Man durfte den Kaiser doch nicht warten lassen!

Als einer der Mandarine das Loch in der Tapete entdeckte, durch das Bobby geflohen war, da wurden die gelben Gesichter der Hofwürdenträger noch gelber, und alle wußten, daß etwas ganz Schreckliches geschehen war. Der weiße Prinz, der einzige Sohn der mächtigen Königin, der Thronerbin von England, war geraubt worden! Man hatte in den letzten Jahren zu viel furchtbare und geheimnisvolle Dinge am chinesischen Kaiserhofe erlebt. „Hung-Hung!“ flüsterten sich die in Seide gekleideten, köstlich geschmückten Würdenträger zu, und jeder von ihnen fühlte ein

gezihtes Schwert über seinem Nacken schweben. Die Hung, das waren die Feinde, mit denen der Kaiser von China seit Jahrzehnten einen endlosen, furchtbaren Krieg im Dunkeln führte. Die Hung waren eine große, über das ganze Reich verzweigte Geheimgesellschaft, ein Bund, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, die herrschende kaiserliche Familie zu vertreiben und statt ihrer die alte Dynastie der Ming wieder auf den Thron zu setzen. Die Hung verfolgten ihr Ziel mit allen Mitteln eines unterirdischen, verhassten und desto grausameren Kampfes.

Die Hung hatten durch ihre Loten die Macht des chinesischen Kaisers schon oft schwer erschüttert. Der Schlag, den sie jedoch diesmal geführt hatten, schien geeignet, den kaiserlichen Thron endgültig zu stürzen. Sie hatten den Prinzen, den die Königin von England als Unterpfand ihrer Freundschaft zum Kaiser geschickt hatte, entführt oder vielleicht gar getötet. Dies konnte England dem Kaiser von China nie verzeihen. Englische Schiffe, englische Truppen würden den Tod des Kronprinzen furchtbar rächen, und dann war vielleicht wieder die Zeit der Dynastie Ming gekommen!

Die Nachricht von Bobbys Verschwinden konnte der Kaiserinmutter, der eigentlichen Herrscherin über China, nicht verschwiegen werden. Als sie erfuhr, was sich ereignet hatte, gab sie mit starrem Antlitz Befehle, die ihren Hofstaat erschauern ließen. Der Prinz mußte gefunden werden, mußte innerhalb von vier Tagen gefunden werden, sonst starben am fünften jeder zweite Minister und jeder dritte Mandarin durch das Schwert.

Noch im Morgengrauen wurden die Wachen vor den Räumen, in denen sich Oberst Canning und Doktor Grollmann befanden, verstärkt und ihnen der strenge Be-

ehl erteilt, die beiden Europäer keinesfalls aus dem Palast herauszulassen. Es mußte um jeden Preis verhindert werden, daß die Nachricht von dem Verschwinden des Prinzen unter der englischen Begleitmannschaft bekannt würde. So kam es, daß der Redakteur Humbert Fellowfull ein unangenehmes Abenteuer erlebte.

Er war beim Einzug Bobbys nicht in den kaiserlichen Palast eingelassen worden und wollte doch seiner Zeitung unbedingt über den Empfang des Kronprinzen beim Kaiser von China berichten. Unter seinem Gepäck befand sich eine Strickleiter, die er vom „Jupiter“ mitgenommen hatte. Die schleppte er an eine abgelegene Stelle der Mauer und stieg mit ihrer Hilfe unter tausend Mühen bis zur Mauer empor.

Doch kaum hatte er die Höhe der Mauer erklommen, als er schon von vier Soldaten erfaßt, mit Schwertern und Lanzen bedroht und fast getötet worden wäre, wenn er nicht dank seiner Brille für die Chinesen ein besonders ehrwürdiges Aussehen gehabt hätte. So begnügten sich die Soldaten damit, ihn über und über mit dicken Stricken zu umwickeln und ihn kopfsüber in ein finstres Kellerloch zu werfen, in dem er außer Ratten und Mäusen keine Gesellschaft fand.

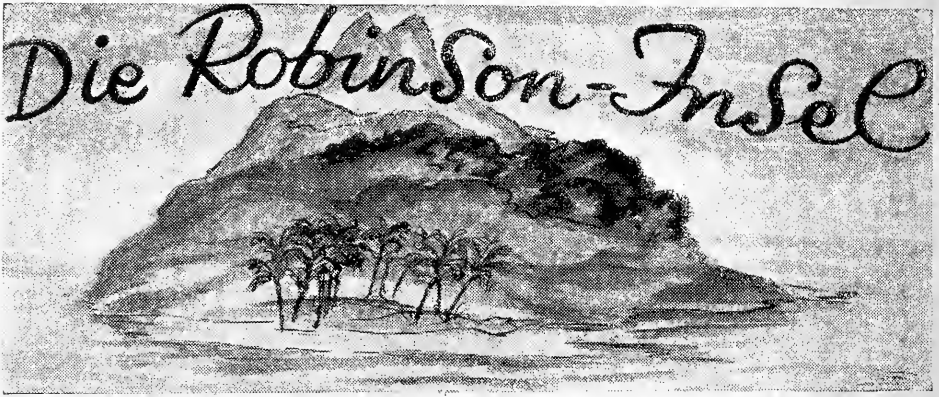
China war in Aufruhr. Die Gouverneure der Provinzen hatten Zehntausende von Feldarbeitern aufgeboten, um jeden Winkel des Landes zu durchforschen. Die Häuser der Städte wurden von Regimentern von Soldaten von oben bis unten durchwühlt. Selbst die Flüsse wurden bewacht, der Flußgrund an verdächtigen Stellen mit Stangen abgesehen. Das Unterholz der Wälder, die Höhen im Gebirge wurden durchforscht. — Bobby blieb verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)



Admiral Bobby.

Mit Hilfe einer Strickleiter erklomm Humbert Fellowfull die Mauer. Da wurde er hinterriicks gepackt.



Wie die Geschichte von Robinson Crusoe entstand.

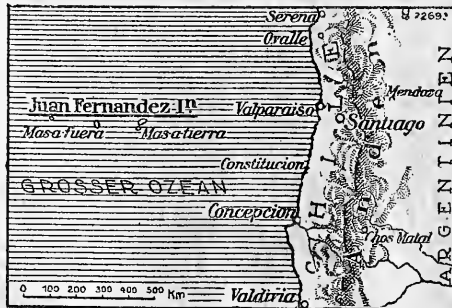
Von W. Wegener.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erregten die Abenteuer eines Mannes in England Aufsehen, der vier Jahre auf einer unbekannt-ten Insel verbracht hatte. Dieser Mann, mit Namen Alexander Selkirk, war zuerst in Bristol aufgetaucht. Sein braungebranntes Antlitz deutete zwar auf den Europäer, aber seltsam war seine Kleidung: Jacke und Hose waren aus Ziegenfell hergestellt, und statt der Stiefel hatte er sich ein ebensolches Fell um die Beine gebunden. Die Neugier der Bristoler Bürger ward geweckt, und der Fremdling mußte seine Abenteuer erzählen. Dabei kam es denn heraus, daß er eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich hatte. Er war der Sohn eines Handwerkers in einem schottischen Dorfe. Schon in seiner Jugend verübte er allerlei schlimme Streiche. Tiere und Menschen schonte er nicht, seine Schullehrer brachte er zur Verzweiflung. Als er nach einer neuen Bosheit hart bestraft wurde, verschwand er aus seinem Heimatstädtchen und nahm Dienst an Bord eines englischen Kaperschiffes. Gerade

damals nämlich führten Engländer und Spanier einen erbitterten Kampf um die Vorherrschaft zur See. England hatte eine große Anzahl von Kaper-ern ausgerüstet, die plötzlich über die plumpen, unbeholfenen spanischen Kauf-fahrer herfielen und diese an der ruhigen Weiterfahrt hinderten.

An Bord eines solchen Schiffes kam Selkirk, das bestimmt war, im Stillen Ozean den Spaniern möglichst viel Schaden zuzufügen. Aber Selkirks harter Kopf wollte sich nicht dem Zwange des Schiffsdienstes fügen; bald kam es zu schweren Zerwürfnissen mit dem Kapitän. Nach einem heftigen Austritte sprach Selkirk ingrimmig den Wunsch aus, daß er auf der ersten Insel, an der sie anliefen, ausge- setzt werden möchte.

Einige Zeit danach kam an der chilenischen Küste eine Inselgruppe in Sicht, die nach ihrem Entdecker Juan Fernandez genannt wurde. Die Gruppe bestand aus zwei Inseln. Die größere hieß Mas-a-tierra (mehr nach dem Lande), während die kleinere den Namen Mas-a-fuera (mehr nach außen) führt. Während Mas-a-fuera mit schroffen, hohen, fast kahlen Felsen senkrecht aus dem Meere aufsteigt, wechselt auf der größeren Insel üppiges, fruchtbares und waldiges Gelände ab mit gebirgigem, sehr vulkanreichem Küstenland. Diese Insel war es, auf der der Kapitän seinen starkköpfigen Steuermann aussetzen ließ. Das Boot, das Selkirk ans Ufer brachte, nahm zugleich sein Eigentum an Klei- dern, Bettzeug, Waf- fen, verschiedenen Ge- räten und Nahrungs- mitteln mit hinüber. Doch nach einem kurzen Streifzug durch die Insel überkam Selkirk Entsetzen. Mutterseelenallein



Geographische Lage der Robinson-Insel.

Auf Mas-a-tierra ließ sich Selkirk-Robinson aussetzen.

war er auf dem einsamen Eiland. Der Gedanke, daß er von jeglicher menschlicher Hilfe abgeschnitten sei, befiel ihn in seiner ganzen grausamen Schärfe. Schnell gab er ein Zeichen, daß er wieder an Bord geholt werden möchte.

Aber froh, daß er den ungehorsamen Bootsmann los war, drehte der Kapitän den Bug seines Schiffes seawärts, und bald waren seine Segel hinter dem Horizont verschwunden.

Jetzt empfand Seltirk erst das Furchtbare seiner Lage. Tagelang lag er untätig am Strande, dumpf vor sich hinbrütend. In seinem Trübsinn faßte er den Entschluß, Hungers zu sterben. Aber mit dem zunehmenden Hungergefühl erwachte auch wieder die Lebenslust in ihm. Er unternahm mehrere Streifzüge in das Innere des Landes, und erlebte dort die seltsamsten Abenteuer.

So lebte Seltirk vier Jahre als Einsiedler auf der Insel und hatte sich längst mit seiner Lage ausgesöhnt, als zwei englische Kaperschiffe landeten, um frisches Wasser einzunehmen. Da schon die Dunkelheit hereingebrochen war, so warfen die Schiffe dicht vor der Behausung des armen Verlassenen den Anker aus.

Bei diesem Anblick erwachte in seinem Herzen die ganze Sehnsucht nach Menschen. Er entsachte am Strande ein hohes Feuer, um die Aufmerksamkeit der Matrosen zu erregen. Als die Kapitäne nun ein Boot aussetzen ließen, um den Grund des Feuers zu untersuchen, und zu erkunden, was für Bewohner die Insel barg, gab sich



Robinson Crusoe.

Eine interessante Abbildung aus einer der ersten englischen Robinson-Buchausgaben.



Die Robinson-Insel.

Das Schiff, das Seltirk-Robinson aussetzte. Nach einem alten englischen Holzschnitt.

Seltirk zu erkennen. Kaum wollten die Seeleute glauben, daß die seltsame, in Felle gekleidete Gestalt ein Mensch sei! Und voll Erstaunen lauschte das Schiffsvolk dem Bericht seiner Erlebnisse. — — —

Zu der Zeit, im Jahre 1709, als Seltirk in Bristol solch Aufsehen erregte, lebte in derselben Stadt ein ernster, stiller, bürftig gekleideter Schriftsteller, der sich Daniel de Foe nannte. Er pflegte sein einfaches Mittagmahl in einer Matrosenschenke einzunehmen. Oftmals plauderte er mit den Matrosen, und hierbei lernte er Seltirk kennen. Nachdem auch er abends den Erlebnissen dieses seltsamen Mannes gelauscht hatte, erwachte in ihm ein Plan. Oft sah man jetzt die beiden Männer plaudernd am Hasen miteinander gehen. Abends aber saß dann bis in die späte Nacht hinein Daniel de Foe und schrieb. Endlich konnte der fleißige Schriftsteller die Feder

niederlegen: „Robinson Crusoe“ und seine wunderlichen Abenteuer auf der fernem, einsamen Insel im Stillen Ozean war fertig.

Doch kein Buchhändler war willens, sein Werk zu erwerben; jeder erklärte achselzuckend, daß die Geschichte eines Seefahrers auf einer Insel im Stillen Ozean niemand zum Lesen verlocken würde. Schließlich übernahm es ein Buchhändler aus Gefälligkeit, den „Robinson Crusoe“ zu drucken. 10 Gutneen (= 20 Mark) erhielt de Foe für seine Arbeit. Das war alles. Doch seinen Ruhm konnte ihm niemand schmälern. Sein Name und sein Werk „Robinson Crusoe“ und jene kleine, stille Insel Juan Fernandez im Stillen Ozean sind auf ewig der Nachwelt überliefert.

Die höchste Leistung

Ein ehrgeiziger, begabter, aber noch durchaus unbekannter, junger Künstler brannte darauf, dem berühmten russischen Staatsmann Gortschakow auf dem Klavier vorzuspielen. Endlich gelang es ihm, Zutritt zu dem fürstlichen Haus zu erhalten, und siegesgewiß setzte er sich zur angegebenen Stunde an den Flügel. Die Töne perlten unter sei-



Die höchste Leistung.

„So gade schon die größten Künstler gehört . . .“
sprach huldreich der Fürst.

nen Fingern, und mit einem mächtigen Schlußakkord endete er sein sogenanntes Glanzstück. Der Fürst kam höchstpersönlich auf den Künstler zu und sprach die huldreichen Worte: „Ich muß Ihnen sagen, ich habe die berühmtesten Klavierspieler gehört“ — der Künstler verbeugte sich tief —, „ich habe selbst Rubinstein und Franz Liszt, den Größten unter den Großen gehört“ — der Künstler verbeugte sich noch um einen Grad tiefer — „aber so geschwitzt wie Sie hat noch keiner!“



Wißt ihr, was „paradox“ ist? Natürlich ein Fremdwort. Das ist ja klar. Doch noch etwas anderes ist es, und das will ich euch richtig erklären. „Paradox“ heißt nämlich widerspruchsvoll. Wenn ein Gegenstand zwei Bedeutungen haben soll, die nicht miteinander in Einklang zu bringen sind. Also aufgepaßt. Ich will euch Beispiele geben.

Neulich ging ich durch eine Alee, da sah ich ein Goethe-Denkmal durch die Bäume stillern. Nicht lange darauf sah ich einen Ochsen, der eine Kuh anstierte. Dann trat ich in ein Wirtshaus, wo der Oberkellner am Unterarm ein Ueberbein hatte. Wie merkwürdig, dachte ich bei mir, daß sein Stehkragen so gut sieht. „Sind Sie der Onkel,“ frug mich ein Herr zwei Minuten später, „der seinen Nefsen ver-nichtet?“ „Gewiß nicht,“ antwortete ich, „aber sind Sie der Schirmfabrikant, der seine Regenschirme behütet?“ Und während ich ihn fragte, sah ich einen Schweizer, der einem Holländer einen Silfiter aus dem Rock vorzieht. („Roquefort“ ist eine berühmte, gut schmeckende Käseart; fragt nur eure Mutter, die kennt sie ganz genau!) Dann erhob ich mich, denn ich hatte meinen Kreisarzt um die Ecke gehen sehen.

Sind das nicht hübsche Widersprüche? Wer ähnliche weiß und Zeit hat, der soll sich hinsetzen, sie aufschreiben und mir einsenden. Im voraus besten Dank. Onkel Toldi.

Freunde, was tun, spricht —? Lesen und lesen und lesen. Ich habe Onkel Toldi einen ganz verzweifelten Bericht darüber geschickt, was er mit seinem Brief aus der Sommerfrische alles angerichtet hat. Der hat's nämlich gut, der Faulpelz. Er läßt sich am Strande wohl sein, während die Redaktion fieberhaft daran arbeitet, alle Einsendungen auf das Preisräffel aus Heft 21 zu prüfen! Aber bald hat sie es geschafft. Nur noch ein wenig Geduld, wenn nicht etwas ganz Unerwartetes dazwischenkommt, steht im nächsten Heft das Ergebnis des Preisauschreibens.

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — au — bee — co — dam — del — der
— e — ei — erd — ge — her — i — im —
ker — la — mat — nach — ni — nin
— re — rod — sen — ta — weiss — wer —
wild

sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Gartenfrucht, 2. Bienenzüchter, 3. sagenhaften Jäger, 4. Metall, 5. Mädchennamen, 6. Körperteil, 7. Opernkomponist.

sten, 8. Wildart, 9. Zitronenwein, 10. Stadt am Rhein, 11. Alpenblume.

Sonderbar.

Mit „M“ begrenzt ich Haus und Garten,
Mit „B“ in ich des Feldes warten.

Auflösung der Rätsel aus Heft 22.

Silbenrätsel.

Schweigen ist auch eine Antwort.

1. Schellfisch, 2. Wanne, 3. Erbsenbrot,
4. Italien, 5. Geige, 6. Europa, 7. Nasenhorn,
8. Imperfekt, 9. Schadow, 10. Tokio,
11. Adler, 12. Untat.

Ein Drei-Silben-Rätsel: Glöckchen, Mai,
Maiglöckchen.

Fridolins Lachkabinett

Mägchen kommt eine Stunde zu spät nach Hause. Der Vater ruft ihn und fragt: „Hast du mir nicht versprochen, daß du pünktlich nach Hause kommen willst? Und habe ich dir nicht gesagt, daß du Prügel kriegst, wenn du zu spät kommst?“

„Ja, Vater, aber da ich mein Versprechen nicht gehalten habe, brauchst du meines auch nicht zu halten!“

*



Onkel: „Komm, Bruno, seh' dich auf mein Knie!“

Bruno: „Das kann ich nicht, Onkel, dein Bauch sitzt doch drauf!“

*

Wir sitzen bei Tisch. Es gibt Gänseklein. Plötzlich fragt Hellmut: „Warum heißt das eigentlich Gänseklein? Die Knochen sind doch alle so groß.“

*

„Nieschen, du sollst nicht so viel Kuchen essen; du weißt doch, wenn es am besten schmeckt, soll man aufhören.“

„Ja, aber Mama, es schmeckt ja noch lange nicht am besten!“



„Vater, zu was hat denn der so große Schuhe an?“

„Damit er nicht umfallen kann, wenn er bei der Arbeit einschläft.“

*

Der Lehrer erklärt den Kindern im Anschauungsunterricht den Nutzen des Rindviehes. „Nicht allein, daß das Fleisch und das Fett zur Nahrung dienen, sind auch seine Knochen, Klauen, Hörner und das Fell zu verwenden. Weiß einer von euch sonst noch etwas hinzuzufügen?“

Fritzchen: „Ja, Herr Lehrer, den Namen kann man als Schimpfwort brauchen!“

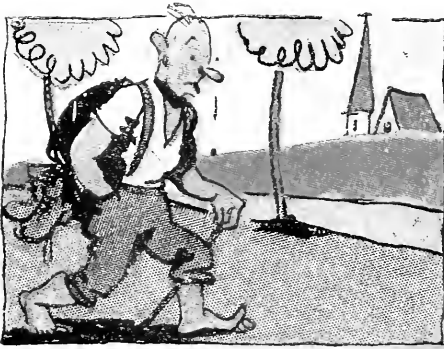
*



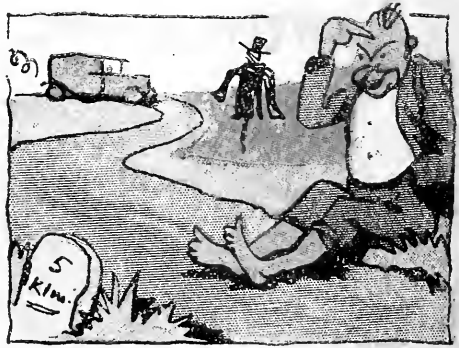
Meister: „Habe ich dir nicht gesagt, daß du aufpassen sollst, wenn der Leim überkocht?“

Lehrling: „Ja, das hab' ich auch; es war genau halb elf!“

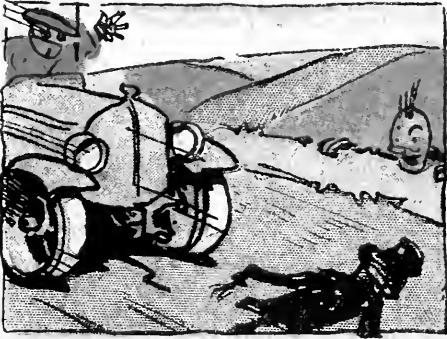
Der schlaue Wanderbursche



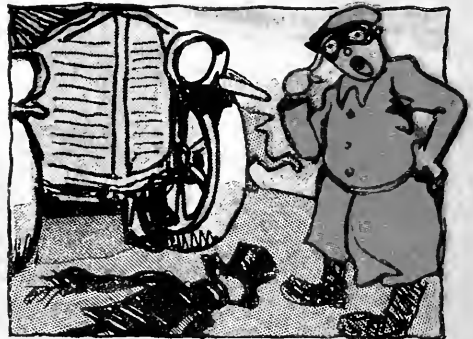
Schön ist es, wenn die Sonne brennt
Und man geruhsam liegt und pennet.
Doch traben ohne Raß und Ruh
Sagt nur ganz wenig Menschen zu.



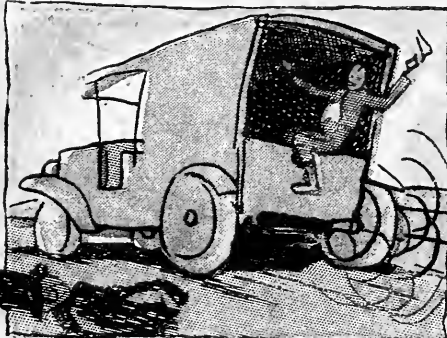
Man läßt sich nieder und man ruht,
Da naht ein Auto mit Getüt.
Wenn es nur einen mit sich nähme!
Wie wär' das hübsch und auch bequäme!



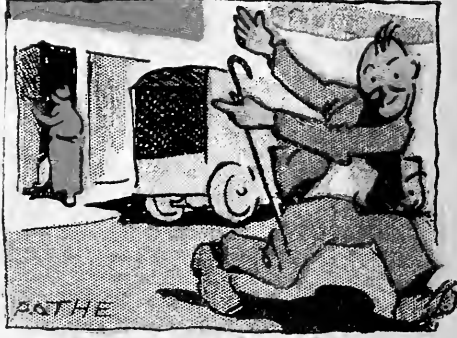
Die Vogelschenke in der Näh'
Bracht' auf 'ne blende Idee:
Man legt sie quer hin auf die Straße
Und lauert dann im hohen Grafe.



Der Herr Schöffür, ein Mann von Welt,
Und von Gemüt, er bremst, er hält.
Erleichtert merkt er, statt der Leiche
Zit's nur, Gottlob, 'ne Vogelschenke.



Er klettert wieder auf den Eiß;
Indes sich hinten wie der Bliz
Ein „blinder“ Fahrgast eingefunden
In unsem schlauen Bagabunden.



Nichts gleicht Rennbruders Hochgefühl,
Als er dem Eiß entsteigt am Ziel.
Es läuft die Strecke im Mercedes
Bestimmt sich besser als per pedes.

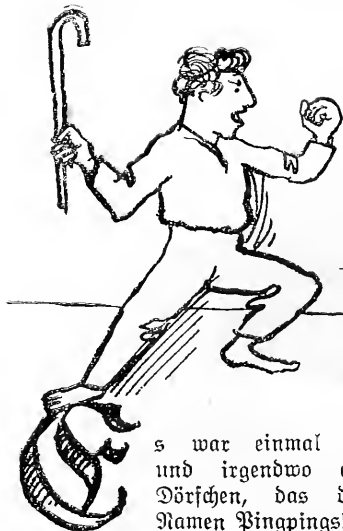
Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPAß



„Dort oben,“ sagte der Krugwirt, „könnt Ihr die Nacht verbringen, aber Ihr müßt Mitbrachten haben, denn dort spuft es.“ (Zu der Erzählung: „Die Geisterhände.“)

Die Geisterhände



Eine furchtbar gruselige Geschichte.

Es war einmal irgendwann und irgendwo ein kleines Dörfchen, das den stolzen Namen Pingpingsheim führte. Da nun jedes Dorf, das etwas auf sich hält, einen Krug, d. h. ein kleines Lokal haben muß, so hatte auch Pingpingsheim einen. Und da zu einem Krug auch ein Wirt gehört, so gab es auch einen Pingpingsheimer Krugwirt. Zu diesem Pingpingsheimer Krugwirt kam eines Tages ein Wanderbursche, der um ein Nachtlager bat. Aber er hatte Pech. Es war beim Krugwirt kein einziges Plätzchen frei, und der arme Wanderbursche erhielt eine Absage.

Weil er nun aber ein gar so trauriges Gesicht machte, tat er dem Krugwirt leid, und deshalb sagte der zu ihm:

„Wenn Ihr Mut habt, junger Mann, dann kann ich Euch schon noch ein Nachtlager empfehlen. Seht dort oben die alte Burg. Da könntet Ihr sicher noch ein Lager finden. Aber ich rate Euch nur dazu, wenn Ihr eben ein mutiges Herz habt, denn“, der Wirt legte mahnend seinen Finger an die Nase, und seine Stimme sank zu einem Flüstern herab, „denn dort oben spukt es.“

Er hatte geglaubt, daß seine Worte den jungen Wanderer erschrecken würden. Der aber lachte ihn aus und schüttelte den Kopf.

„Nein, werter Herr Wirt, an Spuk glaube ich nicht. Ich werde die Nacht dort oben verbringen. Lebt wohl und habt Dank für Euren Rat!“

Damit schwenkte er übermütig seine Mühe und marschierte stramm den Berg hinauf. —

Es war mitten in der Nacht. Der junge Wanderbursche, der sich auf der nackten Erde im Pingpingsheimer Schloß ein Heulager zurechtgemacht hatte, wachte auf und rieb sich erstaunt die Augen.

Unten im Dorf schlug die Kirchturmuhre zwölfmal. Mitternacht. Da kamen dem jungen Manne die Worte des Krugwirtes wieder in den Sinn: „... dort oben spukt es“, und unwillkürlich sah er sich in dem vom blendenden Mondschein versilberten Gemach um.

Und plötzlich — sein Haar sträubte sich vor Entsetzen — plötzlich entdeckte er zwei geisterhaft bleiche Hände, die sich regungslos am Ende seines Lagers in die Luft reckten.

Was war das? — Er wagte kaum zu atmen. Gespenster! — Da übermannte ihn die Wut. So laut wie er schreien konnte, schrie er: „Die Hände wegl!“ Doch regungslos blieb das Geistergebilde. „Die Hände wegl!“ schrie er ein zweites und ein drittes Mal. Dann packte er seinen Knotenstock, der neben ihm auf dem Erdboden lag, holte aus und schlug mit aller Gewalt nach dem Spuk.

Da ertönte ein lauter Schrei. Wie ein geölter Blitz sprang der Wanderbursche auf und tanzte jammernd umher. Er hatte sich selbst auf die Füße geschlagen.



Und weh, er hatte sich auf die Füße geschlagen.



Joe Martin, der Wunderaffe, als Filmaufspieler.

Wie man das Leben der Tiere im Film festhalten kann

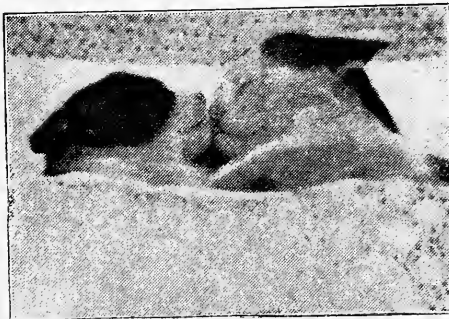
Von Walter Redmann.

Ihr alle habt sicher schon oft eine Maus in der Falle gesehen. Wer von euch aber hat schon einmal beobachtet, wie das niedliche, aber doch so schädliche Nagetier in sein Verderben hineinspazierte? Ich glaube, diesen Vorgang haben nur ganz wenige von euch miterlebt. Aber doch kann man ihn sehen, klar und deutlich, und 100fach vergrößert. Nämlich im Film. Da sieht man auf der flimmernden Leinwand die Mausfalle stehen. Zwei Mäuschen kommen herangehuscht, blicken mit schwarzglänzenden Perlenaugen umher. Die Mäuschen schnupern, die Schnurrbartstäbchen zittern, und schon sieht eine

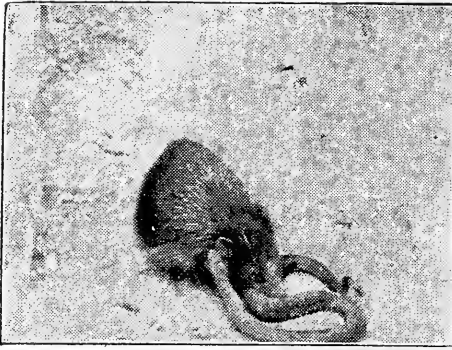
Maus in der Falle. Die andere will sie nicht allein lassen und — ist auch gefangen.

Ja, so etwas sieht man jetzt alles im Film! Die Kinoleute begnügen sich nicht mehr mit dem, was ihnen die menschlichen Schauspieler vormachen, sie schleichen mit ihren Kurbel-

fasten den Tieren nach, und was sie da photographieren, ist hochinteressant. Ihr seht auf der nächsten Seite einen Igel und eine Kreuzotter. Diese Aufnahmen sind in einem Terrarium gemacht worden. Man hat den Igel hungern lassen und ihn dann zu der Kreuzotter hineingesetzt. Das Stacheltier stürzt sich auf die



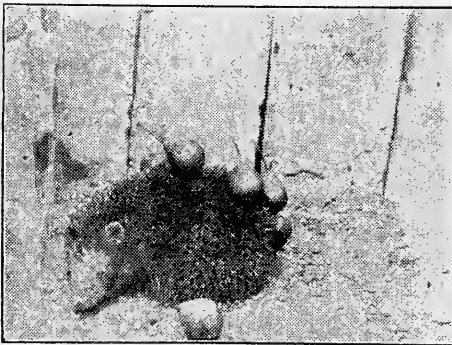
Eine friedliche Filmaufnahme: ein Sündchen und eine Kage als beste Freunde.



Ein Igel im Kampf mit einer Schlange, die ihn in seine einzig verwundbare Stelle, die Nase, zu beißen versucht.

Schlange, die sich verzweifelt wehrt. Doch es hilft ihr nichts. Der Igel kugelt sich zusammen, und an seinen Stacheln brechen die Giftzähne der Otter ab, ohne daß es ihm etwas schadet. Dann bringt er ihr den tödlichen Biß im Genick bei und beginnt, sie in aller Gemütsruhe zu verspeisen, bis sein Hunger gestillt ist und er sich, satt und faul, von der Sonne bescheinen läßt. Komisch ist auch der Igel auf einer Hamsterfahrt anzusehen, wie er mit den auf seinen Stacheln aufgespießten Birnen von dannen zieht.

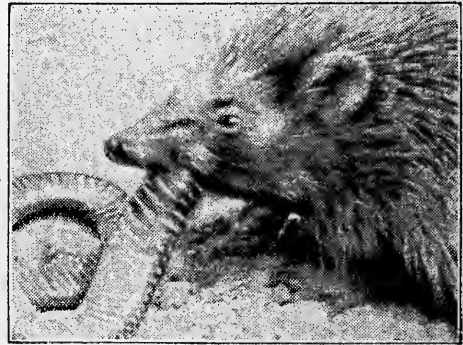
Seht ihr, das alles hat der Filmoperateur mitgefurbelt. Es gibt auch noch andere spaßige Sachen. Da ist z. B. ein Orang-Utan. Er heißt Joe Martin und spielt in vielen lustigen amerikanischen Filmen die Hauptrolle. Dieser Affe ist dressiert und kann sich ganz wie ein Mensch gebärden. Er kleidet sich selbst an und aus, wäscht sich, ißt mit Messer und Gabel und reitet auf Hunden, Pferden und Elefanten. Und das macht Joe Martin



Der Igel auf der Hamsterfahrt. Er trägt auf seinem stacheligen Rücken die Birnen davon.

alles mit so ernstkomischer Miene, daß man sich totlachen möchte, wenn man es im Film sieht. Drollig ist es doch auch zu sehen, wie friedlich der Hund und das Käzchen zusammen liegen.

Anderer Filme führen uns in das dunkelste Afrika. Hier sehen wir den König der Tiere, den Löwen, wie er zur Eränke geht. Wir sehen zum ersten Male ein Nilpferd in Freiheit. Der kühne Filmoperateur, der es aufgenommen hat, erzählt davon ein merkwürdiges Abenteuer. Die Mitglieder seiner Expedition hatten die Spuren des Nilpferdes gefunden und legten sich tagelang auf die Lauer, um es vor den Apparat zu bekommen. Endlich war es so weit. Aber was tut das Nilpferd, als es die Menschen mit dem Kurbelkasten sieht? Es nimmt Reißaus und läuft, was es seine dicken Beine tragen können. Doch die Filmleute ließen nicht locker. Sie



Der Igel hat gesiegt und verpeißt seine Gegnerin in aller Ruhe.

warteten geduldig an der Stelle, an der das Nilpferd, wie sie wußten, wieder ins Wasser gehen würde. Als es nun wiederkam, da rannte es wutentbrannt den Aufnahmeapparat über den Haufen, so daß er völlig zertrümmert wurde. Die Operateure mußten sich blitzschnell auf einen Baum retten, und es wäre ihnen trotzdem noch schlecht ergangen, wenn es einem von ihnen nicht gelungen wäre, den dicken Burschen durch einen wohlgezielten Schuß zu erlegen. Auf der nächsten Seite seht ihr den Augenblick im Bilde festgehalten, als einer der Filmoperateure versucht, das Tier zurückzusehen.

Ihr könnt glauben, daß zum Filmen dieser Tiere großer Mut gehört. Aus Ceylon stammt ein Film, der uns prachtvolle Elefanten zeigt. Dort leben diese Riesen der Tierwelt noch wild in Herden, zum Schrecken der Menschen,



Filmoperateure hatten ein Nilpferd verfolgt, um es zu photographieren. Das Tier geriet jedoch in Wut und überrannte den Apparat. Die Filmleute konnten sich nur mit Mühe auf einen Baum retten. Auf unserm Bilde versucht einer der Filmoperateure vergeblich, das Tier zurückzufahren.

die in der Dschungel wohnen. Wir sehen auf der Leinwand eine Treibjagd auf Elefanten. Aber auch teilweise gezähmte Dickschäuler.

Auch in Deutschland werden Tierfilme geturbtelt. Hagenbeck stellt hier wohl die schönsten her. In Müldersdorf wurde vor einiger Zeit eine ganze Eisbärherde photographiert, und neulich suchte Hagenbeck alle Kamele, die in den Zirkussen und zoologischen Gärten Deutschlands gehalten werden, für eine Aufnahme zusammenzubringen.

Das sind die Tiere der Wildnis, die ihr sonst nur hinter Gittern bestaunen dürft. Aber es gibt auch noch Filmleute, die den Heuschrecken, den Spinnen, den Fröschen, den Bienen, den Fischen, den Muscheln und den Grillen, überhaupt allem, was im Wald und auf der Heide krecht und fliegt, und was in

Teichen und Seen schwimmt, nachspüren. Viel Seltsames sieht man da, wie die Fische laichen, wie eine gefräßige Haselmaus einen Frosch zum Frühstück verpeist, wie ein Tauchvogel seine graziosen Kunststücke macht, oder wie eine Larve auf Insektenraub auszieht. Zum Kinematographieren dieser Kleintierwelt hat man Ruhe und Ausdauer nötig. Ein Operateur, der im Schilf Wasserögel kurbeln wollte, mußte viele Stunden lang mäuschenstill mit seinem Apparat im Wasser stehen, das ihm fast bis an die Brust reichte. Er konnte das allerdings nur, weil er einen besonderen Gummianzug anhatte, der ihn vor Feuchtigkeit und Kälte schützte.

Ihr seht, es gibt fast kein Tier auf Erden, das ihr nicht im Film bewundern könnt, vom riesigen Elefanten bis zum winzigsten Insekt.



Wie der Platz vor der Siegessäule im Berliner Tiergarten aussehen würde, wenn der Jupiter der Erde ebenso nahe wäre wie der Mond. Zum Vergleich rechts oben der Mond.

Wenn der Jupiter der Erde ebenso nahe wäre wie der Mond

Der Planet Jupiter ist das größte und sicher das interessanteste Kind der Sonne. Breit und mächtig, glühend heiß und hellleuchtend segelt er mit seinen neun Trabanten, kleineren Monden, durch den Weltenraum. Aber nur vier dieser Monde sind für uns sichtbar.

Eine Reise auf den Jupiter, an die vielleicht schon mancher gedacht hat, dürfte übrigens wohl keinem von uns gelingen. Denn 485 Jahre lang müßten wir ständig vorwärts-eilen, und zwar 200 Meilen in der Stunde, um an das Ziel unserer abenteuerlichen Fahrt zu gelangen. Und das überlebten sicher die geübtesten Beine nicht.

Könnt ihr euch ein Bild von seiner Größe machen? — 1300 mal könnten wir unsere Erde nebeneinandersehen, um den Platz auf

dem Jupiter ganz auszufüllen. Und wenn er uns so nahe wäre wie unser braver Mond, dann hätten wir eine Leuchtugel am nächstlichen Himmel, die 45 mal größer wäre als er. Wie hell es dann auf dem Platze wäre, auf dem die Siegessäule im Berliner Tiergarten errichtet ist, könnt ihr auf unserm Bilde sehr gut sehen. Vielleicht ist es aber besser so, daß der Jupiter 800 000 000 km und nicht 384 400 wie der Mond von uns entfernt ist. Denn Nacht für Nacht eine solche Riesenleuchtugel über dem Kopfe schweben zu haben, das wäre für unser Auge allzu anstrengend. Da bleiben wir lieber bei unserem alten, guten Mond, der brav und unbeirrt seinen nächtlichen Weg am Himmel zurücklegt, nicht wahr?

Ottel Otto.

ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Fröschel.

(8. Fortsetzung.)



Kaiserinmutter von China ging wie ein Gespenst Stunden und Stunden durch die Säle des Palastes. Der junge Kaiser von China hatte geweint, als er erfuhr, was seinem kleinen Gast zugestoßen war.

Wo war Bobby, der kleine Straßenjunge aus Liverpool, um den das größte Reich der Erde in Aufregung war, um den ein Kaiser Tränen vergoß?

Er lag in einem Sarg, dessen Wände ihn ganz dicht umschlossen. Seine Hände und Füße waren gebunden, sein Mund durch ein Tuch verhüllt — doch er lebte. Er lebte und atmete, nur konnte er sich nicht bewegen und auch nicht schreien. Die Kiste, in der er lag, wurde nicht von Menschenhänden geschüttelt, sie lag auch auf keinem Wagen und auf keinem Schiff, dafür waren die Stöße, die sie empfing, zu kurz, zu schnell und zu unregelmäßig.

So verbrachte Bobby furchtbare Stunden. Endlich kam sein Sarg nach einem letzten heftigen Stoß zur Ruhe. Eine lange Zeit verging, ohne daß sich etwas um ihn rührte, und Bobby meinte schon, daß ihn seine Räuber in dem engen Behältnis vergessen hätten; da hörte er unbestimmte Geräusche neben den

Holzwänden, die ihn einschlossen, ein Knarren und Knacken — und der Deckel seines Sarges hob sich. Bobby lag auf dem Rücken und sah mit offenen Augen in den klaren Sternenhimmel.

Doch gleich darauf erfaßten ihn zwei starke gelbe Hände, hoben ihn aus der Kiste, trugen ihn ein paar Schritte und betteten ihn dann auf eine Wiese. An einem Baum angebunden, graste ein Maultier, an dessen Sattel auf jeder Seite eine Holzkiste hing. Bobby erriet sofort, daß die merkwürdigen Stöße, die er empfunden hatte, von der Bewegung des Maultieres herrührten.

Der Mann, der Bobby ins Gras gelegt hatte, öffnete die zweite Kiste, hob ein verschürtes Bündel heraus, legte es neben Bobby. Mühsam wendete Bobby den Kopf. Neben ihm auf dem Gras lag gefesselt und getnebelt, in ihrem gestickten Seidentkleid, Hiruto, die kleine chinesische Prinzessin.

Die Hungerverschwörer trugen Bettlerkleidung und zogen als wandernde Händler durch das Land, und jeder mußte annehmen, daß die beiden Holzkisten, die ihr armseliges Maultier trug, ihre Wertzeuge enthielten. Auf diese Weise waren sie bisher den Soldaten und Polizisten, die nach Bobby suchten, entgangen.

Jetzt schritt einer von den Räubern auf die Kinder zu, beugte sich über sie und nahm ihnen die Tücher ab, mit denen ihnen bisher die Mäuler zugebunden waren. Er stellte neben die Köpfe der Kinder zwei Töpfe voll gekochten Reis. Vierig hob Bobby sein Gesicht über die weißen Körner und grub seinen



Admiral Bobby.

Als Bettler verkleidet zogen die Hungerverschwörer mit ihren zwei geheimnisvollen Kisten durch das Land

Ein Streich Laatsch und



Mitten unter Gelbgesichtern
Und noch anderen Gesichtern
Laatsch und Bommel hier,
Riesengroß ist ihr Pläster.



Und sie gehen, fest doch mal,
Stolz und kühn ins Seelotal
Wo der Seegeruch sie lockt.
Chinamann am Robert hotti.



Heimlich spricht er zum Genossen:
„Lieber Freund, sei unverdrossen,
Denn ich hab' was Großes vor.“
Bommel ist dafür ganz Ohr.



Und sie woll'n sich dünne machen
Raum verbeißen sie das Lachen!
Selbstverständlich, eh' sie gehn,
Zahlen sie in echten Yen.

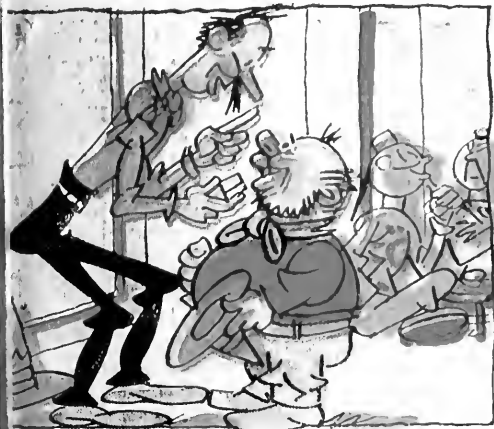
Mund in die weiche, wohlgeschmeckende Speise. Auch Hiruto beugte sich über ihren Reistopf, und der Chinese lehrte, ohne die Hand weiter zu beachten, zu seinen Genossen zurück.

Bobby vergrub sich immer tiefer in seinen Reis, den er wie ein Tier in sich hineinschlingen mußte. Plötzlich jedoch zuckte er zusammen. Er fühlte, daß an den Fesseln, die seine Hände zusammenschürten, gezerrt wurde. Knabberte eine Maus an den starken

Hansstricken? Nein, aber die kleine Hiruto. Sie hatte die Zeit benützt, die sie unbeobachtet waren, hatte sich bis zu Bobby hinübergerollt und zernagte nun mit ihren kleinen, weißen Zähnen die Fesseln an Bobbys Händen.

Bobby konnte ihr nicht danken, doch er begriff, daß das kleine Mädchen mehr für ihn tat, als je ein Mensch für ihn getan hatte, und eine tiefe Dankbarkeit erfüllte sein Herz. Doch konnte Hiruto ihr Werk nicht vollenden.

Bommels bei den Chinesen



Saatsch fühlt Latendurst erwachen.
Jegend etwas muß er machen.
Schon hat Zweck er entdeckt.
Was er wohl damit bezweckt?



Tee zu trinken mit Chinesen
Ist stets amüfant gewesen.
Doch was Saatsch bloß — ei verflucht! —
Immerfort am Boden sucht?



Doch sie kehren rasch zurück.
Saatsch mit fürchterlichem Blick
Schreit: „Zu Hilfe, meine Herrn!“
Die Chinesen helfen gern.



Doch der Böpfe ganze Pracht
Ist am Boden festgemacht.
China steht in großer Not sich.
Saatsch und Bommel lachen tot sich

Schon nach kurzer Zeit näherte sich derselbe Chinese wieder den Kindern, hob zuerst Bobby und dann das Mädchen auf und legte sie in die Kisten zurück. Dann schloß sich der Holzdeckel wieder über Bobby, und die schaukelnde, stoßende Fahrt ging weiter.

Bobby lag in dem engen Verhältnis und litt fürchtbar. Und doch war eine bestimmte Hoffnung in seinem Herzen. Er war nicht allein. Siruto, die kleine Prinzessin, war in

der Nähe. Ihre kleinen Zähne hatten die Fesseln, die seine Hände zusammenbanden, angenagt. Vielleicht, vielleicht gelang es, sie zu zerreißen!

Bobby nahm all seine Kräfte zusammen und versuchte, die Stricke zu zersprengen. Das Blut stieg ihm in den Kopf, und seine Augen traten aus den Höhlen — vergeblich! Er war zu schwach. Erschöpft und keuchend sank er zurück.

Doch nein, er durfte nicht verzagen! Nochmals raffte er sich auf, spannte alle Muskeln, dehnte und reckte sich und bog die Arme vom Körper ab, da — ein Ruck — die Stricke waren gerissen. Seine Hände waren frei!

Bobby begann, die Fesseln, die seine Füße umschlossen, zu lösen. Doch als er ihre Knoten schon fast gelockert hatte, hielt er inne. Es war noch zu früh, um die Stricke völlig abzustreifen, denn es war unmöglich, aus der Kiste, die das Maultier trug, zu entkommen, ohne von den Verschwörern sofort bemerkt zu werden.

Bobby handelte überlegt und mutig. Er zwang sich zur Geduld, blieb still und ohne sich zu rühren in seinem hölzernen, stoßenden Gefängnis liegen und ertrug noch viele, viele Stunden die Qual der furchtbaren Reise.

Endlich stand das Maultier still, endlich öffnete sich der Deckel der Kiste, und der Chinese, den Bobby schon kannte, hob ihn heraus. Der Knabe hielt seine Hände und Füße so, als ob er noch gefesselt wäre, und da es Nacht war, gelang es ihm, den Räuber

zu täuschen. Der Chinese nahm Bobby wie ein Bündel über den Arm, trug ihn ein paar Schritte von dem Maultier weg und warf ihn auf den Boden. Kurze Zeit später legte er die kleine chinesische Prinzessin neben Bobby auf die groben Steine des Bodens, warf eine Pferdebedecke über die beiden Kinder und ging zu den anderen Verschwörern zurück, die nicht weit davon um ein kleines Feuer lagen.

Bobby war völlig wach, doch er lag mit geschlossenen Augen und stellte sich ohnmächtig. Erst als das Gespräch der Chinesen um das Feuer verstummt war, schlug er die Augen auf und schob die Decke, die über seinem Kopf lag, zurück. Vorsichtig und langsam richtete sich Bobby auf.

Die Verschwörer waren neben ihrem Feuer eingeschlafen. Schnell löste Bobby seine Hände und Füße völlig aus den Fesseln, beugte sich dann zur Seite und schob die Decke zurück, die das Bündel neben ihm verhüllte. Die kleine Hiruto lag auf den kalten Steinen, ihre Augen waren geschlossen, sie schien tot.

Bobbys Herz hörte plötzlich zu schlagen auf. Ein nie gekannter Schmerz durchzuckte ihn, als er sich über das bleiche, starre Gesicht beugte. Plötzlich standen große Tränen in seinen Knabenaugen und rollten langsam auf Hirutos blasses Gesicht. Da erwachte sie aus ihrer Ohnmacht.

Bobby zog hastig sein Taschenmesser und zerschnitt mit geschickten Handgriffen die Fesseln Hirutos. Dann faßte er nach einem schnellen Blick auf die schlafenden Räuber das Mädchen bei der Hand, half ihr vom Boden auf und zog sie mit sich aus dem Schein des Lagerfeuers. Die Kinder liefen davon.

Nach wenigen Schritten war tiefe Nacht um sie, doch Bobby merkte, daß links und rechts von ihrem Weg tiefe Abgründe waren. Als sich finster und drohend ein vierediger Turm vor ihnen erhob, da wußte Bobby, was für ein seltsamer Weg es war, den er mit Hiruto lief. Es war die große chinesische Mauer, die in unendlicher Länge das ganze riesenhafte chinesische Reich umspannt. Auf der Höhe dieser Mauer, die ein Weltwunder ist, mit dem sich kein zweites Werk menschlicher Hände vergleichen läßt, entflohen die beiden Kinder ihren Entführern. Sie konnten



Während die Verschwörer um das wärmende Lagerfeuer saßen, lagen Bobby und die kleine Prinzessin Hiruto gefesselt nebeneinander auf der kalten Erde.

sich nicht zur Seite wenden, denn die senkrechten Wände der Mauer erhoben sich bis zu elf Meter aus dem Erdboden, und die Kinder sauden in der Nacht keinen Abstieg.

Schon nach kurzer Zeit begann Hiruto zu schwanken, und Bobby mußte sie stützen. Aber bald fühlte er, daß er am Ende seiner Kräfte war. Er mußte einen Unterschlupf, ein Versteck finden, sonst brachen sie beide zusammen.

Da kamen sie zu einem zweiten Wachturm. Das Mädchen neben sich herziehend, trat er durch den schmalen untern Eingang des Turmes und befand sich nun in einem völlig finsternen Raum. Doch es mußte ja eine Stiege geben, die nach oben auf die Höhe des Wachturmes führte. Da! Seine Hände tasteten eine leichte, dünne Holzleiter, die steil nach aufwärts führte. Ohne weiter zu überlegen, nahm Bobby Hiruto auf den Rücken und begann, mühsam, mit verzerrtem Gesicht, zusammengebissenen Lippen und zitternden Knien, Sprosse um Sprosse hinaufzuklettern.

Nach übermenschlicher Anstrengung war es vollbracht. Bobby betrat mit Hiruto auf dem Rücken die obere Plattform und brach im selben Augenblick völlig erschöpft zusammen. Wie tot lagen die beiden Kinder dort oben in einsamer Höhe auf den kalten Steinen, über ihnen der nächtliche, schwarze Himmel, tief unter ihnen die unendliche Mauer, die die steile Höhe des Gebirges krönte.

Im Morgengrauen erwachte Bobby. Der kalte Bergwind drang durch seine Uniform, die zerrissen um seinen Körper hing; er schauerte vor Frost. Doch da — was war das? Auf der Höhe der Mauer näherte sich eine Menschengruppe. Es waren Chinesen in Bettlertracht, die einer Spur zu folgen schienen, die sie in dem Sand und Schutt des Mauerweges aufgenommen hatten. Ein Sonnenstrahl traf sie, und Bobby sah, daß in ihren Händen kurze Schwerter blühten. Die Flucht der Kinder war entdeckt, und die Hungerverschwörer hatten ihre Verfolgung aufgenommen.

Furchtbares Entsetzen packte Bobby. Grell und scharf blinkten die Schwerter der Chinesen in der Sonne. Bobby lehnte an der Brustwehr des Turmes und fühlte den Schlag seines Herzens bis zur Kehle. Doch dann saßte er sich und rüttelte Hiruto wach, die zu Tode erschöpft auf den harten Steinen in den Morgen schlief. Aus der Dacklufe des Turmes ragten die oberen Sprossen der Leiter hervor. Bobby erfaßte sie, rüttelte und zerrte, und die Leiter bewegte sich. Er rüttelte noch einmal, stemmte sich mit aller Kraft gegen das



Auf der steilen Holzleiter kletterte Bobby auf die Höhe des Wachturmes.

morsche Holz, da — ein Knarren, die Leiter war gebrochen. Die Stange mit den obersten Sprossen zog Bobby zu sich auf die Plattform empor, der untere Teil der Leiter stürzte mit dumpfem Getöse um.

Die Chinesen hatten das Geräusch gehört. Sie sahen auf und erblickten die Kinder durch die Schießscharten der Brustwehr. Ihre Schwerter schwingend liefen sie herbei und riefen von unten rauhe, unverständliche Worte herauf. Bobby und Hiruto legten sich flach auf den Boden, rührten sich nicht und antworteten nicht.

Als die Räuber erkannten, daß die Kinder nicht gutwillig herunterkommen wollten, traten sie in den unteren Raum des Turmes, und Bobby hörte, wie sie die Leiter aufzurichten versuchten. Doch sie war zu kurz, und es gelang den Verschörern nicht, mit ihr die Luke der Plattform zu erreichen.

Das wütende Geschrei der Männer drang schrecklich aus dem Hohlraum des Turmes herauf, doch Bobby und Hiruto gehorchten nicht. Wie erstarrt lagen sie auf dem Boden der Plattform und erwarteten das Ende. Die Räuber konnten ja so leicht von einem anderen Wachturm eine genügend lange Leiter herbeischleppen, und wie sollte Bobby ohne Waffen den Aufstieg abwehren?

Doch die Chinesen nahmen sich nicht die Zeit, zum nächsten Wachturm zu eilen und

von dort eine andere Leiter herbeizuholen. Bobby hörte ein Geräusch an der Außenwand des Turmes und blickte durch eine Schießscharte hinunter.

Einer der Räuber hatte die abgebrochene Leiter aus dem Inneren des Turmes herausgezogen und sie von außen an die Wand gelegt. Freilich reichte sie nicht bis zur vollen Höhe des Turmes, doch der Chinese, dessen Gesicht den Ausdruck äußerster Entschlossenheit trug, stieg dennoch die Sprossen hinauf. Als er auf der letzten stand, nahm er das kurze Schwert, das er bisher in der rechten Hand getragen hatte, zwischen die Zähne, bohrte die Finger指尖 zwischen die Fugen

der Steine, aus denen der Turm erbaut war, und begann, langsam an der Mauer emporzuklimmen.

Es gelang ihm. Langsam kletterte er, sich mit Händen und Füßen anflammernd, von Stein zu Stein empor. Dicht an der Mauer schob sich sein schniger Körper hinauf. Schon hörte Bobby das Röcheln seiner Atemzüge, schon hob sich sein furchtbar verzerrtes Gesicht über den Rand der Brustwehr, schon sah Bobby das nackte Schwert zwischen den Zähnen des Räubers blinken. Im nächsten Augenblick mußte er sich über den Rand der Brustwehr schwingen.

(Schluß folgt.)

Das Wahrzeichen San Franciscos

Etwas über eine der größten Uhren der Welt.

Die Hauptstadt des amerikanischen Staates Kalifornien — des Paradieses der Vereinigten Staaten — San Francisco (Frisco) liegt malerisch über viele Hügel gebreitet und rings vom Ozean umgeben. Die Stadt erstreckt sich auf einer Landzunge mit ihrer Hauptwasserseite, mit den zahllosen Docks und Dampferkais an der San-Francisco-Bucht, dem größten und schönsten natürlichen Hafen der Welt, aus dem nur ein schmaler Durchgang zwischen den bergigen Klüften, das „Goldene Tor“ (golden gate), in das offene Meer, dem Stillen Ozean, führt. Nur der Hauptpark der Stadt, der „Golden-Gate“-Park, und ihre vielen herrlichen Automobilstraßen führen nach der Küste, am offenen Meer, wo Bäder, Restaurants, Vergnügungsfstätten zur Erholung laden. Vom inneren Ende dieser Parks führt die Hauptgeschäftsstraße San Franciscos, die Market Street (Marktstraße), eingefast von Wolkenkratzern fast 6 Kilometer lang quer durch die ganze Stadt zur inneren Bucht zurück. Dort, wo sie an der Bucht mündet, sind die Landungsbrücken der zahllosen Fährdampfer, die Frisco mit den anderen Städten und Orten der Bucht, mit Oakland, Sacramento ver-

binden. Dieser Fährdienst hat einen ungeheuren Umfang, fast jede Minute kommen Boote an und fahren aus, und gleich daneben beginnen die Dampferliegeplätze, von wo die großen Schiffe nach Hawaii, Japan, China, Indien, nach Kanada und Alaska, nach Mexiko, Panamakanal und Südamerika fahren. Dieses Ende von Market Street ist also der Verkehrsmittelpunkt der Stadt, der durch das Riesengebäude des „Union Ferry Depot“ (Gebäude der Vereinigten Dampffähren) gekennzeichnet ist. Dieses Gebäude wird von einem 85 Meter hohen Glockenturm mit einer Riesenuhr überragt, von der ganz Frisco die Zeit abliest. Der Erbauer des Turmgebäudes, A. Page Brown, hat ein wenig die Bauart der alten italienischen Glockentürme nachgeahmt, aber alle Kanten des Turms mit Metallknöpfen verziert, die in der grellen Sonne (Kalifornien hat nur 50 Regentage im ganzen Jahr) lange Schatten werfen und den Turm wie vergittert erscheinen lassen. Das Zifferblatt der Uhr ist 7 Meter im Durchmesser groß, ähnliche Maße haben die Ziffern und Zeiger, und so können tatsächlich scharfsichtige Menschen tief drin in Market Street hier noch die Zeit ablesen. Wie mächtig die Ausmaße





Eine Riesenuhr, das Wahrzeichen San Franciscos.

Die Riesenausmaße der Uhr sind am besten an dem Mann auf dem Zifferblatt zu erkennen. (Um das Bild besser verstehen zu können, haltet es über den Kopf und schaut es euch an.)

der Uhr sind, könnt ihr am besten sehen, wenn ihr den verhältnismäßig kleinen Mann mit der Größe der Ziffern vergleicht. — So sieht der Turm beherrschend herab auf das unbeschreibliche Gewimmel von Lastwagen, Autos, Straßenbahnen, das an seinem Fuße brandet, und ist auch von allen Hügelhöhen der merkwürdigen (nach dem großen Erdbeben von 1906 fast ganz neu aufgebauten) Stadt überall sichtbar. Menschen aller Rassen und Farben kennen ihn und bewundern ihn, denn San Francisco hat die bunteste Bevölkerung von allen Großstädten der Welt: Amerikaner, Eng-

länder, Iren, Deutsche, Chinesen, Japaner, Italiener, Griechen, dalmatinische Slawen und sehr viel spanische und indianische Mexikaner wohnen da. Dazu kommen die Seeleute aus aller Herren Ländern, die von den einfahrenden Schiffen den hohen Turm mit Mägenschwenten und Hurraufen begrüßen, weil er ihnen die lustigste und schönste Hafenstadt der Welt ankündigt, mit den zahllosen Vergnügungen der „Barbary Coast“, die bei allen Seefahrern so berühmt ist wie nur noch die Keeserbahn in Hamburg oder Coney Island in New York.



Neulich goß es in Strömen. Da holte ich die brave, dicke Leiter hervor, kletterte bis zu dem allerhöchsten Büchergestell empor und begann mit Feuereifer in meiner Bibliothek zu stöbern. Und gleich zu Anfang fiel mir ein Buch mit lauter lustigen Geschichten in die Hände, daß ich mich lautlachend auf einer Sprosse niederließ und es von B

bis J durchlas. Da war auch folgende Begebenheit aufgezeichnet:

Von einem hochweisen und hochwohlwolllichen Rat eines kleinen Städtchens bekam ein junger, aber sehr hoffnungsvoller Musiker den ehrenwerten Auftrag, ein Festlied zu komponieren. Denn alljährlich wurde anlässlich des großen Schützenfestes im Rathaus ein ganzer Ochse verzehrt, und dieses Ereignis sollte durch ein Lied gebührend gewürdigt werden. Der Text schloß mit den Worten:

„Wenn wir fürs Wohl der Stadt gewacht,
Dann essen wir Ochsenbraten.“

Nun wurde der junge Komponist nicht zum Festessen eingeladen, was ihn natürlich höchlichst verdroß. Und er beschloß, Rache zu nehmen.

Beim Festmahl klappte alles vorzüglich. Die Sänger brüllten, so laut sie konnten. Da kam der letzte Vers. Der Tenor setzte ein: „Dann essen wir Ochsen“, nun hörte man den Baß: „Wir Ochsen“, der Bariton folgte: „Wir Ochsen“ — bis nach einem laugen Zwischenraum alle zusammen einstimmten: „Braten“. „Dann essen wir Ochsen Braten!“

Könnt ihr euch die Gesichter der Stadtväter ausmalen?

Onkel Toldi.

Freunde!

Eine kurze, freundige Mitteilung! In Nummer 26 beginne ich mit dem Abdruck einer neuen, aufregenden Erzählung:

Peter der Kleine

Vom Siftjungen zum Schreibmaschinen-König.

Eine Geschichte, die jeder lesen muß.

Fridolin

P.S. In Nummer 25 findet ihr übrigens die Auflösung des Preisausschreibens: „Brief Onkel Toldis aus der Sommerkrise.“

Rätsel-Ecke

Eisbrennrätsel.

Aus den Eilben:

bel — bet — em — en — fon — ga — zo —
 — ger — hop — ja — ke — let — ling —
 ma — ne — om — pin — rat — un —
 — wa — wol —

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. asiatisches Land, 2. wertlosen Abfall, 3. Strom in Rußland, 4. Eßbesteck, 5. fromme Handlung, 6. Käferlarve, 7. Himmelserscheinung, 8. Eierspeise, 9. Mädchennamen, 10. Bierzutat.

Fridolins Lachkabinett



Zwei kleine Mädchen spielen eifrig mit Papierpuppen und sind mit Kleben beschäftigt. Da sagt die eine: „Leih' mir doch mal deine Spunde, meine ist mir zu schade, ich habe eben Bonbons gegessen.“

*

Erich und Karl gehen durch den Wald. Da sehen sie gerade, wie Waldarbeiter einen Baum fällen. Als sie eine Weile erstaunt zusehen haben, stößt Karl den Erich an und flüstert: „Na du, wenn die jetzt der Förster erwischen würde.“

*



Gast zu seinem Wirt: „Aber, Herr Schulze, Ihr Essen ist jetzt schlechter als voriges Jahr.“

Wirt: „Schlechter? Das ist ja gar nicht möglich.“

Wer weiß?

Kein' eine Stadt mit, wie Berlin,
 Sie trägt den Bären im Wappen.
 In fremde Lande mußt du dich'n,
 Wenn du nicht willst im Dunkeln tappen.
 Ich will zur Lösung sagen noch mehr:
 Zwei Zeichen fort, so kommt du ihr ras'.

Geographie.

Seh' zwischen zwei Laune ein Wörtchen
 So wird's ein Land in Rüssen sein.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 23.

Eisbrennrätsel:

Eine Hand wäscht die andre.

1. Erdbeere, 2. Smilax, 3. Nimrod, 4. Eisen
5. Heria, 6. Auge, 7. Nicolai, 8. Damwild
9. Bermet, 10. Andernach, 11. Edelweiss.

Verwandlung: Mauer, Bauer.

„Nun, mein Junge,“ sagte der Vater „sage mir, warum ich dich verhauen habe.“
 Da heulte Max los. „Siehste, erst verprügelt du mich, und nachher weißt du nicht mal weshalb.“

*



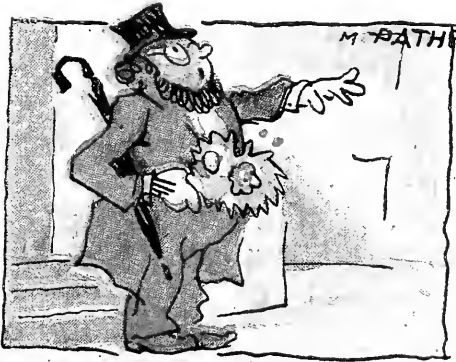
Der kleine Kurt steht zu, wie ein Photograph eine Aufnahme macht. Da sagt er zu seiner Mutter: „Mama, der Mann unter dem schwarzen Tuch ist aber dumm; er will in den Kästen kriechen, wo er doch so viel größer ist.“

*

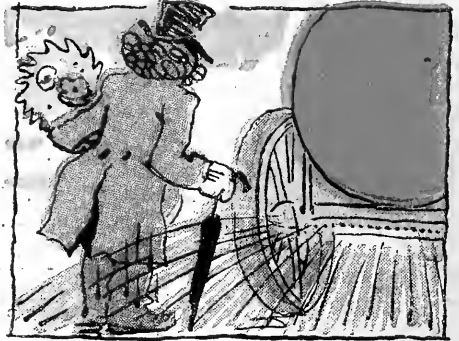
Freunde, falls die Bestellung für den nächsten Monat bei der Post noch nicht erneuert ist, bitte ich meine Postbezieher dringend, es noch heute zu tun, weil sonst mit Störungen in der regelmäßigen Weiterlieferung gerechnet werden muß. Es genügt wenn dem Briefträger ein Zettel mitgegeben wird, auf dem nur steht: Hierdurch bestelle ich für den Monat September den „Heiteren Fridolin“, sowie Name und Adresse.

Fridolin.

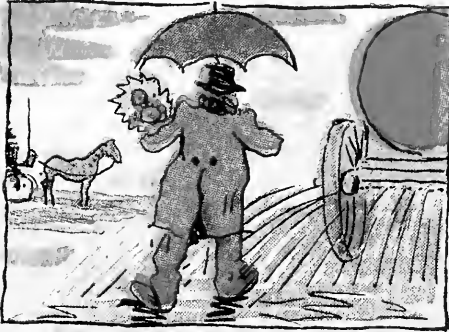
Ein Erlebnis des Professors Schußlich



Der Professor streckt die Hand aus
Und verläßt kedrißt sein Landhaus,
Denn ihm deucht, es fiel was feucht.
Aber nein, man irrt so leicht.



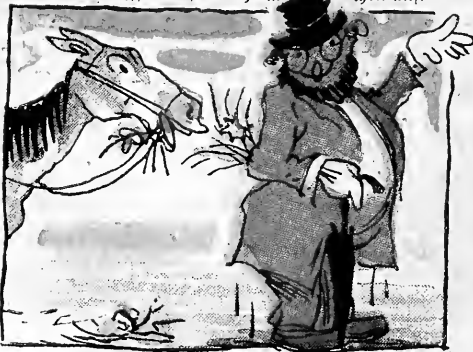
Schon nach kurzem regnet's mächtig,
Und er spricht: „So hatt' doch recht ich.“
Aber, was er nicht bedenkt:
Nur ein Wagen ist's, der sprenat.



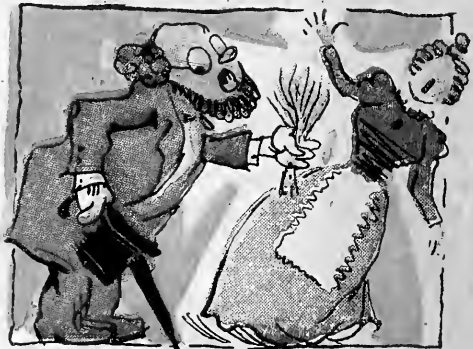
„So ein Schirm ist sehr zu loben,
Denn der Regen kommt von oben,
Doch ich nehm ihn gern in Kauf“ —
Und er spannt sein Schirm eben auf.



Als der Wagen weiterfährt,
Sah der Regen sich geklärt.
Der Professor steht gedrückt,
Was ein schlauer Gaul benützt.



Während der Professor stant,
Was der Mensch oft für ein Kind,
Frißt das Roß mit einemal
Alle Blumen raketahl.



Als Geschenk hält er der Base
Rahle Stengel vor die Nase;
Diese ist darob verlegt,
Was nicht sehr in Staunen setz.

Der heitere Fridolin



Von den grossen Fridolin-Festen an der Nord- und Ostsee.
Die Riesen-Figur des „Heiteren Fridolin“, die überall den Strand entlang ging.

Fridolins Sommerfeste in den Nord- und Ostseebädern

Aus Fridolins Reisetagebuch.

Befriedigt bin ich soeben in meinem Delfin, der mich durch die Lüfte trägt, von der Nordsee und Ostsee zurückgekehrt. Überall wo ich konnte, habe ich Feste veranstaltet, an denen mehr als 100 000 Kinder teilgenommen haben. Ich mußte mich endlich einmal in eigener Person zeigen, denn viele haben behauptet, daß ich gar nicht wirklich lebe, sondern ein Fabelwesen wäre. Damit dieses dumme Gerede endlich aufhört, habe ich auf meinen Rundflügen in neun verschiedenen Badeorten, in denen Riesmengen von Menschen zusammengeballt waren, Landungen vorgenommen. Plötzlich ging ich mitten unter den Menschen über die Straße, und ihr könnt euch denken, was das für ein Hallo gewesen ist, als sie mich sahen. Ich bin ja kein gewöhnlicher Mensch, denn die anderen reichen mir kaum bis zum Bauch. Meine Schuhe sind wie Siebenmeilenstiefel, meine Beine so lang, als

ginge ich auf Stelzen, und mein Kopf sitzt so hoch, daß meine Braut, wenn sie mir einen Kuß geben will, auf eine Leiter steigen muß. Wo ich also auftauchte, schrien die Menschen wie besessen: „Da kommt der Heitere Fridolin.“ Denn jeder erkannte mich an meinen fliegenden Haaren und den intelligenten Gesichtszügen. Ich ging mitten auf dem Damm, so daß mich die Menschen schon am anderen Ende der Straße sehen konnten. Sofort reckten sie die Hälse und rannten mir entgegen. Es dauerte keine drei Minuten, so hatte sich um mich eine riesige Menschenmenge geschart, die mich jubelnd begleitete. Eine Dame, die in ihrem Zimmer im ersten Stock eines Hauses saß, bekam einen Mordschreck, weil plötzlich mein Riesenkopf vor ihrem Fenster erschien. Ich rief ihr zu „Guten Tag, Großmutter,“ was sie äußerst übernahm, weil sie noch eine junge Dame von höchstens 50 Jahren war. Nun fragte ich



Vom Fridolin-Fest in Westerland.
Der heitere Fridolin inmitten seiner Freunde und Anhänger.

die Menschen, ob denn keine Musikkapelle im Ort sei, die unserem Zuge vorausschreiten könnte. Da sagten sie mir, wo der Kapellmeister wohnte, und wir gingen alle zu ihm, um ihn zu holen. Er hielt gerade sein Nachmittagschlüschen, als mein Kopf, so groß wie sein Fenster, im Fensterrahmen erschien. Er wachte auf und schrie vor Entsetzen laut auf. Ich sagte: „Onkelchen, ich bin der Seitere Fridolin und brauche Musik, um durch die Straßen zu ziehen“. Da lachte er beruhigt, holte seine Trompete und die große Baute, und wir wanderten nun unter den Klängen des Hohensriedberger Marsches durch die Straßen des Badeortes. Wohin ich kam, rief ich den Kindern zu: „Morgen ist großes Fridolin-Fest, das ich mit der Badeverwaltung gemeinsam veranstalte. Jeder hat reinzuwaschen zu erscheinen! Wehe dem, der nicht pünktlich kommt!“ Das gab ein großes Gelächter, und alle ließen mich hochleben.

Und dann kam am nächsten Tag das große Fest selber. Mir fehlt der Platz, um den Verlauf jedes einzelnen Festes zu beschreiben. Mit am schönsten war es in Swinemünde, wo der Festzug von Kindern, die mir folgten, so lang war, daß der Vorbemarsch eine ganze Stunde in Anspruch nahm. Die Straßen, durch die der Festzug ging, mußten polizeilich abgesperrt werden. Ein Herold auf einem Schimmel mit dem Swinemünder Stadtwappen ritt voran. Sein Pferd wurde an Bändern von zwei jungen Mädchen geführt, die als Fagen gekleidet waren und blonde Lockenperücken trugen; dann kamen zwei Reihen von je vier weiß gekleideten Mädchen, die Blumenreifen trugen, dann die Musikkapelle, dann ich selber, und hinter mir ein als Dörfefischer verkleideter kleiner Knabe, der, mit einer Fischerpfeife im Mund, auf einem Esel ritt. Dann folgten abwechselnd Festteilnehmer und blumengeschmückte Wagen. Auf dem Festplatz angelangt, veranstaltete ich nun spannende Wettkämpfe. Die einen mußten sich im Sacklaufen betätigen, die anderen im Tanzziehen. Für wieder andere gab es Wettrennen, und immer bekamen die Sieger hübsche Preise.

Als die Dunkelheit einsetzte, wurde es noch viel schöner, denn da gab es einen Fackelzug unter Vorantritt der Kapelle. Auf der Promenade wurde bengalische Beleuchtung veranstaltet, dann folgte ein Trompetenstoß, und der Rudirektor schwang sich auf einen erhöhten Platz, um auf mich ein donnerndes Hoch auszubringen.



Der Seitere Fridolin beim Morgenspaziergang im Dörfefbad Travemünde.

Am nächsten Tage flog ich zum nächsten Badeort, wo ein ebenso schönes Fest stattfand. Natürlich war es überall anders, und ich muß auch bei dieser Gelegenheit all den Kindern und Erwachsenen, die durch Sitzleistungen und Vorführungen, wunderbaren Reigentänzen und derglei die Feste verschönt haben, meinen herzlichsten Dank abstatten. Es waren wirklich herrliche Tage, die ich an der Nord- und Ostsee verlebte.

Fridolin

Die Mönche von St. Bernhard und ihre Hunde.

Von Dr. E. Hornemann.

Seit den ältesten Zeiten läuft schon ein Paß über das Gebirgsjoch zwischen West- und Mittelalpen, der Italien (Piemont) mit der Schweiz (Kanton Wallis) verbindet, und der „Großer Sankt Bernhard“ genannt wird. Schon in den Tagen des römischen Kaisers Augustus war Aosta (Augusta Praetoria), die „Pfortenstadt“, vor den beiden Tälern des Großen und Kleinen Sankt Bernhard gegründet worden, und damals bereits hatten die Veragri, die Bewohner von Wallis, auf der unwirklichen Paßhöhe einen dem „Penninus“ („pen“, keltisch soviel wie Berg) geweihten Göttertempel errichtet. Als die Römer

Herren des Gebirges geworden waren, rissen sie das Heiligthum der Veragrer nieder und setzten an seine Stelle einen Jupitertempel. Kaiser Konstantin verwendete diesen dann in eine christliche Kapelle. Die Stürme der Völkerwanderung vernichteten das Gebethaus. Aber um das Jahr 1000 nach Christi Geburt ließ ein savoyischer Adliger, Bernhard von Menthon, an seiner Stelle ein stattlicheres Kloster erbauen, zu dessen Abt er sich machte. Nach dem Abt Bernhard erhielt nachmals der Berg seinen Namen; das Kloster wird von den Augustinermönchen verwaltet. In der Mitte des 16. Jahrhunderts von Grund aus erneuert, ist es bis heute die höchste Winterwohnung in den Alpen (2472 Meter hoch) und wegen seiner frommen, menschenfreundlichen Tätigkeit in der ganzen Welt berühmt.

Ein zerklüfteter, hoher Engpaß, der dem Wanderer durch Schneestürme und Lawinen ewig den Tod vor Augen bringt, führt zu ihm; ein kleiner, düster schauernder See spiegelt die schlichten, grauen Klostermauern inmitten wildesten, nackter Felsmassen wieder. Ein volles Jahrtausend schon sind die Mönche aus dem Augustinerorden Chorherren des Hospizes. Mit ihren Knechten, den „Maroniers“, und ihren treuen, klugen Hunden, den „Bernhardinern“, werden sie zu Beratern und Rettern der über die unwirkliche Dede des Gebirges Ziehenden. Dies Duzend Mönche auf dem Großen St. Bernhard, schreibt der Schweizer Dichter J. C. Heer einmal, die in dem rauhen Klima meist schon jung sterben, übt noch die Barmherzigkeit nach mittelalterlicher Art. Sie geben jedem, ob arm, ob reich, weß Standes, Volkes oder Glaubens er



Ein Mönch aus dem Kloster St. Bernhard mit dem Bernhardiner „Türk“, der schon vielen Menschen das Leben rettete.



Ein Bernhardinerhund mit einem Korbe, in dem Stärkungsmittel sind, beim Absuchen des Passes nach im Schneesturm Verirrten. Im Hintergrund das Kloster von St. Bernhard.

auch sei, unentgeltlich Erquickung und Obdach, so zwölftausenden im Jahre, und fragen nicht, aus welchem Grunde der Reisende sie in Anspruch nimmt. Es legt, wer kann, für die empfangene Guttat eine Gabe in den Opferstock, doch sind unter den Gästen die meisten arme italienische Arbeiter, und oft hat das Hospiz saure Mühe, genügend freiwillige Gaben für sein Liebeswerk aufzutreiben. Die Chorherren sind Deutsche, Italiener und Franzosen, wissenschaftlich gebildete Geistliche, die viele Sprachen sprechen, eine große Bibliothek und wertvoll: naturgeschichtliche und historische Sammlungen unterhalten. Zahlreiche Erinnerungsgeschenke vom Tode Geretteter schmücken das Refektorium (Speisesaal) und die kleine Kapelle. Ein merkwürdiges Gebäude war und ist das Totenhaus des Hospizes, darin die Leichname der in Schneestürmen und Lawinen Umgekommenen aufbewahrt werden. In der reinen, kalten Luft verweisen die Körper nicht, sondern trocknen zu

einer Art von Mumien zusammen: die stets hartgefrorene Erde gestattet das Ausheben von Gräbern nicht. Daß aber vergleichsweise nur recht wenig Menschen ihr Leben bei dem Passieren des Gebirges hier einbüßten, das verdanken sie der Klugheit und Abriechung der Bernhardiner. Diese großen, starken Doggen besonderer Zucht streifen Tag und Nacht, meist in Begleitung der Maroniers, die Umgegend des Passes ab und lassen, wenn sie einen verirrten, vom Schnee verschütteten Wanderer finden, ihr Gebell hören, das in der dünnen Luft dieser Höhen wohl eine Stunde weit vernehmlich ist. Sie scharren den Verschneiten aus der weißen, tödenden Decke, bringen dem Frostdurchschüttelten Stärkungsmittel und haben so Unzähligen das Leben gerettet. Allen voran der Hund „Barry“, der 41 Menschen das Leben rettete, zuletzt aber von einem Reisenden, der ihn für einen Wolf hielt, erschlagen wurde. Eine hübsche Beschreibung gibt Scheitlin von Barry. Er erzählt, daß Barry auszog

mit seinem Korb, in dem sich Stärkungsmittel befanden, hinaus in Schneegestöber und Lauweiser, Tag für Tag, um Berkschneide zu suchen oder Lawinenerschüttete auszugraben. Wenn ihm das allein nicht gelang, dann lief der nordrössliche Hund zurück in das Kloster, um die Mönche zu Hilfe zu holen, die dann mit Schaufeln graben halfen. Einmal fand Barry einen halb-erstarrten Knaben, dem er es irgendwie klar machte, daß er sich auf seinen Rücken setzen sollte. Das Kind tat es und wurde von dem Hund ins Kloster getragen. Barry aber zog gleich von neuem aus, ohne daß man ihm zu suchen befohl.

Scheitlin erzählt dann weiter: „Ich zog den Hut, wie sichs gebührte, ehrerbietig vor dir (gemeint ist Barry) ab. Du spieltest soeben mit deinen Kameraden, wie Tiger miteinander spielen. Ich wollte mich mit dir befreunden; aber du murmelst, denn du kanntest mich nicht. Ich aber kannte schon deinen Ruhm und deinen Namen und seinen guten Klang. Wäre ich unglücklich gewesen, du würdest mich nicht angemurmelt haben.“ So Scheitlin. Er hatte sicher recht mit seiner großen Verehrung für den heldenmütigen Hund. Heute hat Barry im Berner Museum, wo er ausgestopft steht, einen Ehrenplatz inne.

Die Bernhardiner, die ja eigentlich alle weltberühmt sind, haben eine sehr feine Nase; man behauptet von ihnen, daß sie schon lange vor der Katastrophe ein Unwetter wittern. Und ist ein solches herniedergegangen, dann hält sie nichts mehr. Freiwillig durchstreifen sie

die gefährliche Gegend um das Kloster, ohne darauf zu achten, ob sie selbst von Gefahren umdroht sind. Manche dieser wunderbaren Tiere sind schon dabei zugrunde gegangen, erstarrt oder in einen Abgrund gestürzt. Man kann die Bernhardiner gewissermaßen als Vorgänger unserer Sanitätshunde bezeichnen.

Heute ist der Große Sanct Bernhard von beiden Ländern her auf bequemen Straßen zu erreichen. Wenn man sich aber eine rechte Vorstellung von den Gefahren machen will, die der Paß noch vor rund hundert Jahren bot, dann lese man eine Schilderung des Uebergangs über den St. Bernhard, den das Heer Napoleons I. — damals noch Konsul Bonaparte — sich am 15.—21. März 1800 erzwang. Nur ein Saumrost vermochte bis dahin den Weg zu betreten; Napoleon aber ließ seine Kanonenläufe in ausgehöhlten Baumstämmen je von der Mannschaft eines halben Bataillons hier fortschaffen, während die andere Hälfte Gewehre, Kornister und Lebensmittel trug, und Maultieren die auseinander genommenen Kasetten stückweise aufgeladen wurden. So überschritt die Armee von 30 000 Mann den Paß: ein Alpenübergang, der nur dem berühmten Zug des Punierfeldherrn Hannibal mit seinem Heer von Spanien nach Italien im Jahre 218 v. Chr. zu vergleichen ist. General Desaix, der den französischen Truppenmarsch leitete, fiel in der Schlacht bei Marengo; er wurde in der Kapelle des Klosters beigesetzt, und Napoleon ließ ihm dort ein Denkmal errichten und am Hospiz eine Marmortafel anbringen, die von jenem kühnen Uebergang berichtet.

Onkel Toldis Scherzfragen

Wer war der erste Koch?
(Jonathan. — Denn „er dämpfte den Auflauf der Maccabäer“.)

Wer war der erste Dichter?
(Nebel. — Denn „Dichter Nebel lag über den Woffern“.)

Wer war der erste Kellner?
(Der liebe Gott. — Denn „der Herr nachte mit Brausen“.)

Wer war der erste Kaufmann?
(Simson. — Denn „Gott nahm von ihm seine Stärke.“ Aber sie war schlecht, „denn Gott gab sie ihm wieder zurück.“)

Wer waren die ersten Sodawasser-Berbraucher?

(Die Philister. — „So da Wasser tranken“.)
Wie heißt der liebe Gott mit Vornamen?
(Ernst. — „Mit Ernst sollst du mich anrufen.“)

Wie heißt der liebe Gott mit Nachnamen?
(v. Ferne. — „Da sprach der Herr von Ferne.“)

Wie heißt Maria mit Nachnamen?
(Bitterlich. — „Da weinte Maria Bitterlich.“)

Wer hatte das erste Telephon?
(Abraham. — Denn „rufe mich an in der Not“, steht in der Bibel, wo ihr auch die anderen Antworten alle findet.)

Onkel Toldi.

Freunde! Heute endet die Geschichte von Admiral Bobby, die Euch hoffentlich gefallen hat. In der nächsten Nummer findet Ihr nun den Anfang der neuen spannenden Erzählung

„Peter der Kleine“

die noch viel schöner wird.

Die Geschichte handelt von einem kleinen Jungen, der nach mancherlei Abenteuern Listjunge wird, dann als Lehrling in eine grosse Fabrik eintritt, und dort schliesslich so grossartige Erfindungen macht, dass er durch seine Verdienste Mitinhaber wird. —

Fridolin

ADMIRAL BOBBY

Eine spannende Geschichte von Georg Fröschel.

(Schluss)

Bobby hatte sich mit Hiruto in einer Ecke zusammengekauert und wartete auf den Tod. Da erklang ein schwacher Knall.

Das Gesicht des Chinesen veränderte sich plötzlich auf grauenvolle Art. Sein Mund öffnete sich, das Schwert entglitt ihm, ein gurgelnder Ruffschrei kam aus seiner Brust, und er stürzte schwer in die Tiefe.

Gleich darauf fielen schnell hintereinander noch einige Schüsse. Die Chinesen am Fuß des Turmes wandten sich zur Flucht. Bobby und Hiruto wußten nicht, ob sie gerettet waren, oder ob ein neuer Feind drohte.

Der Knabe hob sich vom Boden und taumelte mit seinen letzten Kräften zur Brustwehr. Dann sank er in Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, lag er im Schoß seines Vaters. Bobby schlang seine Arme um den Hals des Seemanns und flüsterte: „Vater!“

Doch John Croft war besonnener als sein Sohn. Keiner durfte das große Geheimnis

erfahren, das ihn und den Knaben verband. Deshalb sprach er in ehrfürchtigen Ton: „Königliche Hoheit sind müde, Königliche Hoheit sollten schlafen.“

Da lächelte Bobby, huschelte sich so recht wohligh auf den Knien des Seemanns zurecht und sagte leise: „Ja, ich will schlafen.“

Neuntes Kapitel.

Ein sehr kurzes Kapitel, in dem Bobby einen Kaiser und einen Prinzen spricht, sich nach einer Prinzessin sehnt und doch glücklich wird.

Erst auf dem Weg nach Peking erfuhr Bobby die Geschichte seiner Rettung. John Croft hatte keine Ruhe mehr gefunden. Er war die ganze Nacht in der Nähe des Palastes geblieben. Ebenso war es dem Matrosen Finn gegangen, der wenigstens aus der Ferne seinen Prinzen bewachen wollte. So war auch er ruhelos vor der Palastmauer umher-spaziert, und da hatten sich die beiden Männer kennen gelernt. Im Morgengrauen be-

Pechmanns wund



Dies ist das neueste Pechmann-Wunder,
Der runde Tisch — mensa rotunda.
Die Mitte dreht sich in der Runde.
Das tut uns not, wie's Brot im Munde.



Ihm Küchenmeister: aufgepaßt,
Daß Ihr den Schalter richtig faßt,
Damit ein jeder Gast bequemt
Den Gang erwischt, der ihm genehmt.



Der Küchenjungen Flattersinn
Ist weltbekannt seit Anbeginn.
Auch dieser ist ein Tunnichtaut,
Scht her, was er am Schalter tut.



Der Tisch, auf so was nicht gefaßt,
Gerät in Schwung; Pechmann erblickt.
Der Summer kommt in großem Bogen
Recht Kopfsalaten angeflogen.

merkten sie nun, wie Chinesen aus dem unterirdischen Gang herauströchen und wie sie zwei in Lächer gehüllte Bündel eilig auf einen Maulesel luden. Das war Finn und dem Steuermann verdächtig gewesen.

Als aber dann am Morgen Peking alarmiert wurde, da forschten sie nach dem Grund der Aufregung. Kaum hatten sie erfahren, was geschehen war, so machten sie sich auf die Verfolgung der Räuber.

Das Glück war ihnen günstig. Sie fanden die Spur der Flüchtigen und verfolgten sie bis ins Gebirge, bis zur großen Mauer. Und nun wären sie gerade im rechten Augenblick gekommen, um Bobby und seine kleine Freundin aus äußerster Gefahr zu retten.

Doch sie hatten kaum einige Meilen zurückgelegt, als ihnen eine Schwadron chinesischer Kavallerie entgegenkam und sie anhielt. Bobby mußte sich dem chinesischen Offizier zu

rbarer Drehtisch



Die Gäste nah'n. — Der Herr Baron,
Die Gnädige, sie merkten schon
An ihrem Wirte, wundermild,
Dass es heut' was Befondres gilt.



Man sitzt zu Tisch, und staunend seh'n
Die Gäste sich die Tafel dreh'n.
Und selbst begeistert und entzückt
Der Bechmann durch die Brille blickt



Den Herren Baron trifft fast der Schlag,
Boll Mayonnaise ist sein Frack.
Die Gnäd'ge nimmt das Unglück wahr
Und rauft verzweifelt sich das Haar.



Der Friedlichste muß sich erbofen,
Kriegt er die Soße auf die Hosen.
Natürlich heißt es: „Lieber Bechmann,
Du hab' die Freundlichkeit und Blech man!“

erkennen geben, der den kleinen Wagen, in dem Bobby und Siruto Platz gefunden hatten, in die Mitte nahm.

Der Kaiser von China, dem man Bobbys Rettung sofort meldete, strahlte vor Glück und befahl, den fremden Prinzen sogleich zu ihm zu führen. Doch Bobby bestand darauf, erst seine Freunde zu sehen. So mußten die guten Chinesen Oberst Cunning und Doktor Grollmann freigegeben. Beide hatten keine

Ahnung von den Abenteuern, die Bobby bestanden hatte, und preßten und drückten Bobbys Hände in verspäteter Aufregung, als sie die furchtbare Geschichte erfuhren.

„Und wo ist der Herr mit der Brille, der in der Zeitung schreibt?“ fragte Bobby, als die erste Begrüßung vorüber war. Da ging nun ein verzweifelttes Suchen und Forchten an, und endlich brachte man Herrn Fellowfull aus seinem Kellerloch herbei. Er hatte schreck-

liche Lage und noch schrecklichere Nächte hinter sich, doch machte er sich nicht viel aus den Leiden, die er ertragen hatte. „Ich habe interessante Eindrücke gesammelt und werde einen Artikel über chinesische Gastfreundschaft schreiben,“ sagte er in seiner trockenen Art.

Da meldete der oberste Würdenträger des kaiserlichen Palastes, daß Seine Majestät den Kronprinzen erwarte. Doch Bobby verlangte, daß seine Getreuen ihn auch zum Sohne des Himmels begleiteten. Der Zeremonienmeister mußte Bobbys Wunsch vortragen, und das Wunder geschah: Seine Majestät war damit einverstanden.

So schritt Bobby denn in großer Begleitung durch die zahllosen Säle des Palastes zwischen unendlichen Reihen kaiserlicher Gärten hindurch. Endlich öffnete sich vor ihm die Tür des Thronsaales. Bobby betrat den Wunderraum aus Gold und Lack. In seiner Admiralsuniform, den Degen an der Seite, den Zweifspiz in der Hand, schritt er über die weichen Matten, wo zwischen geharnischten Schwertträgern, Fächer- und Fahnenoffizieren, Kämmerern und Truchsessern auf einer kleinen Estrade der Kaiser saß.

Er saß nach chinesischer Art auf den Beinen. Sein Gesicht war schmal und von sehr zarter, gelber Farbe. Bobby trat bis dicht vor den Thron. Er fühlte keine Furcht. Artig und wohlgezogen verneigte er sich dreimal, dann zog er das Blatt Papier hervor und wollte die feierlichen Begrüßungsworte ablesen, die die englischen Minister für diesen Empfang festgesetzt hatten.

Doch er kam nicht dazu. Das Unerhörte, noch nie Gesehene geschah. Der junge Kaiser erhob sich aus seiner sitzenden Stellung, stieg von der Estrade hinab und ging auf seinen kleinen Gast zu.

Und als nun Bobby diesem zarten, fremdartigen Knaben gegenüberstand, da überfiel ihn doch plötzlich eine seltsame Befangenheit. Der Kaiser sah ihn mit glänzenden, schwarzen Augen an und sagte, wie froh er über Bobbys Besuch sei, und daß er hoffe, Bobby werde die furchtbaren letzten Tage vergeffen und sich auf dem kaiserlichen Lustschloß Wan-schu-schan erholen. Nach diesen Sätzen überreichte er Bobby eine kleine, gelbe Flagge. Sie war das höchste Geschenk, das der Kaiser vergeben konnte; sie verlieh ihrem Inhaber in China das Recht über Leben und Tod.

Nun nickte der kleine Kaiser mit dem Kopf, Bobby verneigte sich dreimal, und die Audienz war zu Ende.

Es folgten einige wundervolle Tage auf dem kaiserlichen Lustschloß. Dorthin ließ der Kaiser seine Gastgeschenke bringen. Bobby bekam ein tausend Jahre altes Schwert in einer herrlichen Scheide, die mit Edelsteinen von ungeheurem Wert geschmückt war. Die kleine Hiruto war es, die ihm das Geschenk überreichte. Sie blieb, solange Bobby in Wan-schu-schan weilte, als seine Spielgefährtin bei ihm, und die beiden Kinder verlebten frohe Tage in dem zauberhaft schönen Park.

Doch schließlich kam die Stunde des Abschieds. Der Kolonialminister hatte die Verhandlungen mit der chinesischen Regierung zu einem günstigen Abschluß gebracht, Bobby konnte nach England zurückkehren. Bei Sonnenaufgang stand die Karawane bereit, an deren Spitze der Knabe nach Tientsin reiten sollte, wo der „Jupiter“ ihn erwartete.

Hand in Hand mit Hiruto trat Bobby aus dem Tor des Schlosses. Das Mädchen trippelte neben ihm bis zu seinem Pferde. Bobby erfaßte den Sattelnopf und wollte sich hinaufschwingen. Doch er wandte sich plötzlich um und schloß Hiruto in die Arme.

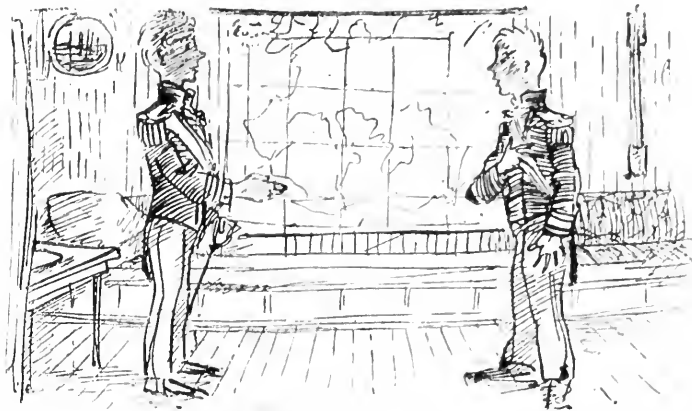
Dann saß er im Sattel, die Hauten wirbelten und dröhnten, Staubwolken flogen unter den Füßen der Pferde und Kamele auf, die Karawane setzte sich in Trab.

Bobby wandte sich zurück und winkte der kleinen Prinzessin zu. Sie stand unter dem seltsamen Tor und sah ihm lange nach.

Ohne Unfälle gelangten die Engländer nach Tientsin, und ohne Unfall vollendete der „Jupiter“ seine weite Reise. Nach dreimonatiger Fahrt zeigten sich eines Abends die Leuchtfeuer von Liverpool. Bobby stand in dunkelblauer Uniform auf Deck und blickte den breiten Merseystrom hinauf. Da rasselte die Ankerkette des „Jupiter“, das Schiff hielt in seiner Fahrt an. Undeutlich hörte Bobby Ruderschläge auf dem Wasser, ein langes, schmales Boot legte an dem Kreuzer an. Da trat Oberst Cunning hinter ihn, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Komm!“

Bobby folgte dem Oberst in die Kajüte. Sprachlos, totenblaß vor Ueberraschung blieb er auf der Schwelle stehen. Dort in der Kajüte zwischen den weißen Möbeln neben dem Schrank, der seine Spielsachen enthielt, stand er selbst.

Dort stand ein brauner Knabe in dunkelblauer Admiralsuniform, den Degen an der Seite, einen großen Orden auf der Brust. Er hatte genau das gleiche Gesicht wie Bobby, nur war er etwas blasser und nicht ganz so



Als Bobby in die Kajüte trat, erschraf er sehr, denn dort stand zwischen den weißen Möbeln er selbst, in blauer Admiralsuniform, den Regen an der Seite und einen Orden auf der Brust.

Brettschultrig. Bobby meinte zuerst vor einem Spiegel zu stehen. Doch das Spiegelbild machte ja ganz andere Bewegungen als er selbst. Es streckte ihm lächelnd die Hand hin und sagte: „Ja, ich bin es, Bobby. Ich bin gekommen, um dir zu danken.“

Da begriff Bobby, daß er vor dem echten Kronprinzen von England stand, daß der Prinz von Wales an Bord gekommen war, um mit ihm die Rollen zu tauschen. Völlig verschüchtert verneigte sich Bobby sehr tief.

Doch der Kronprinz ging freundlich auf ihn zu, nahm seine Hand, schüttelte sie und sagte: „Ich danke dir, Bobby, du hast deine Sache gut gemacht und hast dem Vaterland und mir einen großen Dienst erwiesen.“

Da gewann Bobby seinen Mut wieder. Er sah, daß der Kronprinz ganz so war wie jeder andere Junge, und daß man keine Furcht vor ihm haben mußte! Den Händedruck des Prinzen ehrlich und fest erwidern, sagte er: „Nichts zu danken, Königliche Hoheit! Es war ja so schön!“

„Und wenn ich dir doch danken möchte, was würdest du dir wünschen, Bobby?“

Eine kleine Pause entstand. Bobby dachte nach. Es war wie im Märchen.

Ganz leise und zögernd sagte Bobby: „Ich möchte die kleine chinesische Prinzessin, ich möchte Hiruto noch einmal sehen.“

Da wurde nun der echte Kronprinz verlegen. Traurig antwortete er: „Die Bitte kann ich dir nicht erfüllen, Bobby. Bitte, wünsch' dir etwas anderes!“

„Ich wüßte schon etwas anderes,“ sagte Bobby, „doch es ist etwas sehr Großes!“

„Nun?“ fragte der Prinz.

„Mein Vater.“ stammelte Bobby. „mein Vater möchte so gern erster Steuer- mann werden.“

Da lachte der Prinz ein frohes Anablen- lachen. „Das wird gemacht!“ Er reichte Bobby nochmals die Hand: „Leb' wohl! Gib mir aber zuerst die Hand darauf, daß du niemand und niemals davon erzählen wirst, was du für mich getan hast. Es muß ewig ein Geheimnis bleiben, daß du für mich in China gewesen bist.“

„Es wird ein Geheimnis bleiben,“ sagte Bobby, „ich gebe mein Ehrenwort.“

Das war die Unterredung Bobby Crofts mit dem Kronprinzen von England. In der anstoßenden Kajüte zog Henry Bobby die Admiralsuniform aus und ließ ihn dafür in einen neuen, schönen Anablenanzug schlüpfen. Dann huschte Bobby leise über das Deck, kletterte das Fallreep hinab und sprang in das Boot, das bereits auf ihn wartete.

Und als er nun so über den breiten Strom gerudert wurde, da versank sein großes Abenteuer hinter ihm. Er war nicht mehr Prinz, er war nicht mehr Admiral, er war nur noch der Steuermannssohn Bobby Croft, der sich nach Hause sehnte, und dessen Herz höher schlug, wenn er daran dachte, wie bald er seine Mutter umarmen würde. Und ein klein wenig freute er sich auch auf die Speck- suppe, die sie ihm wohl kochen würde.

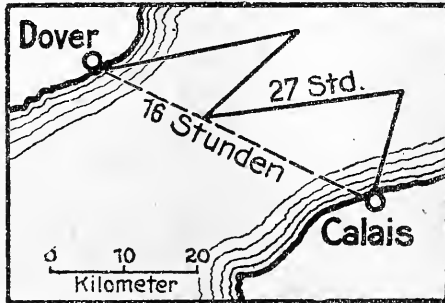
Da stieß das Boot ans Land, und da — da war Bobbys Mutter, die ihren Jungen mit Tränen in den Augen an sich riß. Das war doch noch schöner als alle Macht und aller Glanz der Erde!

Ende.

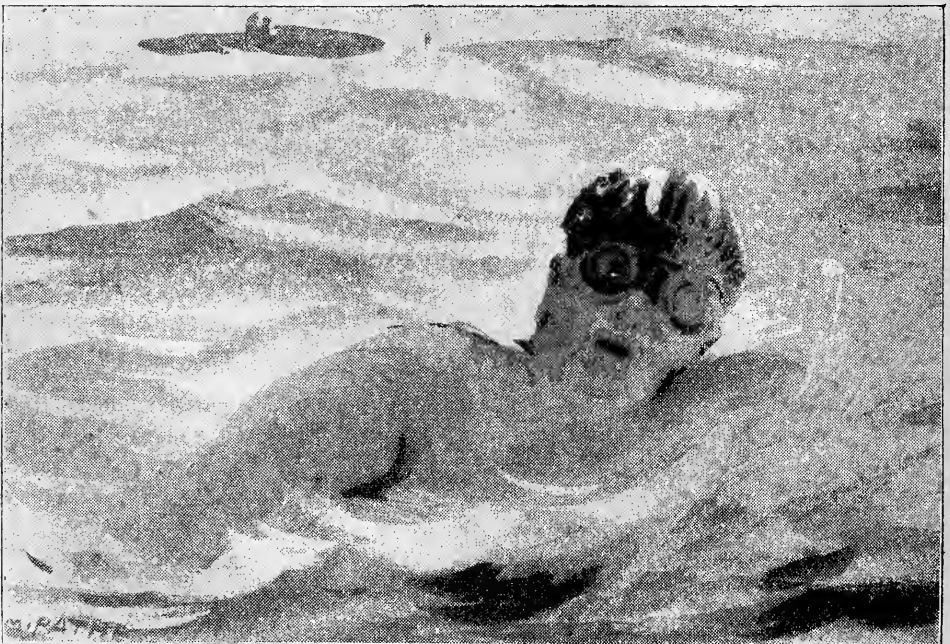
Der Aermel-Kanal durchschwommen!

Sportbericht von Peter Bollmann.

Neulich klopfte es zielbewußt an meiner Zimmertür. „Herein, selbst wenn es ein Schneider ist,“ rief ich, und herein schritt Benjamin Bampe, der sich eine Schwimmhaube übergestülpt und eine schwarze, schützende Brille auf die Nase geklemmt hatte. Bald stellte es sich heraus, daß er sich mit der ernsthaften Absicht trug, den Aermelkanal durchschwimmen zu wollen. Ein Grammophon hatte er auch, das ihm beim Schwimmen die Langeweile vertreiben sollte. Natürlich hatte er keine Ahnung von den Schwierigkeiten dieses Unternehmens. So hörte er aufmerksam meinen Erklärungen zu. Ihr hoffentlich auch.



Wie die vielen Versuche der letzten Jahrzehnte beweisen, übt die Durchquerung des Aermelkanals auf alle Dauerschwimmer einen ungeheuren Reiz aus. Immer und immer wieder werfen sich — besonders im Monat August, weil da die Wasserverhältnisse am günstigsten sind — kühne Schwimmer in die Fluten. Meistens mißlingen die Versuche, den Kanal zu durchqueren. Zu den bekanntesten „Pechvögeln“, die manchmal ganz kurz vor der französischen Küste ihr Ziel aufgeben mußten, gehören Holbein, Tabez, Wolffe. Stellt euch das Gefühl vor, wenn man schon den Beifallsjubel der wartenden Menge in den Ohren hat, und dann



Ein Schwimmer, mit einer Gummihaube und einer dunklen Brille zum Schutze gegen das ätzende Seewasser versehen, beim Versuch, den Aermelkanal zu durchschwimmen.

im letzten Augenblick sich in das mitfahrende Boot retten muß! Der erste, dem es gelang, von Dover nach Calais zu schwimmen, war der englische Kapitän Webb. 22 Stunden lang war er im Wasser gewesen. 50 Kilometer hatte er durchschwimmen müssen. Und wie stolz seid ihr schon, wenn ihr 1 bis 2 Stunden im Wasser aushaltet! Kapitän Webb war übrigens ein überaus kühner und waghalsiger Schwimmer. Als er vor einigen Jahren versuchte, die Niagarafälle zu bewältigen, fand er in den reißenden Schnellen den Tod.

36 Jahre lang hörte man von keiner neuen Durchquerung des Kanals. Zwar hatten auch Damen versucht, von England nach Frankreich zu schwimmen, darunter die bekannte deutsch-australische Schwimmerin Kellerman, doch auch ihnen war es nicht gelungen. Erst der Engländer Burgeß erreichte am 6. September 1911 die französische Küste.

Und nun durchschwammen kurz hintereinander zwei Männer den Kanal. Der erste war der Amerikaner Sullivan und wenige Tage später der Italiener Tiraboschi.

Besonders Sullivan hatte stark mit der Strömung zu kämpfen. Immer wieder wurde er abgetrieben. 27 Stunden blieb er im Wasser. Den Weg eines liegenden Weinhaltens, während der Italiener, begünstigt durch die Flut, den geraden Weg in 16 Stunden zurücklegen konnte. Vor seinem Start wurde Sullivan — wie alle Kanalschwimmer — von oben bis unten mit Fett eingeschmiert, um ihn vor der abkühlenden Wirkung des Wassers zu schützen. Eine dunkelfarbige Brille sitzt auf den Augen. Sie müssen vor dem ätzenden Seewasser und den stechenden Sonnenstrahlen geschützt sein. Ruhig und gleichmäßig durchmaß dieser Schwimmer die Strecke. Zwar ließ er sich von einer Kapelle vorspielen, um die lähmende Langeweile zu verschleichen, doch verbat er sich das Mitschwimmen von der Begleitmannschaft, da er dadurch nur aus seinem eingeschlagenen Tempo gebracht würde. Andere Schwimmer lieben es, streckenweise im Wasser begleitet zu werden, da sie es wieder in den nötigen Schwuna versetzt.

Natürlich müssen diese Wasserratten auch Nahrung zu sich nehmen. Während sie „Wasser treten“, werden ihnen Flüssigkeiten in Schläuchen zugeführt. Der Engländer Burgeß bevorzugte Schokolade; was Sullivan tranf, konnte ich nicht erfahren.

Wer von euch wird demnächst wohl den Kanal durchschwimmen?

Wie unterhalte ich meine Gäste?

Der Meisterdetektiv.

Ein besonders schlaues Mitglied der Gesellschaft verläßt das Zimmer. Die zurückgebliebenen Gäste wählen ein Wort mit mehrfacher Bedeutung. Zum Beispiel: Strauß. Also ein Blumenstrauß, ein Vogel, ein Komponist, ein Ritterkampf. Dann bittet man den ausgesperrten „Meisterdetektiv“ wieder ins Zimmer. Er stellt jetzt an jedem der Mitspielenden nacheinander folgende Fragen: Wo ist es? Wie ist es? Wer hat es?

Nehmen wir an, die Gesellschaft hat „Bart“ (Gesichtsbart, Schlüsselbart) genommen, so antwortet der erste Gast auf die Frage „Wo?“: „Am Kinn“. Der nächste erwidert auf diese Frage: „In der Hand“. Jeder bemüht sich stets, scheinbar einander widersprechende Antworten zu erteilen, bis der Meisterdetektiv den Gegenstand herausbekommt. Wenn er die Jagd auf den „Flüchtling“ vor der „Verhaftung“ aufgibt, dann wird er gehörig ausgelacht, muß ein Pfand abgeben und hat seinen Ruf als „Schlauer“ verloren.

*

Jetzt wollen wir, liebe Freunde, einmal wetten, daß keiner von euch mir das, was ich ihm zeige, vorzumachen imstande ist. Also, Fritz, paß auf, du bekommst von mir 500 Mark sofort in bar ausgezahlt, wenn du mir diese Handbewegung ganz genau vormachst (der Sprecher streckt seine Hand aus, zeichnet mit der Faust einen Kreis in der Luft, ganz langsam, als ob ihm diese Tat besonders große Schwierigkeiten verursachen würde).

Aber lieber Fritz, du hast deine Wette verloren. Warum? Ganz einfach! Du hast mir ja nicht das vorgemacht, was ich dir befohlen habe. Du hast mir es ja nachgemacht!

Nächstens mehr.

Onkel Otto.



Auflösung des grossen Ferien-Preiswettbewerbers

Freunde, ich habe zu diesem wirklich schwieriger Preiswettbewerb sehr viele Einwendungen bekommen. Manche von euch hatten statt der von mir gedachten Wörter oder Worthälften andere gefunden, die aber einen ebenso richtigen Sinn ergaben. Diese Auflösungen habe ich natürlich ebenfalls gelten lassen.

Der richtig ergänzte Brief lautet: Freunde, mir fehlen die Worte um euch zu schildern, wie schön es hier ist. Helft mir, die Sprache wiederzufinden, damit ich das nächste Mal hintereinander erzählen kann. Ich fuhr mit meinem Gepäck, einem Kleiderlosser und meiner Wirtin, die aber leer war, hieher an den Strand. Ich hoffte viel Lustiger zu erleben und Neues zu hören, das mir Gelegenheit gab, sie neu zu füllen. Dann wäre ich froh zu euch zurückgekehrt und hätte für jede Nummer des „Heiteren Fridolin“ ein paar hier gesammelte Witze herausgenommen und zum besten gegeben. Proßt Mähzehl! Anfangs war ich hier der einzige Gast, denn es war hier mehr Frische als Sommer, und es goß unaufhörlich Strüppen. Was tun, spricht Keus? Na, ich ließ mich einfach, weil meine Seele hier war, von den Wellen lieblosen, was so stillenisch geschick, daß ich dabei ganz naß wurde. Die Augen nämlich vor Freude hoch, als sie mich sahen, aber ich drehte ihnen, wie sie es von den Menschen gewöhnt sind, einfach den Rücken zu. Sie nahmen es nicht teunum, denn immer mehr von ihnen kamen freudig auf mich zu, obwohl ich mit Händen und Füßen strampelte, um mich ihrer Zubringlichkeit zu erwehren. Allmählich bekam ich nun hier Gesellschaft und unterhalte mich mit allen vortrefflich. Die meisten lachen schon, wenn sie mich sehen, und wollen von mir neue Witze hören. Dann erzählte ich ihnen die, die ich schon kennt, und tauschte andere dafür ein, mit denen ich meine Kiste neu fülle. Nächstens kehre ich zu den heimischen Gestalten zurück und erzähle euch. Bis dahin lebt mir sowohl, wie auch ganz besonders und empfängt 778 + 222 = 1000 Grillé. Euer Soldi.

Ich hatte diesmal 50 Preise ausgesetzt und mußte, da mehr richtige Lösungen eingingen, als Preise vorhanden waren, laut den vorher bekanntgegebenen Bedingungen, das Los entscheiden lassen. Die 50 Gewinner, die sich jeder ein schönes Buch wünschen dürfen, heißen:

1. Berndt Köhler, Wiesbaden, Helemannstr. 1.
2. Herbert Wolf, Magdeburg, Gutenbergstr. 1.
3. Karl Meyer, Berlin, Kaiserallee 32.
4. Lotte Flewe, Königberg, Roonstr. 4.
5. Emil Haeger, Char-

- lottenburg, Wielandstr. 17.
6. Gabriele Sachs, Charlottenburg, Carnerstr. 10.
7. Heddy Wassermann, Neubabelsberg, Bödamannshof.
8. Herbert Mayer, Frankfurt a. M., Beethovenplatz 4.
9. Kurt Bünger, Berlin, Elberfelder Str. 30.
10. Werner Müller, Waldmannslust, Oranienbaum 12a.
11. Hans D. v. Gallwitz, Wiesbaden, Herengartenstr. 4.
12. Jenny Döhning, Söhen-Läden, Heilmannstr. VIIa.
13. Ernst Geßfert, Nürnberg, Reichelsdorfer Str. 64.
14. Fritz Trautmann, Berlin, Salsitzerstr. 40.
15. Ulrich Sonnenburg, Galdow, Kreis Zeltow.
16. Gustav Uebe, Hamburg-Uhlenhorst, Zimmerstr. 18.
17. Erich Richterberg, Leoni am Starnberger See.
18. Erwin u. Hans Martens, Wiesbaden, Herengartenstr. 16.
19. Emil Specht, St. Ingbert, Saargebiet.
20. Hans Joachim Liggas, Pippstadt, Ostf. 4.
21. Adolf Krante, Steglitz, Wiquelstraße 13.
22. Marianne u. Fritz Gauß, Hamburg, Heinrich-Heck-Str. 61.
23. Rose Singer, Eberswalde, Zainhammer 1.
24. Albalbert v. Soghe-Borsetowski, Berlin-Frohnau, Höhenheimer Str. 25.
25. Rudi Schmidt, Darmstadt, Heidenreichstr. 17.
26. Fritz Duckstein, Lichtenrade, Wittelsbacherstr. 21.
27. Gerhard Ruck, Dresden, Kelleckstraße 10.
28. Beate Wolff, Cöfel D.-S., Bahnhofstraße 1.
29. Irmeard Lüttler, Leiwitz D.-S., Leutcherstraße 14.
30. Rolf v. Rheinbaben, Cassel, Hohenzollernstr. 88.
31. Otto Hummel, Königshriedl i. Sa., Gartenstr. 5.
32. Gertrud Böhm, Wien, Maroffanergasse 1.
33. Ernst Nendel, Frankfurt a. S., Winklerstr. 21.
34. Rieseotte Heintz, Berlin-Karlshorst, Stihlvingerstr. 11b.
35. Gerda Neumann, Berlin, Epidemienstr. 3.
36. Helmut v. Burgsdorf, Burg bei Magdeburg, Bahnhofstr. 7.
37. Erwin Kleiner, Berlin, Linkestr. 39.
38. Moriz Koch, Halle, Fibrechtstr. 30.
39. Franz Schubert, Bonn, Endenicherstr. 71.
40. Heinz Memmler, Berlin-Steglitz, Birbuschstr. 12.
41. Alfred Riegisch, Radibor D.-S., Eisenbahnstr. 21a.
42. Ernst Helmut Otte, Essen-Ruhr, Ruhrallee 4.
43. Helmut von der Bey, Dresden, Hofstr. 20b.
44. Karl Heinz Sünner, Köln-Kalk, Hauptstr. 276.
45. Annemarie Kunt, Berlin-Steglitz, Hoff-Loth-Str. 19.
46. Helmut Schmidt, Neubölln, Canderstraße 4.
47. Heinz Reffert, Markgrafstädt, Leipziger Str. 60.
48. Gerhart Hauptmann, Charlottenburg, Roscherstr. 13.
49. Manfred v. Baum, Gerdsching am Immersee.
50. Helmut Würtlich, Dresden, Wittenberger Str. 87.

Vielleicht bringe ich bald wieder ein neues Preisrätsel. Damit müssen sich die trösten, die diesmal trotz ebenfalls richtiger Lösungen bei der Verlosung keinen Preis bekommen haben. Fridolin.

Brief Onkel Toldis aus der Sommerfrische

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ae — as — bau cho — de — e — lueh —
 — ge — ha — in — kom — le — len —
 li — mo — mon — ne — nie — po — ra —
 — ra — re — sa — sekt — tag — tam —
 — tam — un — van

sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Tag, 2. sechsbeiniges Tier, 3. Musikinstrument, 4. Wüste, 5. europäischen Staat, 6. Bibelbuch, 7. Seuche, 8. Möbelstück, 9. unterirdische Tierwohnung, 10. Held der trojanischen Sage, 11. Körperteil.

Fridolins Lachkabinett

Lehrer: „Was haben die Elefanten, und andere Tiere nicht?“

Kurt: „Elefantenbabys, Herr Lehrer!“

*

Eine Volksschullehrerin fragt die Kleinen, was sie über Luther wissen. Walter steht auf und sagt stolz: „Luther verreiste, und der Bann-Bulle rannte ihm immerfort nach!...“

*



„Wird Mund groß oder klein geschrieben, Mutti?“

„Das kommt darauf an, wem er gehört.“

*

„Mutti, warum fährt Vater eigentlich jeden Morgen in die Stadt?“ fragte der kleine Willi.

„Vater muß arbeiten, damit du immer was Gutes zu essen hast,“ antwortete die Mutter.

Mittags gab es Rüben, die mochte Willi nicht gern, und er fragte seine Mutter ganz entrüstet: „Du, Mutti, heute hat wohl Vater nicht gearbeitet?“

Gib acht!

Mit „M“ such' es bei Menschen nur,
 Teils freundlich, teils verstedt;
 Mit „B“ im Garten oder Flur,
 Ein nükliches Insekt.

Ich sag's im guten.

Kannst du den großen Musikus mit neuem
 Peiß' Name, umgekehrt in Tat,
 Nichts Angenehmes dir wird bringen
 Laß ab davon — befolge meinen Rat!

Auflösung der Rätsel aus Nr. 24.

Silbenrätsel.

Jung gewöhnt, alt getan.

1. Japan, 2. Urat, 3. Rewa, 4. Gabel,
5. Gebet, 6. Egerling, 7. Wolte, 8. Omlett,
9. Emma, 10. Hopfen.

Wer weiß? Berlin, Bern.

Geographie: ch, a — Ch(in)a.



„Warum weinst du denn so?“

„Der Paul hat mein Butterbrot ins Wasser geworfen.“

„Mit Absicht?“

„Nein — mit Wurst!“

*

Der Onkel war zu Besuch da, und die Mutter hatte gerade erzählt, wie gern der kleine Otto in der Schule wäre und lerne. Als Otto nach Hause kam, fragte der Onkel: „Nun, mein Junge, was machst du den ganzen Tag in der Schule?“

„Ich warte, bis sie aus ist,“ antwortete der fleißige Otto.

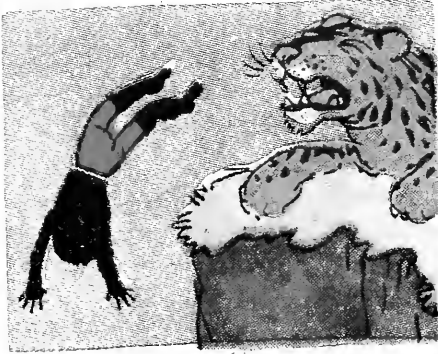
*



Lehrer: „Wie sah die Erde aus, ehe Gott die Blumen und Bäume erschuf?“

Werner: „Scheußlich.“

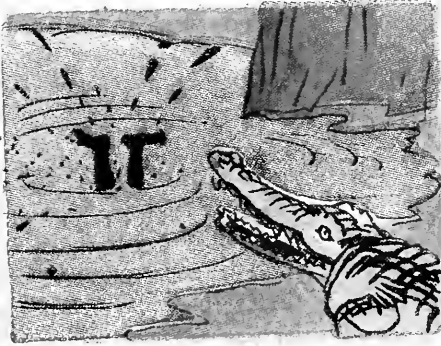
Jumbos wunderbare Rettung



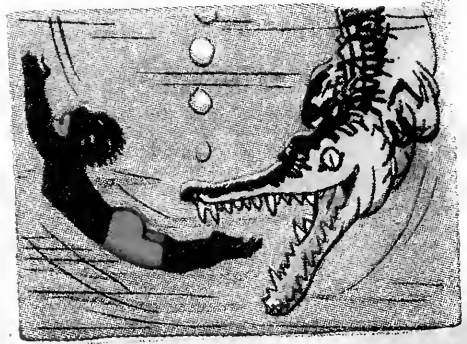
Der Jumbo ging spazieren hier,
Da naht ein grimmes Tiergerier.
O weh, da gift es, sich zu sputen!
Im Kopfsprung taucht er in die Fluten.



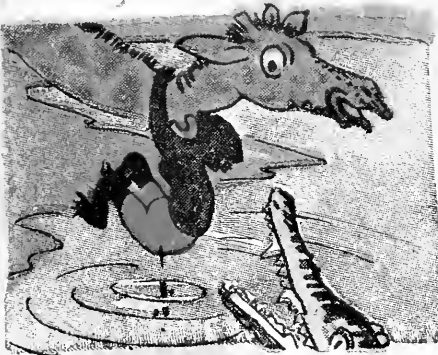
Das Wasser ist ein Element,
Dess' Eigenschaften jeder kennt.
Kommt's unversehens an die Haut,
So wird sie naß, daß einem graut.



Und kaum, daß er im Wasser war,
Umdräut ihn andere Gefahr.
Ein Krokodil da unten saß,
Das lang nicht so was Gutes fraß.



Kaum sichtet's ihn, da schnappt's in reger
Begierde nach dem kleinen Reger.
Der ruft all' seine Heilengötter,
Und sieh — da kommt ihm schon ein Retter.



Weit ragt, wie 'n Vorsprung eines Felschen
Ins Wasser ein Giraffenhälschen,
Das wird zum Heil ihm. Voll Erbarmen
Läßt sich das Vieh von ihm umarmen.



Das brave Tier! In seine Weiten
Darf auf dem langen Hals er reiten.
Das Krokodil kratzt sich die Ohren:
So was ist ihm noch nicht passeren.

Der weitere Fridolin

Heute beginnt:
Peter der Kleine
Vom Liftjungen zum Industriekönig

ORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Der Meister auf dem Einrad, Bradford, bei einer Übungsfahrt auf dem Dache des Zirkus-Busch-Gebäudes in Berlin.

Tollkühne Artistenstückchen

(Zu dem Bild auf Seite 1.)

Der Mann, den ihr auf dem Titelbild seht, ist wohl einer der kühnsten Artisten der heutigen Zeit. Es ist der Meister auf dem Einrad, Bradford, der eine Uebungsfahrt auf dem Dache des Zirkus-Busch-Gebäudes in Berlin abhält. Was für ruhige Nerven und welcher Mut gehören zu diesem Unternehmen!

Da gab es einen anderen sehr berühmten und wegen seiner Tollkühnheit ebenso bewunderten Artisten. Das war der Engländer Gaddin, der von einem Brett, das ungefähr 50 Meter hoch angebracht war, auf eine schräge Bahn hinuntersprang, deren Lauf erst 20 Meter tiefer begann. Gaddin schwebte also 20 Meter durch die Luft. Das war

natürlich sehr gefährlich, denn der kleinste Fehler beim Absprung konnte die fürchterlichsten Folgen nach sich ziehen. Leider trat dieses Unglück eines Tages auch ein, und Gaddin sprang sich zu Tode.

So mancher Artist muß seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen; und es ist wahrlich kein leichter Beruf, allabendlich, zum Ergötzen der Menge, seine Kunststückchen vorzuführen, die manchmal nur haarstarr am Tode vorbeistreifen. Wenn ihr im Zirkus sitzt und euch die Vorführungen der Artisten anschaut, die manchmal so spielend leicht aussehen, denkt dann wohl einer von euch daran, wie schwer die Leute dort ihr Brot verdienen müssen?



Der Löwenritter

Alt-Wiener Sage von Mathilde Weil.

Im Jahre 1485 wurde die Kaiserstadt Wien an der schönen blauen Donau von dem Ungarkönig Matthias Corvinus hart belagert und mußte ihm schließlich übergeben werden.

Corvinus zog in vollem Glanz in Wien ein und den Schluß seines Zuges bildeten mehrere prachtvollere Löwen und Tiger, die nach damaliger Sitte zur Belustigung der hohen Herren gehalten wurden.

Am einem schönen Märztag des Jahres 1486 fühlte sich Matthias Corvinus nach einem bösen Fieberanfall sehr leidend. Der Hofarzt bat den König dringend, sich zu schonen. Doch Matthias Corvinus sah ihn an: „Warum schickst du mich ins Bett? Mir fehlt nichts. Vom Krankenbett will ich nichts wissen. Das ist etwas für Weiber! Verschaffe mir lieber Zerstreung!“

Da sprach Graf Nostiz, einer der böhmischen Edlen vom Hofe des Ungarkönigs: „Erhabener Herr, gehen wir doch zum Löwenzwinger — es ist bald Fütterungszeit, und da gibt es immer Abwechslung!“ Und der König mit seinem Gefolge tat also.

Die mächtigen Tiere, die schon ihre tägliche Nahrung witterten, streckten mit Gebrüll ihre Pranken durch die Gitterstäbe. „Diese herrlichen Tiere möchte ich einmal im höchsten Zorne sehen!“ jagte Matthias Corvinus.

Da befahl der Schatzkanzler, der dem Grafen Nostiz feindlich gesinnt war, dem Löwenwärter: „Zeigt doch einmal den Löwen ihr Futter, aber gebt es ihnen nicht!“

Der Wärter gehorchte. Er brachte das Fleisch so nahe an den Käfig, daß das Männchen durch das Gitter ein Stück erfassen konnte.

„Nun,“ sprach der Schatzkanzler, „wäre es doch ein Hauptspäß, Majestät, wenn jemand aus Eurem Gefolge den Mut hätte, dem Löwen seinen fetten Bissen wieder zu entreißen. Im grauen Altertume gab es viele Helden, die dergleichen ausführten, nur um ihren hohen Herren zu gefallen.“

Da sprach der König Matthias Corvinus: „Der Einsfall ist fürwahr nicht schlecht! Dich, Rostiz, halte ich für den Kühnsten unter meinen Rittern — du hast schon viele Kämpfe bestanden. Wag' doch einmal einen Strauß mit den Löwen.“

„Graf Rostiz vermag alles!“ riefen die Umstehenden, doch der hinterlistige Schatzkanzler schüttelte das Haupt.

„Ich zweifle nicht an dem Mute des tühnen Grafen Rostiz, doch zweifle ich sehr, daß er dies ausführen kann!“

Da rief der König gereizt: „Ich wette, daß es ihm gelingt. Geh', Rostiz, zeige, daß du der Held bist, für den ich dich halte.“

Graf Rostiz war stark wie eine Eiche und seine Körperstärke war von allen gefürchtet.

Nun sah Rostiz alle die kalten, hohlähehenden Blicke seiner Reider auf sich gerichtet; rasch entschlossen zog er sein Schwert aus der Scheide und betrat furchtlos den Zwinger, in dem die Löwen sich um das Fleisch balgten.

„Her mit dem Haube!“ schrie er die Tiere an; die Löwen erhoben sich drohend und ließen ein dumpfes Gebrüll hören. Rostiz trat zwischen sie, entriß ihnen das Fleisch und verließ festen Schrittes den Zwinger.

Als der junge Graf die eiserne Gittertür hinter sich zuschlug, wurde er von allen Leuten umringt und bealückwünscht. Er aber wich zurück und bleichen Antlitzes, mit tränenden Augen, legte er die Beute vor des Königs Füßen nieder.

„O, Herr!“ sprach er zu Matthias Corvinus gewandt, „warum sehest du das Leben eines treuen Dieners in so freventlicher Weise auf das Spiel? In unzähligen Schlachten und Turnieren bewies ich dir



Rostiz trat ohne Zaudern zwischen die wilden Bestien und entriß ihnen das Fleisch.

meinen Mut — der heutige Scherz war zu ernst! Spaße so mit einem anderen! Ich trete noch heute aus deinem Dienst!“ Und sporenklirrend verließ Rostiz den Burggarten.

Matthias Corvinus sah ihn nie wieder — denn Rostiz begab sich in das Heer des Königs von Polen. —

Seit jener Begebenheit aber führte Rostiz den stolzen Beinamen: der Löwenritter.

Der Fridolin künftig 10 Pf.

Freunde, ihr erinnert euch, daß auf fast jeder Nummer des „Fridolin“ ein anderer Preis stand, obwohl alle das gleiche kosteten. Daran ist die schnelle Entwertung des Papiergeldes schuld, denn die 100 000 Mark, die das letzte Heft kostete, waren genau so viel wert, wie die 6000, die ihr einen Monat vorher für den „Fridolin“ bezahlen mußtet. Um diesen ewig wechselnden Zahlen ein Ende zu machen, habe ich mich entschlossen, eine neue Berechnungsart einzuführen. Euer „Heiterer Fridolin“ kostet fortan den Grundpreis von 10 Pf. × Buchhändler-Schlüsselzahl. Keine Angst, ihr braucht das Rechenexempel nicht selber auszurechnen! Der Verkäufer wird euch sagen, wieviel bei dem Multiplizieren jedesmal herauskommt. Aber die Schlawen unter euch können es nachrechnen. Wie hoch nämlich die Buchhändler-Schlüsselzahl am Tage des Kaufs gerade ist, das steht in allen Zeitungen, oder man fragt, wenn man's nachprüfen will, in irgendeiner Buchhandlung!

Fridolin.



MEISTER DES PUPPENSPIELS

Etwas über berühmte Marionettenspieler von Karl Figdor.

Ja wirklich — es gab und gibt auch in der ganzen Welt berühmte Meister im Puppenspiel. Vielleicht haben ein paar von euch einmal die wunderbaren Marionettenspiele des Münchener Theaters von Papa Schmidt gesehen oder die künstlerischen Spiele, die früher jedes Jahr in Berlin aufstauhten, und mit ihren Wunderpuppen so viele Kinder entzückten. Da gab es Märchen und furchtbare Trauerspiele, in denen einer den anderen totschlug, oder gar die uralte Geschichte vom Doktor Faust, der vom Teufel geholt werden sollte und doch klüger als der Teufel war!

Wer von euch auch nur einmal vor der winzigen, vielleicht einen Quadratmeter

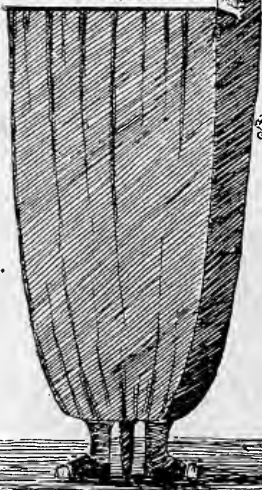
großen Bühne geseffen hat, der wird es gut begreifen, daß auch große Menschen viele hundert Jahre lang ihre helle Freude an diesem winzigen Wunder gehabt, und daß es mächtig schwer sein muß, alle diese beweglichen Puppen so zu lenken, daß sie sich fast wie wirkliche Menschen benehmen.

Man möchte, es gar nicht für möglich halten, wenn man sie so über die Bühne rollen, ihre Verbeugungen machen, miteinander raufen oder sich gegenseitig um den Hals fallen sieht, daß ein einziger Mensch sie alle lenken kann. Und doch ist das der Fall.

Wenn ihr einmal die Gelegenheit dazu habt, dann guckt doch schnell hinter den an drei Seiten — vorn, oben und hinten — offenen Kasten, die „Bühne“. Da seht ihr ein ganzes Gewir von Schnüren! Schnüre, nichts als Schnüre — Schnüre von jedem Glied einer jeden Puppe, nach oben gehend! Und über allem, stehend oder kauernnd, den Herrn Direktor, den einzigen lebenden Menschen inmitten dieser winzigen, quecksilbernen Gesellschaft von Prinzen und Prinzessinnen, von Teufeln und Allerweltszeug aus Pappe, Holz und Farbe. Er meistert jede Bewegung, mit den Händen, mit den Zähnen, mit den Schultern und Gottweißwas. Und spricht dazu noch, schreit, säufelt, brüllt und lacht und weint, wie es eben gerade sein muß, einmal wie ein Mädchen, das sich über den dummen Tölpel da vor ihr lustig macht, weint einmal wie der arme Tölpel selbst, so herzerbrechend, daß man fast selber mitheulen möchte.

Nicht wahr, dazu ist schon so was wie Meisterschaft nötig, um das richtig durchzuführen?

Vielleicht die größten Meister, die es im Puppenspiel gegeben hat, waren die Italiener. Sie führten nicht nur gewöhnliche Theaterstücke auf, mit drei oder vier Personen, sondern ganze Ballettscenen, wobei die Bühne voll

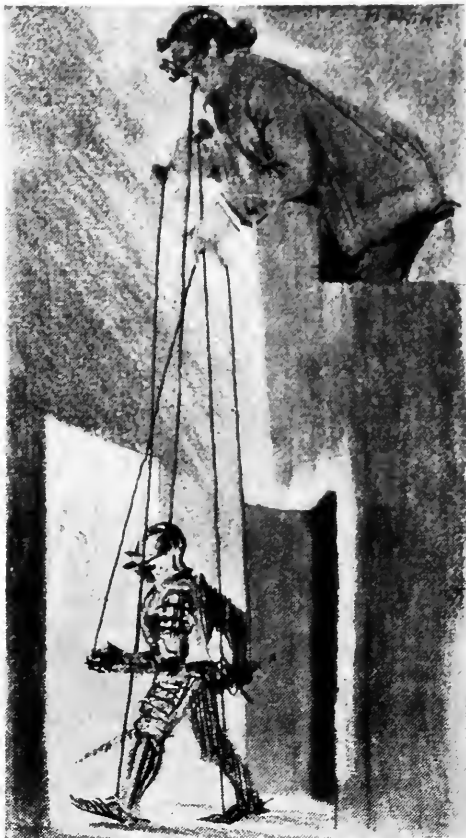


Ein Marionettentheater aus dem 17. Jahrhundert.
Nach einem alten Holzschnitt.

von Hunderten von Mädchen oder Masken war. Sie zauberten auch ganzen Volksmassen Bewegung ein, und man begreift heute gar nicht mehr, wie ein oder selbst zwei Menschen so etwas möglich machen konnten. Oder grenzt es nicht fast an Zauberei, wenn der berühmte englische Schriftsteller Dickens ein solches Erlebnis, das er in Italien gehabt hat, folgendermaßen beschreibt: „ . . . In dem Puppenballett eilt ein Zauberer mit der Braut frisch in dem Augenblick davon, wo sie vor dem Altar beten will. Er bringt sie in seine Höhle und sucht sie zu beruhigen. Sie nehmen auf einem Diwan Platz, und auf einen Wink des Magiers erscheinen musizierende Sklaven, von denen einer krommelt, aber bei jedem Schlage seine Beine trifft. Als diese Unterhaltung seitens der Schönen abgelehnt wird, erscheinen Tänzer. Zuerst vier, dann zwei fleischfarbig gekleidete Solotänzer. Die Art, wie sie tanzen, die Höhe ihrer Sprünge, die unmögliche und übermenschliche Ausdehnung, bis zu welcher sie sich drehen und hopsen, die Einhüllung ihrer ungeschickten Beine, ihr allmähliches Herabschweben auf ihre Zehenspitzen, wenn die Musik es erfordert; dann das plötzliche Zurückziehen des Herrn, wenn die Dame es sollte, und das der Dame, wenn die Reihe an dem Herrn war; dann die Schlussfigur eines Pas-de-deux (eines Tanzes zu zweien) und — das plötzliche Davonfliegen der ganzen Gesellschaft. Nie werde ich mehr ein wirkliches Ballett mit Gleichmut ansehen können . . .“

Uebrigens: auch in England ist das Marionetten-Theater uralt. Es hat eine ganze Zeitlang das wirkliche Theater so gut wie ersetzt. Das war vom Jahre 1649 ab, als die fanatische, religiöse Sekte der Puritaner die Schließung aller Theater in England erzwang, und jeden Schauspieler mit schweren Strafen bedrohte, der öffentlich oder im geheimen auftrat. Da war es das Puppenspiel, zu dem alles strömte. Einer von den damaligen Meistern hatte den schönen Namen Leatherhead (sprich: läserhäd und stoße dabei mit der Zunge an), was ganz das gleiche wie „lederner Schädel“ bedeutet.

Eine Zeitlang später lief alles, groß und klein, in London zu den Marionetten des damals berühmten buckligen „Direktors“ Powell (sprich: páuell), der sich, wie später mancher andere auch, seine Stücke selbst dichtete und zwar erst während



Wie der „Raubritter Cuno“ nur von einem einzigen Mann, der sogar die Fäden zu Hilfe nimmt, bewegt wird.

des Spiels selbst. Er war so witzig, und verspottete Arme und Reiche, Mächtige und Niedere, so großartig, daß man aus dem Lachen gar nicht herauskam, aber ihn auch riesig fürchtete.

In Deutschland bildeten die Puppenspieler früher eine richtige Zunft. Es gab Meister und Lehrlinge. Streng verpönt war, die Stücke aufzuschreiben. Die Lehrlinge mußten sie Wort für Wort auswendig lernen. Wer dies nicht vermochte, galt nicht als vollbürtig!

Eine ganz besondere Blüte erreichte das Marionettenspiel im alten Berlin, vom Jahre 1700 etwa an bis tief in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts. Berühmt war hier vor allem die Gesellschaft von Schulz und Dreher, die Bibeldramen, Ritterstücke und romantische Dichtungen aller Art so



Meister des Puppenspiels.

Ein Puppenduell auf einer Marionettenbühne. Alle Puppen werden von nur zwei Leuten bewegt.

schön herausbrachte, daß allabendlich ihr Theaterchen gedrängt voll war von Leuten der besten Gesellschaft, ja sogar Dichtern und gestrengen Philosophen.

Reizend ist z. B. folgende Ankündigung eines Faustpuppenspiels in Berlin vom 12. November 1807:

Auf vieles Begehren

Doktor Faust

In 4 Aufzügen. Vorkommende Figuren:

Ferdinand, Herzog von Parma; Louise, seine Gemahlin; Fräulein Lucinde, ihre Vertraute; Carlos, Kammerdiener des Herzogs; Johannes Faust, Doktor; Johann Christoph Wagner, sein Famulus; ein Genius; Casperle, als reisender Bedienter; acht Geister: Mephistopheles, Auerhahn, Megera, Ustrot, Polunior, Haribag, Asmodeus, Bihlipuzli. Mehrere Geister.

Mit vielen neuen Flugmaschinen und Verwandlungen. Casperle stellt vor: 1. Einen reisenden Bedienten. 2. Einen angenommenen Diener bei dem Dr. Faust. 3. Einen Teufelsbeschwörer. 4. Einen reisenden Passagier durch die Luft. 5. Einen Nachtwächter. Casperle wird alles anwenden, seine Ökner bestens zu unterhalten.

Viel Gelächter gab es wiederum, etwa 50 Jahre später, im Jahre 1851, als in der Taubenstraße ein Marionettentheater seine Pforten öffnete und eine ganz lächerliche Darstellung von Schillers berühmtesten Dichtung „Don Carlos“ spielte. Bei allem Blödsinn fehlte auch ein bissiger Wit nicht, der die beste Gesellschaft der Reichshauptstadt viele Wochen lang ganz königlich amüsierte. Die Erwachsenen begriffen eben schnell, daß hinter den lustigen Spielereien und Späßen der Gliederpuppen mehr steckte als nur Spaß und Spielerei; daß hier im Kinderspiel manches gesagt werden durfte, was sonst streng verboten war ..

Obwohl also zu wirklichem, gutem und lustigem Puppenspiel Meisterschaft gehört, so ist sie doch auch für einen geschickten Jungen nicht ganz unerreichbar. Sich ein paar Puppen zurechtzuschneiden, anzumalen und zu kleiden, ist keine Hexerei. Freilich: Geduld gehört dazu! Und noch mehr Geduld ist nötig, bevor man alle die Fäden und Drähte, an denen sie hängen, und durch die sie sich bewegen, so zu meistern versteht, daß die Puppen sich wie Menschen benehmen.

Patent der Eltern von Livingston zum Inoffizialkönig

Eine Jugenderzählung von Heinz Welten.

Freunde, ihr findet nachstehend den Anfang der angeklügten spannenden Erzählung, die euch bestimmt gut gefallen wird. Fridolin.

Der drittgrößte Staat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist der Staat Illinois und seine Hauptstadt heißt Chitago; sie ist die zweitgrößte Stadt des ganzen Landes, nur die Stadt New York ist noch größer als Chitago, das am Süden des Michigansees liegt und viele große, breite Straßen, viele Plätze und Parks und Gärten besitzt. Die Hauptstraße von Chitago ist die Statesstreet (Staatenstraße), doch auch die Wabach- und die Michigan-Avenue sind schöne, breite Straßen, in denen große Geschäftshäuser stehen.

Aber auch arme, viele bettelarme Menschen haufen in der schönen Stadt am Michigansee. Sie wohnen im Süden der Stadt, südlich von den Stock-Yards, den riesigen Schlachthöfen, in denen zahllose Kinder und Schweine, Hammel und Rälber täglich geschlachtet, zerteilt, gekocht und gepöfelt werden, um als Konserven hinaus in die ganze Welt zu wandern. Sieben, auch acht Stockwerke hoch sind die Arbeiterkasernen, in denen die Fenster klein sind und dicht beieinanderstehen.

In einer von diesen Mietskasernen lebte John Hillmer mit seiner Frau und seinen vier Kindern, dem 17jährigen Bob, der 15jährigen Mary, dem 14jährigen Peter und der kleinen 8jährigen Hilde.

So schlecht war es den Hillmers nicht immer gegangen. Als der deutsche Matrose Johann Hillmer sich für immer in Amerika niederließ, hatte

er bald eine Stellung als erster Steuermann auf einem Michigandampfer gefunden. Er hatte eine gute Heuer erhalten und sich von erpartem Gelde das kleine Häuschen unten am Seeufer gekauft, in das er sein junges Weib mit berechtigtem Stolze führte. Fünfzehn Jahre hatten sie hier unten am Seeufer gewohnt, und alle ihre Kinder waren hier geboren worden; glücklich, sehr glücklich waren sie in ihrem Häuschen gewesen, bis das große Unglück kam. Mit einem Zusammenstoß zweier Schiffe auf dem Michigansee hatte es angefangen. Zwar war der Steuermann John Hillmer damals ganz unschuldig gewesen, da er sein Schiff vorchriftsmäßig gesteuert hatte. Dennoch hatte das Seegericht ihm einen Vorwurf gegeben, und diesen ungerechten Vorwurf nahm er sich mehr zu Herzen, als es ein anderer getan hätte, und griff jetzt oft zur

Whiskyflasche, um seinen Kummer zu vergessen. Mit der Zeit wurde er ein richtiger Trinker; es ging weiter mit Riesenschritten bergab. Schon nach einem halben Jahre stand er wieder als ein Angeschuldigter vor dem Seegericht, weil er das Schiff hatte auf einen Felsen auflaufen lassen. Damals traf ihn das Urteil mit Recht. Er verlor sein Patent als Steuermann. Und da Hillmer, nachdem er einmal vom Whisky gekostet hatte, nicht mehr von ihm lassen konnte, dauerte es kaum mehr als zwei Jahre, bis alles, auch das letzte verwirtschaftet war.

Erst jetzt gelang es seiner Frau, das Heft in die Hand zu bekommen. Sie bestand darauf, daß

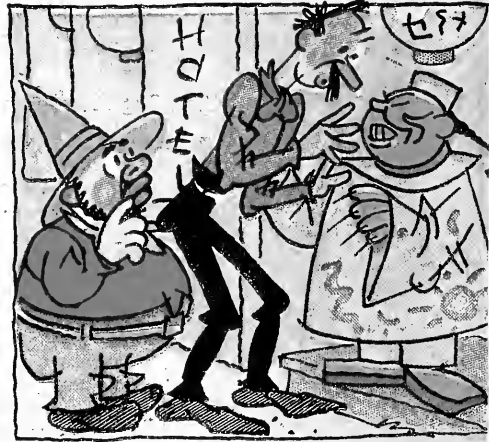


Der Aufseher packte Peter am Kragen und schob den Jungen zur Tür hinaus.

Laatsch und Bommels er



Wie man sich hier verständlich macht,
Ward einem niemals beigebracht.
Serr Bommel büffelt in dem Buch,
Laatsch wagt 'nen anderen Versuch.



Der Herr Portier von dem Hotelle
Wacht grinsend auf des Hauses Schwelle.
Mit Händen und mit Tsching und Tsching
Gelingt gleich die Verständigung.



Es ist zwar etwas ungemütlich,
Doch schläft sich's auf der Matte friedlich,
Bis mit dem ersten Hahnenschrei
Man ihnen Frühstück bringt herbei.



Nun steht es da zu' Ihren Füßen,
Wie aber soll man es genießen?
Nur Stäbchen stecken in dem Reis,
Wie man sie handhabt? Ja, wer weiß!

sie aus dem Hafenviertel wegzogen, hinauf in die Arbeiterstadt, in der sie sich nach Arbeit umsehen sollten. Die letzten Notgroschen gehörten auf die Sparbank und durften nicht angerührt werden. Schon nach zwei Tagen hatten sie alle, er, seine Frau und die beiden Jungen in den Stock-Yards, der größ-

ten Konservenfabrik Chicagos, Arbeit gefunden. Der Lohn war so bemessen, daß sie alle zusammen davon leben konnten.

Der ehemalige Steuermann Hillmer hatte einen Platz als Zubringer in der Fleischezerteilungszentrale gefunden. Er holte aus den Gefrierkammern die Rinderviertel, warf

es Nachtquartier in China



Schon neigt mit eifrigen Geberden
Er vor den beiden sich zur Erden.
Laatsch sagt zu Bommel hoheitsvoll:
„Ich kann chineesisch — siehste woll?“



Der Raum, in welchen man sie führt,
Ist leider gänzlich unmöbliert.
Nicht Bank, nicht Bett, nicht Tisch noch Stuhl,
Chineesisch alles — tahl und tahl.



Der Wirt zeigt ihnen den Gebrauch.
O sicherlich, sie können's auch.
Das wäre ja gelacht, wenn man
Nicht könnt', was ein Chinese kann.



Man tut, als ob man kräftig speiste,
Jedoch der Anzug ist das meiste;
Stirn, Nasenbein und Kinn wird schmierig:
Chineesisch essen ist höchst schwierig!

sie auf einen Karren, brachte sie zum Lift und fuhr mit ihnen hinauf in die Küche, wo riesige, mit heißem Wasser gefüllte Kessel schon bereit standen, um das Fleisch aufzunehmen. Bob Hillmer und seine Mutter hatten bessere Plätze erhalten. Bob war den Wärtern in den Ställen als Hütejunge

beigegeben worden, seine Mutter saß in der Dosenmalerei. Peter, der Kleine, der jünger der beiden Brüder, saß an einem Tisch, doch dieser Tisch war nur klein und über ihm miündete ein über daumendickes Rohr. Rechts vom Tisch stand ein Korb mit leeren Dosen, links von ihm ein Gestell, au

das die gefüllten Dosen gestellt wurden. Denn aus dem dicken Rohr floß unaufhörlich ein mächtiger Strahl halbgeronnenes Fett in die darunter stehende Dose. Das Rohr war so eingestellt, daß sich in zehn Sekunden eine Büchse füllte. Darum mußte Peter gut auspassen; ununterbrochen griff er in den Korb zur Rechten, stellte eine Dose unter das Rohr, schob die gefüllte beiseite und stellte sie auf das Brett. Ununterbrochen. Eine kleine Glocke, die mit dem Fuß bedient wurde, rief einen Träger herbei, der neue leere Dosen brachte und die gefüllten forttrug. In der glühenden Hitze des Sommers brannte Peter der Kopf oft zum Zerspringen, und das süßlich riechende Fett bereitete ihm Uebelkeit. Im Winter froren ihm die Finger an den Metallboxen fest, da der Raum nur wenig geheizt wurde. Chicago aber ist die „Stadt der Winde“, und das Klima in ihr ist ungleichmäßig. Im Sommer klettert das Thermometer bis auf 42 Grad hinauf, im Winter sinkt es bis zu 30 Grad unter Null. Schwer ist es für einen kleinen Jungen, unter solchen Verhältnissen arbeiten zu müssen.

Für Peter war die ganze Welt voller Rätsel und über alltägliche Erscheinungen, die ein anderer kaum mehr sah, zerbrach er sich tagelang den Kopf. Wo waren die Sterne am Tage, da sie erst am Abend erschienen und am Morgen wieder verschwanden? Wie war es möglich, daß ein dünner Roggenhalm eine schwere Mehre tragen konnte, ohne zusammenzubrechen? Es war fast so, als ob man einem hohen Fabrik-schornstein oben eine schwere Sitzuglokomotive anhängen würde. Der Schornstein würde natürlich sofort zusammenzubrechen. Mit solchen und ähnlichen Fragen beschäftigte sich Peter ununterbrochen, selbst wenn er seine Dosen füllte.

So kam es eines Tages, wie es kommen mußte. Als er an einen Montagmorgen seinen alten Platz in der Fettseiderei aufsuchte, saß ein fremder Junge auf seinem Platz, zeigte ihm lachend seine gelben Zähne, streckte ihm, da er noch immer nicht verstand, die Zunge heraus; und schon erschien auch der Aufseher und bedeutete ihm, daß er seines Weges gehen möge, da die Stock-Yards keine Arbeit mehr für ihn hätten.

Eine Minute lang stand Peter wie versteinert. Er starrte den Aufseher an, der ihn ärgerlich brummend am Kragen packte und aus der

Tür schob. „Scher dich deiner Wege! Solche Burschen können wir hier nicht brauchen. Fast für einen halben Dollar hast du am Samstag Fett überfließen lassen. Verdammte Wirtschafft das!“

Peter taumelte, hielt sich an einem Pfoften fest. Krachend fiel das Gitter hinter ihm zu. Er stand draußen. Zehn, zwölf Minuten starrte er durch das Gitter und verstand noch immer nicht, was mit ihm vorgegangen war. Jetzt erst fiel ihm ein, daß der Bursche, der da drin auf seinem Platz saß, Sam Fogy, der Dosesträger, war, der ihn schon lange um seinen Platz beneidet hatte, weil er still sitzen durfte, während jener immer treppauf, treppab laufen mußte. Und jetzt saß Sam Fogy auf seinem Platz! Am vergangenen Sonnabend hatte er — es war nicht zum erstenmal geschehen — einen Augenblick lang nicht aufgepaßt. Da war eine Dose übergelaufen, und das Fett war auf den Tisch geflossen. Hochklopfenden Herzens hatte er die ganze Zeit bis zur nächsten Pause dageessen und hatte sich gefreut, daß in der kritischen Zeit kein Aufseher kam, so daß er in der Pause den Platz säubern konnte. Wie eine Zentnerlast war es ihm da vom Herzen gefallen, und den ganzen Sonntag über war er froh und glücklich gewesen, so froh, wie nur ein Mensch sein kann, der aus einer schweren Gefahr sich gerettet sieht. Selbst dem Vater war es aufgefallen, wie lustig und ausgelassen er am Sonntag gewesen war, obgleich der Vater sich sonst nur wenig um ihn kümmerte.

Jetzt wußte er, daß seine Freude grundlos gewesen war. Dicke Tränen rannen auf seine Wangen nieder. Er kauerte auf dem Brellbock vor dem Tore und schaute hinüber in die großen Hallen.

Seine Augen weiteten sich, sein Mund öffnete sich zum Schrei und schloß sich wieder, ohne ein Wort zu formen. Der Vater schlug ihn tot, wenn er nach Haus kam und fragen mußte, daß sie ihn davongejagt hatten. Wie im Fieber schlugen ihm die Zähne gegeneinander, und sein Herz klopfte bis in den Hals hinein. Was sollte er seiner Mutter sagen? Eine Steilsalte grub sich tief in seine Stirn und gab seinem Gesicht einen entschlossenen Ausdruck. Nein, nach Haus konnte er so nicht zurückkehren, nicht, bevor er einen neuen Arbeitsplatz gefunden hatte. Aber würde es denn so schwer sein, einen neuen Platz zu finden? Gab es nicht eine ganze Menge Jungen in Chicago, die jünger waren



Peter der Kleine.

Peter blickte erwartungsvoll auf den alten Pförtner, der ihn prüfend anschaute.

als er und längst auf eigenen Füßen standen? Auch Foggy, der ihm seinen Platz gestohlen hatte, war jünger als er, und war doch längst ein selbständiger Mensch. Er war vor drei Jahren seinem Vater in Frisco fortgelaufen, war als blinder Passagier nach Chicago gekommen und hatte auf den Höfen Arbeit angenommen. Er hatte seine Schlafstelle, lebte als sein eigener Herr und hatte nach niemand zu fragen. Warum sollte er das nicht auch können?

Er erhob sich und hummelte langsam die Straße hinunter. Er wollte eine Stelle annehmen, die ihm wenigstens sechs Dollar einbrachte. Dann zahlte er einen Dollar für die Schlafstelle, drei Dollar für das Essen und behielt noch zwei Dollar für andere Ausgaben übrig. Vielleicht gab er einen davon der Mutter; dann würde sie wohl zufrieden sein. Dem Vater würde er nicht sonderlich fehlen, wenn er weg wäre, auch den Geschwistern nicht, nicht Bob, der nur von seinem Buchmacherbüro träumte, das er später eröffnen wollte, nicht der angehenden Heilsarmeeadrettin Mary und nicht der Sidalla, wie er seine kleine Schwester Hilde zärtlich nannte. Aber der Mutter würde er fehlen. Sie würde in Sorge um ihn sein, wenn er nicht heimkehrte. Aber er würde eine neue Stelle annehmen und sofort der Mutter schreiben. Dann wußte sie, daß er Arbeit hatte und wußte auch seine Adresse. Sie konnte ihm antworten, sich mit ihm treffen. Sie brauchte sich nicht mehr um ihren Jungen zu ängstigen.

Da packte ihn ein neuer Schreck. Aber wie sollte er ihr den Brief zustellen? Worauf sollte er ihn schreiben? Er besaß ja nicht einen Cent.

Eine tiefe Ratlosigkeit überfiel ihn. Er sah nicht die Menschen, die an ihm vorbeieilten; er stierte geradeaus, immer geradeaus. Und geradeaus liefen auch seine Füße; er gab ihnen keine Richtung. Er wußte kaum, wo er war und wo er ging.

Auf einer leeren Bank im Lincolnpark ließ er sich müde nieder, um ein wenig auszuruhen und in Ruhe weiter zu denken. Er atmete in vollen Zügen die würzige, balsamische Luft und zog sein Brot aus der Tasche, obwohl er noch keinen Hunger hatte. Mechanisch aß er langsam Bissen um Bissen. Kleine Vögel flatterten herbei, hüpfen auf dem Kies hin und her und bettelten um einige Brocken. Dann griff er in seine Tasche, suchte nach verlorenen Krümeln, die er ihnen noch zuwerfen wollte. Plötzlich griffen seine Finger ein kleines, rundes Metallstück; er nahm es heraus und lächelte. Er hatte nicht gewußt, wie er der Mutter die Botschaft zustellen sollte? Trug er nicht immer ein Fünf-Cent-Stück bei sich, um mit der Straßenbahn fahren zu können, wenn ein plötzliches Unwetter ihn auf seinem Wege überraschte? Obwohl die Mutter sehr scharf rechnete und kein Cent unnütz ausgegeben werden durfte, sorgte sie doch immer dafür, daß er sein Fünf-Cent-Stück in der Tasche hatte. Denn in Chicago züngeln oft aus heiterem Himmel die Blitze; in wenigen

Minuten ballen sich die Wolken zusammen und rauschen die Platzregen nieder, die jeden Menschen trotz Schirm und Mantel bis auf die Haut durchnässen.

Er atmete befreit auf, erhob sich, verließ schnell den Park und begab sich auf das nächstgelegene Postamt, um einen Kartenbrief zu kaufen. In wenigen gedrängten Worten teilte er der Mutter alles mit.

Jetzt hieß die nächste Aufgabe: einen neuen Arbeitsplatz suchen. Schnell schritt er aus, um zur rechten Zeit in das Fabrikviertel zu kommen. Die große Uhr im Postamt hatte ihm gezeigt, daß in zehn Minuten die allgemeine Frühstückspause in den Fabriken begann. Diese Zeit wollte er nutzen. Denn da hatten die Aufseher am besten Muße.

Als die Sirenen und Dampfpfeifen das übliche Signal gaben, stand er in der Pförtnerloge einer großen Automobilfabrik, drehte seine Mühe zwischen den Händen und schaute erwartungsvoll auf den alten Mann mit dem langen weißen Bart, der eine Pförtnermütze auf dem Kopf hatte und ihn prüfend anblickte.

Der Alte winkte ihm mit der Hand. „Komm mit!“

Hoffnungsvoll schritt er hinter ihm her, über einen großen Hof, dann durch eine lange, breite Halle, in der viele, neue Automobile standen, und schließlich in das eigentliche Fabrikgebäude. Vor einem großen Tor hielt der Alte. „Abwarten! Ich werde dich anmelden.“ (Fortsetzung folgt.)

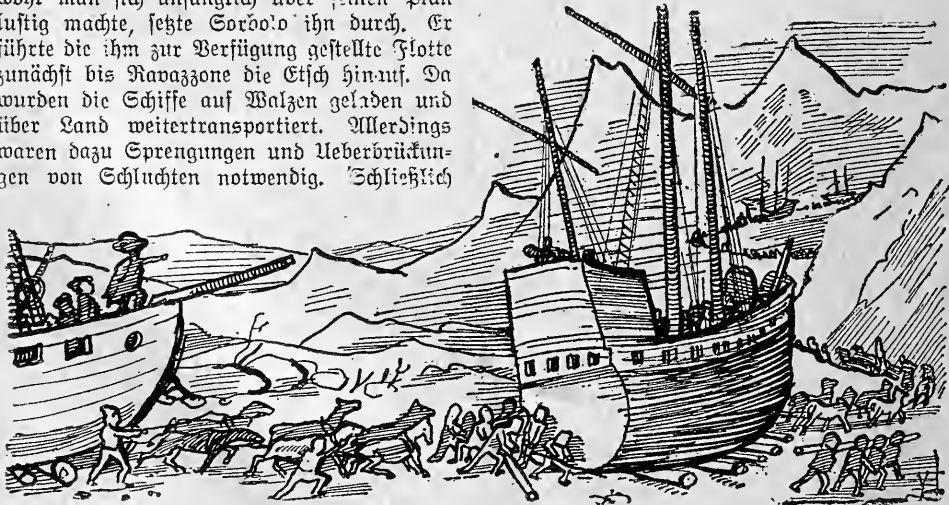
Wie einst ein Admiral mit seiner Flotte über die Alpen zog

Aus der Zeit der Kämpfe zwischen Mailand und Venedig.

Eines der interessantesten Ereignisse in den Kämpfen zwischen Mailand und Venedig im Jahre 1439 war wohl der Alpenübergang einer kleinen venetianischen Flotte.

Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand hatte mit seinen Truppen und einer Anzahl stark bewaffneter Fahrzeuge den Gardasee in seiner Hand. Um ihm dort wirksam beizukommen, machte der Venezianer Sorbolo seinem Feldherrn Gattamelato den Vorschlag, mit Schiffen über die Alpen zu gehen. Obwohl man sich anfänglich über seinen Plan lustig machte, setzte Sorbolo ihn durch. Er führte die ihm zur Verfügung gestellte Flotte zunächst bis Ravazzone die Etsch hin-auf. Da wurden die Schiffe auf Walzen geladen und über Land weitertransportiert. Allerdings waren dazu Sprengungen und Ueberbrückungen von Schluchten notwendig. Schließlich

gelangte man aber doch bis Mori. Von da aus ging es über 300 Fuß tief zum Gardasee hinab, wobei die Schiffe mittels Ankerketten und Binden zu Tal gelassen wurden, sehr zur Verwunderung der Umwohner, die plötzlich die venetianischen Kriesschiffe von den Klüften des Monti Baldo herabgleiten sahen. In fünfzehn Tagen hatte der geniale Sorbolo sein Unternehmen durchgeführt und der Republik Venedig damit einen großen Dienst geleistet.



Ein 120 jähriger Papagei ★



Wie er aussieht, der Kerl? Als ob er sich gerade einen Kahlkopf habe schneiden lassen. Für alles Geld der Welt. Und dabei ist es nur sein hohes Alter, das ihn der Haare beraubt hat. 120 Jahre zählt der Papagei. Wenigstens nachweislich. Ob er noch mehr auf seinem Rücken trägt, ist schwer zu beurteilen.

Stellt euch einmal vor, was der alles erlebt und gesehen hat. Den Krinolinenvrock und den Riesenfederhut. Die Schlacht bei Waterloo und Goethes Tod. Die alte Postkutsche und die erste Eisenbahn. Eine Petroleumfunzel und strahlende Vogenlampen. Wenn er nur seine Eindrücke erzählen könnte! Aber er bringt nichts weiter heraus als „hurra!“ und „bravo, bravo“. Das ruft er zu jeder passenden Gelegenheit. Zum Beispiel heute, wenn er seine Photographie im „Friedolin“ abgebildet sieht.

Ein 120jähriger Papagei: das Tier kannte den Ur-Urgroßvater der Familie, in der es jetzt lebt.

Gleichgültigkeit

Ein Major wollte einst an einem nassen Tage ausgehen und klingelte nach seinen Stiefeln. Sein Bursche brachte sie ihm, jedoch ohne sie vorher gereinigt zu haben.

„Warum hast du die Stiefel nicht gepuht?“ fragte sein Herr.

„Ich dachte, es wäre nicht der Mühe wert,“ antwortete der Bursche, „sie sind ja doch gleich wieder schmutzig.“

Der Major zog die Stiefel an, wie sie waren. Einige Augenblicke später hat ihn der Diener um den Speisekammer Schlüssel.

„Wozu willst du ihn haben?“, fragte der Major. — „Um mein Frühstück zu holen.“

„Ach,“ meinte darauf der Major, „das lohnt sich ja gar nicht, in zwei Stunden bist du doch wieder hungrig,“ und ging mit dem Schlüssel in der Tasche fort. K—H. Gr.

Onkel Otto zaubert!



Freunde, habt ihr eine Schwester, dann bittet sie doch einmal um ihren Taschenspiegel.

Ich will euch nämlich zwei hübsche Kunststückchen verraten, die ihr mit dem Spiegel ausführen könnt. Ihr nehmt den

vorher blankgeputzten Spiegel in die Hand, laßt einen Tropfen Wasser darauffallen und legt in diese nasse Fläche ein Uhrglas, mit der gebogenen Seite nach unten. Was geschieht? Das Uhrglas fängt regelrecht zu tanzen an. Nicht Shimmy oder Foxtrott, sondern einen guten, biedereren Walzer. Schneidet ihr noch ein paar lustige Figuren aus, klebt sie auf das Uhrglas drauf, dann drehen sie sich munter im Kreise. Und nun wischt ihr schlenkigst den Spiegel trocken, so trocken es nur irgend geht. Vorher habt ihr euch ein Stückchen ungebrannten Speckstein schenken lassen (jede Fabrik, in der Glas gebrannt wird, könnt ihr darum bitten) und

zeichnet nun eine ganz tollkühne Figur auf die Glasfläche des Spiegels. Dann wischt ihr sie mit einem trockenen Lappchen wieder ab, so daß sie nicht mehr zu sehen ist. Nun zeigt ihr euren Freunden den Spiegel und erzählt, ihr könntet durch euren Mund die wunderbarsten Gebilde auf dem Spiegel erscheinen lassen. Die lachen euch weiblich aus. Ihr laßt sie ruhig gewähren, und haucht nur ein paarmal tüchtig auf das Glas. Da erscheint eure vorher gezeichnete Figur in ihrer ganzen Lieblichkeit, zum Erstaunen der ungläubigen Freunde und zu eurem eigenen Ergötzen.

Und da wir nun einmal beim Zeichnen sind, so seht euch gleich hin und malt einen wundervollen Fisch, der eingeschnittene Schwanzflossen hat, die in einer kleinen kugelförmigen Öffnung auslaufen. Dann schneidet die Umrisse der Zeichnung sauber aus und legt den Fisch auf den Wasserspigel eines Waschbeckens. Vorsichtig läßt ihr nun von einem Draht oder Hölzchen aus einen Tropfen Del in die kugelförmige Öffnung laufen. Und siehe da: der Fisch fängt an, in den merkwürdigsten Windungen das Waschbecken zu durchsegeln. Nimmt man mehrere Fische, so kann man ein richtiges Wett-Winden veranstalten. Onkel Otto.

Aus Onkel Soldis Witzkiste

Liebe Freunde,

ich werde einmal besonders tief in meine Witzkiste greifen. Achtung!

Ein Eismann hatte eben ein paar schöne, große Blöcke aus seinem Wagen herausgenommen und sie auf den Bürgersteig gelegt, um sie in einem Haus abzuliefern. Da es aber sehr heiß war, ging er erst schnell ein Glas Bier trinken; als er nun wieder zurückkam, saß ein kleiner Junge weinend auf einem der Eisblöcke. „Willst du machen, daß du fortkommst, insamer Bengel! Du schmilzt mir ja mein Eis!“ schrie der Rutscher wütend. Der Kleine rührte sich aber nicht, sondern sah unter Kränen den drohenden Mann an und fragte:

„Waren Sie auch mal 'n kleiner Junge?“

„Du Frechdachs, wirst du gleich . . . natürlich war ich . . .“

„Und da haben Sie auch mal die Schule geschwänzt?“

„Ja.“ nickte der Eismann, noch immer wütend.

„Und Vater hat den Hohesock genommen und . . .“

„Na-ob. Ich verstehe. Bleib' man ruhig noch'n bißchen sitzen,“ sagte der Eismann da ganz freundlich. — Das war ein netter Rutscher, was? Der wußte, wie das brennt.

Onkel Soldi.



Rätsel-Ecke

Silberrätsel.

Aus den Silben:

chard — er — er — horn — ki — Ma —
 lo — nach — was — ur — o — er —
 se — sen — söl — te — luel

sind acht Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben (s ist als ein Buchstabe gerechnet). Die Wörter bedeuten:

1. Vergnügungsstätte, 2. Stadt in Thüringen, 3. Dichtart, 4. Schwimmvogel, 5. männlichen Vornamen, 6. Gestalt aus einem Shakespeare-Drama, 7. Teil einer Burg, 8. Metall.

Fridolins Lachkabinett

Elli stürzt ins Zimmer und ruft: „Vati, zu deinem Geburtstag schenke ich dir einen Rasiernapf.“

„Aber Kind, ich habe doch einen.“

„Nein, den habe ich eben hinfallen lassen.“

*

„Na, Max, was hast du morgen vormittag zu tun?“

„Ach, ich muß noch einige Kleinigkeiten bereuen.“

*



Ein Ochse soll geschlachtet werden. Und zwar von einem Schlächtermeister, der leider heftig schießt. Als der Meister zuschlagen will, fragt der Lehrling, der den Ochsen halten muß: „Meister, hauen Sie immer hin, wo Sie hinsehen?“

„Gewiß.“

„Sie, dann laß' ich den Ochsen lieber los!“

*

„Seinz, wen hast du lieber, mich oder Mama?“

„Das sag' ich nicht, sonst krieg' ich von dir Hauel!“

*

Das Ganze ist Fleisch, und wenn man den ersten Buchstaben wegläßt, ist es auch Fleisch.

[p]!r]qno(r)

Fluß und Dichter.

Weit in Sibirien ist es ein Fluß,
 Mit „u“ ein Dichter, nun made die Ruß

Gleichklang.

Eins — zwei ist niemals zu,
 Und drei fließt durch das Land,
 Das Ganze kennst als Künstler du,
 Doch auch als Stadt im Hessenland.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 25

Silber-Rätsel:

Mit Sped fängt man Mäuse.

1. Montag, 2. Infett, 3. Tamtam, 4. Sahara, 5. Polen, 6. Evangelium, 7. Cholera, 8. Kommode, 9. Fuchsbau, 10. Aeneas, 11. Niere.

Gib acht: Miene, Biene.

Ich jag's im guten: Händel.



Lehrer: „Nenn mir heiße Länder.“

Erster Schüler: „Ost- und Westindien.“

Lehrer: „Gut. Wer weiß noch welche?“

Zweiter Schüler: „Die Knobländer.“

*

Dame (zu einem Bettler): „Warum betteln Sie? Hoffentlich wollen Sie das Geld nicht vertrinken?!“

Bettler: „Nein, ich will mich fotografieren lassen.“

*

„Fritz, kann dein Brüderchen eigentlich schon reden?“

„Nein, Onkel, das braucht es auch gar nicht. Es braucht nur zu brüllen, dann kriegt es alles, was man sich nur denken kann.“

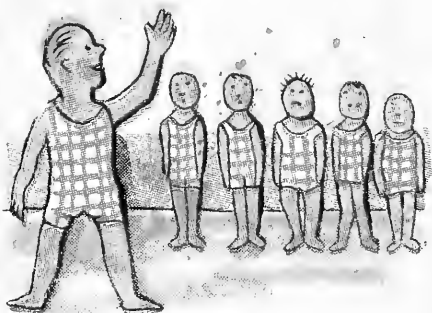
*



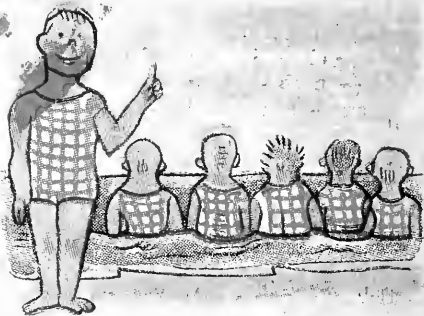
Lehrer: „Die Erde ist eine Kugel und dreht sich beständig. Weshalb fallen wir da nicht?“

Paul: „Weil wir uns weh tun würden.“

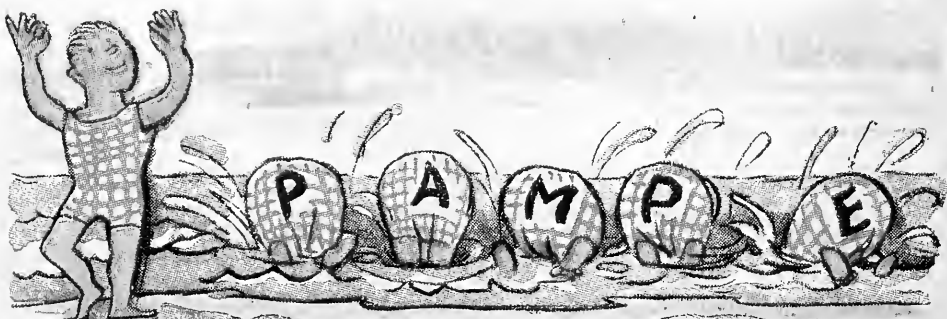
Neues von dem kühnen Schwimmer Pampe



Der Benjamin, vergnügt wie immer,
Führt strahlend vor fünf kühne Schwimmer.
Fünf stramme Burschen, wie man sieht,
Die stehen fein in Reih' und Glied.



Drauf spricht er rasch der Worte zwei
Zum hochgeehrten Publika:
Ein paar Minuten ihm zu weih'n,
Man wird' es sicher nicht bereu'n.



Sere Pampe, in der Schwimmer-Belle,
Läßt sich nun wiegen von der Welle;
Bald sprengt er wie ein junges Fohlen
Und macht die tollsten Kapriolen.

Zuletzt gibt's noch 'ne Ueberraschung:
Nach höchst vergnügter Wellenwaschung
Entsteht dem feuchten Element
Der Name, welchen jeder kennt.



Der teure Name ist die Lösung
Zu allgemeiner Beifallstzung.
Man feiert als den Helden ihn
Und ruf: „Hoch unser Benjamin!“



Jedoch das Auge der Gesetzes,
Das findet: solcher Lärm verkeh' es,
Man nimmt den Helden am Schlafittchen
Denn Ruhestörung führt ins Rittchen.